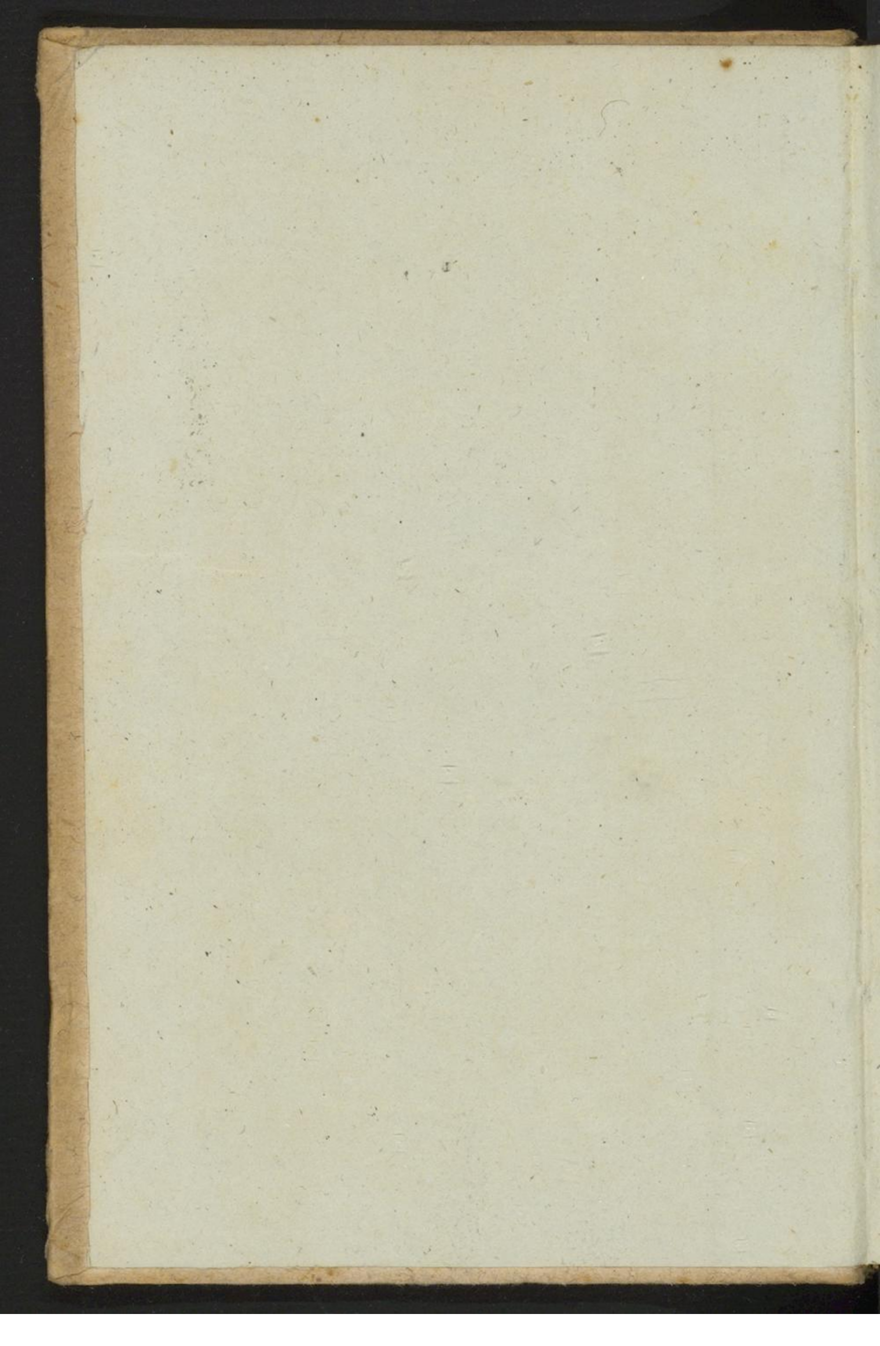
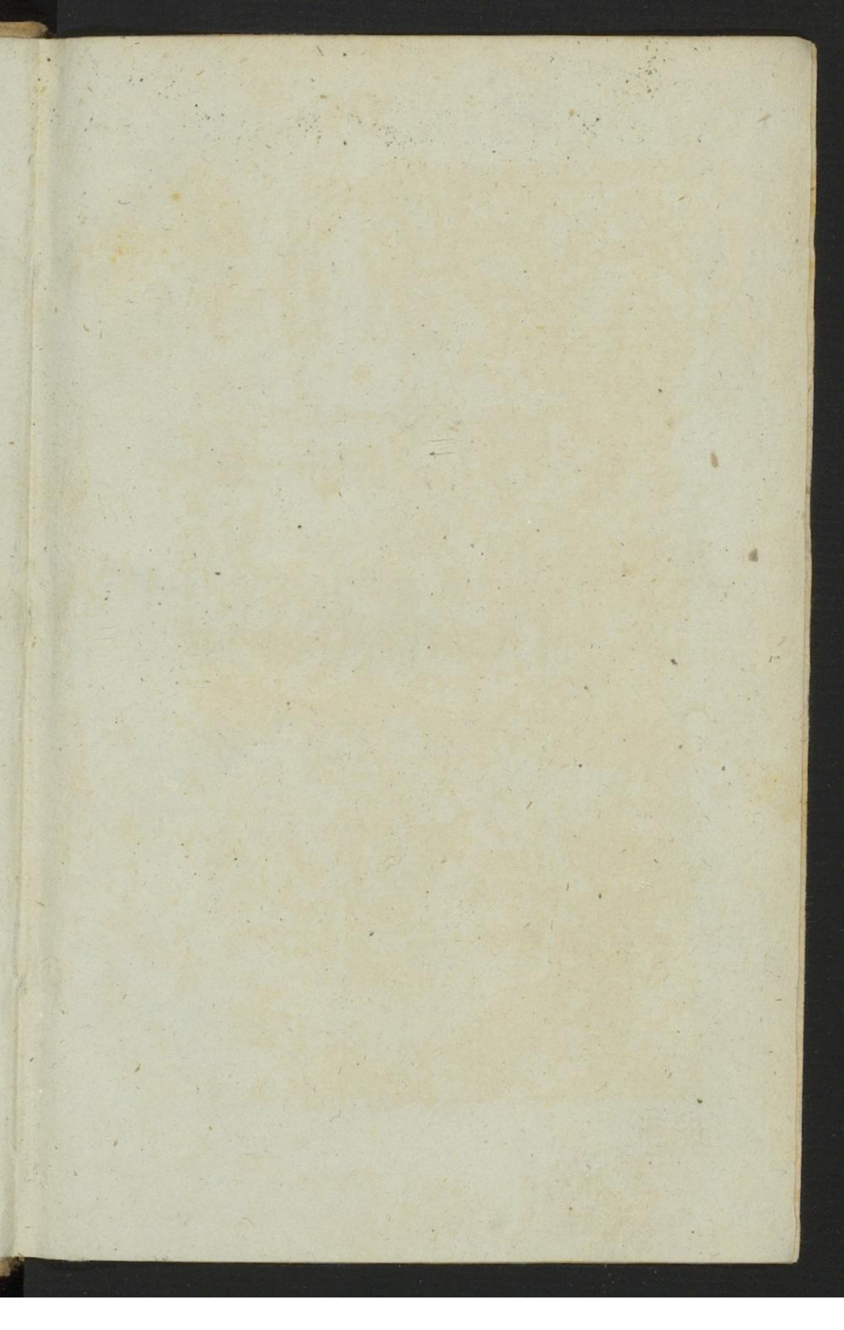
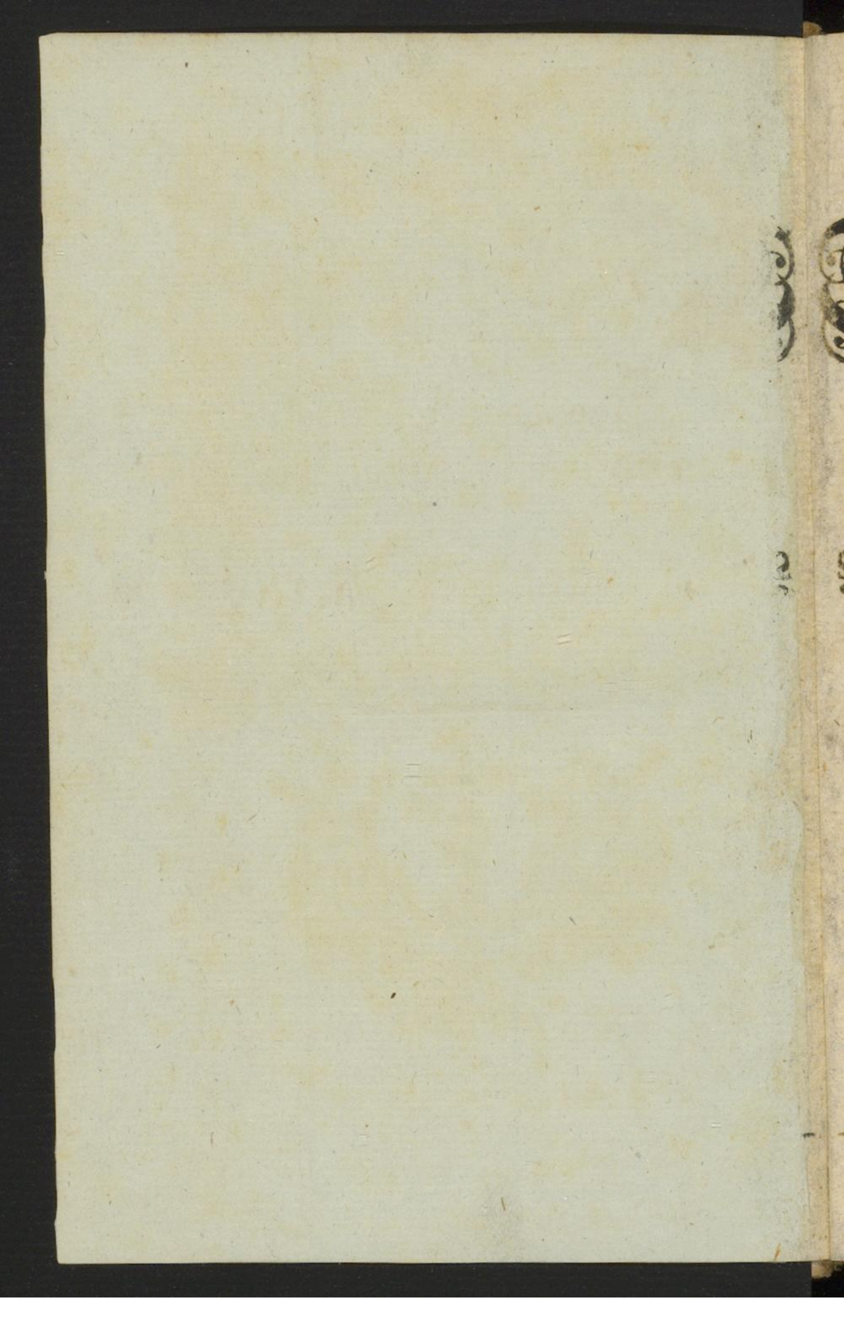

STADT-BIBLIOTHEK
ZÜRICH.







Sammlung
Vermischter


Schriften,

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Erstes und zweytes Stück.

Leipzig 1748.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Vorrede.

Das Publicum wird aus dem sechsten Stücke des vierten Bandes der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, und zwar aus der Nachricht, welche diesem Stücke angehängt ist, sich zu erinnern wissen, daß sich die zeitherigen Verfasser derselben entschlossen hatten, mit ihren Arbeiten entweder einen langen Stillestand, oder vielleicht gar den Schluß zu machen. Es waren mit den Verfassern Veränderungen vorgefallen, welche eine längere Fortsetzung ihrer Schriften nicht zu erlauben schienen. Nachdem aber die Hindernisse, die aus den damaligen Umständen herrührten, gehoben sind, so unternehmen wir in dieser neuen Sammlung wieder eine Arbeit, die für uns allezeit mit Vergnügen begleitet gewesen ist.

Wir haben zwar schon seit langer Zeit den Entschluß gefaßt gehabt, un-

sern Lesern einige stärkere Schriften von uns selbst, und auch einige größre Werke der Ausländer in unsrer Sprache mitzutheilen, unsre Uebersetzungen aber durch einen langen Fleiß so einzurichten, daß sie sich von andern unterscheiden möchten. Wir erfüllen die Zusage, die wir diesem Entschlusse gemäß öffentlich gethan haben, itzt durch die Uebersetzung eines englischen Heldengedichtes vom Herrn Glover, wovon in Engelland schon vier starke Auflagen gemacht worden sind, und überlassen der Welt das Urtheil, wie glücklich unser Versprechen erfüllt worden ist. Damit aber die Leser nicht ermüdet werden, wenn sie immer nur so große Schriften erhielten, so wird man sich bemühen, in die folgenden Stücke dieser Sammlung eben die Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu bringen, welche der Welt in den von uns geschloßnen Neuen Beyträgen nicht unangenehm war.

Man wird darauf sehen, daß sich unsre Arbeit immer gleich bleibe; wir sind schon gewohnt, und vielleicht ist es schon vielen bekannt, daß wir dem Urtheile der Welt nichts überlassen, was nicht von uns schon die strengste Critik ausgestanden hat. Das Urtheil der Welt bleibt darum allezeit frey; denn eigne Augen irren doch zuweilen, wenn sie sich auch noch so sehr bemühen, richtig zu seyn. Der ganze Vorzug dieser Sammlung vor unsern Beyträgen wird nur darinnen bestehen, daß die Stücke derselben ordentlicher, als vordem, herauskommen sollen.

Wir haben aus dem Meßverzeichnisse gesehen, daß sich einige finden, welche die von uns geschloßnen Neuen Beyträge fortsetzen wollen. Obgleich dieses manchem ein Eingriff in unsre Rechte zu seyn scheinen könnte, weil es bey einem jeden allein stehen sollte, seine Schriften zu schließen, oder fortgehen zu lassen, so können wir doch ver-

 sichern,

sichern, daß wir ihren Arbeiten mit Vergnügen entgegen sehen, und wir lieben den Geschmack so sehr, daß es uns nicht zuwider seyn wird, wenn sie uns zurück lassen. Das Urtheil steht bey der Welt, und darum muß so wohl uns, als ihnen, daran gelegen seyn, daß wir uns keines fremden Ruhmes bemächtigen, und sie den ihrigen nicht verlieren, wenn wir die Welt glauben ließen, daß die ehemaligen Verfasser der Neuen Beyträge auch die Fortsetzer derselben wären. Wir erklären uns also hiermit öffentlich, daß kein einziger von uns in die folgenden Bände der Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes arbeiten, sondern alles, worüber ein jeder die Urtheile der Welt zu haben verlangt, in die Sammlung vermischter Schriften geben werde.

Leonidas.

Leonidas.

Ein Heldengedicht.

- - Θανεῖν δ᾽ οἷσιν ἀνάγκα
Τί κε τις ἀνώνυμον γῆρας ἐν σκότῳ
Καθήμενος ἕψοι μάταν, ἁπάντων
Καλῶν ἄμμορος;

Pind. Olymp. Od. I.

Aus dem Englischen übersetzt.



Vorbericht
des Uebersetzers.

Dieses Gedicht des Herrn Glovers ist zuerst im Jahr 1737. zu Londen herausgekommen, und sowohl von den Landsleuten des Verfassers, als auch von den Ausländern mit dem ausserordentlichen Beyfalle aufgenommen worden, den es nicht allein von allen Kennern der erhabensten Dichtkunst, sondern auch von allen Verehrern des größten Geistes und der höchsten Tugend verdient. Man hat es daher 1739. schon zum viertenmal aufgelegt, und diese Ausgabe habe ich zu meiner Uebersetzung gebraucht. Nicht lange nach der ersten hat der gelehrte und scharfsinnige Herr Pemberton

ton bey Gelegenheit dieses Gedichts * Anmerkungen über die Dichtkunst, insonderheit über die epische, herausgegeben, worinn er die Schönheiten des Leonidas entwickelt, und ihn allen künftigen epischen Dichtern zum Exempel vorstellt. Es sind auch bereits in französischer Sprache zwo prosaische Uebersetzungen davon erschienen, die eine zu Haag, die andre zu Genf, wovon die erste die richtigste seyn soll; und die Bibliotheque Britannique hat im 1. Theile des 9. Bandes einen weitläuftigen Auszug aus demselben gemacht. Man hat also Ursache sich zu verwundern, daß unsre deutschen Gelehrten sich bisher keine Mühe gegeben haben, ein Gedicht näher kennen zu lernen, welches schon durch seinen Titel einige Aufmerksamkeit erweckt, und durch seinen innerlichen Werth unsre größte Hochachtung fordert; welches schon, als ein Heldengedicht, merkwürdig ist, und dann auch unter den Heldengedichten, die nach dem

Homer

* Obseruations on Poetry, especially the epic, occasioned by the late Poem upon Leonidas.

Homer und Virgil geschrieben sind, vielleicht den ersten Platz verdient. Doch was ist es Wunder, da selbst Homer und Virgil, die nun schon von so vielen Jahrhunderten gelesen worden, unsern meisten Gelehrten, nur durch Hörensagen, nur der Sprache und dem Sylbenmaße nach, bekannt sind?

Herr Glover hätte zu seinem Ruhm und zum Nutzen seines Vaterlandes in der ganzen weltlichen Geschichte keinen würdigern Helden antreffen können, als den Leonidas. Diese Wahl, die, dem Ansehn nach, so leicht ist, und worauf doch niemand vor ihm gerathen, macht ihm allein schon Ehre. Wie groß findet oder schafft er nicht seinen Helden? Und wie groß zeigt er dadurch sich selbst nicht? Leonidas thut bey ihm alles, was in den meisten Heldengedichten die unentbehrlichen Götter thun müssen. Braucht er wohl eine Gottheit zum Beystande herzurufen, da er aus einem Menschen fast einen Gott zu bilden weiß? Welchen Reichthum heroischer Thaten und edler Empfindungen entdeckt er nicht in dieser kleinen Geschichte? Er läßt, so zu

reden,

reden, keinen Augenblick von dieser kurzen Zeit, in welcher diese wichtige Begebenheit vorgegangen, leer und ungebraucht verstreichen. Alles ist voller Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande, alles ist voller Tugend. Man sieht überall, daß seine eigne erhabne Seele seine Muse gewesen seyn muß. Er gleicht seinem jungen Helden Dithyrambus, der sich dem Leonidas mit solcher Ehrfurcht nähert, als wenn alle Begriffe von seiner eignen Größe sich in Ehrerbietung verlohren hätten, und der doch zugleich sein edles Herz in seinem Angesichte zeigt. Die verschiednen Stellungen, worein er seine Helden setzt, und die Sitten, die er ihnen nach ihren verschiednen Charaktern giebt, können nicht glücklicher erfunden werden, und nicht einnehmender seyn. Die Schreibart ist durchgehends so männlich, so episch, als die Homerische oder Virgilische. Hier ist ihm seine ganze Sprache zu Hülfe gekommen, welche wegen ihres Nachdrucks, ihrer Mannichfaltigkeit, der Freyheit in den Wortfügungen, und wegen ihrer Kühnheit, mehr als irgend eine andre von den neuern

Spra-

Sprachen, für epische Gedichte gebohren zu seyn scheint. Ich halte es für eine Verwegenheit, daß ich ihn in Prosa übersetzt habe, wo die Harmonie und Majestät des Sylbenmaßes, die in meinem Originale der Pracht und Hoheit der Gedanken anständig ist, und die auch fast ein wesentliches Stück der epischen Poesie ausmacht, größtentheils verlohren gehen muß, wenn man noch eine genaue und fast buchstäbliche Uebersetzung davon machen will, als ich, nach meinen und meiner Muttersprache Kräften, zu liefern gesucht habe. Ich würde es aber für eine noch größere Verwegenheit halten, wenn man ihn in Verse übersetzen wollte. Ich wünschte nur, daß ich den Leonidas so übersetzt haben könnte, wie ich ihn gefühlt habe, oder daß meine Leser, die der Englischen Sprache nicht kundig sind, (denn allen übrigen rathe ich, lieber das Original zu lesen) daß sie bey meiner Prosa wenigstens die Hälfte des Vergnügens empfinden möchten, das man in den Versen des Herrn Glovers findet. Allein die Leser eines jeden epischen Gedichts müssen, (nach der Anmerkung der

Herren

Herren Richardson in ihrem Lobe des Miltonschen verlohrnen Paradieses) weder träge, noch ganz unwissend seyn. Ich setze noch hinzu, sie müssen etwas von dem edeln Geiste des Dichters haben, den sie empfinden sollen. Kann ich mir also wohl viel Leser, selbst unter den sogenannten Gelehrten, versprechen?

Um meine Gedanken von diesem Gedichte zu rechtfertigen, will ich noch das Urtheil hersetzen, womit die Verfasser der Bibliotheque Britannique ihren Auszug aus demselben anfangen, zumal, da auch eine Nachricht von der Person des Herrn Glovers darinn vorkömmt. „Die Natur des Epischen Gedichts, die „kleine Anzahl derer, die in dieser Art „der Poesie glücklich gewesen sind, ob sich „gleich viele, und zwar mit sehr großer „Geschicklichkeit, daran gewagt haben, „berechtigen uns, dem Ansehen nach, zu „glauben, daß ein junger Mensch von „fünf und zwanzig Jahren, der die Hand„lung treibt, und von dem die Welt noch „nichts gesehn hat, in einem so wichtigen „Unternehmen nothwendig unglücklich „seyn müsse. Herr Glover, der Ver-

„fasser

„fasser dieses Gedichts, ist ungeachtet
„dieser Vorurtheile, die sich alle wider
„ihn vereinigen, keiner Unbesonnenheit
„beschuldigt worden; und wenn gleich
„das Publicum erstaunt ist, da der Leo-
„nidas zum Vorschein gekommen war,
„so hat doch dieses Erstaunen bald dar-
„auf der Bewunderung weichen müssen,
„und die glückliche Ausführung seines
„Vorhabens hat gemacht, daß die Schwie-
„rigkeiten, womit der Verfasser umge-
„ben war, nachher zu seiner Ehre ge-
„reichten. Wir wollten wünschen, daß
„wir unsern Lesern eine Kenntniß der
„Schönheiten dieses vortrefflichen Werks
„beybringen könnten; aber das ist uns
„nicht möglich, wenigstens können wir
„es nur auf eine sehr unvollkommne
„Weise thun. = = Wir bedauren, daß
„unser Auszug die Leser nicht in den
„Stand setzen kann, die Annehmlichkei-
„ten der Versification des Verfassers,
„die Richtigkeit, die Stärke, und die
„Majestät seines Ausdrucks, die Deut-
„lichkeit und die immer erhaltne Hoheit
„seiner Schreibart zu bewundern. Aber
„Herr Glover kann damit zufrieden seyn,
„daß seine Landsleute darinn einig sind,
„daß

„daß er, in Ansehung aller dieser Stücke, „keinem von denen weicht, die in reimlo- „sen Versen geschrieben haben, ja daß er „sogar in der Deutlichkeit und Gleich- „heit seiner Schreibart den Milton über- „trifft. - - Diejenigen, die des Vergnü- „gens beraubt sind, das Original zu „lesen, werden doch wenigstens das Ur- „theil, das in der Ordonnanz der Materie „erscheint, und die erhabnen und neuen „Gedanken, die überall hervorstralen, „desto unpartheyischer erheben, weil sie „hier nicht durch das Blendwerk über- „rascht worden sind, wodurch uns oft „harmonische und wohlausgear- „beitete Verse hinter- „gehen.



E.





Vorrede
des Verfassers.

Um dieses Gedicht zu erklären, den Innhalt von dem Vorwurfe der Unwahrscheinlichkeit zu retten, und durch das einstimmige und zuverläßige Zeugniß der besten Geschichtschreiber zu beweisen, daß eine solche uneigennützige Tugend und Liebe zum Vaterlande einmal da gewesen sey, habe ich es für nöthig gehalten, folgende Erzehlung voranzusetzen.

Als Darius, der Vater des Xerxes, noch auf dem Persischen Throne saß, so waren Cleomenes und Demaratus, welche beyde vom Herkules abstammten, Könige in Lacedämon. Demaratus ward unglücklicher Weise durch ein ungewisses Gerücht, das die Rechtmäßigkeit seiner Geburt verdächtig machte, der Bosheit

** und

und Verrätherey seines Mitregenten bloß gestellt, der einen persönlichen Groll wider ihn hegte. Denn Cleomenes machte sich diese Nachricht zu Nutze, und beredete die Spartaner, die Geburt des Demaratus zu untersuchen, und die Schwierigkeit dem Delphischen Orakel vorzutragen. Ein naher Blutsfreund des Demaratus, der Leotychides hieß, und nach seiner Würde trachtete, beförderte die treulosen Absichten des Cleomenes. Der letztere fand Mittel, die Delphische Priesterinn zu bestechen, welche darauf den Demaratus für unecht erklärte. Also ward dem Demaratus durch die niederträchtigen Kunstgriffe seines Mitregenten Cleomenes, und seines Anverwandten Leotychides das Amt eines Königs, das er in der Republik verwaltete, genommen, nachdem er oft genug seine Tapferkeit in ihrem Dienste an den Tag gelegt hatte. Er gieng freywillig ins Elend, und floh nach Asien, wo Darius ihn in Schutz nahm. Unterdessen übergaben die Spartaner dem Leotychides die höchste Gewalt. Nach dem Tode des Cleomenes ward Leonidas zum Könige erwählt, und regierte gemeinschaftlich mit diesem Leotychides,

als Xerxes, der Sohn des Darius, Griechenland angriff. Die Anzahl der Land- und Seemacht, welche diesen Monarchen begleitete, nebst den Knechten, Weibern, und dem andern gewöhnlichen Gefolge eines morgenländischen Kriegsheers, belief sich beynahe auf fünf Millionen. Das sagt uns Herodotus, der wenig Jahre nach dieser Begebenheit seine Geschichte schrieb, und sie bey den Olympischen Spielen öffentlich vorlas. Hätte er hier, wo nicht allein ganz Griechenland, sondern auch alle Pflanzstädte der Griechen, die sie in irgend einem Welttheile hatten, zusammenkamen, hätte er in dieser allgemeinen Versammlung die Grenzen der Wahrheit merklich überschritten, so wäre er gewiß von einem und dem andern unter einer so großen Menge verrathen und beschämt worden, und ein so verwegner Betrug hätte nothwendig die Verdienste und die Glaubwürdigkeit gänzlich zernichten müssen, die dem Herodotus die Hochachtung der ganzen Nachkommenschaft, und den Beynamen des Vaters der Geschichte erworben haben. Auf die erste Nachricht von diesem Unternehmen wider ihre Freyheit ward den Augenblick auf dem Corin-

thischen Isthmus eine Zusammenkunft gehalten, die aus den Abgeordneten der verschiednen Griechischen Staaten bestand, um gehörige Mittel zur Vertheidigung der allgemeinen Freyheit ausfündig zu machen. Die Spartaner sandten auch Boten zum Delphischen Orakel, um von demselben den Ausgang des Krieges zu erfahren, welche mit dieser Antwort der Priesterinn des Apollo zurückkamen; es müßte entweder ein König, der vom Herkules abstammte, sterben, oder Lacedämon würde gänzlich zerstört werden. Sogleich bot Leonidas sein Leben für Lacedämons Wohlfahrt zum Opfer an, zog nach Thermopylä, und besetzte diesen wichtigen Paß mit dreyhundert von seinen Mitbürgern; welche mit der Macht einiger andern Städte im Peloponnes, samt den Thebanern, den Thespiern, und den Völkern derer Staaten, die an Thermopylä grenzten, beynahe achttausend Mann stark waren.

Nunmehr hatte Xerxes Thessaliens Grenzen erreicht. Hier vernahm er, daß ein kleiner Haufen von Griechen bey Thermopylä versammelt wäre, die von etlichen Lacedämoniern,

und unter andern von dem Leonidas, einem Nachkömmlinge des Herkules, angeführt wurden. Darauf schickte er einen Reuter voran, der ihre Anzahl und ihre Absichten auskundschaften sollte. Als dieser Reuter sich ihnen näherte, so konnte er nicht das ganze Lager übersehen, das hinter einer Schutzwehr verborgen lag, welche die Phocier vordem bey dem Eingange von Thermopylä errichtet hatten. Seine ganze Aufmerksamkeit war also nur mit denen beschäfftigt, die vor dieser Mauer Wache hielten; und das waren itzt eben die Lacedämonier. Ihre Sitten und ihr Bezeigen setzte den Perser in großes Erstaunen. Einige übten sich zur Lust im Ringen; andre kämmten ihre Haare; und niemand schien nur einigermaßen auf ihn Acht zu haben; sie ließen ihn auch ungehindert wieder umkehren, und dem Xerxes von allem Bericht erstatten, was er gesehen hatte. Diese Erzehlung kam diesem Prinzen so lächerlich vor, daß er den Demaratus holen ließ, der sich in seinem Lager befand, und von ihm verlangte, daß er ihm diese wunderliche Aufführung seiner Landsleute erklären möchte. Demaratus sagte, die Spartaner hätten die Gewohnheit,

ihre Haare niederzukämmen und in Ordnung zu bringen, wenn sie fest entschlossen wären, bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten. Dem allen ungeachtet schickte Xerxes, der sich noch immer auf seine Macht verließ, Gesandten an die Griechen, die ihnen ihre Waffen abfordern, und gebieten sollten, auseinander zu gehn, und seine Freunde und Bundsgenossen zu werden. Als aber diese Vorschläge mit Verachtung und Abscheu aufgenommen wurden, so befahl er den Medern und Sacern, die Griechen gefangen zu nehmen, und lebendig vor ihn zu bringen. Sogleich fielen diese Nationen die Griechen an, aber sie wurden bald mit großem Blutvergießen zurück geschlagen. Ihnen folgten immer frische Völker nach, allein diese waren nicht glücklicher, als die ersten, weil sie sich einem Feinde widersetzten, der sie nicht nur an Muth und Entschlossenheit übertraf, sondern auch den Vortheil der Kriegszucht für sich hatte, und sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung, mit bessern Waffen versehen war.

Plutarch erzehlt uns in seinen Laconischen Sprüchen, daß der Persische König dem Leonidas

nidas die Oberherrschaft über ganz Griechenland anbot, wofern er Persien mit seinen Waffen unterstützen wollte. Dieses Anerbieten war eine gar zu beträchtliche Erniedrigung, als daß es geschehen seyn könnte, ehe man ihre Stärke geprüft hatte. Xerxes muß also diesen Antrag dem Lacedämonischen Feldherrn nach einer solchen Reihe von Unglücksfällen gethan haben, die den natürlichen Trotz seines Herzens, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon gedämpft hatte; und dann können wir leicht voraussetzen, daß dergleichen Versuchungen der Tugend des Leonidas nichts anhaben konnten. Es mag nun dieses wirklich geschehen seyn, oder nicht, so ist doch soviel gewiß, daß Xerxes durch diese heldenmüthige Vertheidigung von Thermopylä aufs Aeußerste gebracht ward, bis ihn ein Malier, mit Namen Epialtes, aus seiner Noth herausriß. Dieser drang mit zwanzigtausend Persern durch einen Paß in Griechenland ein, der zwischen dem Gebürge des Oeta tiefer ins Land hineinging; da hingegen die Enge bey Thermopylä am Ufer der See zwischen dem Ende jener Berge und dem Malischen Meer-

busen lag. Die Verwahrung des vördersten Eingangs war tausend Phociern aufgetragen. Allein, sobald diese den Feind erblickten, so verließen sie unvorsichtiger Weise ihren Posten, und stellten sich auf einer benachbarten Höhe in Schlachtordnung: aber die Perser waren zu klug, sich in ein Treffen einzulassen, und eilten mit der größten Geschwindigkeit auf Thermopylä zu. Kaum empfieng Leonidas die Nachricht, daß die Barbaren über das Gebürge gezogen wären, so befahl er den Bundsgenossen, sich zurückzubegeben, und behielt nur seine dreyhundert Spartaner mit vierhundert Thebanern bey sich, welche letztern er itzt da zu bleiben zwang, so wie sie ihm erst gezwungen gefolgt waren. Aber die Thespier, die fast siebenhundert Mann stark waren, ließen sich durch kein Zureden des Leonidas von ihm entfernen. Ihr Befehlshaber war Demophilus, und der tapferste unter ihnen war Dithyrambus. Der merkwürdigste unter den Spartanern nächst dem Leonidas war Dieneces, welcher, da man ihm sagte, daß die Menge der Persischen Pfeile die Sonne verdunkeln würde, zur Antwort gab, man würde also

dann

dann im Schatten fechten. Zween Brüder, Alpheus und Maron, werden auch ihrer Tapferkeit wegen gepriesen, und waren Lacedämonier. Megistias, ein Priester, von Geburt ein Acarnanier, weigerte sich, den Leonidas zu verlassen, ob dieser ihn gleich bat, für seine eigne Sicherheit zu sorgen, und sich zurückzubegeben; er sandte nur seinen Sohn weg, er selbst aber blieb da, um mit den Lacedämoniern zu sterben. Unter den dreyhundert Spartanern befanden sich zween Männer, Eurytus und Aristodemus genannt, die beynahe blind waren, und deswegen vom Leonidas fortgeschickt wurden. Aristodemus gieng nach seiner Vaterstadt zurück; Eurytus aber wartete, bis die Perser von den Bergen herunterkamen. Drauf ließ er sich von seinem Sklaven unter die Streiter führen, und ward mit seinen übrigen Landsleuten erschlagen.

Herodotus berichtet uns, Leonidas habe seine Soldaten in die breiteste Gegend von Thermopylä gestellt; daselbst wären sie von den Persern umringt worden, und mit einem großem Theile ihrer Feinde geblieben. Allein Plutarch,

Diodorus Siculus und andre behaupten, die Griechen hätten in der Nacht selbst das Lager des Xerxes angegriffen. Diodorus beschreibt diese Begebenheit also.

Nachdem die Griechen nunmehr alle Gedanken an ihre Rettung verbannt hatten, und die Ehre dem Leben vorzogen, so schrien sie alle einmüthig, daß ihr Feldherr sie wider die Perser führen sollte, ehe sie noch erfahren konnten, daß ihre Freunde um die Berge herum gekommen waren. Leonidas ergriff diese Gelegenheit, die ihm der bereitwillige Eifer seiner Krieger an die Hand gab, und befahl ihnen sogleich, das Mittagsmahl einzunehmen, als Leute, die in den Elysäischen Feldern die Abendmahlzeit halten würden. Er selbst speiste, diesem Gebote zufolge, um sich auf einen langen Streit mit Kräften zu versorgen, und in der Gefahr standhaft aushalten zu können. Nach einer kurzen Erfrischung standen die Griechen itzt bereit, und empfiengen Befehl, auf das feindliche Lager loszugehen, alles, was sie anträfen, niederzuhauen, und bis zum königlichen Zelte durchzubrechen. Drauf zogen sie in einem dichtgeschloßnen Haufen,

fen, mit dem Leonidas selbst an ihrer Spitze, wider die Perser aus, und drangen in der Stille der Mitternacht in ihr Lager ein. Die Barbaren waren ganz unbereitet, und geriethen auf die Gedanken, daß ihre Freunde geschlagen wären, und sie selbst von der vereinten Macht Griechenlands angefallen würden. Sie fahren also in der größten Unordnung und Bestürzung aus ihren Gezelten heraus. Viele wurden durch den Leonidas und seine Parthey getödtet, aber noch vielmehr durch ihre eignen Völker, welche sie mitten in dieser blinden Verwirrung nicht von Feinden unterscheiden konnten; denn da sie wegen der Nacht nicht im Stande waren, die Dinge genau zu erkennen, und der Tumult sich über das ganze Lager ausgebreitet hatte, so mußte nothwendig ein greuliches Gemetzel erfolgen. Der Mangel eines Anführers, einer Losung, und des Vertrauens auf sich selbst brachten die Perser in einen so verworriten Zustand, daß sie einander ohne Unterscheid erwürgten. Wäre Xerxes länger im königlichen Zelte geblieben, so hätten die Griechen mit leichter Mühe dem Kriege durch seinen Tod ein schleuniges Ende gemacht; aber er nahm gleich

im Anfange des Tumults mit der größten Eilfertigkeit die Flucht. Die Griechen drangen in das Gezelt, und hieben die meisten von denen nieder, die er zurückgelassen hatte; drauf schweiften sie noch, so lange es Nacht war, durch das ganze Lager herum, und suchten den Tyrannen sorgfältig auf. Sobald der Morgen anbrach, sahen die Perser den wahren Zustand der Dinge, und verachteten die geringe Anzahl ihrer Feinde; aber ihre Tapferkeit hatte ihnen doch ein solches Schrecken eingejagt, daß sie sich auf alle Weise hüteten, in der Nähe mit ihnen zu streiten. Sie schlossen dieselben von allen Seiten ein, und ließen aus der Ferne ihre Pfeile und Wurfspieße auf sie regnen, bis der ganze Haufen erlegt war. Dieses war das Ende derer, die, unter der Anführung des Leonidas, den engen Eingang bey Thermopylä vertheidigten. Wer kann sich wohl enthalten, die Tugend dieser Männer zu bewundern, die so einmüthig den Posten behaupteten, der ihnen von ihrem Vaterlande angewiesen war, die ihrem Leben, für die allgemeine Wohlfahrt Griechenlands, so muthig entsagten, und lieber mit Ehren sterben, als mit Schande leben wollten?

ten? Die Bestürzung der Perser ist auch nichts unglaubliches. Wer hätte unter diesen Barbaren einen solchen Ausgang vermuthen können? Wer hätte sich vorstellen sollen, daß fünfhundert Mann sich unterstehen würden, eine Million anzugreifen? Warum sollte nicht die ganze Nachwelt von diesem Tage an die Tugend dieser Männer, als den Gegenstand ihrer Nachahmung, betrachten, dieser Männer, deren Geist noch immer unbesiegt blieb, obgleich der Verlust ihres Lebens die nothwendige Folge ihres Unternehmens war; und die unter allen den großen Namen, welche dem Gedächtnisse der künftigen Zeiten überliefert worden, die einzigen Helden sind, die sich durch ihren Fall mehr Ruhm erworben haben, als andre durch die herrlichsten Siege? Mit Recht kann man sie die Erretter der Griechischen Freyheit nennen, ja mit noch größerm Rechte, als jene, die in den folgenden Schlachten den Xerxes überwunden; denn das Andenken der Tapferkeit derer, die bey Thermopylä blieben, machte die Barbaren auf immer kleinmüthig, und entzündete zugleich die Griechen mit dem Eifer, den Gipfel einer solchen Großmuth zu erreichen. Ueberhaupt

hat gar niemand vor ihnen durch die bloße Höhe von Tugend die Unsterblichkeit erlangt. Daher ist auch ihre Tapferkeit nicht allein von Geschichtschreibern, sondern auch von sehr vielen Poeten, unter andern vom Simonides, dem lyrischen Dichter, erhoben worden.„

Pausanias sieht in seinen Laconischen Büchern die Vertheidigung von Thermopylä als eine That an, dergleichen weder ihre Zeitgenossen, noch ihre Vorfahren verrichtet haben. „Nimmer, sagt er, hätte Xerxes Griechenland erblickt, oder die Stadt Athen in Asche gelegt, wenn nicht seine Macht unter der Anführung des Hydarnes durch einen geheimen Weg über den Oeta gegangen wäre, die Griechen umringt, und den Leonidas übermannt und getödtet hätte.„ Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Leonidas seinen Posten in einem so engen Passe würde behauptet haben, bis das ganze Kriegsheer des Xerxes verhungert wäre. Zu eben der Zeit war die Persische Flotte durch einen Sturm zu Grunde gerichtet, und in einem Seetreffen mit den Atheniensern zu Artemisium geschlagen worden.

Mit einem Worte, der Fall des Leonidas und seiner tapfern Mitstreiter, der für ihr Vaterland so verdienstlich, und für sie selbst so rühmlich war, hat bey allen vorigen Jahrhunderten einen so hohen Grad von Verehrung und Beyfall erlangt, daß wenige unter den alten Sammlern der Geschichte dieses erstaunliche Beyspiel der Großmuth und des Eifers für die Freyheit mit Stillschweigen vorbeygegangen sind. Wir haben noch viel Sinngedichte und Innschriften, theils auf den ganzen Haufen, theils auf besondre Personen, die zu Thermopylä blieben, welche noch immer ihr Gedächtniß bey jeder Nation erhalten, die mit der Gelehrsamkeit bekannt ist, und in dieser entfernten Zeit ihre Tugend noch immer zum Gegenstande des Ruhms und der Bewunderung machen.

Ich will den Leser nicht länger aufhalten; nur muß ich noch diese öffentliche Gelegenheit ergreifen, meine aufrichtige Hochachtung gegen den Lord Viscount Cobham an den Tag zu legen, und zu zeigen, wie sehr ich meine Verbindlichkeit für die Ehre seiner frühen Freundschaft empfinde. Ihm eigne ich das folgende

Gedicht

Gedicht zu. Wenn ich auch keine persönlichen Bewegungsgründe dazu hätte, so könnte mich doch die öffentliche Aufführung dieses Herrn hierinn rechtfertigen, welche sich durch seinen uneigennützigen Eifer, und durch seine unerschütterte Treue gegen sein Vaterland, sowohl im bürgerlichen Leben, als im Felde, auf eine so ungemeine Art hervorgethan hat; und welcher ein Gedicht, das sich auf einen Character gründet, den der Ruhm heroischer Thaten, und die Liebe zur Freyheit verehrenswürdig macht, schon durch die Natur seines Innhalts zugehört.

R. Glover.





Leonidas.

Erstes Buch.

Singe, o Muse, die Thaten und den glorreichen Tod jenes gepriesenen Spartaners, welcher der Macht des Xerxes bey Thermopylå widerstand, und für die Errettung seines Vaterlandes fiel. Als der Persische König von Asiens Küste mit der Hälfte der Nationen des bevölkerten Erdkreises über den Hellespont gegangen war, und nun in Thracien sein grenzenloses Lager ausgebreitet hatte; so erreichten die schrecklichen Nachrichten sogleich den Isthmus, wo die versammelten Häupter Griechenlandes schon lange kummervolle Berathschlagungen gehalten hatten, wie sie ihre bedrängte Freyheit am besten beschützen sollten. Die Annäherung des Herrn Asiens bestimmt ihre Entschließungen. Und diese senden sie allen griechischen Staaten. Zu den Ufern des Eurotas, wo Sparta sich erhob, eilt der Laconische Alpheus zurück: dort findet er das Spartanische Volk mit seinen Königen versammelt; den Königen, die mit einem göttlichen Ursprunge

prangen, und vom Herkules abstammen. Sie hatten Lacedämons Söhne zusammen berufen, um die heiligen Befehle der unsterblichen Götter zu lernen, welche diesen Morgen vom Delphischen Tempel erwartet wurden. Aber zuerst erschien Alpheus vor ihnen, und redete sie also an:

Macht euch den Augenblick zum Kriege bereit, o Spartaner. Des Xerxes zahlreiche Heere erfüllen schon Thraciens zitternde Grenzen. Die Isthmische Rathsversammlung hat beschlossen, den engen und felsigten Eingang in Griechenland, Thermopylä, zu vertheidigen; wo sogar eine geringe Macht den Strom unzähliger Feinde aufhalten kann.

Also sprach er, als Leotychides, welcher die Regierung mit dem großen Leonidas theilte, zu den Spartanern also redete: Hört mir zu, meine Mitbürger. Warum sollte Laconien seine tapfern Söhne aus seinem Schoße fortsenden, um einen fernen Krieg für andrer Sicherheit zu führen? Warum sollte es seine Stärke erschöpfen, und seine Heere zur Vertheidigung derer schwächen, welche, fern von Lacedämon, jenseits des Isthmus, wohnen? Dort haben die Götter unsre natürlichen Vormauern aufgerichtet, dort ist die Grenze unsers Reichs, und dort allein fordert unser Vaterland unsre Schwerdter.

Er schwieg. Das Volk antwortete mit beyfallendem Jauchzen, da Leonidas also anfieng:

O höchstunedler Rath! höchstungerechter und niederträchtiger Abfall von der Griechischen Wohlfahrt! Was? sollen die Athenienser, deren unermüdete Flotten an allen Seiten wider die unzähl baren

baren Feinde unerschrocken wachen, wo sie unsern bestürzten Ufern dräuen, und welche die über uns schwebenden Gefahren des Feldes der bekannten Tapferkeit Lacedämons anvertrauen; sollen sie hören, daß wir uns der allgemeinen Sache also entziehen, den Isthmus allein vertheidigen, und das übrige Griechenland, Athen selbst, indem es unsre entblößten Küsten beschützt, der ganzen Verheerung des Krieges aussetzen; seine Mauren der Zerstörung, und seine Felder den Flammen; seine Söhne, seine Matronen, und seine grauen Väter der Entehrung, der Knechtschaft, und der Schande? O wenn sie hören sollten, daß solche Rathschläge unsern Staat regieren, würden sie nicht den ersten geneigten Wind bitten, sie von solchen treulosen Freunden weit wegzuführen, und würden sie nicht in andern entfernten Gegenden neue Sitze bauen, wo sie vor drohenden Feinden und falschen Bundsgenossen sicher wären? Dann würden wir bald die stolze Schlachtordnung der Flotte des Xerxes mit ihren feindlichen Schnäbeln unsern Ufern Trotz bieten, und alle unsre Felder mit unerschöpflichen Heeren überschwemmen sehen. Die Hälfte der Griechen, die durch uns den Banden übergeben worden, würde den Persischen König unterstützen, und den rächenden Speer zu unserm Verderben empor heben. Allein, meine Freunde, verwerft solche schnöde und gefährliche Rathschläge, die euren lange festgegründeten Ruhm zerstören, und dem stolzen Feinde beystehen würden. O ewiger König der Götter und der Sterblichen, erhebe unsre Seelen! verjage daraus jede niedrige und eigennützige Leiden-

 schaft!

schaft! bis diese große Wahrheit in jedem Herzen bekannt ist, daß niemand, als derjenige, welcher der öffentlichen Sache hilft, sein Vaterland, oder sich selbst vor den Ketten bewahren kann.

So sprach er. Durch Scham unterdrückt, war jede laute Stimme in Stillschweigen verlohren; bis ein allgemeines Jauchzen die Ankunft des Agis von dem Tempel verkündigte, wo, durch den Phöbus auf dem Delphischen Hügel gelehrt, die Pythische Priesterinn seine Orakel offenbarte. Er kam; aber Gram und Misvergnügen bewölkten seine ängstliche Stirne. Er näherte sich ungern und zögernd, und bereitete sich nun, zu reden. Die ungeduldige Menge war ringsum ihn her versammelt; unbeweglich vor Erwartung standen sie da; nicht ein Murmeln verräth die verschwiegne Furcht, sondern alle schauen auf den Agis, und erwarten still, wie der Tod, die bange Geschichte. Wie auf den westlichen Wellen, wenn jeder Sturm in seiner Höle schläft, und ein sanfthauchender Zephyr mit seinen Schwingen an den schlaffen Schiffseilen leicht herunter schlüpft, des Schiffers Ohr auf der ganzen ungeheuren Fläche keinen Laut merkt; keinen, als das Murmeln des fortgleitenden Kiels, welcher das glatte und weichende Meer langsam theilet: So trennte die Luft durch den weiten und horchenden Haufen kein Laut, keine Stimme, als die deinige, o Agis, indem sie das göttliche Orakel also kund that:

Ich kam nach Delphi; ich fragte, welches Schicksal unserm Sparta von dem nahen Kriege bestimmt wäre; als die allsehende Gottheit dieses zur Antwort gab: „Ihr Einwohner von Sparta, Persiens Waf-

fen

„fen werden euren stolzen und alten Sitz in den „Staub legen; wo nicht ein König, der vom Herku„les abstammt, Lacedämon durch seinen Tod mit „Trauren erfüllt.

Gleichwie, da die Hand des Perseus die Schlangen der fürchterlichen Medusa gezeigt hatte, alle, welche die Gorgonischen Gesichtszüge erblickten, zu Stein erstarrten; die erschrocknen Augen waren auf den Helden geheftet, und in ihrer marmornen Gestalt lebte das Entsetzen: so schauten die Spartaner, von Erstaunen eingewurzelt, wo sie standen, und von sprachlosem Schrecken starr, ihre Könige an. Aber bald vereinigen sich ihre ängstlichen Blicke alle auf den großen Leonidas, die längst bekannte Zuflucht seines Vaterlandes. Er allein bleibt unerschüttert. Er steht auf, und zeigt seine göttliche Gegenwart. Hoheit und Anmuth zieren seine Gestalt, und männliche Schönheit, mit herkulischer Stärke verbunden. Auf seinem Angesichte glänzt die erhabenste Tugend, und das Verlangen nach Ruhm, wo die Gerechtigkeit den Lorbeer giebt; in seinem Auge blitzt der unauslöschliche Funken, welcher die Seelen der Patrioten entzündet; und seine Stirne zeigt unverzagten Muth, und Verachtung des Todes. Heiter stand er auf, und redete die Menge also an:

Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer von Sparta? Zeugt der Name des Todes diese Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen

Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsre Reise unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühseligkeit und Elend ist, daß selbst die Tugend trauret, wenn ihr die Freyheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und fordre mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben, erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks ausliest, und mit sparender Hand nur wenigen schenkt.

Also sagte er. Neues Erstaunen bemächtigte sich der schauenden Menge. Freude und Bewunderung saßen schweigend, und hielten ihr Lob zurück. Endlich ertönte der Bogen des Himmels von lauten Zurufungen, als Dieneces mitten in der Versammlung stand, und sprach:

Also müsse von Thermopylä das Frohlocken Lacedämons das Ohr Asiens erschrecken! Eilt, meine Freunde, die Thore Griechenlandes zu beschützen, welche der Tyranney und dem Raube offen stehn. Sie werden vor euren Panieren zitternd zurück fahren, und im knechtischen Persien wiederum ihre väterlichen Sitze suchen. Eure Weiber, eure Söhne, eure Aeltern, ganz Griechenland verbieten allen Verzug; und sehet da einen Führer, der dem Unternehmen gewachsen ist: können Spartaner mehr verlangen? Er

Er schwieg; und Alpheus sprach: Es ist den Spartanern sehr anständig, die Uebrigen zum Streite zu führen; ihnen, welche für die Häupter Griechenlandes gehalten werden, und wegen ihrer unerschrocknen Tapferkeit, und unbiegsamen Herzen, die weder Mangel, noch Schmerz, noch der Tod beugen kann, berühmt sind. Sammelt demnach eilfertig von eurer ganzen Anzahl einen auserlesenen Haufen; unterdessen will ich zurückkehren, um meinen Sitz unter der Isthmischen Rathsversammlung wieder einzunehmen, und euren unverzüglichen Abzug zu verkündigen. Ich glaube, unsere tapfern Bundsgenossen erwarten schon auf dem Isthmus den spartanischen König; alle, außer der Locrischen und Böotischen Macht, die, mit der Phocischen Jugend, Thermopylä bewahren soll. Als er dieses gesagt, zögert er nicht länger, sondern erneuert seinen unermüdeten Lauf.

Nun geht ihr göttlicher König mit majestätischen Schritten aus der Versammlung, und seine edle Brust glüht von ihrem geheimen Werthe: gleich seinem Stammvater, dem unüberwindlichen Alcides, da er mit hitziger Eilfertigkeit fortschritt, um sich mit der dreyfachen Gestalt des Geryons in einen schrecklichen Krieg einzulassen, oder dem Riesenkörper des ungeheuren Antäus seine Stärke entgegenzustellen.

Sage, Muse, welche bieten nach ihm ihre unerschrockne Brust dar, um aller Gefahr für die Sache ihres Vaterlandes entgegenzugehn? Dieneces tritt hervor; er war klug, und tapfer, und wußte auf dem Schlachtfelde die Glieder eines Kriegsheers

zu ordnen. Nach ihm kam Maron, vom Alpheus geliebt, sein Bruder, und sein Freund. Drauf stand Megistias auf, mit seinem blühenden Erben, der Freude seines Alters, und Menalippus genannt; Megistias, ein weiser und ehrwürdiger Greis, dessen durchdringender Verstand, wie das Gerücht erzehlt, aus dem Eingeweide des vor dem Altare getödteten Opfers, und aus dem geheimnißvollen Fluge der Vögel die dunkeln Begebenheiten der Zukunft vorhersehn konnte. Ihn hatte Sparta, ob er gleich, als ein Fremder, auf dem entfernten Ufer Acarnaniens entsprungen war, wegen seines Werthes freundschaftlich aufgenommen, und bey sich behalten; und er trug den Kranz der Opferpriester mitten im Spartanischen Lager. Heiter in Gefahren, entzog er seinen heiligen Arm nicht den kriegrischen Arbeiten, und war nicht ungeübt, das Schwerdt zu führen, oder den schweren Spieß zu schwingen. Ihm folgte Agis, der Bruder der Gemahlinn des großen Leonidas; sein Freund, und im Kriege sein geprüfter Begleiter. Anständig war sein Gang, und einnehmend sein Betragen. Immer bewahrte noch seine Seele ihre strenge Tugend, ob sie gleich mit Künsten ausgeschmückt war, welche Lacedämons Geschlecht nicht kannte. Er hatte ein hohes Amt. Wenn die Wohlfahrt von Sparta der Götter Hülfe und Rath anflehen mußte, so war er der heilige Bote, um ihren geheimnißvollen Willen zu lernen, der von dem felsigten Delphi, und dem Schatten Dodonens, oder dem mit See umgebnen Delos, oder der finstern Höle des Trophonius, die Boeotien kannte, in Orakeln offenbaret wurde. Noch

drey=

dreyhundert andre machen den tapfern Haufen voll.

Leonidas aber begab sich in sein Haus. Da durchforschte er ruhig in geheimen Gedanken seine große Seele also, indem die Natur ein kurzes Schrecken in seine Brust rief. = = = Welche plötzliche Traurigkeit, welch kaltes Widerstreben entmannt mein Herz so sehr, und murmelt mir mit leiser Stimme zu, daß ich mich fürchte? = = Kann der Tod dem Leonidas Furcht erwecken, er, den er, in seiner fürchterlichsten Gestalt an der Spitze der Schlachtordnung, so oft gesehn und verachtet hat? = = = Oder trauret meine Seele darüber, daß sie das Leben in aller seiner Pracht, mit allen meinen Ehren, die um mein Haupt blühen, verlassen soll? Oder vielmehr darüber, daß ich von meinem weinenden Weibe, meinen jungen Kindern, und meinen getreuen Freunden scheiden, auf ewig scheiden muß? = = = Leonidas, erwache! Sollen diese der allgemeinen Wohlfahrt widerstehen? Siehe! dein Vaterland ruft. = = = O heilige Stimme, ich höre dich! Auf diesen Schall fängt die zurückkehrende Tugend wieder an, in meinem Herzen zu glänzen; die Furcht verschwindet vor ihr. Tod, nimm meine willige Hand, und führe mich fort. Auch du, o Göttinn der Ehre, wirst meinen Fall mit ansehn, und mit unermüdeten Schwingen mein Grabmal beschützen, und die Zeit selbst soll meinen Ruhm nicht verletzen.

Also befestigte der Held seine tugendhafte Seele, indem Agis hereintrat, und also sprach: Wenn mein Mund, o Bruder, bis itzt gezögert, das

dankbare Opfer seines Preises zu bringen, den dein Verdienst fordert, und bloß das Geschrey des allgemeinen Beyfalls vermehrt hat, so vergieb es deinem Freunde; weil die Traurigkeit derjenigen, die du am meisten liebest, mich von dir entfernte. O vortrefflicher Mann! Wenn gleich Lacedämon deinen ersten Blick verlangt, so vergiß doch diejenige nicht, die itzt deinetwegen voller Schmerzen klagt, welche die brüderliche Liebe vergebens zu lindern gestrebt hat.

Leonidas umarmte seinen edelmüthigen Freund, und antwortete. Theurester und bester Mann! Glaube nur, daß mein Herz sich immer derjenigen erinnern muß, von welcher mein Leben den größten Theil seiner Glückseligkeit empfängt. Kann ich, der ich mein Leben hingebe, damit nicht andre trauren, damit nicht Tausende unglücklich seyn mögen; wenn sie sich betrübt, die ich mehr, als irgend einen Menschen, obgleich weniger, als alle, liebe; kann ich ihre Betrübniß verachten! Wenn du in künftigen Tagen mit dankbarem Andenken meinen Namen und mein Schicksal erzehlest, o Sparta, so gehe dieses nicht unbemerkt vorbey; das Leben, das ich für dich gab, kannte nicht Eine verdrießliche Stunde, die meine Seele hätte ermüden können, und das waren nicht gemeine Freuden, die ich zurückließ.

So sprach der Patriot, und sein Herz floß von der höchsten Zärtlichkeit über; drauf suchte er in hitziger Eile die getreue Genossinn seines Bettes. Mitten unter ihren weinenden Kindern saß die Königinn, unbeweglich und stumm; und heftete ihre schwim-

schwimmenden Augen auf die Erde. Ihre Arme lagen auf ihrem arbeitenden, durch ihre Thränen benetzten Busen, übereinander gefaltet. Wie, wenn ein dunkler Nebel den Himmel überzieht, der Mond durch alle die traurigen Dünste das stralende Gewand seines Silberlichts über das leblose Antlitz der Natur ausbreitet: so stralten ihre Reizungen mit göttlicher Annehmlichkeit auf ihre Betrübniß, und erheiterten die Wolke des Grams. Der Feldherr näherte sich. Sobald als seine wohlbekannte Stimme ihre ohnmächtige Seele mit der sanftesten Rede erweckte, so waren ihre Sorgen auf eine Zeitlang beruhiget: sie hebt ihr mattes Haupt empor, und läßt ihre zärtlichen Gedanken also ausbrechen:

O du, dessen Gegenwart meine einzige Freude ist, wenn deine Blicke und deine Stimme, Leonidas, so plötzlich die empfindlichsten Quaalen zerstreuen können, wie unglücklich bin ich denn nicht, die ich diese Stimme nicht mehr hören muß, die meine Angst so einschläfert, noch das Angesicht mehr sehen soll, das den Kummer selbst lächeln lehrt!

Als sie dieses gesagt hatte, so fiel der zurückkehrende Schmerz ihre Brust wiederum an. Ihre vaterlosen Kinder, ihr zum Opfer bestimmter Gemahl, blaß, blutend, entseelt auf dem Felde des Todes, ihre ewige betrübte Einsamkeit, alles erhebt sich mit vermischtem Schrecken vor ihren Blicken, und in der heftigsten Bangigkeit spricht sie darauf also:

O wohin gehst du aus meinen Armen! Soll ich dich nicht mehr sehn! O! willst du nicht mehr,

in Sieg gekleidet, und mit rühmlichem Staube bedeckt, zurückkehren, um dein Vaterland zu begrüßen, und deine Wohnung fröhlich zu machen? Ach! Warum wolltest du doch, zu tapfer, den schrecklichen Thoren des Todes, ungerufen, zueilen? Ein andrer, der allen weniger theuer gewesen wäre, könnte gleich dir, als ein Opfer des Herkulischen Geschlechts, gefallen seyn, und Sparta wäre sicher gewesen. Nun schwimmt jedes Auge mit dem meinigen in Thränen; Alle beklagen mit diesen kleinen Kindern ihren verlohrnen Vater. Aber ach! Wie schwer ist unser Antheil des Unglücks! Unsre Seufzer müssen dauren, wenn jede andre Brust vor Entzücken jauchzt; und die allgemeine Freude wird unsre Angst nur vergrößern. Dennoch bliebst du unbewegt, du bekümmertest dich nicht um unsern Gram, du suchtest nicht einen Augenblick Ruhe, um uns deine ewige Abwesenheit ertragen, oder, gleich dir, sterben zu lehren.

Unaussprechliche Schmerzen hemmten hier ihre Stimme. Und Leonidas gab dieses zur Antwort.

Ich sehe, ich fühle deine Angst, und niemals hat meine Seele die siegende Gewalt der Liebe so sehr gekannt, niemals die Zärtlichkeit eines Vaters so sehr gefühlt, als in dieser Stunde; auch zu der Zeit war mein Herz nicht ein einzigesmal gegen dich unempfindlich, da es am hitzigsten war, meinen Ruhm zu behaupten. Wie würde das die Ehren meines Namens befleckt haben, wenn ich einen Augenblick unentschlossen gezögert, und meines Vaterlandes Schicksal so lange aufgehalten

ten hätte, bis das schändliche Leben, das durch meinen unrühmlichen Mitregenten vorgezogen ward, mir keine Wahl übrig ließ, als das, was in mir Schande wäre, zu vermeiden, nicht Tugend, anzunehmen. Glaube also nicht mehr, daß ich, ohne auf deine Liebe, oder auf deine Thränen zu achten, ungerufen, zum Tode eile. Die Stimme des Schicksals, die Götter, mein Ruhm, mein Vaterland heißen mich bluten. = = = O! du theure Betrübte! Warum strömt diese Flut des Schmerzes von neuem? Warum hebt sich diese zärtliche Brust von erneuerten Seufzern? Leonidas muß sterben. Ach! ein weit schwerer Elend schwebt über dir und diesen, wenn ich, durch deine Thränen erweicht, mich schändlich weigre, diesen Geist aufzugeben, welchen Gerechtigkeit, Ehre, Freyheit, und Himmel für mein Vaterland, für meine Söhne, und für dich verlangen. Denke an meine lange unveränderte Liebe. Erinnre dich meiner väterlichen Zärtlichkeit. Ist mein Herz ein einzigesmal von Liebe, oder Vatersorgen leer gewesen? Nun soll sich diese Sorge, diese Zärtlichkeit in ihrer größten Hitze und Treue zeigen. Wenn dein Gemahl für Lacedämons Wohlfahrt stirbt, so wirst du mit deinen Kindern an dem allgemeinen Glücke Theil nehmen. Sollte ich, der ich von allen übrigen Menschen also auserkohren bin, dem allein von den unsterblichen Göttern die Macht anvertrauet ist, ein Volk zu erretten, sollte meine Seele diese heilige Sache verlassen, so übergebe ich dich auch dem Grame und der Schande; denn du mußt mit Lacedämon weinen, du

mußt

mußt mit ihr dein schweres Antheil von der Last der Unterdrückung tragen. Sieh, itzt sind deine Söhne ihrer Namen und der Spartanischen Geburt würdig. Alsdann muß ihre wachsende Blüthe in Schande und Knechtschaft verwelken, und ihre jugendlichen Herzen müssen nicht mehr bey dem Schalle der Freyheit klopfen. Nun werden sie sich auf ihrer eignen Tugend, und dem Ruhme ihres Vaters, wenn er die Spartanische Freyheit befestigt hat, vor der Welt herrlich erheben, ihres Vaterlandes Vormauer, und ihrer Mutter Freude!

Hier schwieg der Patriot. Mit frommer Ehrfurcht hörte die Traurigkeit die Stimme der Tugend. Keine Klage unterbrach das heilige Stillschweigen. Die Thränen hörten auf zu fliessen: hörten einen Augenblick auf; um gleich wiederum zu strömen. Denn nun stehen seine tapfern Streitgenossen vor dem Pallaste gewaffnet und in Ordnung, und verlangen ihres Führers Gegenwart. Nun hemmen ihre erneuerten Schmerzen, die zu groß sind, ausgesprochen zu werden, ihre Seufzer, und jeder Laut erstarrt auf ihrer stammelnden Zunge. In sprachloser Angst sinkt sie auf des Helden Brust. Auf jeder Seite drängen ihn seine Kinder, hangen an seinen Knien, und küssen seine geliebte Hand. Nun arbeitet seine Seele nicht länger, ihre starke Wehmuth zu unterdrücken. Die männliche Betrübniß fließt, sie fließt von der Wange des Helden herunter. Groß im Schmerz, steht er mitten unter seinen Kindern, die ihn ringsumher einschließen, und

hängt

hängt der Zärtlichkeit und Liebe in anständigen Thränen nach; endlich hebt er die Augen gen Himmel, und spricht also: Du ewiglebende Macht, schaue gnädig hernieder, Vater der Götter und Menschen! und schenke diesem getreuen Weibe, deren Verdienst deine Gnade fordern kann, die Stunden des Friedens. Und du, mein großer Stammvater, Sohn Jupiters, o Herkules, vergiß nicht diese, dein Geschlecht! Sondern weil der Geist, den ich von dir erhalten habe, mich itzt von ihnen zum unvermeidlichen Schicksale fortreißt, so unterstütze du ihre Tugend! Lehre sie, gleich dir, das Leben mit rühmlicher Arbeit verherrlichen, und von ihrem Vater laß sie sterben lernen!

Als er dieses gesagt, so geht er hinaus, und nimmt vor dem Haufen den Feldherrnplatz ein. Nun ziehn sie fort. So gieng das Heer des Himmels in majestätischem Zuge vom Olympus herunter, welches den Jupiter nach den flammenden Ebnen von Phlegra begleitete, um dort die Riesensöhne der Erde und Titans zu bekämpfen. Er selbst thürmte sich vor ihnen. Also zog durch Lacedämons Strassen Leonidas. Vor seinen Tritten neigt sich die jauchzende Menge. Er geht fort, verehrt und angebetet. Ihr entzückter Blick verfolgt seine ansehnliche Leibesgestalt, und ihre Zungen erheben und bewillkommen ihn, als ihren Schutzgott. Er umfaßt seinen Speer mit seiner nervigten Hand. Von seinen Schultern bis zu seinen Schenkeln herunter hängt der starke Schild, und über seinem blanken Helme winkt der purpurne Federbusch. Harmonische

Jünglinge, um deren Stirne geflochtne Lorbeern spielten, erzehlen sein Lob in hochtönenden Gesängen; indem Jungfrauen mit zarten Händen alle Wege mit wohlriechenden Kränzen bestreuten. Itzt war sein Busen ganz von Freuden des Ruhms erfüllt, welche alles vertrieben, was noch von Schmerzen oder von zärtlichem Grame wegen der Zurückgelaßnen übrig war. Nun näherte sich die ehrwürdige Schaar des Spartanischen Raths, um ihr trauriges letztes Lebewohl zu sagen, und ihres Helden Abschied zu zieren. Rings um ihn her flossen in bürgerlicher Pracht ihre langen ehrwürdigen Röcke, mit dem Glanze der Waffen vermischt. Der stralende Haufen der Krieger drängte sich hinter ihm her. Hier kamen Maron, und Menalippus, voller Hitze in blühender Jugend; dort kam Agis mit männlicher Annehmlichkeit, Dieneces, und Acarnaniens Alter, der kluge Megistias. Die Spartanischen Schönen steigen auf die höchsten Palläste, drängen sich auf die Dächer, und schauen ihre Söhne und Ehegatten, indem sie vorbeyziehen. So schied Argo von dem Jolchischen Strande, und fuhr durch die schäumende Welle. Thessaliens Nymphen verließen ihre Hügel und geheiligten Hayne, stellten sich auf die Klippen, welche die Tiefe überschatten, und hefteten immer ihren Blick auf das entfernte Schiff, worauf Griechenland seine auserwählten Helden fortsandte, um die Gefahren der Cholchischen Küste zu suchen.

Leonidas setzt seinen Lauf eilend fort. Bald ist der Eurotas zurückgelegt, und die Lernäischen Ufer, wo sein unbesiegter Vorfahr die vielköpfigte Hydra

bezwang,

bezwang, und den See mit Ruhm verewigte. Hierauf führte er die unermüdeten Haufen durch die Fichten des Mänalus, und trieb die schnelle Arbeit über den Parthenius. Also ziehen die Spartaner sechs Tage hintereinander. Endlich hören sie die heiser brausende Flut an den Isthmus schlagen. Hier breiten sie ihre Gezelte aus. Schon hatte die Sonne ihr stralendes Haupt unter den weiten Horizont gesenkt. Die Königinn der Nacht leuchtete von der Mitte des ätherischen Gewölbes, und goß ihr Silberlicht über das dunkle Gewand der Finsterniß aus. Leonidas behält den Dieneces und Agis bey sich. Das hohe Gezelt steht offen, und läßt den Mond herzu. Wie sie hier in Unterredungen saßen, so sahen sie einen von edlem Ansehn von dem Hügel, der sich vor ihnen erhob, eilend heruntersteigen. Er kömmt mit leichten Schritten von der schrägen Anhöhe hernieder, und ruft laut. Sie hörten und erkannten die Stimme des Alpheus. Sie standen von ihren Sitzen auf, und Leonidas fieng also an:

O du, den der Himmel mit Geschwindigkeit begabt hat, um der Hitze deiner kühnen Seele an ihr eine gleiche Gehülfinn zu geben, was ruft dich von dem Isthmus? Versäumen die Griechen sich zu rüsten, und gehn sie dem allgemeinen Feinde nicht entgegen?

Ich suche dich (antwortete Alpheus) als ein Bote, der fröhliche Nachrichten bringt. Durch ganz Griechenland wird die Stimme der Freyheit gehöret, und alle entwickeln ihre Fahnen für ihre Sache; die Thebaner allein mit widerstrebenden Hän-

den. Arcadiens Söhne, die auf dem Isthmus deinen großen Befehl erwarten, werden sich morgen mit dir verbinden. Mit dem Diophantus sendet Mantinea fünfhundert Speere; eben so viel ziehn mit dem Hegesander aus Tegeens Mauren. Noch tausend andre, die in Orchomenus ihren Sitz haben, die auf des Parrhasius, und auf Cyllenens Stirne herumschweifen, oder an dem Fusse des Erymanthus, oder auf den Ufern des Alpheus wohnen, erwarten mit verschiedenen Führern deinen Ruf; aber vor allen ist Clonius von ungeheurer Größe berühmt: unerschüttert, wie ein Fels, hält sein Riesenkörper die Linie der Schlacht auf. Vierhundert Krieger bringt der tapfre Alcmäon von den Thürmen des prächtigen Corinths. Zweyhundert kommen von Phlius, deren Feldherr Eupalamus ist. Eine gleiche Anzahl von Mycens Geschlechte führt Aristobulus an. Bloß aus Furcht vor dir, und dem dräuenden Griechenlande rüsten sich die Thebaner. Zu diesen unrühmlichen Griechen begab ich mich selbst, um ihre sterbende Empfindung der Ehre wieder aufzuwecken. Einige wenige, durch Persisches Gold gewonnen, haben sich in Theben einer ungerechten Herrschaft bemächtiget. Diese dämpfen in jedem Busen die edle Flamme der Freyheit. Die Beredten bestechen sie, den Pöbel betriegen sie mit scheinbaren Erzehlungen; und entweihen den Namen des gemeinen Besten, um die Unterdrückung zu bedecken. Andre liegen in aller Trägheit des Reichthums versunken, und sehen in schändlicher Ruhe, unbewegt, ihr Vaterland fallen. Ich flehte zuerst die schleunige Hülfe ihres

Raths

Raths an. Aber da sie mit verschlagnen Kunstgriffen Zeit zur Berathschlagung begehrten, so sprach ich zu ihnen also: Der kürzeste Augenblick ist zulänglich, euch zu lehren, ob es besser sey, frey zu sterben, oder ein Knecht zu seyn; Aber wenn ihr Griechenland durch eiteln Aufschub zu hintergehen, und dem Feinde eure Freundschaft zu zeigen denkt, dann könnt ihr euch nicht zu lange berathschlagen, wie ihr seinem schnellrächenden Grimme, der mit dem Leonidas hereilet, widerstehen wollt. Da sie dieses gehört hatten, so liessen sie vierhundert Krieger ziehen. Der listige Anaxander ist ihr Führer, mit dem Leontiades. Ich sah ihren Zug anfangen, drauf eilte ich, die Enge zu beschauen, welche du dem Nachruhme heilig machen wirst. Wo die See sich immer mit dem lockern Erdreiche vermischt, das rund um den Malischen Meerbusen weggespült wird, und in schleimigten Wellen rollt; da liegt auf einem Felsen, der äußersten Grenze des Meerbusens, Thermopylä. Wo es am breitsten liegt, mißt es sechzig Schritte. Hier wird es von dem tiefen Sumpfe umgrenzt, welcher unten seine fürchterliche Fläche zeigt; dort sehen die hohen Klippen des waldigten Oeta über die Enge, und werfen noch weiter über die halbe Flut unter ihnen ihren schrecklichen Schatten. Queer über der Enge steht eine alte Festung der Phocier, eine Mauer mit Thürmen gekrönt. Hier fand ich die Locrier Wache halten, und von Thespiens Thoren hat Demophilus noch siebenhundert hingeführt. Seines Bruders Sohn begleitete ihn zum Lager, der junge Dithyrambus, der im Kriege sehr berühmt ist, aber sich

durch Mäßigkeit der Seele noch größern Ruhm erworben hat; von seinem Vaterlande geliebt, und mit Ehren geziert, stralt seine frühe Jugend mit dem herrlichsten Glanze, und bleibt mitten im Glanze gesetzt.

Hier sprach Agis: Du hast diesen vortrefflichen Jüngling recht geschildert. Er hat mich in Thespia bewirthet. Ob er gleich mit den größten Thaten geschmückt, und durch Ruhm und Glück gekrönt ist, so nehmen doch seine angenehmen Tugenden der Zunge der Misgunst ihr verderbendes Gift, und ihr feindseliges Angesicht bemüht sich, seine Verdienste anzulächeln. Alles schweigt wiederum, und Alpheus fährt also fort:

Einen auserlesnen Haufen hat das kühne Platää gesandt, klein seiner Anzahl nach, aber vortrefflich in den Waffen. Alle übrigen übertrifft Diomedon, ihr Führer, an Tapferkeit. Merkwürdig waren seine Thaten an jenem Tage der Ehre, da die Felder von Marathon mit erschlagnen Persern bedeckt waren. Diese beschützen Thermopylä. Zwischen den Bergen öffnet ein krummer Pfad, der den Füssen der Fremden unbekannt ist, einen andern Eingang in Griechenland. Dieser wird durch tausend Phocier verwahrt.

Hier schwieg Alpheus. Leonidas umarmte den edlen Spartaner, und antwortete: Du weist, was für ein Schicksal mir die unsterblichen Götter bestimmen. Wähle nun. Begleite unsern Zug, oder gehe nach Lacedämon, und erzehle, wie deine einsichtvolle Seele, und deiner hurtigen Glieder deinem Vaterlande gedient haben. Sogleich brachen aus dem

dem ungeduldigen Munde des Alpheus diese feurigen Worte hervor:

Ich habe nicht ein so weites Land durchzogen, noch die untergehende Sonne unermüdet angesehen, und meinen Lauf durch den Schatten der Mitternacht fortgesetzt, um die Griechen zur Schlacht zu ermuntern, damit ich selbst von der glorreichen Arbeit ausgeschlossen seyn möchte. Ich sollte zurückkehren? O nein! zum zweytenmale sollen meine Füsse dich wieder besuchen, Thermopylä! und dort soll Alpheus mit dem großen Leonidas ein ehrenvolles Grab finden. Und ach! wenn mitten in der Gefahr ihres Vaterlandes eine Spartanische Brust einen eignen Schmerz fühlen darf, so eile ich nicht allein für das beleidigte Griechenland, sondern auch für die Leiden eines Bruders zur Rache. Eine jüngre Hoffnung, als ich, oder Maron, beseligte unsers Vaters Jahre, ein Kind seines Alters, Polydorus genannt. Seine Seele, noch zart in ihrem aufbrechenden Lenze, strebte schon der strengen Tugend nach. Die edelmüthige Verachtung der Mühe und Gefahr lehrte seine frühe Stärke mit den härtsten Arbeiten standhaft ringen. Wenn der grausame Winter die Luft mit Frost erfüllte, und der Eurotas von gefrornem Regen aufgeschwollen war, so stürzte er sich oft in den ungestümen Fluß, und stellte seine Brust dem Strome entgegen. An einem unglücksvollen Tage, da er seine hurtigen Glieder in der See badete, ward mein Bruder von einem knechtischen Seeräuber des Persischen Königs, nackend und hülflos, selbst vor meinen Augen, nach Asien weggeführt, um dort, mit allen Verheißun-

gen seines wachsenden Werths, seine Jugend in Banden zu verlieren. Nimmer kann meine Zunge meine Schmerzen erzehlen, vielweniger die Betrübniß meines Vatkrs; Am Tage weinte er, in den schlaflosen Nächten schlug er an seine alte Brust. Und des Alpheus Speer soll von Thermopylä abwesend seyn, und nicht bey diesem ersten Blutvergiessen des barbarischen Feindes für deine Ketten, o Polydorus, Rache fordern?

Hier unterbrach ihn Dieneces. Er ergriff die Hände des Alpheus und des Leonidas, und sprach voller Freuden also: Eurem Ruhme fehlt nichts mehr, als daß Lycurgus selbst wieder aufstehn sollte, um die Tugend zu preisen, womit seine Gesetze begeistern.

So brachten diese Helden, bis zur Mitternacht, die Stunden in freundschaftlichen Unterredungen zu, und genossen einer des andern Tugend; die glücklichsten Menschen! Endlich greift die Hand des Schlafs mit sanfter Schwere ihre Augenlieder an. Vom Schlummer niedergedrückt, strecken sie ihre Glieder auf der Erde aus; indem der Mond von der Hemisphäre heruntergleitet, und sein Silberhaupt in die mitternächtliche Finsterniß versenkt.

Ende des ersten Buchs.

Leoni-

* *

Leonidas.

Zweytes Buch.

Die Morgenröthe streute ihre purpurnen Stralen herum, als die Spartaner weiter zogen. Ihre Annäherung ist bekannt. Die Isthmische Rathsversammlung, und die verschiednen Feldherren, welche die Hülfsvölker führten, gehen dem Leonidas entgegen; der starke Eupalamus, Alcmäon, Elonius, der tapfre Diophantus, und Hegesander. An ihrer Spitze gieng Aristobulus, den die Jugend von Mycen zum Kriege begleitet; Mycen, welches vordem mit Macht und blendenden Schätzen prangte, und itzt noch mit dem Namen Agamemnons pralte, der auf Asiens Meeren dem Winde unzählige Segel öffnete, und das halbe Ufer des zitternden Phrygiens mit dem feindlichen Schatten verfinsterte. Aristobulus nahte sich dem Spartanischen Könige, und fieng also an: Leonidas, überschaue Mycens Geschlecht. Sollten alle andern Griechen durch den Xerxes und sein Asiatisches Heer in Furcht gesetzt werden, so glaube nicht, daß wir uns fürchten können, die wir von jenen abstammen, welche einmal über die schäumende Welle die Stärke Griechenlandes führten, welche die Felder des verheerten Asiens öde verliessen, und seine stolzesten Mauren von ihren Grundfesten in den Staub demüthigten.

Leonidas antwortete nicht, sondern redete die Feldherren ringsumher an. Vortreffliche Krieger, seyd gegrüßt, die ihr so unerschrocken eure Treue und edle Hitze in der allgemeinen Sache an den Tag legt. Aber ihr, deren Rathschläge den Griechischen Staat stützen, o ehrwürdige Versammlung, deren Schlüsse uns hergerufen haben, zu siegen, oder zu sterben, seyd dreymal gegrüßt. Alles, was wir durch Tapferkeit gewinnen, muß eure Weisheit bewahren. Betrachtet mit durchdringenden Augen jeden Griechischen Staat, und bemerket ihre verschiednen Gesinnungen. Einige versäumen die allgemeine Wohlfahrt aus parteyischer Sorge für ihre eigne. Kalt und unbeweglich sind andre. Hier herrscht das Schrecken, und dort die Gewinnsucht. O entzündet die Tapfern mit großmüthigem Eifer, ihre väterlichen Mauren zu verlassen, und ihren Muth für die öffentliche Sache zu vereinigen; befestigt die Wankenden; beseelt die Kalten, und bewachet die Treulosen; einige verrathen Griechenland und sich selbst; kommt ihrer Verrätherey zuvor, oder ruft sie zur Ehre zurück. Laßt uns alle in heiliger Eintracht fest verknüpft seyn, so werden die Griechen der ganzen bewaffneten Welt Trotz bieten. Wenn um die Beute, welche Paris nach Troja führte, tausend Schiffe den Hellespont überdeckten; sollte denn nicht wiederum das verbundene Griechenland zum Streite aufgemuntert werden, und das der Freyheit geben, was es einmal dem Ruhme gab? Sehet, wir eilen, den anfallenden Tyrannen aufzuhalten; Bis wir bluten, eher soll er nicht seine

Millionen

Millionen über eure Ebnen ausgiessen. Aber, da die Götter verheelen, wie lange unsre Stärke unbesiegt stehen kann, oder wie bald sie fallen muß, so verliert nicht einen Augenblick, bis das übereinstimmende Griechenland alle seine freygebohrnen Völker ins Feld stellt.

Leonidas hörte auf zu reden, als einer, dessen Haupt vom Schnee des Alters weiß war, vor die weise Versammlung ehrwürdig hintrat, und also antwortete:

Dein großes Beyspiel vereinigt alle Herzen. Von dir empfängt Griechenland seine glücklichsten Vorbedeutungen von Eintracht, Freyheit, Sieg, und Ruhm. Gehe denn, o Erster der Sterblichen, drücke der Brust der Perser Bestürzung und Schrecken ein; und lehre die freygebohrnen Griechen, das Leben für weniger theuer zu halten, als die Tugend, und die Sache ihres Vaterlandes.

Da er dieses gesagt hatte, so jauchzte deine geheime Seele, o Leonidas, und schmeckte die süße Belohnung, welche die unendliche Zeit deinem Namen schuldig ist. Er kehrt seine Augen noch einmal zurück, und sieht voll entzückter Gedanken nach seinem Vaterlande, welches er allein retten kann. Darauf versammelt er alle seine Majestät, und tritt über den Isthmus. Hinter ihm ziehen die Griechen in tiefer Schlachtordnung. So führet das königliche Schiff mit ansehnlichem Körper in kriegrischem Pomp über die tobende Flut die Macht einer stolzen Flotte, die aus dem Hafen fortschießt, um die Rache eines mächtigen Staats wider die Mauren eines Tyrannen zu tragen. Die Griechen

 ziehen

ziehen bis zum Mittage fort. Indem sie Halte machen, und das Mittagsmahl geniessen, so entdecken sie auf der Ebne vor sich eine Schaar von Thespiern. Ueber alle andern hervorragend geht Einer voran. Sein schimmernder Schild, dessen weiter Umfang die leuchtenden Stralen sammelt, welche der mittägliche Phöbus von seinem Throne schoß, flammt gleich einer andern Sonne. Eine schneeweisse Feder fällt über seinen blendenden Helm, und flattert in spielenden Locken, welche in der wehenden Luft schwimmen, um die hohe Spitze. Wie er näher kam, so zeigte der Krieger unter den Zierden seines blitzenden Helms eine Gesichtsbildung, wo die rosenfarbne Jugend ihre männliche Schönheit mit der Annehmlichkeit vermischte. Mit so bescheidnem Anstande und so ehrerbietig näherte er sich dem Leonidas, als wenn alle Vorstellungen von seinen eignen Verdiensten sich in Ehrfurcht verlohren hätten. Also erscheinet Phöbus vor seinem ewigen Vater, wenn er von seinem Altare in dem umlaubenden Gebüsche des palmenreichen Delos, oder von dem geheiligten Tenedos oder Claros, wo er seine Hymnen und Lobeserhebungen von den Söhnen der Menschen hört, wieder zu den hohen Olympischen Sitzen hinaufsteigt; eine solche ehrerbietige Furcht umhüllet seine Stirne, und breitet über die glühende Blüthe der Jugend neue Lieblichkeit und Reizung aus. Der König empfängt den vortrefflichen Thespier, und spricht: Mein Mund möchte dich gern Dithyrambus nennen; denn du hast in deiner Gestalt alles, was sich für diesen durch Tugend und Tapferkeit bekannten Namen schickt.

O entdecke deine Geburt und Würde; wer du auch seyn magst, meine Seele verlangt dich zu kennen, und wünscht dich ihren Freund zu heissen.

Der Jüngling erwiederte: O Erster der Griechen, mein Name ist Dithyrambus, welchen die Lippen eines gütigen und edeln Freundes dir mit parteyischer Stimme ausgesprochen, und du mit geneigten Ohren gehört hast. Ich komme, durch den Thespischen, den Thebanischen, und den Locrischen Feldherrn, und den tapfern Diomedon abgesandt, um deine Annäherung zu beschleunigen. Drey Tage werden die Persische Macht vor unsre Augen bringen.

Er schwieg. Auf einmal werden die Fahnen emporgehoben. Das Heer setzt seinen Zug bis zum Abend mit starkem Schritte fort. Durch den frühsten Morgenthau ziehn sie weiter, und langen bey der Enge an, ehe die vierte Sonne den schwülen Mittag erreicht. Kaum erhoben sich vor ihrem ungeduldigen Blicke die Felsen des Oeta, so stürzten sie mit schnellen Füßen und kriegrischem Freudengeschrey hin; als wenn die gegenwärtige Gottheit der Ehre, mit unverwelklichen Kränzen um ihre Schläfe, und mit ihrer demantenen Trompete in der Hand, ihre stralende Gestalt von den Bergen gezeigt, und ihrem Muthe geboten hätte, ins Feld zu eilen; damit sie ihre Thaten anschauen, und ihren Namen und Ruhm über Länder und Meere erschallen lassen möchte. Vor der Spitze zog Leonidas her. Sein Auge offenbarte das Feuer seiner Seele, welches durch seine hitzigen Lippen also hervorbrach:

Seyd tausendmal gegrüßt! du, o Thermopylä, und ihr, o Mächte, die ihr hier thronet. Seyd gegrüßt! ihr Waldgötter, ihr Nymphen der Quellen, die ihr eure hellen Bäche in gebrochnem Gemurmel von der rauhen Höhe heruntergießt. O empfangt uns gnädig, und unterstützet die Sache Griechenlandes. Verbergt die geheimen Wege, welche sich über die Felsen und durch den Wald winden, welche, durch menschliche Füße unbetreten, bloß mit euren unsterblichen Fußstapfen bezeichnet sind. O beschützt eure eignen verborgnen Aufenthalte, und laßt nicht den unheiligen Krieg die feyerliche Stille eurer Gebüsche entweihen. So werdet ihr auf euren Bergen euch von denen preisen hören, deren Thaten der billigenden Welt sagen werden, daß ihr euren hohen Schutz nicht Unwürdigen geschenkt habt. Ihr, meine unverzagten Freunde, erweckt nun den edeln Geist, der eure Herzen entflammt; nun beweiset die Stärke eures Arms: damit eure erzehlten Thaten so lange in der Brust aller Tapfern und Freyen überleben, und in dem Ohre der Zeit angenehm tönen mögen, als Neptun an dem Malischen Meerbusen rauscht, oder diese hohen Klippen, die Denkmäler eures Ruhms, ihre waldigten Spitzen so nahe zum Himmel heben.

Wie in einer heissen Gegend, wo das Haupt der Ceres sich unter seiner goldnen Last beugt, wenn ein unglücklicher Funken von einem Brande auf den dürren Boden fällt; das plötzliche Feuer, durch aufrührerische Winde vermehrt und unterstützt, in fliegenden Strömen bedeckender Flammen über die prasselnde Ebne hinfährt, und in rothen Kreisen hoch

em-

emporsteigend den halben Himmel erleuchtet: mit nicht geringerer Geschwindigkeit verbreiteten die Worte des großen Leonidas durch die glühenden Reihen eine mehr als menschliche Hitze. Jedes Herz dehnt sich von großen Begriffen aus, von solchen, welche die Tugend des Patrioten, und das Feuer des Kriegers erwecken, wenn die Gefahr in ihrer entsetzlichsten Gestalt ihren Augen am liebenswürdigsten zu seyn scheint. In ihren Gedanken malet die Einbildungskraft alle Scenen des Kriegs, das blutige Feld, die Haufen des Todes, und die schimmernden von Persischen Waffen aufgebauten Trophäen.

Nun aber nähern sich die Griechischen Heerführer, die vorher bey Thermopylä gestanden hatten, dem Spartanischen Könige. Der Thespische Feldherr, der Freund des Dithyrambus, brach zuerst das Stillschweigen; ein alter Kriegsmann. Unter seinem Helme, dessen Last, mit einem Federbusche geschmückt, seine bejahrten Schläfe drückte, flossen hinten seine dünnen Haare, welche die Zeit übersilbert hatte, ehrwürdig herunter. Er fieng also an.

Nun wird Freude das Ende meiner Tage krönen. Und ich mag nun bey dem Staube meiner Väter schlafen, oder, durch Persiens Schwerdt getödtet, die Erde bedecken, so geschehe alles, was die Götter für das beste halten werden. Für die gegenwärtige Stunde preise ich ihre Gnade, welche meinem Alter erlaubt hat, den großen Leonidas zu sehen, und den Helden auf diesem glorreichen Ufer willkommen zu heissen, wo er, durch den Himmel

aus dem menschlichen Geschlechte erlesen, den Grund der Griechischen Wohlfahrt befestigen soll.

Hier sprach auch der betriegerische Anaxander. Sey gegrüßt, ruhmwürdiger Feldherr. Von dem ganzen Thebanischen Geschlechte werden wir zum wenigsten dem großen Vertheidiger der Griechischen Sache mit fröhlicher Brust entgegen gehen. O! möchte die Vergessenheit über Thebens Schande ihren finstersten Flügel ausbreiten, oder möchten nur diejenigen verdammt seyn, berühmt zu werden, deren gottlose Rathschläge ihre Mitbürger von der Tugend abwendig machen! Ach! Theben hätte noch immer in einer schändlichen Trägheit begraben gelegen, wenn nicht Alpheus, der Bote der Freyheit, gekommen wäre, sie aus ihrem Schlummer aufzuwecken. O nimm unsre dankbaren Herzen an; du, Alpheus, bist die Ursache, daß Anaxander aus seinen väterlichen Thoren nicht einen einsamen Speer hieher getragen hat, noch diese unrühmlich in ihren Mauren zurückgeblieben sind. Aber zögern wir noch länger? Eilet, meine Freunde, auf jenen Felsen, der von fern seinen Schatten wirft, und beschauet das Persische Lager. Die Morgensonne sah ihre Heere die angrenzenden Ebnen bedecken. Sehet hier einen Malier, Epialtes genannt, welcher den Zug des Feindes von Thraciens Grenzen hieher begleitet hat.

Also sprach er. Alle wurden durch seine verstellte Tugend betrogen. Epialtes, ein Malier von Geburt, war nicht lange vorher ins Lager gekommen. Seine Zunge war beredt, aber sein Herz falsch und niederträchtig. Er verstand die Kunst, treulose

Rath-

Rathschläge auszuschmücken, und die Niedrigkeit seiner Seele, des unreinen Sitzes von Verräthereyen, in schwülstige Ausdrücke einzukleiden. Er, selbst ein Grieche, kam zu den Griechischen Gezelten, als ein ungetreuer Kundschafter. Schnell begab er sich zu den Freunden des Xerxes, den Thebanischen Heerführern, und hielt mit ihnen nächtliche Berathschlagungen, wie die Spartanische Tapferkeit am besten durch Schrecken niederzuschlagen, oder am besten zu verrathen wäre. Mit ihm besteigen die Feldherren den hohen Berg, von welchem sie den entsetzlichen Prospect übersehen, wo sich unendliche Ebnen, mit weissen Gezelten bedeckt, ausbreiten, gleich dem großen Atlantischen Meere, wenn kein Ufer, kein Fels, oder Vorgebürge den unbeschränkten herumirrenden Blick aufhält; sondern der Mond, das glänzende Auge der Nacht, im völlsten Kreise über die ganze grenzenlose Fläche seine Stralen herumwirft, und die tanzenden Wellen mit schneeweissem Lichte zieret; So war das Lager des Xerxes: eine Macht, dergleichen der größte König oder Eroberer nicht zusammengebracht, der jemals mit unbarmherzigen Händen alle die heiligen Bande, welche die Glückseligkeit der Völker binden, zerrissen, und die schlafende Furie, Zwietracht, aus ihrer Höle aufgejagt hat. Aus den hundert ehernen Thoren Thebens, aus Memphis Thürmen, und von den schwangern Feldern, die durch des Nils befruchtende Ströme überschwemmet werden, flossen niemals solche Heere mit dem Aegyptischen Herrscher, dem berühmten Sesostris, welcher die überwundene Erde mit Trophäen erfüllte, und über den schnellen

Schaum

Schaum des fernen Tanais, und die ungeheure Fläche des zitternden Ganges seinen gefürchteten Namen verbreitete. Auch kamen in Asiens weiten Grenzen noch niemals so viel Völker zusammen; weder, da Belus die Assyrischen Haufen zu Eroberungen führte; noch damals, als der Stolz des hoch erhabnen Babylons die Ebnen längst dem Euphrates hin mit bewaffneten Myriaden, die sich aus seinen Mauren drängten, überdeckt sah, da der Friede vor der Wut der furchtbaren Semiramis aus dem verheerten Morgenlande erschrocken entfloh. Dennoch macht dieser gräßliche Anblick des Krieges kein Griechisches Herz verzagt. Unbestürzt stehen sie da. Mit ruhigen Augen durchwandern sie das unermeßliche Lager, indem der verräthrische Malier in tiefen Gedanken bey ihnen steht, und seinen ganzen rednerischen Pomp sammelt, um die feindliche Macht abzumalen; und doch rüstet er seine betriegerische Zunge nicht mit Unwahrheit, um eine schreckenvolle Erzehlung zu erdichten: Die Wahrheit selbst übersteigt itzt alle Vergrößerung der Erdichtung, und hilft seiner Verrätherey; sie könnte die kühnste Brust mit kaltem Entsetzen durchdringen, wo sie nicht durch eine herzhafte Tugend verwahrt würde, welche, von der Freyheit getrennt, nicht leben mag. Durch jede Stimme aufgefordert, sprach nun der Verräther, und alle neigen aufmerksame Ohren. Ach! Griechen und Freunde! kann ich meine Geburtsstäte, die Malischen Felder, mit feindlichen Millionen erfüllt, ansehen, und nicht voller Betrübniß die bange Erzehlung unterdrücken, die ihr von diesen unglücks-

vollen

vollen Lippen verlangt? Ich sah den Feind zuerst auf Thraciens Sande, wo eine große Brücke, die Europa mit dem Asiatischen Ufer verband, die wilden Wellen bändigte, und den ungestümen Strom zurückhielt; indem das ganze menschliche Geschlecht bewaffnet bey Tausenden und Zehntausenden vor mir über das Meer zu rauschen schien. Perser, Meder, Assyrer, Sacer, Indianer, schwarze Haufen aus Aethiopien, Aegyptens gelbe Söhne, Araber, Bactrier, Parther, die ganze Stärke Lybiens und Asiens. Neptun seufzte unter der Bürde, und hob seinen Nacken wider die auf ihm liegende Last unwillig empor. Vergebens schmiß die mit Wut vereinigte Gewalt des Nords und des Ostwindes gegen das unerschütterte Gebäude den halben Hellespont. Die morgenländische Welt geht sieben Tage und Nächte hinter einander darüber, und ergießt sich über Thraciens Grenzen. Sie empfangen den Persischen Herrscher, und stellen ihr hartes Geschlecht unter seine Fahnen. Drauf begleitet ihn Macedoniens Jugend, mit dem ganzen Thessalien, und jeder Grieche, der jenseits Thermopylä wohnt. Also erhebt nicht allein das verbundne Asien die dräuende Lanze, sondern auch Macedonien und Thracien, deren martialische Lenden an kühnen Kriegern fruchtbar sind, und eine unzählige Menge von treulosen Griechen helfen dem Persischen Monarchen. O ihr himmlischen Mächte! und du, der du über Menschen und Götter regierest, der du in einem Augenblicke durch deinen höchsten Willen die Gewaltigen in ihren stolzesten Hoffnungen dämpfen, und die Schwachen zur Si-

cherheit erhöhen kannst, schenke uns deine schleunige Hülfe; lege deinen Arm ins Mittel; verbrenne ihre Legionen mit Bliz: O! verderbe mit drey-zackigtem Donner Persiens Lager, aus welchem mit dem anbrechenden Morgen Millionen, gleich einer Ueberschwemmung, herausstürzen, und sich über die Griechen ausschütten sollen. Sonst wäre es vergebens, einem Heere zu widerstehen, welches ganz Thessalien bedeckt; denn hinter den Malischen Ebnen, die unten so weit ausgestreckt liegen, hinter der äußersten Grenze des Blicks, der von der Spitze dieses hohen Felsens forteilet, stehen noch schrecklichere Heere, welche die Ströme wasserreicher Flüsse mit ihrem Durste austrocknen, und mit ihren Pfeilen die Mittagssonne verbergen könnten.

Also werden wir unser Treffen im Schatten halten, antwortete Dieneces. Nicht so gelassen sprach Diomedon. Er kehret seine trübe gerunzelte Stirne auf das Lager des Xerxes, und ruft also aus. Bellona, komm und sieh mit fröhlichen Augen dieses Feld, den unglücksvollen Schauplatz, welchen königliche Raserey für dich bereitet hat, daß du deine Greuel darauf ausüben sollst. Du, o Tod, wirst hier unaufhörlich wüten, wenn die Felsen jener Enge mit blutenden Reihen bestreut sind, und alle, die dem rächenden Stale Griechenlandes entfliehen, von der Pest und dem magern Hunger ergriffen, mit mannichfaltigem Verderben deinen unersättlichen Rachen nähren werden. Also sprach er, indem er seine finstern Augen verächtlich

auf

auf das unzählbare Heer richtete, und seiner Stärke Trotz bot.

Unterdessen kamen in die Verschanzung der Griechen Abgesandte des Asiatischen Monarchen, Tigranes und Phraortes. Leonidas führt die ungeduldigen Feldherren von den Bergen herunter. Sie drängen sich um den Helden in seinem Gezelte herum, als Tigranes in folgenden Worten ihre Aufmerksamkeit fordert.

Als Abgesandte vom Könige Persiens stehen wir vor euch, ihr Griechen. Die Macht unsers großen Beherrschers zu zeigen, wäre eine unnöthige Mühe. Der Name des Xerxes, des gewaltigen unüberwindlichen Herrn Asiens, der auf einem Throne sitzt, welcher allen menschlichen Glanz übersteigt, dieser Name muß die äußerste Grenze der Erde erreicht, und die Herzen der Menschen gelehret haben, eine unwiderstehliche Stärke mit Ehrfurcht und niedriger Unterthänigkeit zu bekennen. Dennoch schwöre ich bey jenem leuchtenden Kreise, der über uns flammt, dem herrlichen Bilde der ewigen Macht, dieser Haufen von Streitern, dieser Schein des Krieges überreden mich, daß ihr nie jenen Namen gehöret habt, auf dessen fürchterlichen Schall die weit entlegnen Wellen des Indus zittern, und die Caspischen, die Aegyptischen, und die Hellespontischen Fluten ehrerbietig wallen. O ihr Ohnmächtigen und Unbesonnenen! welche des Himmels reiche Gnade, und unsers großen Monarchen Huld noch zu erhalten würdigen. Legt eure Waffen nieder; geht aus einander, jeder in seine Stadt; dort laßt eure demüthigen Hände den

Weg vor eurem Herrn her mit Blumen bestreuen.

Wie durch den weiten Wald, dessen belaubte durchflochtne Zweige eine Höhe mit Schatten krönen, die Ungewitter mit Getöse hinfahren, und zwischen den krachenden Aesten brausen: so beschließen die Griechen, durch trotzige Verachtung und Unwillen bewegt, die Rede des Persers mit lautem Murmeln. Aber alles sinkt wieder in eine plötzliche Stille, sobald Spartens König aufsteht und also antwortet.

O Perser, wenn du zum Xerxes zurückkehrst, so sage, daß du die Wunder seiner Macht erzehlt hast; dann sage, du habest eine geringe Anzahl Griechen gesehen, die sich seinen Millionen, womit er so pralet, ins Feld entgegen wagt.

Der Spartaner schwieg. Die Abgesandten begeben sich zurück, Diomedon und Thespiens Jüngling führen sie über die Griechischen Linien. Sie gehen alle mit langsamer Ernsthaftigkeit in mürrischem Stillschweigen. Aber ihre Blicke erklären, was die Rede nur schänden und schwächen würde. Der Grimm zieht die Stirne Diomedons zusammen: seine Zähne knirschen vor Ungeduld nach verschobner Rache. Eine Verachtung, welche aus innerlich gefühlten Verdiensten entsprang, färbte die Wange des Dithyrambus. Das Angesicht beyder Perser verfinsterten Trotz und Hochmuth, durch die Zernichtung ihrer Anschläge angeflammt. Aber als sie bey den Grenzen der Enge anlangten, wo das Lager des Xerxes seine tiefen unermeßlichen Reihen weit zu eröffnen an-

fing

fieng; da schwoll das Herz des eiteln Tigranes über diesen Anblick auf, und floß in folgenden lauten und hochtrabenden Worten über.

O Arimanius, Ursprung des Bösen, haben wir deine unbarmherzige Macht gebeten, diese elenden Menschen mit dem Fluche der Raserey zu strafen? Aber weil dein schrecklicher Wille die Söhne Griechenlandes zum unvermeidlichen Untergange verurtheilet, so würden wir uns vergebens widersetzen. Dein grausamer Wille geschehe! Laß sie fallen, und mit ihrem Blute den Boden ihres Vaterlandes fruchtbar machen!

Voller Wut antwortet der ernste Diomedon. Du, der du knechtisch und niederträchtig von einem Könige abhängst, unrühmlicher Lohnknecht, Sklave derer, die wir am meisten verachten, du Praler, weist du wohl, daß ich das Marathonische Feld gesehen habe; da euer Herr, gleich dem Lybischen Sande vor dem Winde, durch die unbesiegten Griechen zerstreuet ward; wo du vielleicht vor diesem Arm deine bebenden Glieder zu einer schändlichen Flucht kehrtest? O möchte ich dich in dem morgenden Gefechte finden! Alsdann sollst du unter diesem Arm auf diesem felsigten Boden ausgestreckt liegen, um den Schnabel des Geyers zu sättigen.

Hier schwieg er, und der Persische Feldherr sprach also. O du, dessen allmächtige Hand den Thron des Xerxes beschützet, neige dein heiliges Ohr! Denn siehe! hier weihe ich dir die ersten Früchte meines Sieges, die blutigen Beuten, welche mein

Arm mit dem aufgehenden Morgenlichte vor den Augen beyder Heere diesem Griechen abreissen soll.

Phraortes unterbrach ihn, und sprach: Auch ich wünsche unter den Griechischen Feldherrn einen zu finden, der sich im Streite meinem Speere zu widerstehen erkühnt.

Ihm antwortete Thespiens muthiger Jüngling also. Du siehst mich an, o Perser. Du hättest zwar einen viel würdigern aus unserm Heere auslesen können, aber keinen, der williger gewesen wäre, deine Stärke zu prüfen. Ja ich will vor den Augen des Mars zeigen, wie weit die Tapferkeit des geringsten Griechen über deine Pralereyen die Palmen des Ruhms verdiene.

Als er dieses gesagt, so gehen die Perser zu ihrem Könige, und die Griechen in ihr Lager zurück. Dort sahen sie jeden Streiter seinen langen Speer wägen, und seinen breiten Schild an seinen Arm schnallen, zum schleunigen Kriege bereit. Jeder Heerführer geht freudig alle Glieder durch, und hilft ihrer natürlichen Hitze durch Lob und Ermunterungen. Der Thebanische Anaxander war allein traurig, und redete seinen Malischen Freund insgeheim also an.

Was hat deine hohe Beredsamkeit ausgerichtet? Ach! vergebens versuchte sie den Spartanischen Muth niederzuschlagen. Siehe, wie ihre Brust von verdoppeltem Feuer glüht. Sie wünschen zu sterben, und warten ungeduldig auf das ungleiche Gefecht. Zu bald werden die unüberwindlichen Feinde kommen, und mit vermischtem Verderben uns alle überschütten. Unsre Verdien-

ste

sie werden dem Persischen Herrscher unbekannt bleiben: denn wessen kühne Füsse werden, den Thebanern zu dienen, durch die bewahrte Enge der Griechischen Wache entkommen, und Asiens Gezelte erreichen, damit der König seine Freunde kennen, und mitten in dem allgemeinen Untergange verschonen möge; wenn seine hoch aufgeschwollene Rache, gleich einer von stürmischen Regengüssen angewachsenen Flut, Griechenland mit Verheerung bedecken wird?

Hier sprach Epialtes. Woher, Anaxander, entsteht diese ungerechte Verzweiflung? Ist irgend ein Pfad auf den Bergen des Oeta dem Epialtes unbekannt? Ueber den unwegsamen Felsen und durch den labyrinthischen Wald sollen meine geheimen Schritte gehen. Diese Nacht reise ich ab. Dein Werth soll dem Könige Persiens erzehlt werden. Merke du nur auf die Stunde, und säume nicht, wenn er deine Hülfe nöthig hat.

Ende des zweyten Buchs.



* *

Leonidas.

Drittes Buch.

Nun hatten Tigranes und Phraortes das prächtige Gezelt des Xerxes erreicht. Sie fanden ihn mitten unter Fürsten, und großen Feldherren, den Potentaten Asiens. An seiner Seite standen seine tapfern Brüder, Abrocomes und Hyperanthes, dann der herzhafte Pharnuchus, Pandates, Intaphernes, gewaltige Herren, und noch viel andre, in Purpurglanz gekleidet, die alle mit demüthiger Ehrfurcht den Thron umgaben, dessen kostbarer und hocherhabner Sitz ihren königlichen Herrn trug. Er sah auf ihre Häupter gebietrisch herunter. So überschaute der ansehnliche Thurm des Belus, der seine majestätische Stirne mit dem heitern Himmelblau vermischte, von seiner Höhe den erstaunlichen Umfang Babylons, mit allen ihren herrlichen Gebäuden und Pallästen unter ihm. An diesem Tage hatte der Monarch beschlossen, in Griechenland einzudringen, und ihre Felder mit Krieg zu bedecken; aber zuerst befiehlt er, daß dankbare Lobgesänge den Namen des Oromasdes preisen sollten: so nannten die Perser den großen Urheber der Welt. Auf des Königs Befehl standen die Magi vor dem offnen Gezelte. Neben ihnen brannte Feuer. Sie kehrten sich gegen die heilige Flamme, und sandten ihr harmonisches Lob zum Himmel.

Vom

Vom Zoroaster fieng sich der Gesang an, der auf Persiens Bergen aus seiner mit Blumen und murmelnden Bächen umringten Hôle, welche die heilige Wohnung belebten, offenbaret hatte, wie Oromasdes, die stralende, ursprüngliche und unsterbliche Quelle des Guten, den Erdkreis mit aller seiner mannichfaltigen Schönheit bildete: wie die Himmel durch ihn mit Sternen ausgeschmückt wurden: wie die Sonne, der leuchtende Mithra, der reinste Urquell des Lichts und der zeugenden Wärme, durch welche die fruchtbare Natur lächelt, auf seine schaffende Stimme aus Osten hervorbrach; da sogleich hinter dem goldnen Rande des Tages die Nacht die Schrecken ihrer fernen Herrschaft zeigte, aus welcher der schwarze und feindselige Arimanius, der häßliche Urheber des Bösen, entsprang: er verhüllte aus seinem fürchterlichen Aufenthalte Himmel und Erde mit Schatten, oder verwandelte den Sonnenstral in Verderben, wenn zerlechzende Felder das nahrhafte Korn versagen, und die ausdünstenden Ströme aus ihren Betten fliehn, woher Pestilenz und Hunger entstehn: wie die Macht des Oromasdes Güte, Billigkeit, Wahrheit, Mäßigkeit, und Weisheit, die vom Himmel entsprungen waren, der menschlichen Brust eingoß; da Arimanius die ganze Seele mit Lügen und Ungerechtigkeit, mit unersättlichen Begierden, mit Feindschaft und Wut, mit Bosheit und Thorheit schwärzte. Wenn die Hand des Oromasdes auf das vergängliche Leben Schätze und Vergnügen ausschüttet, so wird die Freude sogleich von dem höllischen Gotte durch wilde Ausschweifungen, oder durch Geiz verderbt. Du, Oromasdes,

des, giebst den Sieg. Durch dich wird das königliche Haupt mit Ruhm gekrönt. Der große Xerxes bekennet deinen Beystand. Als der Haß des wütenden Arimanius den Hellespont mit Stürmen aufschwellte, so führtest du über die zornige Welle den bestimmten Herrn der Welt, damit er an diesem Tage seine verheißne Herrlichkeit genösse, an welchem das erschrockne Griechenland vor seinen Waffen weichen soll, so wie auch zuletzt Arimanius selbst vor deiner Gewalt fallen, und das Böse nicht mehr seyn wird.

Die Magi endeten ihre Harmonie; und nun neigten sich vor dem Könige anbetend Tigranes und Phraortes. Sie lagen auf dem Angesichte, und breiteten ihre niederträchtigen Hände über ihre Stirnen, als wenn sie vor einer gegenwärtigen Gottheit, deren Glanz sterblichen Blicken unerträglich wäre, ihre Augen verbergen wollten. Endlich fieng Tigranes mit diesen demüthigen Worten an.

O Xerxes, lebe ewig! Gnädiger Herrscher! der du deinen Knechten erlaubst, sich deinem majestätischen Antlitze zu nähern; und zu deinen Füßen liegend also deine Hoheit und Größe zu bekennen. Möchte die Macht des Oromasdes deinen Zepter über alle Völker von den Indianischen Gestaden bis zu den Wassern des Abendmeers, von dem nördlichen Tanais bis zur Quelle des Nils ausbreiten! Und möchte Arimanius seine Bosheit gegen das menschliche Geschlecht immer von dir wider deine Feinde kehren! Durch ihn sogar itzt mit Blindheit geschlagen, verwerfen die Griechen deine angebotne Gnade. Der Morgen soll sie, als Opfer deines Grimms, bluten sehen!

Hier wandte sich Xerxes zu seinen Brüdern, und sprach. Sage, Hyperanthes, glaubt deine Seele diese Nachrichten? Wahrhaftig, diese Sclaven haben sich nimmer unterstanden, den Griechen unter die Augen zu gehn, sondern sie täuschen unser Ohr mit niederträchtigen Lügen, die ihre Furcht ihnen eingiebt.

Hyperanthes gab ihm dieses zur Antwort. O möchte der König seinen Unwillen von seinen Knechten abwenden! Griechenland war von Alters her wegen kriegrischer Tugend, und unerschrockner Söhne berühmt. Ich habe ihre Tapferkeit erfahren, und mit mir kann es Abrocomes bezeugen. Als unser Vater, der große Darius, unsre zarte Jugend mit dem Artaphernes und dem Datis zum Athenienſischen Ufer sandte; so fanden wir zu Marathon, wie eitel die Hoffnung sey, durch die Menge einen Feind zu schrecken, der fest entschlossen ist, zu siegen, oder zu sterben. Doch laß mich nicht vor dir verachtungswürdig oder niederträchtig zu seyn scheinen: wenn gleich die Griechen mit einem solchen unüberwindlichen Geiste begabt sind, so soll der König, so bald er mich zum Streite fordern wird, mich dennoch an der gefährlichen Spitze der Schlachtordnung meinen Speer erheben, und durch die feindlichen Reihen brechen, oder vor ihnen sinken sehen.

Drauf erwiederte Xerxes. Warum breitet mein gewaltiger Arm über Asien und Lybien mit allen ihren Nationen seinen Zepter aus? Warum fliege ich mit Millionen zu meinem Gefolge über den Erdkreis hin? Warum überschatte ich den Ocean

mit

mit unzehlbaren Segeln? Woher alle diese Macht, wenn der ewige Wille nicht beschlossen hätte, der Welt einen einzigen Herrn zu geben, und das Ende der Erde allein meinem Reiche zur Grenze zu setzen? Deswegen bändigte er das aufrührerische Aegypten, und erweiterte meine Herrschaft mit dem sandigten Lybien, und der schwülen Gegend Aethiopiens. Deswegen bezwang er die Hellespontische Wut, und lehrte die See Gehorsam gegen meine Macht. Höre demnach auf zu denken, daß der Himmel itzt die Sache der Könige verlassen, jene elenden Griechen mit mehr als menschlichem Muthe begeistern, und die allgemeine Furcht der Natur aus ihrer Brust vertilgen werde. Er schwieg, und Abrocomes fieng also an.

Der König befiehlt uns, unser Herz zu entdecken. Möchte also die Sonne ihre Stralen in Blitze verwandeln, und mein Haupt mit Verderben überschütten! Möchte der König seinen Knecht mit einem unmuthsvollen Auge ansehen! wenn das, was ich hier bekräftige, falsch oder eitel ist; daß jene Griechen sich unserm Laufe widersetzen werden.

Der König stand auf. Schweigt! bereitet meinen Wagen; ruft dem Spartanischen Verbannten, Demaratus: wir wollen uns selbst dahin begeben, und den Feind betrachten.

Der Monarch wollte, und plötzlich höret er seine stampfenden Rosse. Auf silbernen Rädern hoch erhaben, glänzte der elfenbeinerne Wagen von himmelblauen Sapphiren, wasserblauen Beryllen, und dem grünen Jaspis, dem Smaragd, der glühenden Röthe des Rubins, dem goldnen Strale des flam=

flammenden Topas, der Perle, dem purpurfarbnen Amethyst, und allen den mannigfaltigen Edelgesteinen, welche Indiens Adern hergeben, um den Pomp der Könige zu zieren. In blanckem Golde zeigt hinten ein geschnitzter Adler seinen ansehnlichen Hals, und breitet über das Haupt des Monarchen seine blendenden Schwingen aus. Acht edle Pferde, die auf der berühmten Nysäischen Ebne im kalten Medien erzogen waren, zogen den stralenden Wagen. Nicht jene im Alterthume, welche der falsche Laomedon dem Herkules verweigerte, noch die, welche den Sohn der Thetis durch den zerstreuten Nachzug von Trojens verfolgtem Geschlechte trugen, konnten diese an Stärke oder Schönheit übertreffen. Mit gehorsamem Stolze hörten sie ihren Herrn: freudig warfen sie ihre Stirnen in die Luft, indem die silbernen Mähnen auf ihren schimmernden Nakken schlugen. Der König steigt hinauf: neben seinem Fußschemel setzt sich Demaratus. Nun schüttelt der Wagenführer, der starke Patiramphes, den goldnen Zügel. Auf das gegebne Zeichen schießen die aufmerksamen Pferde fort; der Wagen flog; hinter ihm rauschten zehntausend Reuter im Donner über das Feld. Auf des Xerxes Befehl stehen alle morgenländische Haufen zwischen dem Gestade des Meers und dem Lager in Schlachtordnung, alle bereit, durch Thermopylä zu dringen. Zu diesen eilet der königliche Wagen mit schnellen Rädern fort. Der herannahende König wird sogleich durch die weiten Schwadronen verkündigt. Nun ist er nahe. Das unzehlbare Heer rollt bey

Natio-

Nationen zurück, und nimmt seinen Herrn mit allen seinen Satrapen auf. Wenn von seinem chrystallnen Pallaste, der auf dem Grunde der Wasserwelt erbaut ist, der mächtige Regent der Fluten mit jeder Gottheit des Meers, auf seinem beperlten Wagen thronend, heraufsteigt: so theilet die ganze Tiefe also ihren Busen vor dem hervorkommenden Gotte. So fuhr Xerxes zwischen der Asiatischen Welt hin, die auf beyden Seiten zurückwich. Indem sich sein Blick durch die unermeßlichen Reihen hinunter verlohr, überwölkte eine augenblickliche Dunkelheit seine Seele, und diese Gedanken erfüllten seine Augen mit Thränen: daß, sobald als die Zeit hundert Jahre gezehlt hätte, nicht einer von allen diesen Tausenden noch leben würde. Woher entstand diese Wolke, deinen Stolz zu verdunkeln? Konnte denn die Menschlichkeit einmal die Brust eines Tyrannen rühren? Oder ward vielmehr deine Seele, o Xerxes, durch den bittern Gedanken gequälet, daß alle deine Macht sterblich wäre? Aber bald verließ die Decke der Traurigkeit seine sich erheiternden Augen, als sich Millionen mit anbetender Ehrfurcht zur Erde neigten, und den unerweichlichen Hochmuth in sein Herz zurückriefen. Stolz überschauet er den vermischten Prospect von schimmernden unzähligen Reihen, von Sichelwagen, welche auf donnernden Achsen durch trotzige Pferde fortgerollt wurden, die mit köstlichem Geschirre bedeckt waren, (barbarischer Pomp!) und mit stampfendem Hufe das sandigte Gestade aufrissen; indem jede Fahne gegen die Sonne ihre prächtigen von Gold stralenden Falten ausbreitet, mit

Schil-

Schilden, Tiaren, Helmen, und Speeren umgeben, die an Menge den Grashalmen gleich kamen, deren lebendiges Grün Thessaliens Thal in Frühlingsschönheit kleidet. Welche Mächte des tönenden Verses können der Seele die erstaunliche Scene vorstellen? Nicht dich, welche die fabelhafte Stimme des Gerüchts vergnügt, dichtrische Einbildungskraft, rufe ich um Hülfe an; sondern unterstütze du, o Wahrheit der Geschichte, meinen Gesang, der die mannichfaltige Menge, ihre Waffen, ihre Sitten und ihre väterlichen Sitze abschildern soll.

Mit schuppigten Brustharnischen bedeckt, glänzten zuerst die Perser von Farben, die auf ihren langen Aermeln spielten; eine edle Nation. Von ihrer Kindheit an waren ihre Zungen in der Liebe zur Wahrheit geübt, ihre Glieder zu jeder männlichen Arbeit abgehärtet, den Bogen zu spannen, das unbändige Roß zu regieren, und den Wurfspieß fortzuschleudern; würdig, die Freyheit zu genießen, welche ihre beraubten Väter verlohren, deren Waffen für den Cyrus die Stärke von Babylon und Sardis umstürzten, und das Haupt des Ueberwinders über die Gesetze seines Vaterlandes erhoben. So waren die Perser; aber, ungelehrt, ein Heer in Schlachtordnung zu stellen, bekämpften sie den Phalanx der Griechen mit ungleichen Kräften, und stellten dem starken Schilde, und dem schweren Spiesse eine leichte Tartsche, und eine schwache Lanze entgegen. Auf jedem Haupte erhoben sich undurchdringliche Tiaren, gleich Thürmen. Von blankem Golde flammten ihre bunten

Schuhe,

Schuhe, und die schimmernden Zügel jedes stolzen Rosses. Dolche hiengen von ihren Lenden, ein voller Köcher von ihren Schultern herunter, und starke Bogen von außerordentlicher Größe trugen sie. Drauf erscheinen mit ähnlichen Waffen die Meder, die Cisser, und die Hyrcaner. Medien war vordem von seinen beeisten Gebürgen dem unterworfnen Morgenlande furchtbar. Seine Beherrscher thronten in dem kalten Ecbatana. Die Cisser kamen aus den königlichen Mauren der Stadt Susa, und von schwülen Feldern, die mit zweigreichen Palmen bedeckt, und weiß von Lilien sind, die durch die Fluten des berühmten Choaspes gewässert werden, dessen durchsichtiges Wasser der goldne Becher Persiens Königen bringt; kein andrer Strom benetzt die königlichen Lippen. Hyrcaniens Geschlecht verließ seine fruchtbare Gegend, die, von dem Laube weit ausgebreiteter Eichen finster, der Ceres und dem Bacchus theuer ist. Dort schüttet das Getraide, durch seine goldne Last gebeugt, unabgemäht seine überflüßige Saat aus, und schwängert das Erdreich mit künftigen Erndten; indem die Bienen unter den durchflochtnen Zweigen der Wälder wohnen, und das von Süssigkeit überfliessende Laub mit ihren Arbeiten bereichern. Neben ihnen zeigen Assyriens Söhne ihre ehernen Sturmhauben, das unkünstliche Werk roher Barbaren. Dickgewebter Flachs verwahrt ihre Brust und ihre Lenden. Ein Schild beschützt ihre Arme. Mit einem Schwerdte umgürtet, trägt jeder eine mit Eisen beschlagne Keule. Sie wohnen auf den Ufern des Euphrats, und in den erstaunens-

würdi-

würdigen Mauren Babylons, und auf den Ebnen, wo vordem ihr Haupt, der Sitz der ältsten Tyrannen, von dem alten Ninus mit mächtigern Thürmen erhoben ward. An diese grenzt Chaldäa, das Land der Hirten. Dort auf den weit ausgestreckten Weiden bemerkte Belus zuerst den mannichfaltigen Lauf der hellen Irrsterne des Himmels, und unterschied die gehäuften Sterne mit Namen; daher ward er selbst für das Haupt der Götter gehalten. Ihm zu Ehren erbauten die stolzen Assyrer in Babylon einen Tempel, der bis an den Himmel reichte. Von dem fetten Boden, den Ochus tränkt, kamen die Bactrer, gleich den Persern gerüstet, obgleich ihre Wurfspieße kleiner, und ihre Bogen von Rohr waren; neben ihnen die Paricanier, ganz rauch von Fellen behaarter Ziegen, mit Bogen und Dolchen bewaffnet. Eben so fürchterlich gekleidet, mit Bogen von Rohr, und grossen Schwerdtern bewehrt, standen hier die Caspier, von unfruchtbaren Gebürgen, und der traurigen Küste hergebracht, welche den stürmischen See umgrenzt, der ihren Namen führt. Drauf erschienen die Indianer, ein dreyfacher Haufen. Ein Theil lenkt das Pferd, und ein Theil den schnellen Wagen; die übrigen stritten zu Fuße, und hielten auf dem biegsamen Rohre ihre mit Eisen beschlagnen Stäbe zum Blutvergiessen bereit. Diese giengen von den fernen Fluten des Ganges über den Indus, und verliessen eine Gegend, die von der verschwenderischen Natur geliebt ward. Dort lächelt das gesegnete Jahr mit zwiefacher Erndte gekrönt. Honigreiche Gebüsche, Cinna-

mom und Narden beglücken ihre Felder. Die Krieger glänzten in den Reichthümern ihres Landes. Sie trugen kostbare Ohrgehenke, und mit Edelgesteinen bestirnte Armbänder. Dieses waren die Nationen, welche dem Xerxes ihre vermischte Hülfe von Reutern und Fußknechten zusandten.

Nun erzehle, o Muse, welche noch unbesungene Fußvölker das Ufer verdunkeln, oder welche auf Wagen, oder auf Cameelen den Sand aufwühlen. Zuerst nähern sich die Parther; sie waren noch nicht der kriegerischen Rosse wegen berühmt, und betraten in schwacher Anzahl das Malische Gestade, fern von ihren einsamen Thälern, und waldigten Bergen. Ihnen waren die Sogdianer, Dadicer, Gandarer, und Chorasmer zugesellt, alle, wie Bactriens Söhne, gerüstet. Neben diesen stehen die Sacer, die von dem kalten Imaus, von den Fluten des Oxus, und von Cyra herkamen, das an dem Rande des Jaxartes, der Grenze des Persischen Reichs, erbaut ist. Wild, unbändig und grausam verliessen sie ihre Wüsteneyen. Ein Bogen, ein Säbel, und eine schwere Axt bewaffneten die unmenschlichen Legionen. Ueber jedem grimmigen Gesichte erhob ein spitziger Helm seinen eisernen Thurm. Hier standen die Saranger, wie Perser, gerüstet. Ihr hoher Halbstiefel schmiegte sich um ihre Knie, und in stralenden Farben schimmerten ihre bunten Kleider. Ihnen folgen die Pactischen, Mycischen und Utischen Völker, mit rauchen Ziegenfellen bedeckt. Sie tragen Bogen von Rohr, und Dolche an ihren Seiten.

Mit

Mit fleckigten Häuten von Pardern, oder mit dem abgerißnen Raube gelber Löwen bekleidet, steht hier die ansehnliche Reihe der Aethiopier, von gleicher Größe, und von schöner Bildung; obgleich die brennende Sonne ihr Gesicht braun gesengt, und ihre krausen Locken zusammengerollt hatte. In alten Liedern ihrer Gerechtigkeit wegen gepriesen, verachteten sie den Reichthum als einen Feind der Tugend. Von ihrem entlegnen Sitze auf dem Ufer des Nils hinter der Aegyptischen Grenze waren diese Freunde der Gastfreyheit und des Friedens durch ihres Königs Bosheit und Hochmuth weggerissen, und bekriegten, selbst unbeleidigt, wider ihren Willen ein Land, dessen Gegend und Name ihnen fremd waren. Mit harten Steinen schärften sie den schnellen Pfeil. Sie trugen erstaunlich lange Bogen von schlanken Palmzweigen, und mit Bockshörnern bewaffnete Lanzen, und von Eisen starke Keulen.

Nun erzehle, o Muse, die Nationen, welche mit Helmen, die aus verschiednen dicht zusammengefügten Stücken verfertigt waren, mit Wurfspiessen und Dolchen, mit schwachen Schilden und Lanzen dem Willen ihres Tyrannen gehorchen; ein ohnmächtiger Haufen, lauter Opfer, die bestimmt sind, die Griechischen Speere mit Blut zu färben. Zuerst kommen die Paphlagonier aus der Gegend, wo der Carambis über den dunkeln in Nebel gehüllten Euxin herabsieht, und wo der Parthenius durch Blumen fließt, die seine bunten Ufer malen; drauf die Mariandynier, die Matienier, und die Ligyer; mit ihnen die Syrischen Schaaren, die

nahe bey dem Walde der Daphne wohnen, die das Land bauen, das der große Orontes wässert, die auf dem langen Gebürge des Libanus unter den Zedern leben, oder die nahrhaften Datteln der Palmbäume geniessen, deren Früchte die Ebnen um Damascus zieren: alle, die den Namen der Cappadocier führen, verstärken das Syrische Heer, mit denen, welche den aromatischen Balsam von dem wohlriechenden Gesträuche sammeln, und seinen milchgleichen Saft an dem reizenden Ufer des sich schlängelnden Jordans auspressen, bis dahin, wo er unter der pechigten Fläche schläft, die den Asphaltischen See schwärzet. Ihnen folgen die Phrygier, mit ihren alten Pflanzstädten, den Armenischen Schaaren. Diese sehen die durchbrechende Quelle des starken Euphrats die weichende Erde zerspalten, und in Seen weit ausgebreitet die Ebne bedecken. Von dannen drängt er sich durch abgeriebne Felsen, und schäumt nach Babylon. Nicht so gewaltsam, gleitet die Flut des sanften Araxes in das Caspische Meer, sondern, unmerklich wegschleichend, benetzt sie den fruchtbaren Klee der Armenischen Wiesen.

Hierauf erscheinen die Lydier; ein wunderbarer Anblick! Sie gleichen den Griechen in der Tracht, aber in den Sitten sind sie ihnen sehr unähnlich. Spiel und Scherz waren alle ihre Sorge. An dem Strom des Caysters, oder des glatten Mäanders, der sich still vorbeywindet, oder an der Flut des Pactolus, die sich zwischen den Weinstöcken des Tmolus erhebt, oder an dem reichen Flusse des goldsandigten Hermus bezaubern sie das Auge mit

reizenden Tänzen, oder entzücken das Ohr mit süssen Meledeyen, und schmelzen die Seele zur zärtlichsten Schwermuth. Was konnte doch diese zarten Söhne der Wollust in die Gefahr der Schlacht treiben? Die Geissel ihres strengen Monarchen jagte ihre schauernden Glieder durch alle die Stürme, welche das Meer aufbrachten, und unter ihren bebenden Füssen das Gebäude erschütterten, das die Asiatischen und abendländischen Welten vereinigte. Mit diesem verbindet das von schwefligten Minen heisse Mäonien seine Völker. Kein Baum ziert ihre mit Grün ungesegneten, und mit Asche bestreuten Ebnen. Felsen und Berge sind schwarz gebrannt. Helme drückten ihre Scheitel, und zween Spiesse schleuderten sie. Um ihr wolligtes Kleid war ein Schwerdt gegürtet, und aus behaarten Fellen bestanden ihre runden und leichten Schilde. Die Mysier verliessen den waldigten Olymp, und das Land, das der Caicus befeuchtet, und die giftige schlangennährende Flut des Lycus. Sie trugen Sturmhauben, Schilde, und hölzerne, in den Flammen gehärtete, Wurfspiesse. Neben diesen sieht man eine alte Nation, die in frühen Zeiten, durch Trojanische Waffen angefallen, ihr Vaterland weniger theuer hielten, als die Freyheit, und ihren Sitz am Strymon, wo er seinen beeisten Strom in Thracien ausschüttet, mit den fernen Ufern des fischreichen Sangars verwechselten. Sie hiessen Bithynier, und breiteten ihre Wohnungen bis zu dem heiligen Fuße des Dindymus aus. Doch seufzten sie dort unter der Tyranney, und trauerten um ihre Freyheit, die sie nun am Sangar, wie vor-

mals am Strymon, verlohren. Ihr Helm war von rothen Fuchsfellen gemacht; ihre Tartschen gli= chen dem gehörnten Monde; ein Wurfspieß, und ein kleiner Dolch bewaffneten ihre Hände; ein en= ges Unterkleid umgab ihren Leib, um welches ein von unzehligen Farben stralender Mantel herum= floß. Aber andre Thracier, die ihren vorigen Na= men in Asien behielten, standen mit schimmernden Helmen. Hörner von Stieren schmücken in nach= ahmendem Metall die hohen Spitzen; der köstlich= ste Phönicische Purpur bekleidet ihre Beine; und, gewohnt, den Eber durch den Wald zu verfolgen, führen sie einen Jägerspieß.

Was für Nationen stellen noch an beyden Sei= ten des vorbeyfahrenden Xerxes ihre ungeheure Schlachtordnung dar, und schwellen sein Herz mit mehr als menschlichem Stolze auf? Nun folgt der zahlreiche Schwarm der Moschier, der Macronier und Mosynoecier, welche, von Beeren gesättigt, ihre gemalten Glieder in hölzernen Thürmen am Pontischen Gestade ausruhen lassen; mit ihnen kömmt das fröhliche Geschlecht der Tibarenier, deren wollüstige Seelen Scherz und Gelächter lieben; alle in hölzernen Helmen, mit kleinen Schilden und ausserordentlich langen Lanzen. Darauf nähert sich in einem Gewande, das über ihrer breiten Brust zusammengeheftet ist, theils mit Wurfspies= sen, theils mit Lycischen Bogen gerüstet, ein Volk, das in ewigen Liedern, selbst in den Deinigen, er= habner Mäonides, leben soll. Dieses sind die Milyer, die in deinen himmlischen Gesängen So= lymi heissen, und Pisidiens Berge bewohnten.

Furchtbar

Furchtbar bekriegten sie vormals den großen Belle-rophon; nun sollen sie, durch Sclaverey entnervt, einem schrecklichern Feinde entgegen gehn, und ihre verfaulenden Körper Griechenlands Hunden übergeben. Bey ihnen stehn die Marischen Legionen, alle mit Schilden von Häuten, mit Wurfspiessen, und stark gewebten Helmen versehen. Ariens Heer hält die Bactrische Lanze vor, und spannet den Persischen Bogen. Ihr Vaterland ist ganz mit Dornsträuchen bewachsen; Eine entsetzliche Wüstenev von Sand, welche der Arbeit des geduldigen Ackerbaues spottet; ausser einem begnadigten Striche, der, gleich einer Insel, aus der Wildniß hervorragt, in Grün gekleidet, und mit Weinstöcken bepflanzt, deren edle Trauben einen Saft geben, welcher die Beleidigungen der Zeit verachtet. Dennoch hatte die Hand der Natur ihre Felsen mit Corallen besäet, und ihre wüsten Berge mit Adern voll blauer Sapphiren bereichert, und solcher, deren Himmelblau mit Funken von Gold geziert ist. Diese blitzen von dem Turban. An jedem Halse durch den ganzen zahlreichen Haufen glüht die Coralle. Die Allarodischen und Sasperischen Schaaren waren, gleich dem Cholchischen Heere, mit Dolchen bewaffnet; ihre Häupter schützte ein hölzerner Helm: ihre Speere waren kurz und ihre Schilde mit keinen Fellen überzogen. Die Cholchier kamen von Phasis, und von den Ufern, wo vormals die schöne Zauberinn, Medea, stand, und mit Verwunderung das erste verwägne Schiff sah, das dem schäumenden Pontus entgegen drang. Die Halbgötter stiegen

vom Argo ans Land, und begaben sich nach den unwirthbaren Mauren ihres grausamen Vaters. Dort zeigte Jason seine blühenden Reizungen, und verlangte mit allen Künsten einer göttlichen Beredsamkeit das goldne Vließ. Die Schöne hörte ihn, sie sah ihn mit unglücklichem Entzücken an, und liebte ihn. Drauf übergiebt sie dem Helden ihr Herz; ihre Zauberkunst zähmt die Stiere mit ehrnen Füssen; sie schläfert den wachsamen Drachen ein, und bringt mit dem treulosen Jason den stralenden Schatz nach Griechenland. Damals verfolgten die Cholchier ihre Flucht mit Krieg. Und nun, von alter Feindschaft entflammt, oder durch den Xerxes gezwungen, der lange vergeßnen Beleidigung wieder eingedenk zu seyn, bedräuen sie Griechenland mit Verwüstung. Diesen folgte ein Haufen, in Persischer Tracht, der die mannichfaltigen, in Arabien bekannten Inseln im Persischen Meerbusen verließ. Einige, die Ophiodes, oder Topazos gezeugt hatte, waren mit ihrem einheimischen Topas ausgeschmückt; und andre mit Schalen von Schildkröten, die am Rande des Casitis entspringen. Ihnen waren diejenigen zugesellt, die in der Gegend leben, wo Erythras, ein gewaltiger König, der vor Alters dem Erythräischen Meere den Namen gab, unter Palmen begraben liegt. Neben diesen waren die Lybier. Fürchterlich saßen sie auf Sichelwagen, in Felle gekleidet, mit hölzernen Spiessen gerüstet, die von den Flammen gehärtet waren. Nicht Lybiens Wüsteneyen konnten ihre Söhne vor tyrannischer Macht verbergen; viel weniger konnte die Freyheit

in

in dem Ueberflusse der Arabischen Felder wohnen: wo aromatisches Caspia, und das wohlriechende Rohr, und Myrrhen, und geheiligter Weihrauch die Schwingen des Zephyrs mit Gerüchen anfüllen. Die Araber trugen einen sehr großen Bogen, und über ihrem funkelnden Unterkleide schwebt ein flatternder Mantel, der auf ihrer Schulter zusammengeknüpft ist. Von diesen ritten zwo Myriaden auf dem hohen Rücken der Cameele, die an Geschwindigkeit dem schnellsten Rosse gleich waren.

So waren die Heere, welche, von Asien hergeführt, sich vor dem Wagen des Xerxes mit tiefster Demuth zur Erde neigten. Doch welche Legionen breiten noch mehr ihre langen Linien aus? Was für Fahnen überschatten noch den Malischen Sand? Der königliche Wagen rollt durch Nationen fort, welche, in Waffen und geordneten Gliedern dem morgenländischen Heere ungleich, Speer und Schild empor hielten. Doch, ungelehrt ein knechtisches Knie zu beugen, standen sie aufrecht; einige ausgenommen, welche, voller Gram über ihre neue Sklaverey, ihre Häupter niedersenkten, und ihre Waffen mit Betrübniß benetzten. Diese waren Europens Geschlecht, die Xerxes durch unwiderstehliche Gewalt zu seinen Fahnen versammelt hatte. Murrend standen hier die Söhne Thraciens und Macedoniens; hier runzelte auf seinem Pferde der wakkre Thessalier die Stirne; dort trauerten widerstrebende Haufen, die den Namen der Griechen führten, und die ganze Küste zwischen Byzanz und dem Malischen Meerbusen bevölkerten.

Nun war der Monarch durch alle die Heere, welche seinen Stolz anbeteten, oder seine Macht fürchteten, durchgefahren. Und doch war unter diesen Myriaden nicht einer zu finden, der sich mit dem Xerxes selbst in der Größe, oder in der schönen Gesichtsbildung vergleichen konnte, mit ihm, der alles besaß, ausser der Tugend; der verdammt war, zu zeigen, wie geringschätzig, wie schwach, ohne sie, die unumschränckte Gewalt, der Reiz der Schönheit, und der Glanz der Pracht, wie unsicher vor dem Unglücke, wie eitel sie seyn. Du, der du das allgemeine Schicksal betrauertest, womit der Himmel keinen verschont; welches oft Tausenden zur einzigen Zuflucht vor der Wut eines Tyrannen dienet; und welches durch abmattende Krankheit, Alter oder Kummer endlich für alle eine lindernde Hoffnung wird; du, der du darüber weinen konntest, daß die sanfte Hand der Natur ihre müden Kinder ins Grab legen würde, und dennoch ungerührt die Hälfte der Völker aus ihren friedlichen Sitzen in eine unbekannte Gegend führen konntest, um da als Opfer deines unbarmherzigen Stolzes zu fallen; was verdientest du von der beleidigten Welt? Welche Martern, um für die Thränen der Mütter Asiens, für entvölkerte Reiche, und für alle diese Verheerung der Natur zu büßen? Voller Freude kehret der König seinen trotzigen Blick auf sein Heer, und spricht zum Demaratus also.

Nun, Demaratus, nun erwecke in deiner Seele das Andenken meines Vaters, des großen Darius, welcher deinen irrenden Fuß aufnahm, als er aus seiner Heimath verstossen war. Es würde dir also sehr

sehr unanständig seyn, deine Wohlthäter zu betriegen, und die Wahrheit zu verheelen. Sieh auf alle diese Tausende zurück, und sprich, ob jene Griechen sich ihrem Zuge widersetzen werden.

Der Verbannte antwortete. Glaube nicht, großer Herrscher, daß ich deine Güte durch eine erdichtete Erzehlung denen zu Ehren täuschen werde, deren betrogne Seelen der Zunge des Verleumders thöricht zuhörten; die mich zwangen, mit unverdienter Schande die Wege der Verbannung und des Elendes zu betreten. Auch werde der König nicht unwillig, indem ich die Worte der Wahrheit rede. Die Spartaner fliehen niemals.

Hier erwiederte der König mit höhnischem Lächeln. Willst du, der du vordem Lacedämons Feldherr warst, zwanzig Perser bekämpfen? Dennoch müssen jene Griechen morgen mit noch größrer Ungleichheit unser Heer bestreiten.

Demaratus sprach. Durch einzelne Gefechte wäre der Versuch eitel, und noch eitler durch meinen unwürdigen Stal, den Werth vereinigter Kräfte zu zeigen, die oft durch kriegrische Geschicklichkeit die Stärke der Menge besiegen. Auch sind die Griechen nicht allein durch ihre Kriegszucht, sondern auch durch ihre Sitten, im Schlachtfelde vortrefflich. Gönne mir dein Ohr, o König, lerne den Unterscheid der Griechischen Völker, und der deinigen. Die Blüthe, die Vormauer deines gewaltigen Heers sind Lohnknechte. Diese sind in deinen Provinzen rund herum verlegt. Kein fruchtbares Feld verlangt ihre fleißige Hand, um den ungepflügten Erdkloß umzuwenden. Sie rufet keine

Erndte zur Mittagsarbeit. Die hartnäckige Eiche auf dem Gipfel der Berge sinkt nicht unter ihrem Streiche. Sie bemerken nicht mit sorgsamen Augen, wie die Schaafe, oder Rinder weiden. Ihnen, die des Reichthums und aller Güter beraubt sind, fliegt der Name des Vaterlandes mit einem leeren Schalle über das Ohr; er erhitzt nicht die freudenlosen Herzen derer, die kein Vaterland haben. Dürftig, und doch mit Verachtung die Arbeit verwerfend, durch ihre Armuth elend, und doch aus Müssiggang lasterhaft, mit weichlichen entkräfteten Gliedern, und mit verderbten Seelen, werden diese aus dem Elende, aus der Schwelgerey und Trägheit zum Streite wider einen Feind geführt, der zu Beschwerlichkeiten abgehärtet, und das Kind der Arbeit ist; der gewohnt ist, durch kalte Regengüsse und Winterstürme über seinen eignen Acker den langsamen Ochsen zu treiben, oder in der ungestümen Sonnenhitze unter der Bürde der gelben Garben zu glühen: Daher verschafft er sich und ihr, deren getreue Arme ihn freudig umschlingen, und einem zahlreichen Geschlechte, das seine Wohnung fröhlich macht, Ueberfluß mit Ununterwürfigkeit, und wenn er zum Streite gerufen wird, so hebt er für diese, seinen theuersten Trost, und seine Sorge, und für die seiner Arbeit versprochene Erndte den Schild auf, und fürchtet keine stärkre Macht. So sind die Mächte jedes Griechischen Staats beschaffen. Nur Einer zeugt ein Geschlecht, das noch kriegerischer ist, eben diese, welche nun jene felsigte Enge vertheidigen; die Söhne Lacedämons. Sie, ungelehrt, den Erdkloß zu brechen, oder die goldnen

nen Garben zu binden, sind zu weit strengern Arbeiten abgehärtet, bloß zum Kriege, ihrer einzigen Lust und Sorge. Von der Kindheit bis zum männlichen Alter werden sie zum Mangel, zur Gefahr, zum ungesunden Boden, zu Winterwachen, und unfreundlichen Himmeln, durch Ströme zu schwimmen, dem mit Hauern gerüsteten Eber Troz zu bieten, zu Waffen und Wunden gewöhnt; eine so heftige und beständige Uebung von Arbeit, daß ihnen ein Lager mit allen seinen Beschwerlichkeiten der Siz der Ruhe, und der Krieg selbst eine Erquickung ist.

Deine Worte sind Thorheit, antwortete hier voller Verachtung der Persische Monarch. Wohnt nicht die Freyheit unter den Griechen? Darum werden sie stärkre Feinde fürchten; denn, wer frey ist, wird vor der Gefahr fliehen: da hingegen die Perser wissen, wenn sie ihren Posten verlassen, so erwarte sie die Geissel, und mein schwerer Grimm.

Bilde dir nicht ein, Xerxes, erwiederte Spartens Feldherr, daß den Griechen ein Gegenstand fehle, worauf sie mit Ehrerbietigkeit und gehorsamer Furcht ihre Augen richten können. Ihnen ist das Gesez ehrwürdiger, als Asiens zitternden Millionen der Name eines Königs ist; das Gesez, dessen heilige Stimme ihnen gebeut, unzähligen Feinden entgegen zu gehen, zu überwinden, oder zu sterben.

Nun schwieg der verbannte König still, indem der Wagen nahe bey der Enge vorbeyrollte. Die Spartaner wurden damals eben auf die Wache gestellt. Mit gymnastischen Leibesübungen be-

schäfftigt, gaben diese weder auf den Monarchen, noch auf sein prächtiges Gefolge Achtung; sondern schwungen den Speer, und schleuderten den schnellen Wurfspieß, oder stiessen mit entgegengesetzten Schilden in einzelnen Gefechten auf einander, oder stürzten in geschwindem Rennen auf alle Seiten mit ungebrochnen Gliedern, und mit gleichen Füssen: indem andre ruhig unter ihren geschliffnen Helmen ihr Haar niederzogen, das in schwarzen Locken hieng, und über ihre Nacken Schrecken ausbreitete. Hier fragt Xerxes den Verbannten. Was haben diese vor, die so mit sorgfältigen Händen ihr Haar in Ordnung bringen?

Der Spartaner antwortete. O König! das ist ihre Gewohnheit, ihre Häupter zu schmücken, wenn sie mit gesetztem Muthe ihre unerschrockne Brust dem Rachen des Todes darstellen. Bringe deine Myriaden, ganz mit schimmerndem Stale bedeckt, herunter; Bewaffne, wenn du kannst, das ganze menschliche Geschlecht, alle, welche die unerforschten Gegenden jenseits des Ganges besitzen, alle, die jenseits des Caspischen Meers die Scythische Wildniß durchschweifen, mit denen, welche die geheime Quelle des Nils trinken: deunoch wird der Brust der Söhne Lacedämons die Furcht noch immer unbekannt seyn. Also sprach der verbannte König voller Hitze, indem ein unaufhaltbarer Schmerz aus seinen Augen quoll, und über seine Wangen floß. Er wendet sein Angesicht weg, und weinet häufige Zähren. Die traurige Erinnerung an seinen vorigen Stand, an seine Würde und Hoheit, und der Anblick dieser wackern Reihen, die so

uner-

unerschüttert standen, und durch die bewaffnete Welt Entsetzen ausbreiteten, erwecken diese Betrübniß. Oft betrachtet er mit brennenden Augen die göttlichen Krieger, welche einmal unter seiner Fahne siegreich fochten, welche ihn einmal ihren König und Führer nannten. Darauf senkt er wiederum sein Haupt mit banger Wehmuth nieder, und benetzt seine Brust mit Thränen; voller Angst bejammert er seine verwelkten Ehren, seinen berühmten, itzt vergeßnen Namen, seine mit Verbannung und Unterwürfigkeit befleckte Majestät. Also steht, durch kriechendes Epheu, und faules Moos verdunkelt, ein königlicher Pallast, oder ein erstaunenswürdiger Tempel prächtig im Ruin; an welchem die weit verwüstende Zeit vom winkenden Dache die Seule herunter gemähet, und das schwere Gewölbe gespaltet hat.

Vom Hyperanthes nicht unbemerkt, trauerte der unglückliche Spartaner. Freundschaftlich verbindet er die Hand des Verbannten mit der seinigen, und redet ihn mit diesen gütigen Worten an. O Demaratus, dieser dein Schmerz bekräftigt, wie sehr die Griechen dein edles Lob verdienen, da du noch immer mit Gram ihren Verlust beweinest, ob du gleich hier mit allgemeiner Liebe getröstet wirst. Aber o! laß den Unwillen in deiner Brust das dir zugefügte Unrecht wieder aufwecken. Dann segne das glückliche Schicksal, welches dich fern von Verleumdung und Betrug wegführte, um dich der Gnade des höchsten Königs theilhaftig zu machen.

Indem sich Denaratus mit dankbarem Herzen zur Antwort bereitete, so unterbrach ihn Persiens König also. Sobald als der Morgen aufgeht, so führe du, Tigranes, und du, Phraortes, die Meder und die Sacer an. Bringt jene Griechen gebunden. Da er dieses gesagt hatte, so kehrte der Monarch nach seinem Gezelte zurück.

Ende des dritten Buchs.

* *

Leonidas.

Viertes Buch.

Laconiens Feldherr stand mit dem Morgen auf, und sprach also zum Alpheus. Lies von Arcadiens Haufen tausend Speere aus. Mit diesen verbinde die Thespier und die Platäer. Stelle ihre Linien vor die Mauer, welche die Enge befestigt. Da wird ihre zusammen gedrungne Stärke den zahlreichen Feind zurück treiben. Gehorsam verlassen die gerufnen Legionen ihre Gezelte, und umringen mit tiefen Reihen den Leonidas. So versammeln sich rund um ihren Monarchen in seiner stürmischen Höle die Winde, wenn Aeolus von seinem schwarzen Throne seinen schrecklichen Befehl aussendet, daß sie das Meer aufschwellen, oder den Himmel mit Wolken verfinstern, oder den Wald von der Stirne des Berges herunter beugen

gen sollen. Darauf entflammt der Spartanische Feldherr von der Höhe der Vormauer das horchende Heer also zum Streite.

An diesem Tage, o ihr Griechen, Mitbürger, und Freunde, haben euch eure Weiber, eure Kinder, eure väterlichen Sitze, eure Väter, euer Land, die Freyheit, und die Gesetze hieher gesandt, euch, die ihr von Jugend auf in der mannichfaltigen Kriegszucht des Mars geübt worden, die ihr arbeitsam, feurig, tugendhaft, tapfer, und frey seyd, um euren Muth unedlen, im Kriege unerfahrnen Feinden entgegen zu stellen, dem schnödsten Auswurfe der Natur, den Feinden alles dessen, was nützlich und ruhmwürdig ist, und daher eines Monarchen gedungnen Sclaven; deren Geister Knechtschaft und Mangel unterdrückt haben, deren Glieder durch Trägheit und wollüstige Ruhe schlaff geworden, deren Seelen durch Laster verderbt, und durch alle die schmeichelnden Sorgen in freygebohrnen Herzen unbegeistert sind; welche kalt und kraftlos fechten, ohne eine Sache zu vertheidigen, denen eine Niederlage weder Schmerz, noch Schande ist, welche vom Siege keine andre Frucht, als Beute, suchen. Diese sind die Blüthe des Asiatischen Heers. Der übrige Theil dieser so prahlerisch erhobnen Menge ist ein Haufen, der mit Gewalt aus seinen Wohnungen ins blutige Feld getrieben ist, und welchem sein Beherrscher bisher mit eifersüchtiger Sorgfalt die Werkzeuge des Krieges immer entzogen hat. Dieses Volk ist gelehret, die Räuberey, die Grausamkeit und den Hohn der gedungnen Völker des Xerxes mit gelaßner Betrübniß zu ertragen, und

elende Sklaven von Sklaven zu seyn. Mit Schrecken ertönt der Schall der Trompete in ihren zitternden Ohren. Ihre Hände sinken unter ungewohnten Lasten, dem Schilde und der Lanze, und stellen uns ein lächerliches Schattenbild des Krieges dar. = = = Aber jedes Auge flammt von ungeduldiger Hitze, und eure Brust hat ihren schwellenden Geist schon zu lange zurückgehalten. Geht also, ihr Söhne der Freyheit, und jagt diese Sklaven vom Felde. Reißt die schimmernde Fahne ungehindert aus ihren knechtischen Händen. Stürzt ihre schändlichen Häupter zu Boden, die den Helm des Kriegers entweihen. Stellt euch vor, daß die Schatten eurer Vorfahren ihre heiligen Stirnen empor heben, um hier an dem Ruhme ihrer Söhne Theil zu nehmen.

Also sprach er. Laute Päane brachen aus dem ganzen Heere hervor. Zur trotzigen Antwort steigen unzählige jauchzende Stimmen von feindlichen Nationen gen Himmel, welche sich durch die Enge herunter drängen. So brüllt der Aetna, wenn sein Rachen aus seinen schwefelichten Schlünden Flammen ausspeyt, und das lächelnde Antlitz der Natur verwüstet. Unerschrocken in tiefer Schlachtordnung standen die Griechen vor der Phocischen Mauer, dichtgeschlossen mit zusammen gedrängten Schilden, und vorgehaltnen Spießen; gleich der ansehnlichen Reihe hoher Ulmen, deren durchflochtne Zweige vor einem Landpallaste ihren ehrwürdigen Schatten weit ausbreiten, um den ungestümen Flügel des Nordwinds aufzuhalten. Wie auf dem Meere die steigenden Wogen in hellen Reihen den Glanz der

Sonne zurückstossen, so prallte ihr Licht von den Griechischen Helmen ab, indem es sich über ihre Ründe ausgoß, und auf die tanzenden Federbüsche Stralen ausstreute. Der Feind stürzte herab. Triumphirend schüttelt ihr hochmüthiger Führer an ihrer Spitze seine dräuende Lanze, und seine gerunzelte Stirne beut Troß. Mit schneller Wut schießt Diomedon aus seinem Gliede hervor, und geht den nahen Feinden entgegen. Unterdessen ruft er mit lauter Stimme ihrem Feldherrn Tigranes, und fordert ihn also zum Kampfe heraus.

Nun habe ich dich gefunden, Barbar. Willst du beweisen, daß deine Thaten deinen Pralereyen gleich sind, so befiehl deinem Heere still zu stehen, indem wir mit einander streiten.

Tigranes kehrte sich zu den Persern und sprach: Meine Freunde und Soldaten, hemmt eure hitzige Eilfertigkeit, indem meine starke Lanze den Stolz jenes Griechen zu Schanden macht.

Er schwieg. Nun rückte jeder Streiter dem andern schrecklich entgegen. Mit sehnigter Hand ergreifen sie ihre hochgeschwungnen Speere. Dreymal jagen sie mit wohlgezielter Kraft den spitzigen Stal auf beyder Gurgel, und dreymal treiben ihre Schilde die bestimmte Wunde zurück. Endlich sammelt der morgenländische Feldherr alle seine Stärke, und schießt seinen Wurfspieß in den Griechischen Schild. Diomedon weicht aus, und vermeidet das herannahende Verhängniß. Drauf ruft er seine ganze kriegrische Geschicklichkeit unerschrocken zusammen. Er wirft seine Lanze weg, und zieht sein Schwerdt aus der Scheide. Das Schwerdt fällt auf des Tigra-

nes Arm herunter, der sich diesen Augenblick ausstreckte, um seinen Spieß wiederzuholen, und haut ihm die bebende Hand ab. Ein blasses Schrecken entmannt den Perser, indem sein geschwinder Feind den schnellen Stal gerade auf seinen Nacken herabstürzt, und die purpurnen Thüren des Lebens weit öffnet. Tigranes sinkt in ewigen Schatten nieder. Der Ueberwinder tritt auf den hingestreckten Todten; er flicht seine Hand in die zusammenklebenden Haarlocken, trennt das Haupt von dem blutenden Rumpfe, und schleudert es mit plötzlicher Wut unter die Feinde. Bestürzt fahren alle zurück, wo das scheußliche Gesicht in blutigen Kreisen hinfliegt, und folgen seinem gräßlichen Laufe durch die Luft mit ihren Blicken nach. Mit nicht größerm Entsetzen sieht ein barbarisches Volk, das die frohe Morgenröthe der Wissenschaft nimmer erleuchtete, ein Meteor mit dräuendem Glanze in der Höhe schweben; wo oft, nach den eiteln Träumen des Aberglaubens, ein Dämon in dem giftigen Feuer wohnt, und Pest und Verwüstung herumstreuet. Eine Zeitlang bleibt der ernste Diomedon stehen, und triumphirt über die grausame Verzweiflung, wovon Persiens Herzen erstarrten; drauf nimmt er wieder mit stolzen Schritten, und mit ernsthafter Freude unter seinen vergnügten Freunden seinen Platz ein. Vor Bestürzung unbeweglich, schauen die Asiatischen Völker noch immer ihre Feinde mit Schrecken an, und vergessen, den Streit anzufangen; bis Phraortes ihre Brust also beseelt.

O Himmel! kann der Tod eines einzigen Feldherrn den Muth dieses Heers niederschlagen, welches

ches einen Haufen von Monarchen zu seinen Führern hat? Seht hier den Phraortes! von dem Gebürge Imaus bringe ich meine unterthänigen Schwadronen her. Ich habe mit schwerer Arbeit in dem unwegsamen Walde die Höle des Tygers ausgespüret. Dieser unbesiegte Arm hat dem Löwen die haarigte Beute abgerissen. Also will ich, den Tod des großen Tigranes zu rächen, jenen pralenden Griechen mit Verderben auf seiner Scheitel durch dieses Schlachtfeld jagen.

Seine Worte beleben die Flamme der Tapferkeit durch den verzagten Vortrupp; drauf schwingt er seine Lanze auf den Nachzug. Vor ihm erzittert die erschrockne Menge, und rennt mit ungeschloßnen Gliedern, und mit ungewissen Füßen auf den Griechischen Stal zu. Also kehrt des Oceans zorniger Gott die entsetzliche Last der Wasser von ihrem ungeheuren Grunde in die Höhe, und überschwemmt das Gestade. Fürchterlich stand mitten unter dem Griechischen Vortrupp der trotzige Platäische Feldherr. Er hob seinen breiten Schild, gleich einer starken Vormauer, vor der Linie empor. Allda donnerte der ganze Sturm von Pfeilen und Wurfspießen. Sein herzhaftes Gefolge greift den Feind mit nacheifernder Hitze an. Wo sie ihre furchtbaren Speere hinwenden, welche das Marathonische Feld mit Blut tränkten, da bedecken Haufen von Persern die Ebne. Diomedon führt das Blutvergiessen an. Von seinem winkenden Federbusche schüttelten die schwarzen Federn Schrecken herunter. Asiens Geschwader fahren alle vor den dräuenden Stralen dieses unüberwindlichen Schwerdtes bebend

 zurück,

zurück, das mit der Geschwindigkeit des Blitzes auf ihre zitternden Häupter herab fällt, und, noch von dem Blute des getödteten Tigranes rauchend, ihre zerrißnen Reihen zu Boden wirft. Mit Leichen umgeben, und mit Blutstropfen besprützt, entflammt der wütende Feldherr seine kriegrischen Freunde also.

O Dithyrambus! Laß deine Thaten an diesem Tage ihren gewöhnlichen Glanz übersteigen! Du, Demophilus, der du unter den Waffen grau geworden, rufe deine Jugend zurück! Sieh diese Sklaven ohne Widerstand bluten. Rücke heran, mein alter Freund. Die gnädige Göttinn des Ruhms lächelt deine Jahre an, und erlaubt deiner alten Hand, frische Lorbeern für deine geehrte Stirne zu brechen.

Gleichwie der geschmolzne Thon athmete, da er von Prometheischem Feuer beseelt ward: also glüht das Alter des ehrwürdigen Thespiers von plötzlicher Hitze. Jede Sehne schwillt von neugebohrner Kraft. Sein Schwerdt donnert auf den Helm des Cherasmes, und zerspaltet die Scheitel. Ecbatana sandte den Cherasmes zum Kriege. Stolz in Hoffnung, führte er aus ihren mächtigen Thoren ihren zahlreichen Schwarm, mit dem Ariazus und Peucestes, seinen martialischen Brüdern. Diese begleiten seinen Fall, durch den Dithyrambus besiegt. Ihr grauer Vater wird, mit lautem Wehklagen über seine kinderlosen Jahre, in seinem öden Pallaste herumschweifen, die Wut des Ehrgeizes und die Kriegssucht verfluchen, und sich alsdann mit Gram und Herzeleid in die Grube neigen. Hierauf

auf erlegt des wilden Platäers unüberwindliches Schwerdt den Damates, vormals den Wirth und Freund des erschlagnen Tigranes; er gesellte sich an diesem Tage zu ihm, und verließ das Heer seines Vaterlandes. Er war von Syrischem Stamme, und wohnte in Daphne nahe bey dem Walde, dessen freundschaftliche Lorbeern die flüchtige Jungfrau, welche die Umarmung des Phöbus verachtete, in ihrem Schatten verbargen; hieher begab sie sich, und hier hat sie selbst, wie die Fabeln dichten, als Lorbeerbaum ihr grünes blühendes Haupt erhoben; diese Zuflucht hieß der Wald der Daphne, und war der Sitz des Landglücks, von den Schwingen der Weste gekühlt, und von Bächen sprudelnder Quellen befeuchtet, Syriens Zierde, und ein glücklicher Nebenbuhler des Thessalischen Thals; nun auf ewig vor den Augen des Damates verborgen. Auch der Arcadier Spieße waren nicht träge. Der riesenmäßige Clonius drang den weichenden Persern unaufgehalten nach, welche vor ihm hinsanken, und von ihm zertreten wurden, wie schlechte Stoppeln unter den Schritten eines fröhlichen Landmanns, der auf dem Felde seine neuabgemähte Erndte besucht. Mit einem furchtlosen Auge sah Phraortes die allgemeine Niederlage. Er sprang über Berge von Leichen den Griechen entgegen, und schalt seine eignen unrühmlichen Freunde also.

So flieht denn, ihr Verzagten, und verlaßt euren Feldherrn. Dennoch soll mein Schwerdt sich hier allein der Stärke von Tausenden widersetzen. Indem er also raste, so stieß er den tödtlichen Stal durch Aristanders Brust. Dieser ward vom Di-

thyrambus geliebt, ein heiliger Dichter, seiner Gerechtigkeit wegen verehrt, seiner Lieder wegen gepriesen, welcher die Thaten der Helden besang, die für die Sache ihres Vaterlandes starben, oder siegten, und die entzückte Seele mit dem Durste nach Ehre entflammte, die durch Tugend und Tapferkeit erworben wird. Seinen hohen Gesang begnadigten die Musen aus ihren nahen Wäldern, und segneten seine Leyer mit himmlischer Melodey. Seine Füße werden nicht mehr aus Thespien die schattigte Höhe des Helicons besteigen. Die göttlichen Bäche der Aganippischen Quelle werden nicht mehr seine liederreichen Lippen benetzen, noch seine Hände in der Laube der Musen ihr Opfer darbringen, welche nun den liegenden Schild und die unverlaßne Lanze ohnmächtig halten, um niemals wieder seine erhabnen Gesänge auf der tönenden Saite erschallen zu lassen. Siehe! Dithyrambus weint. Mitten unter der Wut des Streits und des Sieges findet eine schnell hervorquellende Thräne einen traurigen Augenblick Zeit, auf seinen erblaßten Freund zu fallen. Aber sogleich fühlt der Ueberwinder seine ergrimmte Rache. Durch Schild und Panzer getrieben, zerriß der wütende Wurfspieß des Persers Brust. Phraortes sinkt; doch, eh er stirbt, sieht er noch mit Unwillen Persiens Myriaden fliehen. Durch die Stimme des Triumphs und der Ehre angefeuert, flogen Diomedon und Dithyrambus neben einander durch ihre getrennten Legionen. Also schossen dort, wo Alphäus an seinen wiederhallenden Ufern die rasselnden Räder und die tönenden Hufe hörte, zwey edle zusammengefesselte Rosse durch den Staub hin, um das Kleinod des Olympischen Zieles zu erreichen.

Die-

Dieses sah Xerxes von seinem erhabnen Wagen. Er sah das fliehende Gedränge seiner Schaaren aus der Enge herausstürzen, und dann, ganz getrennt und zerstreut, das Feld bedecken; so wie ein Strom aus seiner Quelle gewaltsam hervorrauscht, und dann seine durchsichtige Fläche über große Wiesen ausbreitet. Dreymal sprang der erstaunte König von seinem Sitze auf; Scham, Furcht, und Zorn zerreissen seine Brust, als wenn ein unvermeidliches Verderben nahe wäre, um seine Millionen zu verschlingen. Eile, ruft er dem Hyperanthes zu, eile den Griechen entgegen; treib ihre tollkühne Wut und Frechheit zurück, und rette unsern Namen von der Schande.

Der göttliche Hyperanthes gehorcht, und eilt durch die Gezelte. Gesetzt und tapfer ruft er jedem feurigen Fürsten, und sammelt sorgfältig die muthigsten Völker. Sogleich blinken unzählige Spiesse um ihn herum. Seine Stimme verlangt Gehör, und er spricht also:

Nun theilt euch, meine Freunde, in zween gleiche Haufen. Der eine soll mit dem großen Abrocomes, mit mir, dem Intaphernes, dem kühnen Hydarnes, mit dem Mindus und Pandates anrücken, und den Griechen diesen kurzen Sieg aus den Händen reissen. Du, Abradates, halt die übrigen mit dem Pharnuchus, Orontes, und Mazäus in Schlachtordnung bereit, uns zu Hülfe zu kommen, wenn das neidische Schicksal unsre zahlreichen Schaaren erschöpfen sollte; denn, o großer Mithra, nimmer müsse uns dein stralendes Auge durch unedle Flucht den Persischen Ruhm

und den herrlichen Namen unsrer gepriesenen Vor-
ältern entehren sehen, welche, unter der Anführung
des Cyrus, der Welt einen Monarchen gaben!
Bedenkt, o ihr Fürsten, du Blüthe Asiens, was
für ein unendlicher Schimpf eure Namen ver-
tilgen würde, wenn Griechenland, dieser kleine
Theil des Erdkreises euren Waffen Trotz bieten
sollte; da Babylon sein hohes Haupt gesenkt hat,
da Lydiens Stolz gedämpft, und Ecbatana seiner
Herrschaft beraubt ist. Bedenkt auch ihr, o krieg-
rische Schaaren, du Ruhm unsers Heers, was
für Thaten von euren mächtigen Schwerdtern ge-
fordert werden; ihr, welche die reichste Gnade un-
sers Monarchen beseligt, ihr, deren Treue und
Tapferkeit er sich selbst, seine Königinnen, seine Rei-
che, und itzt seinen Ruhm anvertraut.

Indem Hyperanthes sein Heer also zum Streit
ermunterte, so jagten Diomedon und Dithyram-
bus dem Nachzuge Persiens bis zur äußersten
Grenze der Enge nach. Nun kehren sie siegreich
um, und schreiten über Hügel von Waffen und
zerstümmelten Leichen, selbst mit Blut befleckt;
gleich zween grimmigen Tygern, welche die nächt-
liche Wohnung eines einsamen Wandrers in der
Wüste erobert haben, und, mit Menschenblut ge-
färbt, durch den tiefen Wald zu der traurigen Fin-
sterniß ihres Lagers zurückkehren. Also giengen
diese Helden über den blutigen Felsen, und erreich-
ten nun den Ort, wo Phraortes röchelnd auf sei-
nem Schilde lag. Thespiens Jüngling nahte sich
ihm, und drückte seine edle Seele in diesen Worten aus.

Lebst du, tapfrer Perser? Ich schwöre bey dem
gnädi-

gnädigen Jupiter, von dem die angenehme Empfindung des Erbarmens durch die Brust der Sterblichen fließt, daß meine Seele weniger erfreut war, da mir das Glück erst den Sieg gab, als itzt, da ich dich von diesem Felde des Todes aufheben kann.

Der sterbende Fürst öffnete seine matten Augen, und sprach mit zitternden Lippen. Eitler Jüngling, biete mir nicht an, was du bald selber verlangen mußt. Das Licht ist nunmehr in diesen Augen verloschen, und mein Herz wird nur noch so lange schlagen, daß es deine Gnade, o Grieche, verachten kann; und dann sterben.

Er schwieg. Der große und stolze Geist floh. Demophilus nahte sich. Der graue Feldherr stützte sich auf seinen Spieß, und hieng lange mit gesenktem Haupte über dem Leichnam des Phraortes, welchen er also anredete.

Ach! wie rühmlich wäre diese blutende Brust, wenn die Gerechtigkeit deinem Arme den Schild gegeben, und dir für die Wohlfahrt eines Volks zu sterben befohlen hätte! Wer soll dich itzt betrauren! Dein undankbarer König wird deinen Werth bald vergessen. Dein Vaterland wird für dich kein prächtiges Denkmal der allgemeinen Betrübniß aufrichten. Dein erzehlter Name wird unter deinen Mitbürgern keine Seufzer für ihren verlohrnen Helden erwecken; was nützte ihnen deine Stärke und dein unerschrockner Geist? Nicht, um ihre Weiber und Kinder vor dem Raube des Krieges zu beschützen, nicht, um die feindliche Flamme von ihren Mauren, noch die Verwüstung von ihren fruchtbaren

ren Feldern abzuhalten, sondern, um das Reich der Tyranney zu erweitern, mußtest du fallen; vielleicht mit angebohrnen Tugenden in deinem Herzen, welche, durch die Freyheit verpflegt und erzogen, die Welt hätten glücklich machen können, wenn es dein zorniges Schicksal erlaubt hätte. O gütige Natur! deine unparteyischen Gesetze schränken die Empfindung der Ehre, die Tapferkeit, und alle die erhabnern Leidenschaften, welche die Seele begeistern, und das Leben verherrlichen, auf kein auserwähltes Geschlecht der Menschen ein. Diese pflanzest du in jeden Boden. Aber die Freyheit muß, gleich der Sonne, die edlen Saamen erwärmen. Durch sie allein blühen und wachsen sie; durch die Unterdrückung verwelken die zarten Tugenden. Daher vergiftet eine unechte Brut, falsche Ehre, wilde Tapferkeit, und ein unbändiger Ehrgeiz die Seele: daher entvölkert die raubgierige Macht den Erdkreis, und die Tapfern bedecken das Feld, um der Hunde Speise zu seyn.

Also sprach er. Die Griechen drängten sich aufmerksam um den ehrwürdigen Mann herum. Der Sieg unterdrückte sein freudiges Frohlocken. Auf dem schreckenvollen Felde, welches kurz zuvor der wilde Schauplatz des Tumults war, herrschte eine allgemeine Stille. So zog der Gesang des Thracischen Orpheus das räuberische Geschlecht, welches der in Wolken gehüllte Hämus, der kalte Pangäus, und der Rhodopeische Schnee in Blut und Zwietracht erzogen, aus ihrem traurigen Aufenthalte zum Rande des Hebrus hin: das besänftigende Lied floß bezaubernd in ihre entzückten Ohren:

ren: ihre Grausamkeit zerschmolz, und mit Erstaunen lernten sie die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit, welche der Dichter mit der Musik seiner himmlischen Saiten vermischte.

Nicht weit von dem Schlachtfelde hatte die Natur in die schroffe Seite des Oeta eine felsigte Hole gehauen. Diese bekleidete sie mit Moos, und den Eingang behängte sie mit den belaubten Stämmen von ihren Wurzeln herab gebeugter Fichten, die dem heissen Strale des Himmels undurchdringlich waren. An den Seiten breitete der lebendige Lorbeerbaum seine großen und schimmernden Blätter aus; und oben vard der Berg von einem heiligen Schatten verfinstert, den die schwarze Cypresse warf. Diese Höle, so kühl, wie die Grotte der Thetis, die der gewölbte Ocean bedeckt, lockt die Griechischen Heerführer durch das Gemurmel der Wasser, die von dem gespaltnen Steine heruntertröpfeln, in ihre Dunkelheit. Sie binden ihre Helme von ihren glühenden Wangen los, und lehnen ihre Schilde an den Felsen. Sie standen, auf ihre Spiesse gestützt, als Agis, vom Leonidas gesandt, die Feldherren also anredete.

O ihr, unsterblicher Namen ewig würdige, Helden! Leonidas ruft euch von eurer Arbeit zurück, welche bereits unsern Mund mit Lobeserhebungen, und unsre Augen mit Verwunderung erfüllt hat, die von jenem Thurme eure unvergleichlichen Thaten unaufhörlich angeschauet haben.

Ihm antwortete der kühne Diomedon. Gehe, Agis, sage dem Könige Lacedämons, daß meine Hand noch unermüdet den Speer schwingen kann,

und daß der Schild meinem Arme noch nicht zu schwer hängt. Und soll ich mich also zurückbegeben? Und soll nicht die Sonne vor ihrem Untergange noch einmal die Sklaven des Xerxes vor meiner Lanze zittern sehen?

Hier sprach der Thespische Jüngling. Mein Freund und Führer zu vortrefflichen Thaten, weil deine edle Seele voller Ehrbegierde die Ruhe verschmäht, o so erlaube, daß ich auch an deinen herrlichen Arbeiten Theil nehmen, und noch einmal lernen möge, deinen Thaten nachzuahmen. Du, gütiger Agis, bitte den Spartanischen Feldherrn, uns nicht von dem Schlachtfelde zurückzufordern.

Drauf sprach Demophilus. O Freund, und du, geliebtes Kind des theuersten Mannes, der du meinen Augen meinen Bruder wiederherstellest, meine Seele preist euren Heldenmuth. Aber, o bedenkt, daß eine anhaltende Arbeit die Stärksten bezwingt. Die Tapferkeit wird seufzen, wenn die schwache Hand dem Herzen nicht mehr gehorcht. Doch will ich, den die Last der Jahre beugt, eurer Stärke keine Grenzen setzen; wenn ihr noch keine Abnahme eurer Kräfte fühlt, so bleibt hier, und vermehret euren Ruhm. Dann wird euer Vaterland, wenn die Zeit einmal eure Häupter weiß macht, und eure schwachen Arme ihre geheiligten Schilde in dem ruhigen Gewölbe des hohen Tempels rund herum aufgehängt haben, euer Alter mit doppelten Ehren krönen, und dadurch die edeln Arbeiten eurer Jugend belohnen. Also sprach der Greis, und verließ die Höle.

Nun füllt Dionedon seinen Helm aus der sprudelnden

delnden Quelle mit Wasser an, indem er den Schutzgott der Flut also anredet.

Wer du auch bist, dessen Gottheit diese schöne Quelle beschützt, deine Ströme sind wohlthätig; ob ich dir gleich deine Wohlthat schlecht vergelten werde: denn ich will heute abermal deine silbernen Wellen beflecken, welche, mit Blut vermischt, das Malische Meer färben sollen.

Indem er dieses sagte, so trank er aus seinem vollen Helme das klare erfrischende Wasser. Also begiebt sich der fleckigte Panther ans Ufer des Hydaspes oder des östlichen Indus, satt von dem Blute eines zerrißnen Rehes, das nahe bey seinen grausamen Klauen den geheimen Wald sorglos durchirrte: Blutdürstig neigt er sich über den nassen Rand, und kühlt in dem reinen und flüßigen Chrystall seinen rauchenden Rachen. Hier sprach der Thespische Krieger.

Siehe, tapfrer Freund, Leonidas hat die Enge mit frischen Schwadronen angefüllt. O überschaue jene Linie von Federbüschen, und blitzenden Schilden, welche der mittäglichen Sonne nachahmen. Welche Freude! welche brennende Hoffnung erleuchtet jedes Angesicht! O laß uns nicht länger zögern, damit sie nicht schreyen, daß uns unsre müden Glieder aufhalten. Laß uns die Waffen ergreifen, und in dem rühmlichen Vortrupp unsern Platz einnehmen.

Der Plataische Feldherr billigt den Rath des Dithyrambus, und ergreift seine Waffen. Diese empfieng er, als eine herrliche Belohnung, von dem dankbaren Athen, da sein siegendes Schwerdt mit dem großen Miltiades ihre Palläste von Asiatischen Flammen errettete. Nun drückte der geschnitzte

Helm

Helm seine männlichen Schläfe. Oben winkte ein vierfacher Federbusch, und unten bestralte ein goldner Drache mit glänzenden Schuppen die prächtige Spitze. An seinen Arm schnallte er seinen Schild. Gorgonische Schlangen flochten sich um dem weiten Rand. Inwendig war das Bild der kriegerischen Göttinn Pallas eingedrückt. Der anständige Rock floß zu ihren Füssen herunter. Zwischen zween Greifen stand auf ihrem Helme ein Sphinx mit ausgespannten Flügeln, und auf ihrer Brust dräute das Angesicht der fürchterlichen Medusa. Eine Hand hält den Spieß, welcher den Stolz der Könige zu Schanden macht; die andre führt eine blühende Jungfrau, die Göttinn des Siegs, deren Scheitel ein Kranz umringt; sie reicht Lorbeern dar; aber von ihren Schultern waren alle ihre Federn abgeschnitten, damit sie nun auf ewig bey dem begnadigten Athen bliebe. Diesen Schild, Asiens Schrecken, hob Diomedon an seinen starken Arm empor, drauf ergriff er seine Lanze, und sprach zum Dithyrambus.

Siehe, mein Freund, unter allen den Griechen, welche diesen Morgen fochten, stehen Platäens Söhne allein noch unermüdet, und sie bleiben mit Recht auf dem Schlachtfelde, sie, welche die Marathonische Arbeit ausgestanden haben. Laßt uns also den Feind anfallen. Dein Muth soll in die erste Reihe gestellt werden, und an diesem Tage mit dem Platäischen Feldherrn Befehl und Ehre theilen.

Als der Held dieses gesagt hatte, so gieng er mit ungestümen Schritten zum Griechischen Vortrupp. Eben so schnell folgte ihm Thespiens Zier-

de, Dithyrambus; gleich dem blühenden Hermes in himmlischen Waffen, da er leicht und ansehnlich mit seinen befiederten Füßen an dem beblümten Ufer des Scamanders hingieng, um den ergrimmten Gottheiten Griechenlandes wider die Phrygischen Thürme beyzustehen. In hitziger Eile erreichten die Helden bald die Schlachtordnung der Griechen, welche der tapfre Diomedon also anredete.

Nicht um zu streiten, sondern zu überwinden seyd ihr gekommen, und mit dem Blute von Flüchtlingen eure unaufgehaltnen Speere zu färben. Sehet, meine Freunde, dort, wo die Felsen des Oeta sich am weitsten von dem Malischen Meerbusen entfernen, schränken sie die Enge weniger ein. Dort laßt uns hinziehn, und unsre Schlachtordnung weit ausdehnen. Dort hat das Verderben mehr Raum herumzuschweifen.

Alle hörten ihn mit Beyfall. Die mannichfaltigen Schaaren rücken hintereinander fort. Die Platäer werden zuerst gegen den Felsen gestellt. Dithyrambus wird an ihre Spitze geführt. Jauchzende Freude dehnt ihre Herzen aus, und blitzt in ihren Augen. Dank sey dem großen Diomedon, schreyen sie, der diesen göttlichen Helden mit unserm Haufen verbindet. Sey gegrüßt, o Dithyrambus. Sey gegrüßt, vortrefflicher Feldherr! du verdienst den Ruhm vollkommen, den du zu Marathon erbeutet hast. Mit heimlichem Vergnügen, das sich auf seiner erröthenden Wange verräth, nimmt der Jüngling an der rühmlichen Spitze seinen Posten ein. Um ihn herum drängen sich die grauen Krieger, die seinem Blicke ihre unzähligen Narben darstel-

len, und ihre mannichfaltigen Gefahren erzehlen. Er schauet ihre Wunden mit Ehrfurcht an, und hört mit Lust die oft wiederholte Erzehlung. Nun kam Agis von dem Spartanischen Könige zurück, und redete die Feldherren also an.

Leonidas erlaubt euch mit dem Haufen von Platäa, den Feinden noch Trotz zu bieten, wenn ihr durch die Arbeit noch nicht besiegt seyd. Aber ich sehe, daß alle unermüdet das verheißne Gefecht verlangen. Seyd gegrüßt, vortreffliche alte Krieger! Möchten eure siegreichen Schwerdter an diesem großen Tage die Kränze um eure eherwürdigen Scheideln vermehren, und Thermopylä so berühmt machen, wie Marathon!

Als er dieses gesagt, so eilt er zurück. Unterdessen rückten der Mantineer, der tapfre Diophantus, und Hegesander, der unerschrockne Feldherr von Tegea, mit allen ihren in Schlachtordnung gestellten Völkern an; neben ihnen stellen sich die Thebaner; mit diesen verbinden Alcmäon und Eupalanus die Schaaren ihrer Mitbürger; endlich führt Aristobulus Mycenens Jugend an das Gestade des Malischen Meerbusens; alle in einem undurchdringlichen Phalanx über die Enge ausgestreckt. Mit dichtvereinigter Stärke machten hundert Streiter die ausgebreiteten Glieder, und jede Linie drängte dreyßig Schilde zusammen. Hinter ihnen ordnete Dieneces die Spartaner und Locrier zum starken Rückenhalte. Dort stand auch mit dem Maron der herzhafte Alpheus, und der göttliche Agis. Dort stellte Megistias seinen blühenden Erben hin, dessen Muth er also anfeuert.

O Menalippus! der du von einem fremden Geschlechte herstammst, und demnach von diesen Helden nicht unwürdig geachtet bist, mit ihnen für Sparta zu fechten! siehe! die Stunde ist gekommen, mein Sohn, da du dein edles Herz zeigen sollst; da du beweisen kannst, daß Schild und Speer zur Vertheidigung einer so großen und heiligen Sache deinen Händen nicht vergebens anvertraut sind. O erinnre dich wohl, daß Leonidas auf jener Mauer steht, wo er den ganzen Streit betrachtet, und die Kühnen und Furchtsamen unterscheidet, O gnädiger Himmel! gieb, daß ich heute meinen Sohn von dem Leonidas rühmen höre, und laß den Megistias sterben!

Indem er also sprach, so kämpfte die belebte Seele des Menalippus in seiner Brust, und forderte den Streit. Dieses sah der zärtliche Greis, und fing weinend wieder an. Erinnre dich auch, daß dein Vater deine Gefahr sieht! Ach! mein Kind! deine Ehre ist mir so theuer, als dir; doch suche den Tod nicht! Ich bitte dich um aller deiner kindlichen Liebe, um aller meiner Sorge und Zärtlichkeit willen! bleib mitten im Gefechte, oder in der hitzigen Verfolgung immer bey dem weisen Dieneces: seine kluge Tapferkeit kennt die rechten Wege der Ehre; er wird der Führer deiner jugendlichen Schritte seyn. Als er dieses gesagt, so geht er zum Spartanischen Feldherrn zurücke.

Nun werden die Feinde entdeckt. Den Vortrupp führten Abrocomes und Hyperanthes, mit ihnen Pandates, der stolze Intaphernes, Hydarnes und Mindus. Ihr heftiger Zug rauschte über den

steinigten Weg her. Also schüttet ein Fluß, wo der unebne Erdkreis in Bergen aufschwillt, seinen donnernden Strom zwischen den steilen Felsen aus: mit großem Getöse rollen die Wellen fort, und bersten auf den spitzigen Klippen. Die Berge brausen, das marmorne Ufer schäumt. Mit entgegengestellten Waffen widerstehn die unverzagten Griechen dem schrecklichen Angriffe. Bald erschüttert das ungestüme Zusammenstossen von Tausenden und Myriaden den Erdboden. Erstaunliche Scene des Schreckens! Unter Bergen, deren winkende Gipfel sich über ihren Häuptern wölbten, entzündet sich der entsetzliche Streit in unauslöschlicher Wut. Mit umgekehrten Stämmen neigt sich der finstre Wald von dem Gebürge herab, und überschattet das Gefecht. Die hellschmetternde Trompete, und das tieftönende Horn, mit dem Schwirren durch einander fahrender Spiesse vermischt, die klingenden Schilde, und das mißhellige Geschrey der Schlacht erwecken die Wiederhalle der benachbarten Wälder; und Felsen und Ufer treiben den fürchterlichen Schall zurück.

Ende des vierten Buchs.



* *

Leonidas.

Fünftes Buch.

Unter dem Vortrupp der Perser war ein Jüngling, Teribazus genannt, den keine goldnen Schätze, keine weiten Wiesen, die mit brüllenden oder blöckenden Tausenden, oder mit springenden Rossen bedeckt sind, den auch keine Macht, und keine prächtigen Ehrenstellen berühmt machten. Sein Verstand war an allen göttlichen Künsten reich, und er hatte, als ein Anbeter der Weisheit, die Pfade der Wissenschaft durchgewandert. In den Jahren, da die zarte Wolle die glühende Wange bekleidet, schlug er mit Persiens Weisen das heilige Buch des Zoroasters auf; damals schwung sich seine erhabne Seele auf den Flügeln der Betrachtung empor, und durchirrte von dem hohen Babylonischen Tempel mit gelehrten Chaldäern die geheimnißvolle Sphäre; und zehlte da die lebendigen Feuer, die den dunkeln Schooß der Nacht bestralen. Er hörte auch auf dem Sande des Ganges die Indianischen Weisen in abgelegnen Gebüschen, wenn sie der erstaunten Aufmerksamkeit die Kräfte der Natur entdeckten, die in den Wäldern, in dem fruchtbaren Erdkloße, in der Blume, oder in der heiligen Pflanze, in den durchsichtigen Wassern, oder in der umgebenden Luft, oder in dem reinern Elemente des Feuers verborgen sind.

Darauf besuchte der Jüngling die schwangern Felder, wo der große Sesostris herrschte, das geheimnißreiche Aegypten, von Elephantis an, wo der ungestüme Nil seine Fluten herabstürzt, bis zum Meere, welches weit unten seinen siebenfachen Strom aufnimmt. Von dannen durchschweifte er die Jonische Küste, und gieng Milet nicht vorbey, das vormals die Zunge des Thales mit Entzücken hörte, noch Prienens Mauren, wo die Weisheit bey dem Bias wohnte, noch den Sitz des Pittacus am lesbischen Gestade. Hier ward auch sein Ohr von süßen Melodeyen bezaubert, die aus den Lippen des alten Orpheus und Musäus flossen, und aus deinen, o Vater unsterblicher Gesänge, Mäonides, dessen Lieder die Zeit durch alle Jahrhunderte mit ihrem eignen ewigen Munde singen wird. Hierauf wandte er seinen irrenden Fuß nach Susa zurück. Dort erworben sich seine Verdienste sehr bald die Freundschaft des edeln und liebreichen Hyperanthes. Auch Ariana, die mit dem Hyperanthes vom Darius erzeugt, zu dem königlichen Stamme gehörte, der Asiens Reiche beherrschte, würdigte ihn oft, troß aller ihrer Hoheit, ein gnädiges Ohr zu ihm herabzuneigen, und auf seine Stimme zu hören. Voller Bewunderung erforschte er ihre Reizungen, ihren Verstand, ihre Tugend. Bald verwandelte sich die Bewunderung in Liebe, und mit der Liebe kam die Verzweiflung. Aber sein Schmerz war geheim und verschwiegen; und doch irrte er nicht in einsamen Schatten herum, um sich vom Getümmel zu entfernen: sondern er breitete über seinen Gram

eine

eine schwache Demmerung von Munterkeit aus, und bedeckte seine Quaal mit lächelnden Geberden. Unterdessen wütete die verborgene Flamme in seinem Busen, und verzehrte seine Ruhe, indem sein Herz immerfort diesen betrübten Gedanken nachhieng.

Kann ich bey dir, o Weisheit, Linderung suchen, die du meine Liebe billigst? Vor der Macht der Schönheit allein würdest du mein Herz bewahren. Aber hier wirst du selbst bezaubert, hier, wo Zärtlichkeit, Annehmlichkeit und alle Tugenden das Verlangen rühmlich und anständig machen. Doch eine so verzweiflungsvolle Liebe ist der heftigste Schmerz, womit das unerweichliche Schicksal aus seinem Vorrathe von Quaalen das Leben martern kann. Aber räthst du mir nicht in diesem Augenblicke die gefährliche Zauberinn zu fliehen? Zögre ich noch? Wohlan! ich will zu den weisen Chaldäern zurückkehren, oder am Ganges herumirren. Dort soll meine emporgeschwungene Seele mit dir zum Himmel fliegen, mit dir die Geheimnisse der Erde aufdecken. Dort soll keine aufrührische Leidenschaft meine stillen Stunden stören, und jeder Gedanke ruhig seyn. O unglücklicher Teribazus! alles verschwört sich wider deine Ruhe. Unser gewaltiger Herrscher bereitet sich die Griechen zu verderben. Jeder Jüngling begleitet den Krieg, und ich, der ich vor kurzer Zeit mit keinem unrühmlichen Arme die Lanze des Streiters geschwungen, und an der Seite des Hyperanthes gefochten habe, muß mich zu dieser Schaar gesellen. Wie kann ich also die Ariana fliehen die mit Asiens Köni-

ginnen das prächtige Lager des Xerxes zieren wird? Wohlan denn! ich will ihre anmuthige Tugend wiederum anbeten. Ihre angenehme Zunge, ihre anständige Holdseligkeit soll mein hingerißnes Herz wiederum mit unüberwindlicher Bezauberung erfüllen; und wenn dann die Liebe, von verdoppelter Hitze entflammt, in meiner gemarterten Brust bis zur Raserey steigt, alsdann . . Aber vergebens forsche ich durch die Finsterniß meinem Schicksale nach: Verzweiflung und Glück sollen meine Führer seyn.

Die Stunde kam, da Xerxes zuerst seine Macht aus den Thoren von Susa herausführte. Nach der Gewohnheit aller morgenländischen Schönen begleiteten die Persischen Prinzessinnen in kostbaren Wagen seinen Zug, und Ariana zierte das schöne Gefolge. Vom Morgen bis zum Abend geht Teribazus neben ihren rollenden Rädern her. Sein Arm hält sie oft, wenn sie den königlichen Wagen besteigt. Seine dienstfertige Hand bringt ihr aus ieder reinen Quelle das lebendige Wasser. Nicht selten ruhte er, auf den zärtlichen Befehl der Schöne, zu ihren Füßen, indem sie ihr liebenswürdiges Angesicht über seine Lippen neigte, und von seiner einnehmenden Beredsamkeit gewonnen ward, welche die lange Reise mit süßer Abwechselung verkürzte. Auch er vergaß alsdann eine Zeitlang seine Sorgen, und verlohr sich in eiteln Entzückungen; lauter Träume, und flüchtige Stralen der Freude, die bald von einer heftigern Verzweiflung überzogen wurden; gleich Winterwolken, die sich einen Augenblick öffnen,

und ihren schwarzen Saum mit zerstreuten Stralen des Tages färben; dann, schnell geschlossen, auf der Stirne des Morgens ihre Schrecken zusammendrängen, und die rothe Schönheit in die dickste Finsterniß einhüllen. Von solchen Leiden ward des Persers Herz unterdrückt, aber nicht entkräftet; denn an diesem Tage stellte er seinen kühnen Muth an dem blutenden Vortrupp den dräuenden Blicken des grausamen Kriegsgottes entgegen. Kein Tiar umgab seine Schläfe. Er verachtete Asiens schwachen Spieß, und leichte Tartsche. In Griechischer Rüstung nahte er sich mit stolzen Schritten, die Verwunderung seiner Feinde! Unter den Joniern waren seine starken Glieder im Streite geübt worden. Auf seinem Haupte flammte ein blendender Helm. Vor seinem Gesichte und seiner Brust bis zu den Knien herab breitete sich ein großer Schild aus. Mit geschickten Händen umspannte er einen schweren Eschenbaum. Also bewaffnet, stand er schrecklich an der Spitze. Unter seiner Stärke erbleichten zween kühne Phliasier, und drey Tegeer, deren unmuthsvoller Feldherr, der herzhafte Hegesander, vergebens Rache schnaubte, und mit strömenden Wunden zurückgetrieben ward. So weit siegte seine Macht, als die Stimme des Hyperanthes seine kraftlosen Legionen zurückrief. Nun erquickte jede Schaar ihren sinkenden Muth mit Ruhe. Indessen unterredete sich der göttliche Fürst mit dem Teribazus also.

Du verdienstvoller Jüngling! O hätten deine Thaten Persiens erstarrte Herzen mit Nacheife-

rung erhitzt, so hätte Griechenland seine niedergemetzelten Reihen beweint, und nicht über unsre Schande triumphirt. Itzt lasse ich das ermüdete Gefecht ruhen, und warte, bis der tapfre Pharnuchus und Mazäus mit dem starken Abradates aus dem Lager kommen, und den matten Streit mit frischen Völkern erneuern. Denn da wir an Herzhaftigkeit übertroffen werden, so müssen wir die außerordentliche Hitze unsrer wackern Feinde durch unerschöpfliche Heere und unaufhörliche Arbeit überwältigen.

Er schwieg. In tiefe Traurigkeit versenkt, antwortete der Jüngling kaum, sondern klagte in seinem zärtlichen Herzen also.

Ich schmachte noch immer, und gräme mich über den Ruhm, den mein Arm erwirbt. O unglückliches Herz! Du Sitz beständiger Betrübniß, was für ein betriegerisches Lächeln kannst du noch von der täuschenden Hoffnung borgen, um dem Leben zu schmeicheln? Wie, wenn ich mich mit demüthigen Knien zu der Ariana Füßen neigte, ihr Mitleiden anflehte, und meine Liebe entdeckte? Elender, kannst du zu jenem leuchtenden Kreise hinauf steigen, und mit ihm den Glanz theilen, der den Himmel bestralt? Strebst du nach jener erhabnen Prinzeßinn, der Schwester des großen Xerxes, und willst du ein Nebenbuhler der hoffenden Potentaten und Könige Asiens werden? Wo ich nicht in ihrer Brust eine eben so heisse, ja noch heissere Liebe, als die meinige, entzünde, eine solche, die jede jungfräuliche Furcht vertreiben,

und

und das zärtliche Verlangen ihres Herzens frey offenbaren kann, so ist mein Hoffen umsonst.

Also dachte er bey sich selbst, in schwarzer Verzweiflung vertieft, als plötzlich das Geschrey des Aribäus in sein Ohr drang. Durch gemeinschaftliche Gefahr, und durch Freundschaft vereinigt, hatten sie lange die Beschwerlichkeiten des Krieges mit einander getheilt. Siegreich verfolgten sie mit einander die Söhne des Nils, als Aegyptens Stolz vor den Waffen des Hyperanthes fiel. Teribazus sieht seinen tapfern Freund, mit Wunden bedeckt, und von allen verlassen, auf dem Felde ausgestreckt liegen. Seine matte Seele erwacht; er geht aus der Persischen Linie heraus, und trägt den blutenden Krieger in seiner starken Umarmung geschwinde fort. Von Zorn entflammt, fliegt Diophantus aus den Griechen hitzig hervor, und fordert ihn mit lauter Stimme zum Kampfe auf. Teribazus verläßt seinen erretteten Freund. Er hebt seinen starken Schild empor, er schwingt seinen fürchterlichen Speer hoch in die Luft, und kehrt sich unerschrocken gegen den herannahenden Feind. Das Entsetzen folgte. Er schritt fort, und schüttelte die Federzierden seines blitzenden Helms. Der unglückliche Grieche erwartet das ungleiche Gefecht; und fällt, durch die Gurgel gestochen, mit ertönenden Waffen zu Boden; Die Mantineer trauren durch alle ihre Schaaren. Der Ueberwinder heftete seine Blicke auf den Erschlagnen, und dachte bey sich selbst also.

Nach deinen prächtigen Waffen bist du ein Grieche von keinem unedlen Range, und durch

deinen Fall bin ich vielleicht mit einem herrlichern Glanze geziert. Wie, wenn der Himmel meine unwürdige Hand mit neuen Opfern, die dir gleich sind, schmücken sollte, wer weiß, ob sie nicht meine Trophäen anlächeln würde? Ach! eitler Gedanke! Verschwindet, nichtige Hoffnungen! Ach! zu lange hast du schon, mein Herz, mit deinen Quaalen vergebens gerungen! In diesem Augenblicke stehe ich am Rande des Lebens, durch die Ehre gelockt, durch die Verzweiflung angetrieben, auf ewig über diese Grenze zu treten. Teribazus soll nicht mehr zurückkehren, sondern hier sein Schicksal bestimmen. Klopfe demnach nicht mehr, du unruhiges Herz, und jede Klage schweige, da sich nunmehr die immerwährende Ruhe nähert.

Indem er also dachte, so nahte sich ihm ein gewaltiger Feind; kein geringerer, als Dithyrambus. Ehe sie den Kampf anfiengen, redete der Perser den Thespischen Jüngling also an.

Sprich, bist du nicht der unüberwindliche Grieche, dessen unverzagter Muth unsre Schlachtordnung niedermetzelte, und Nationen zerstreute? Ich beschloß heute, deine Stärke zu prüfen, da sich unsre Feldherren mit ihrem Heere aus dem Streite zurückzogen. Empfange meinen Dank, daß du mich itzt würdigest, meinen Arm allein zu bekämpfen; und wisse, daß der Gedanke des Siegs meine Seele weniger beschäfftiget, als der, daß ich durch dich nicht mit Schande fallen kann.

Er schwieg, und der Thespische Feldherr gab dieses zur Antwort. Von allen den Lobsprüchen, welche deine Großmuth mir ertheilt, erlaubt mir die Gerechtigkeit keinen anzunehmen, als den, daß ich mich deiner Stärke entgegen zu gehn erkühne. Glaube nicht, daß deine großen Thaten unbemerckt blieben. Aus jenem grenzenlosen Lager hat sich noch niemand den Ruhm deiner siegreichen Hand erworben. Allein woher hast du deine Griechische Rüstung? Woher deinen langen Speer? deinen Helm? Woher die Last dieses starken Schildes? und warum gleichst du nicht deinen morgenländischen Freunden? Ach! wenn du ein Flüchtling bist, der, von Freyheit und Tugend auf ewig getrennt, eines Tyrannen niederträchtiger Lohnknecht geworden, so sehe ich diesen so triumphirenden Heldenmuth mit Betrübniß, welcher nach aller seiner Gefahr und tapfern Arbeit keine Ehre von den Göttern oder den Menschen verdient.

Hier erwiederte Teribazus mit einem Seufzer. Ich bin den Griechen ein Fremdling, ein Elender, den du nicht kennst, und der in dieser Stunde den Tod sucht; doch will ich nicht unedel sterben, sondern im Tode zugleich meinen Namen der Dunkelheit entreißen, und mein Elend beschließen.

Darauf sprach der Grieche. Ich sehe dich an, und bedaure dich. Eine Hoheit, die dem Antlitze der Tugend allein eigen ist, thront mit der Kühnheit auf deiner Stirne, obgleich der Gram dein mattes Auge trübe gemacht hat; und beyde fordern meine Ehrfurcht. Ob mir gleich

die

die Bosheit deines Geschicks unbekannt ist, ob ich gleich nicht weis, was für Sorgen dein Herz so sehr beunruhigen, so erwecken sie doch in meiner Brust das Mitleiden eines Freundes. Warum hast du mich also genöthigt, meinen Arm dir entgegen zu stellen, da deine Stärke den ungerechten Ehrgeiz gottloser Könige, der Feinde der Tugend, Freyheit und Ruhe, unterstützt? Dennoch will ich ohne Wut oder Feindschaft meinen Wurfspieß wider dich emporheben. Ich verlange nur Sieg; dein Leben müsse das Schicksal für beglücktere Stunden aufbewahren.

Sobald er dieses gesagt, so strecken beyde von feindlichem Hasse oder Blutdurste frey, ihre stralenden Lanzen aus; als wenn sie auf dem Isthmischen oder Olympischen Sande bloß der Ehre wegen kämpften. Beyde Heere sehn, auf ihren Spiessen ruhend, in stiller Verwunderung zu. Kaum fängt sich das Gefechte an, da schon die Griechische Lanze, welche den ganzen Tag in beständigem Streite abgenutzt, unzehlige Schilde und Panzer durchbohrt hatte, an dem Persischen Schilde zersplitternd bricht, und ihres Herrn Hand entwaffnet. Darauf fiengen sich die Empfindungen der Ehre und die Furcht der Schande im Dithyrambus gewaltig an zu regen. Unbestürzt rang er mit dem Feinde, und ergriff schnell den dräuenden Spieß, ehe der aufgehobne Arm die bestimmte Wunde vollführen konnte. Der Spieß zerbrach zwischen ihren ringenden Händen. Sie lassen ihn fahren, und entblößen ihre blitzenden Schwerdter. Mit gleicher Geschwindigkeit sich zu vertheidigen oder anzugreifen rückt jeder fertiger

tiger Jüngling an, oder weicht zurück. Sie schweifen auf alle Seiten herum; bald fallen die geschwungnen Schwerdter gerade, bald schief herab. Noch ist der Sieg zweifelhaft, bis der Grieche seinen Arm niedersenkt, als wenn er durch Arbeit ermattet wäre, und die Spitze seines Stals auf die Erde kehret; indem er die wiederholten Streiche seines frohlockenden Feindes mit seinem Schilde behutsam zurücktreibt. Griechenland zittert für seinen Helden, und Freude breitet sich durch die Asiatischen Schaaren aus. Hyperanthes eilt an die Spitze der Schlachtordnung, und steht bereit, seinen triumphirenden Freund zu empfangen. Nun dringt Teribazus mit verdoppelter Hitze auf den Griechen zu. Dieser hält noch immer den Angriff aus, und vertheidigt sich nur. Als endlich der unvorsichtige Perser durch die zügellose Heftigkeit seiner Streiche seinen Schild seitwärts schwingt, so bemächtigt sich Dithyrambus des unglücklichen Augenblicks. Er schießt mit ausgestreckten Füßen vorwärts, und gräbt sein Schwerdt in die entblößte Seite. Freundschaft, Betrübniß und Schrecken beflügeln die Eilfertigkeit des Hyperanthes. Der Grieche zieht sich von seinem blutenden Feinde einige Schritte zurück, und erwartet den morgenländischen Fürsten. Aber mit nassen Wangen und vor Schmerzen stumm, umarmt dieser seinen sterbenden Freund, aus dessen kalten Lippen diese unterbrochnen Worte hervorbrachen.

O theuerster, rechtschaffenster Mann! mein Herz ist mit tausend Gedanken der Erkenntlichkeit und Liebe gegen dich erfüllt; aber das Schicksal

versagt meiner Stimme den Ausbruch. O mein Freund! O Hyperanthes! höre meinen Mund entdecken, was du vor dieser Stunde niemals erfahren haben würdest, in welcher ich, indem ich dir meine ganze innerste Seele eröffne, zugleich entfliehen, und meine Augen in unendlicher Nacht verbergen darf; und du das keine stolze Verwegenheit nennen wirst, was ich dir itzt mit meinem sterbenden Odem offenbare. Ich liebe deine Schwester. Voll Verzweiflung liebte ich sie, und daher ist mein Ende vielleicht zu frühzeitig; doch der Himmel sey mein Zeuge, daß ich nicht ungern sterbe, da ich mit solcher Ehre vor Persiens und deinen Augen blute.

Er schwieg. Die unerbittliche Hand des Schicksals drückt seine Augenlieder zu, und die Finsterniß des Todes bedeckt seinen fliehenden Blick auf ewig. Um ihn wird seine phrenetische Mutter am blühenden Rande des Choaspes wehklagen, und ihre silbergrauen Haarlocken in die chrystalline Flut streuen; indem das ganze Ufer von dem Namen des verlohrnen Teribazus wiederhallt. Der betrübte Fürst betrachtet mit Thränen den blassen Leichnam, und ruft in der heftigsten Angst der Wehmuth also aus.

Ach! Teribazus! Ach! mein Freund, dessen Verlust ich ewig beweinen will. Ach! welcher Gott war mir und dir so feind, daß er deine Brust mit so unbilligem Mistrauen vor dem Hyperanthes verschloß. Sie würde, sie müßte dich geliebt haben. Nun wird dein freundschaftliches Angesicht nicht mehr meine Augen vergnügen; unterdessen wird dein ungemeiner Werth ewig in meinem Anden-

denken leben, um meinen Gram an das zu erinnern, was ich verlohren habe. O Susa, wenn ich, fern vom Getümmel des Kriegs, dich einmal wieder sehe, dann will ich meine Stunden bloß den Klagen widmen; dann sollst du ganze Jahre ein Zeuge meiner Traurigkeit seyn, und Ariana soll ihre Thränen mit den meinigen vermischen. Itzt mag sich die wildste Rache meiner Seele bemeistern!

Er schweigt, und fliegt voller Wut auf den Griechen zu, welcher, indem sein edler Feind starb, und Hyperanthes seinen röchelnden Freund zum letztenmale zärtlich umarmte, in tiefer Traurigkeit auf seinem Schilde ruhend, in der Nähe stand, mitten im Stolze des Siegs betrübt war, und seinen dräuenden Feind nicht bemerkte. Sogleich näherte sich Diomedon. Er hob seinen Schild vor dem Thespischen Jünglinge in die Höhe, und sprach mit lauter Stimme.

Barbar, halt deine Hand von einem Leben zurück, das mehr werth ist, als du und Xerxes mit seinem Heere von Sklaven.

Seine Worte begleitet er mit seiner schnellen Lanze. Sogleich wäre ein entsetzliches Gefecht erfolgt; aber Intaphernes, Mindus und die Hälfte der Persischen Feldherren, für das Leben des Hyperanthes bekümmert, strömten mit allen ihren Schaaren zwischen die kämpfenden Heerführer. Umsonst strebten beyde ergrimmt den Streit wieder anzufangen. So wüten zween Stiere auf den entgegengesetzten Ufern einer tiefen Flut, welche die fruchtbare Wiese theilet; umsonst donnert der Trotz aus ihren zornigen Rachen; umsonst zerreißen sie

die Furchen: der breite Strom rollt und trennt den Krieg. Der hitzige Platäer sättigt seine Rache an gemeinen Leben. Vor seinem gefürchteten Arm zerstreuen sich ganze Glieder. Aber der Persische Fürst, den das Gedränge der Schlacht fortgerissen, erreicht das Gestade, wo damals der tapfre Abrocomes anrückte; bey ihm standen Orontes, Pharnuchus, Mazäus, der kriegerische Abradates, und alle die kühnsten unter den morgenländischen Feldherren, mit frischen Völkern umgeben. Hier sprach Abrocomes geschwinde zu seinem Bruder also.

Pandates ist zum Intaphernes mit dem Befehle gesandt, daß er die Griechen, die an den Bergen stehn, in beständigem Gefechte entkräften soll. Verbinde du mit mir und diesen deinen Muth. Hier ist die Blüthe unsers ganzen Heers versammelt. Hier wird sich die ganze Last des Streits herneigen. Er schwieg. Der göttliche Hyperanthes sucht den gefährlichen Vortrupp. Er führt den prächtigen Haufen von Satrapen, Fürsten, und königlichen Mächten an; welche, selbst Herren von Nationen, sich vor dem Throne des Xerxes zinsbar neigten. Nun vermischte sich die Schlacht. Die umgekehrten Wurfspieße blitzen von allen Seiten, und die grausame Bellona brüllt.

Wer tauchte zu rst sein Schwerdt in Persisches Blut? Eupalamus Er tödtete den wilden Artembares und Derdas, welche der Caucasus auf seiner stürmischen Stirne erzogen hatte, die unmenschlichen Söhne der Raubsucht und Gewaltthätigkeit; aber der große Hyperanthes bemerkt ihren Fall,

und seine zornige Lanze hemmt den Ueberwinder in seinem stolzen Laufe. Unter dem starken Abrocomes erliegt Melissus. Mit keinem von edlerm Geschlechte konnte Mycen pralen, als mit dem jungen Melissus; blühend, wie der Sohn der Maja, und von schimmernden Waffen bedeckt, zierte er die Spitze der Schlachtordnung. Er empfieng in Cirrhens Thale, wo der hohe Parnaß mit seinem doppelten Gipfel die Pythischen Spiele überschattet, den beneideten Preis der Ehre. Nun sinkt sein lorbeerreiches Haupt in die kalte Nacht des Todes, und scheußliches Blut befleckt seine schönen Haarlocken. Voll ungeduldiger Rachgier eilt Aristobulus aus dem Vortruppe heraus. Ein Sturm von Wut bewölkt seine ganze Stirne. Er rollt sein finstres Auge herum, und bestimmt den Achämenes zum Opfer. Dieser stammte aus dem königlichen Geblüte des Croesus her, der einmal ein unumschränkter Herr von Nationen war; ihn beweinten die Nymphen des Halys, als er, durch betriegerische Orakel des Delphischen Gottes getäuscht, über ihre gefährlichen Wellen gieng, um ein mächtiges Reich zu zerreißen: und der unglückliche König wußte nicht, daß das neidische Glück diesen schrecklichen Augenblick erwartete, um den Zepter seiner Väter aus seinen Händen zu winden. Sein Geschlecht lag im Schatten des niedrigen Lebens auf der Stirne des Tmolus verborgen, bis Achämenes, zum Streite fortgerissen, hier seinen Geist aufgab. Darauf blutete Lycis, durch eine schlechte Wahl zum Kriege gerufen. Er wußte die einschläfernde Flöte zu blasen, und das Herz zu schmelzen; oder mit den erweckenden

Tönen seiner Pfeife die liebenswürdigen Schönen Lydiens zum Tanze zu ermuntern; sie schweiften in mannichfaltigen und reizenden Bewegungen auf der grünen Wiese herum, indem der kühlende West unter ihrem schwellenden Gewande auf ihrer weissen Brust spielte, und die sanftgleitende Flut des glatten Caysters vorbeymurmelte. Sein aufgerißner Leib schüttet sein Eingeweide heraus, und er fällt zurück. Der Grieche triumphirt nicht lange. Indem er aus dem Erschlagenen in allem Stolze des Siegs seinen rauchenden Speer herausreißt, so fällt der Stal des Hyperanthes sein Knie an, und zerschneidet die Sehnen. Die Mycener, die Corinther und die Phliasier versammeln sich mit erhobnen Tartschen um den verwundeten Griechen. Der Streit brennt mit verdoppelter Hitze. Abrocomes treibt jeden Persischen Heerführer an; und jeder gehorcht seiner Stimme. Hier dringt Abradates ein, dort Mazäus, Orontes, und Hydarnes; keiner entzieht sich der Arbeit oder der Gefahr. Auf allen Seiten beängstigt, weichen endlich die Griechen von dem hülflosen Feldherrn. Verzweifelnd, voller Wut, verlassen, steht er da, auf seinen Speer gestützt; seine Wunde hindert ihn zu entfliehn. Niemand bleibt in dieser äußersten Noth bey ihm, als sein Bruder Eumenes. Sein Schild beschützt den ohnmächtigen Feldherrn, bis Hyperanthes die schreckliche Last seines Schwerdts gerade auf seinen Arm herabstürzt. Die abgehauene Hand fällt mit dem Schilde nieder, ohne ihn fahren zu lassen. Nun sinkt das unglückliche Paar unter dem gewaltigen Stale des Persers: aus beyder Brust fließen die

Lebensströme, und vermischen sich mit einander. Hochmüthig rollen die Perser ihre tiefen Schwadronen auf die bestürzten Feinde. Die Griechen behaupten ihren Platz mit Mühe. Sobald dieses der treulose Anaxander sah, so sprach er zum Leontiades also.

Nun ist es Zeit, unsern Persischen Freunden zu helfen. Siehe, die Griechen werden bedrängt. Laß Theben fliehen, und dem Könige einen Sieg ohne Blutvergießen geben.

Sogleich verlassen die Thebaner die zerrißne Linie mit bald bestrafter Verrätherey; die Speere des wilden Orontes, des Pharnuchus, und des Mindus machten ihre schändliche Flucht blutig, und wüteten unter ihren verminderten Schaaren. Unterdessen; gleichwie jener, der älter, als Jupiter, auf dem Throne des Himmels herrschte, da die Welt aus dem finstern Chaos zur Geburt hervorbrach, überall, wo er den Streit der noch uneinigen und ungebildeten Atomen erblickte, mit mächtiger Stimme die Unordnung vertrieb, bis allenthalben Licht und Ordnung regierten; also überschaute Leonidas von der Mauer den mannichfaltigen Krieg. Er bemerkte die Thebanische Niederlage, daß Corinth, Phlius, und Mycen erschrocken zurücksahen; und sogleich befahl er Lacedämons Söhnen, den getrennten Phalanx wieder auszufüllen. Ehe sie fortziehen, begeistert sie Dieneces.

Die Ehre, meine Freunde, ruft eurem Muthe in einer merkwürdigen Stunde; für euch hat sie diese rühmlichen Augenblicke aufbehalten, daß ihr den Spartanischen Namen retten sollt.

Er schwieg. Auf beyden Seiten durch die Stärke des Agis und des Alpheus unterstützt, führt er seinen edlen Haufen an, der, mit zusammengedrängten Schilden, in dichter Ordnung unauflöslich fest, den Persern entgegen geht, und ihre zerstreuten Geschwader mit Tod zurücktreibt. Oft strebten sie durch eitle Bemühungen den Streit zu erneuern, und eben so oft stürzten sie mit schrecklichem Verluste zagend zurück, bis Hyperanthes ihnen diesen Rath gab.

Lernt, o ihr Feldherren, was unsre Waffen allein glücklich machen kann. Diese sind eine auserlesene Schaar von Griechen, ungleich den andern, die wir neulich verfolgten; vielleicht die Spartaner, deren Lob wir oft vom Demaratus gehört haben. Vergebens hoffen wir, ihre Linie durchzubrechen, so lange wir unverknüpft, ohne Ordnung und Eintracht, ihre gesammelte Stärke angreifen. Herrschen wir nicht über Asiens Myriaden, und rühmen wir uns nicht, an Tapferkeit und kriegerischen Künsten über den Pöbel erhaben zu seyn? Laßt uns, ihr Feldherren, in verbundnen Gliedern unsre Kräfte zu vereinigen, und dem Feinde nachzueifern suchen.

Unverzüglich breitet sich eine fürchterliche Linie vom Oeta bis zum Ufer aus, die aus allen Heerführern besteht, dem kühnen Mindus, Pharnuchus, Mazäus, der Stärke des hitzigen Abrocomes, und allen denen, die mit den höchsten Ehrenstellen prangten, und im Streite vortrefflich waren. Ihnen folgt ein auserlesener Haufen von denen, mit welchen Asien, als seinen tapfersten Söhnen, pralet,

let, welche von ihrem Könige beständigen Sold empfangen, und, in seinen Provinzen herum verlegt, seine Tyranney durch Waffen unterstützen. An allen Seiten ordnet Hyperanthes mit geschäfftiger Sorgfalt die ungeheure Schwadron. Schnell stehen sie in gehöriger Schlachtordnung, und damit nicht ihr Zug ihre Verbindung immer trennen möge, so stellt der vorsichtige Fürst in die Mitte der ersten Reihe den Orontes, und übergiebt seiner Hand das königliche Panier, dessen entwickelte Falten in der Luft glühten, und der Sonne die köstlichste Farbe von Tyrus darstellten: mitten in dem prächtigen Purpur stralte der königliche Vogel in flammendem Golde. Auf diese Fahne heißt der morgenländische Feldherr jeden an der Spitze stehenden Perser sein aufmerksames Auge richten, und nach ihr allein im Weichen, oder Anrücken, seine langsamen und gleichen Schritte lenken. Drauf befahl er, jedem Krieger in den zahlreichen Gliedern nur auf die zu merken, die vor ihm stünden, auf ihre Bewegungen zu sehen, und ihren Schritten nachzufolgen. Endlich nimmt der beherzte Feldherr neben der Fahne seinen Platz ein, und feuert die Schaar an.

Vortreffliche Krieger, deren unüberwundne Waffen das rebellische Aegypten, und der Lybier gefühlt haben, bedenkt, was der Glanz eurer vorigen Verdienste von euch verlangt; erinnert euch, daß die Großen der Göttinn der Ehre Heldenthaten schuldig sind. Keine Mittelstraße können die betreten, welche sie einmal geadelt hat; und diese Stunde wird euren Ruhm entweder mit neuen Tro-

 phäen

phäen vergrössern, oder ihn auf ewig mit Schande vertilgen.

Der Held schweigt, und alle ziehen zum Streite fort. Wie, wenn sich der brausende Eurus der Last des westlichen Neptuns, der sich durch die Grenzen der Herkulischen Arbeiten drängt, entgegen stemmt, hier der fliegende Sturm die Flut zurückschmeißt, dort das kämpfende Meer mit wallenden Hügeln zu Bergen aufschwillt, das Gestade beyder Küsten überströmt, und den Mauritanischen und Iberischen Strand mit grauem Schaume bedeckt: mit nicht geringerer Wut stoßen die Griechen und Barbaren in einem entsetzlichen Anfalle zusammen. Diese erhielten ihre vörderstеn Glieder ungetrennt, wo die Blüthe von Asiens Kriegern gesammelt war; und obgleich der gemeine Haufen noch immer unordentlich hinter ihnen herrauschte, so drängte er doch mit unerschöpflicher Menge die feste Reihe der Feldherren noch mehr fort. Gleich der starken Mauer einer stolzen Stadt, die rund herum mit hohen Thürmen gerüstet ist, um ihre reichen Schätze zu bewahren; stand der dichtgeschloßne Phalanx der Griechen unbeweglich, undurchdringlich. Hinter ihnen lagen die ausgebreiteten Fluren ihres Vaterlandes, ihre mit Ueberfluß gekrönten Felder, ihre väterlichen Thore und Wohnungen mit jedem theuren Pfande der Freundschaft und der Liebe. Hoch im Persischen Vortrupp blitzte die erhobne Lanze des Hyperanthes. Neben ihm fochten Abrocomes, Hydarnes, und der Riesenkörper des im Streite schrecklichen Abradates. Und hier hob der große Dieneces die breite Fläche

seines

seines Schildes empor, und hielt allein, fest, wie eine Memphische Pyramide, das Gedränge von Tausenden aus. Unbewegt vereinigen hier Alpheus, und dort Agis mit dem Menalippus, dem Erben des weisen Megistias, ihre großen Schilde, in Einer unzertrennlichen Linie. Lange Zeit erhielten die Heere in starker und unzerrißner Schlachtordnung den Sieg zweifelhaft; Griechenland konnte die feindlichen Schaaren nicht zurücktreiben, noch die Gewalt der Asiatischen Myriaden die Griechen zu weichen zwingen.

Nun aber eilt Medon, der vortreffliche Feldherr der Locrier, der von dem in Trojens Feldern berühmten Ajax herstammte, vom Spartanischen Könige her, welcher die neue Stellung der Perser bald wahrnahm; und redet den weisen Dieneces also an.

Leonidas gebeut den Griechen vor den Persern zu weichen, und sich einige Schritte schnell zurückzuziehen. Alsbald, glaubt er, wird der unerfahrne Feind durch wildes Verfolgen seine Glieder trennen. Sodann erneuert den Angriff. Laßt den Agis, und den Alpheus, mit Laconiens tiefer Schaar aus der Linie hervorbrechen, und sich durch das Barbarische Heer einen Weg bahnen; du selbst mußt mit einem starken Geschwader von Locris Söhnen geschwinde folgen, und die vom Agis geführten Spartaner erreichen; mit dem Ueberreste der Locrischen Jugend soll ich anrücken, euren leeren Posten zu besetzen, und die Linie zu erhalten; unterdessen stelle du dich in den engen Eingang, wo Thermopylä über die Malische Ebne

in Persiens Lager sieht, um dem Feinde den Weg zu verlegen, wenn Asien aus seinen Gezelten frische Hülfsvölker ausschütten sollte. Alsdann wird Xerxes bald den blutigen Tod aller dieser Tausenden beweinen, die in der Enge zum gewissen Verderben eingeschlossen sind; und die Götter Griechenlands werden ihre Tempel mit dem Ueberflusse prächtiger Opfer von den barbarischen Beuten geziert sehen, die ihre freygebohrnen Anbeter an diesem Tage gewonnen haben.

Sogleich gab Dieneces gehorsam durch alle Schaaren das Zeichen zum Rückzuge, und alle zogen sich auf einmal zurück. Persien blieb, wie vor Erstaunen über den unerwarteten Sieg in die Erde eingewurzelt, unbeweglich stehen; bis die Stimme des hitzigen Abrocomes ihre Seelen mit diesen triumphirenden Worten ermuntert.

Bey der Sonne! Sie fliehen vor uns. Zögert ihr also, meine siegreichen Freunde, in Griechenland einzudringen? Fort! Fliegt unerschrocken nach! Ich höre bereits unsre Rosse und Wagen über ihre Ebnen donnern, und sehe ihre Städte von Persischen Flammen lodern.

Er schwieg. Mit ungezähmter Heftigkeit brausen sie ungestüm fort. Alle schweifen in zügellosem Nachjagen weit von ihren Gliedern umher, trennen ihre Ordnung und zerreißen die Linie. Sobald dieses der weise Dieneces wahrnimmt, so machen die Griechen Halte, und kehren zum plötzlichen Angriffe zurück. In einem Augenblicke fällt Orontes, durch den Laconischen Feldherrn durchstochen, und verläßt das königliche Panier; dieses

dieses schwingt der Grieche im Triumphe, und giebt das schreckliche Zeichen. Auf einmal bricht, mit dem Agis, der sich an der Spitze thürmte, und dem schnellen Alpheus, Lacedämons ganze Schaar in tiefer Schlachtordnung aus der Linie hervor, jund verdrängt mit unwiderstehlichem Laufe die morgenländischen Legionen, welche, mit allen ihren zertretenen Standarten, zerstreut und niedergestürzt werden. Gleichwie das fliegende Schiff, wenn ein entstandner Wind die Segel ausdehnt, durch Millionen widerstehender Wellen unaufhaltbar dahin rauscht; also drang der Spartanische Keil durch die barbarischen Schwadronen. Unbezwinglich drücken sie auf Berge von Waffen und zerstümmelten Leichen ihre rothen Fußstapfen ein. Persiens tapferste Feldherren, selbst Hyperanthes wird von der Linie weggetrieben; und fliehende Tausende werden von den Spartanern durch die Enge gejagt. Mit einem Locrischen Haufen von entsetzlicher Tiefe eilt Dieneces seinen siegenden Freunden nach, und haut seinen blutigen Weg durch Asiens Schwadronen, die sich vergebens wieder vereinigten: er selbst führt unüberwindlich das Verderben an, und bedeckt den Felsen mit Tod. Aber welch ein Ruin fällt von dem Schwerdte des Alpheus auf den getrennten Feind herab? Er war vor allen andern im hitzigen Verfolgen berühmt. Seine schnellen Füße würden dem Sohne des Peleus im staubigten Laufe den Sieg streitig gemacht haben; oder hätte er um die Liebe der Atalanta gerannt, so hätte er Cytheräens Hülfe verschmäht, noch, um die Geschwin-

digkeit

digkeit der Schöne listig aufzuhalten, die goldnen Aepfel vor ihre Schritte geworfen. Nun aber beseelen die Leiden, die lange unvergeßnen Leiden des Polydorus seine Stärke mit zehnfacher Kraft; durch die Rache gelenkt, färbt sich sein Säbel mit barbarischem Blute; sein ganzer Schild ist mit Blutstropfen besprengt, gleich einer gelben Ebne, die mit purpurnem Mohn übersäet ist. Wie, wenn ein Wirbelwind, mit Schrecken beflügelt, eine zersplitterte Flotte zerreißt, die ungeheuren Trümmern, die der Ocean ausspeyt, das sandige Gestade verbergen: also ward der Fels durch den wütenden Alpheus mit Persern überstreut. Mit keinen grausamern Quaalen strafte der Gott des Tages die Thebanische Königinn, da er, durch ihr stolzes Pralen entflammt, ihr blühendes Geschlecht von Jugend und Schönheit zu den blassen Schatten herabstürzte; als itzt die Seele des Hyperanthes marterten, da, durch des Spartaners Lanze blutend, seine edelsten Freunde röchelnd um ihn herum lagen. Oft strebt er mit seinen fliehenden Legionen wieder umzukehren, oft erneuret er das Gefecht mit dem Abradates und der Stärke seines Bruders, und sucht vergebens unüberwindlichen Feinden zu widerstehen; bis er, von allen um ihn herum verlassen, sich mit der allgemeinen Flucht vermischt, dem Glücke weicht und das Feld verläßt. Also schlägt die abfliessende Flut eine Zeitlang mit weggleitenden Wellen an den abhängigen Strand, zieht sich immer nach und nach zurück, und ruht endlich im Schooße des Meers.

Nun-

Nunmehr hemmten die Spartaner ihren Lauf, als sie die äußerste Grenze von Thermopylä erreicht hatten. Bald näherte sich Dieneces, und fieng also an. Sehet, welche Menge von Persiens Söhnen wir vorbeygegangen sind. Stellt euch schnell in Ordnung, meine Freunde. Also sprach er und erfüllte den engen Weg mit geordneten Linien, einer Tiefe von funfzig Kriegern. Halb waren sie gegen Asiens Heer, und halb gegen die Enge zugekehret, eine doppelte Spitze, wo jedes Glied mit zwanzig Speeren blitzte. Die Locrische Schaar wird dem Agis übergeben, der bereit steht, die fliehenden Feinde aufzuhalten. Dieneces selbst zeigt dem Persischen Lager die Schrecken des Spartanischen Stals.

Nun entdecke, o Muse, die wunderbare Kriegslist, welche Lacedämons Held, dessen regierende Sorgfalt alle die großen Abwechselungen des Gefechts wahrnahm, und den Lauf des Blutvergießens lenkte, erfunden hatte, um den zahlreichen, lange widerstehenden Feind mit einem entsetzlichen Tode zu überschütten, und den Tag durch Schrecken merkwürdig zu machen, die dem Kriege fremd waren. Als er von der Mauer, seinem beständigen Posten, noch vor dem Ende der Schlacht, seinen wachsamen Blick durch die Enge schoß, und sah, wie die feindlichen Myriaden herunterströmten, und Nationen hinter Nationen aus dem unermeßlichen, unerschöpflichen Lager, in einer fürchterlichen Länge von zusammenhangenden Helmen, und Schilden, und dräuenden Speeren den Griechischen Vortrupp bestürmten;

so besorgte der vorsichtige Feldherr, daß seine Griechen, durch den lange fortgesetzten Streit abgemattet, weichen möchten, und las unter den Locriern tausend Krieger aus. Vom Maron geführt, besteigen diese den Berg, der über der Enge hieng. Alsbald entdeckt er, was ihm aufgetragen worden. Auf einmal versammeln tausend arbeitsame Hände Steine von erstaunlicher Größe, und verdorrte Stämme, die in ältern Zeiten durch Wirbelwinde aus dem Walde gerissen waren. Drauf lösen sie unermüdet breite schroffe Stücke von Felsen ab, und hauen des Berges ehrwürdige Fichten, und bejahrte Eichen von weitem Umfange und knotigter Stärke nieder, welche, durch den Blitz von ihren Zweigen entblößt, noch immer seiner vertilgenden Flamme ihren grauen Stolz unerschüttert entgegenstellten. Diese rollen die Griechen schwer fort, heben sie mit starken Hebebäumen, oder schleppen sie mit festgeflochtnen Stricken bis dahin, wo der Rand des Berges sich über die Persischen Schaaren herabneigte; so hoch, daß das betäubende Gebrüll der Stimme des Streits im Thale sich dort in ein leises Gemurmel verlohr. Obgleich Hyperanthes vom Felde weggetrieben war, so behauptete doch der kühne Intaphernes noch immer mit gehäuften Schwadronen unter dem Schatten dieses schwebenden Gipfels seinen Posten wider den wütenden Diomedon; der große Intaphernes, der Enkel von Königen, den Xerxes über Damascus und die Syrischen Palmen mit despotischer Herrschaft zu seinem Statthalter gesetzt hatte. Dieses sieht

Maron

Maron von der Höhe, und giebt das Zeichen; der winkende Thurm sinkt herab, ein gräßlicher Haufen von Tod! Bäume rollen über Bäume, und fallen mit untermischten Felsen in die Tiefe, ein unaufhörliches Verderben! Mit lautem Getöse stossen die holen Stämme an die Seite des Berges, und jede eckigte Felsenlast stürzt mit schnellen Sprüngen herunter. Die Feinde im Thale sehen mit Entsetzen hinauf, fahren schauernd zurück, und sterben. Ganze Legionen liegen unter dem schrecklichen Haufen zerquetscht, verborgen und verlohren, als wenn sie nie bekannt oder gebohren gewesen wären; und rund um sie herum häuft sich ein Hügel von Ruinen auf. Noch lebt eine Menge, die dem Untergange mit ungestümer Flucht zu entrinnen eilt; aber Agis hemmt sie: Intaphernes fällt vor seinem donnernden Arme. Sie kehren von neuem zurück, um dem unwiderstehlichen Ruine entgegen zu rennen: Agis rauscht mit vierhundert Locriern hinter ihnen her.

Unterdessen hatte die Griechische Linie (das war der Wille des Spartanischen Königs) ihren Posten verlassen, und war über die schrecklichen Hügel blutiger Leichen fortgerückt. Dort hatten die Locrier, vom Oeta bis zum Malischen Meerbusen ausgebreitet, unter Medons Anführung, mit Corinth, Phlius und Mycen ihren feindlichen Phalanx über den verengten Weg hingestellt. Längst dem Fuße des Berges hin stand die Schaar von Platäa, die Mantineer und die Tegeer, eine fürchterliche Länge von Krieg. Die unermüdeten

Schwerd-

Schwerdter des Dithyrambus und Diomedons flammten noch immer, das Entsetzen des barbarischen Heers. Vor ihnen flohen die Perser zum Ufer, in einem Augenblicke von den mannichfaltigen Legionen Griechenlands umringt. Hier dräuet aus dem tiefen Abgrunde das unvermeidliche Verderben, und dort stehen sie, von einem Walde von Speeren eingeschlossen, dem Mars geweihte Hecatomben. Nun verzögert kein Augenblick mehr ihren allgemeinen Untergang. Sie werden von der Malischen Höhe in die ausgespannten Arme des Grausens herabgestürzt, das sich aus der offnen Tiefe erhebt, und alle ihre Schaaren ergreift, indem sie fallen. Das unsägliche Getümmel fällt, wie ein Sturm, die erhitzten Wellen an; das Getöse schallt vom Gestade zurück: und über ganze Schwadronen, welche die grausame Bellona in Einem weiten Verderben von dem felsigten Gipfel herunterrollte, über alle ihre tief verschlungnen Waffen und Paniere schloß sich das Meer mit gräßlichem Brausen auf ewig.

Ende des fünften Buchs.



* *

Leonidas.

Sechstes Buch.

In schwarzem Pomp nahm die Nacht mit ihrem ganzen Sternengefolge ihren Thron ein. Vom Streite zurückgerufen, vergißt Griechenland seine langwierigen Arbeiten, in stillem Schlummer aufgelöst; alle, außer denen, die wider die zweifelhaften Gefahren der Finsterniß wachten; hundert Krieger, deren Haupt Agis war. Hoch auf der Mauer saß der wachsame Held, indem über die wallende Brust des ruhigen Meers das mannichfaltige Getümmel der Asiatischen Völker, durch den Wind hergeführt, in Einem tiefen Gemurmel in sein Ohr drang. Plötzlich beunruhigt ihn der Schall von Schritten, die durch die Enge herabkommen, und er ruft laut: Was sind das für Füße, die auf den wiederhallenden Boden des Felsen treten? Antwortet geschwinde, und reizet nicht euer nahes Verderben.

Sogleich erwiederte eine unbekannte Stimme. Wir kommen nicht als Feinde, sondern begehren freundschaftlich, eingelassen zu werden.

Der Spartaner antwortete. Was für ein Vorhaben führt euren irrenden Fuß durch den mitternächtlichen Schatten?

Der Fremdling sprach. Wir sind Griechenlands Freunde, und bitten vor den Spartanischen

König gelassen zu werden. Der vorsichtige Feldherr Lacedämons stuzt wiederum; bis eine zarte Stimme mit musicalischsüssen Tönen sein horchendes Ohr also in Verwunderung sezt.

O großmüthiger Grieche, höre auf das Flehen einer Elenden, eines unglücklichen Weibes, die der Schmerz allein in dieser finstern Stunde zu diesen siegreichen Gezelten gebracht hat!

Der Grieche stieg durch das geöffnete Thor herab, und hielt einen flammenden Brand empor. Zuerst erschien einer in knechtischer Kleidung; aber an seiner Seite stand eine reizende und majestätische Dame. Ihr Angesicht stritt nicht mit der Macht der verderblichen Helenen, noch mit den wollüstigen Annehmlichkeiten der weichlichen Königinn der Liebe; aber es übertraf weit alle die verwelklichen Reizungen, welche die Lilie, mit der Rose vermischt, auf die Wange der Schönheit malet; es drückte eine Seele aus, die von der Weisheit regiert, und von der Holdseligkeit zärtlich gebildet ward. Und dennoch konnte dieses göttliche Antliz, das vom reinsten Lichte der Tugend glänzte, das unbarmherzige Schicksal nicht besänftigen, noch das boshafte Glück die Unschuld zu verehren zwingen, welches oft das unbefleckte Herz mit Quaalen zerreißt, und oft die Verzweiflung zur Weisheit gesellt. Drauf fieng der liebreiche Feldherr in diesen gütigen Worten an.

Erhabne Schöne, die du die Nacht so zierest, o tadle nicht die Wachsamkeit des Kriegs, und schreib es den Gesetzen des strengen Mars zu, daß ich so lange ungern gezögert habe, diese deine hervor-

vor-

vorleuchtende Würde und Hoheit vor den großen Leonidas zu stellen.

Er schweigt, und führt sogleich die liebenswürdige Fremde zum Gezelte des Spartanischen Königs. Auf des Agis weckenden Ruf, umhüllt Leonidas seine starken Glieder mit einem breiten Mantel, und steht von seinem Lager auf. Mit Verwunderung schaut er die hohe Jungfrau an, die seine Gegenwart bestürzt machte. Voller Ehrfurcht vor dem göttlichen Manne schlug sie ihr Auge demüthig nieder. Aber bald vertrieb seine gütige Stimme ihre ängstliche Furcht, da er sie also anredete.

Deine Gestalt allein, die so reizend und erhaben ist, zeichnet deine Seele ab, und fordert von allen die größte Hochachtung. Erzehle, o edle Dame, was für ein hartes Schicksal deinen zarten Fuß diese finstere Wege zu betreten zwingt. Erzehle das Unglück, worüber deine Tugend trauert.

Auf ihrer bleichen Wange entstand eine plötzliche Röthe, gleich dem ersten Lichte des anbrechenden Tages über der blassen Demmrung. Endlich drangen diese mit Betrübniß umgebenen Worte aus ihrem Munde.

Wenn man das Mitleiden der Rechtschaffenen dadurch verdienen kann, daß man sich höchst unglücklich und von der Hoffnung auf ewig verlassen sieht; daß man groß und elend ist; so siehe, o ruhmwürdiger Führer unbesiegter Schaaren, siehe die betrübte Ariana, die Tochter des Darius, nimm mein Flehen mit Erbarmen an, und verachte meine Thränen nicht! Mein unschuldiges

Herz gesteht dir, daß ich den Besten unter den Menschen geliebt habe, den die Hand der Natur mit jeder Tugend gebildet hatte, der tapfer, weise, und mit jeder Kunst geziert war. Heute focht er, mit griechischen Waffen prächtig gerüstet, und heute fiel er. Und ach! indem er in meines Bruders Armen seinen Geist aufgab, so entdeckte er eine lange verheelte Liebe gegen mich. . . . . . O! ich will meine Schmerzen hemmen! ich will meinen Augen verbieten, vor dir zu strömen, und mein Herz, das so voller Quaal ist, soll seine Seufzer unterdrücken! Denn warum sollte deine Menschlichkeit über mein Unglück betrübt werden, und von mir das Loos der Natur, die zu Kummer und Mühseligkeit verdammt ist, betrauren lernen! Erhöre also, o König, mein einziges Verlangen, daß ich seinen Leichnam unter den Haufen der Erschlagnen suchen darf.

Also flehte die Prinzeßinn den Spartaner an, und glich der Ceres in majestätischer Betrübniß, da sie vor Jupiters leuchtendem Throne von dem gräßlichen Pluto und der unterirdischen Finsterniß ihre geliebte und verlohrne Proserpina mit demüthigen Bitten zurückforderte. Laconiens Feldherr sah die weinende Königinn mit unverwandten Blicken an, indem ihm diese zärtlichen Gedanken einfielen.

Ein solcher Gram martert dein Herz, o du, die du mir ewig theuer bist! und itzt zu Lacedämon über meine unendliche Abwesenheit wehklagst! Drauf neigte er sein Haupt, und seufzte; doch vergaß er nicht seinem Freunde, dem gütigen Agis, zu befehlen, daß er die Persische Prinzeßinn durch

die

die Enge begleiten, und ihr helfen sollte. Mit sorgfältigen Schritten suchen sie ihres Liebhabers Leichnam. Die Griechen wußten, wo sein Arm, durch das Schicksal gehemmt, zuerst aufgehört hatte, ihre Legionen niederzumetzeln, und zogen bald den Helden, den sie aus seiner Rüstung erkannten, unter einer Last von getödteten Persern hervor. Drauf gehn sie zu des Agis hohem Gezelte zurück. Was für eine entsetzliche Bangigkeit umringte nun deine Seele, o Ariana! Was für ein Schauer umfieng dein Herz! Aber die Liebe ward am mächtigsten, und die vor Betrübniß rasende Prinzeßinn warf ihre schönen Glieder auf die kalte Brust des Teribazus. Das geronnene Blut entstellte ihren weißen Busen. Ueber seine Wunden floß ihr zerstreutes Haar, und aus ihren Augen quoll ein ungestümer Schmerz, der die blutige Leiche benetzte, bis ihr schluchzendes Winseln also ausbrach.

O du, der du von meinen weinenden Augen auf ewig weggerissen bist, der du verzweifeltest, ein Herz zu gewinnen, das dich damals am heftigsten liebte, und dein Leben durch den unvermeidlichen Pfeil des Verhängnisses für diejenige zu früh verlohrest, die nun in einer Todesangst ihr empfindliches Herz entdeckt, und die Betheurungen ihrer Liebe deinem tauben Ohre wiederholt; die nun deine kalte und fühllose Brust zärtlich an die ihrige drückt! Ach! bemerken wohl diese unbewegten, gräßlichen Augen meine hervorströmende Wehmuth! Kann wohl dieses Herz, das die entseelende Hand des Todes starr gemacht, an meinen Leiden Theil nehmen,

und meine Seufzer mit Seufzern beantworten! . . . O! herbe unüberwindliche Quaal! Siehe! Ariana beugt sich über deine Brust, hängt über deinem Angesichte, vereinigt ihre Wange mit der deinigen, nicht mehr, um mit bezauberten Ohren deinem überredenden Munde zuzuhören, nicht mehr von der Weisheit deines reichen Verstandes entzückt!

Sie konnte nicht weiter. Eine gewaltige Verzweiflung unterdrückte ihre Stimme. Gleichwie ein marmornes Bild über dem traurigen Grabmale eines todten Helden, den sein Vaterland liebte, unbeweglich mit nachgeahmter Betrübniß das Haupt niedersenkt: also hieng die Prinzeßinn über dem entseelten Körper, in einer Ohnmacht von Traurigkeit. Eine Zeitlang schaute sie die schreckliche Wunde, wo des Dithyrambus Schwerdt am tiefsten eingedrungen war, stumm und unbeweglich an. Drauf zieht sie mit unveränderten Geberden und mit einer nicht zitternden Hand, einen Dolch hervor, den ihr Gewand verbarg. Sie stößt den fürchterlichen Stal in ihr Herz, und sinkt auf ihren getödteten Geliebten still nieder. Umsonst lief der Spartaner herzu. Mit Thränen sah er die zärtlichen Liebhaber vor sich liegen, und rief aus.

O! Höchstunglückliche, welche Last von Jammer ist auf eure Häupter gefallen, die den Augen eines Fremden dieses Mitleiden über eure blassen Ueberbleibsel auspreßt! Erhabne Ruinen, möchte euch doch das Grab die Ruhe verleihen, die das Leben euch versagte! Und nun empfangt diesen frommen Liebesdienst von einer unbekannten Hand.

Als er dieses gesagt, so löste er seinen weiten Mantel von den Schultern ab, und deckte ihn über die Erblaßten. Drauf wandte er sich um, und sprach zu dem Sclaven, der neben ihm stand.

Du, der du deine unglückliche Königinn zu Lacedämons gefährlichen Gezelten führtest, bringe nun ihren blutenden Ueberrest zum Persischen Herrscher zurück; du, und diese Gefangnen, die ich von den Banden befreye.

Bist du ein Spartaner, (unterbricht ihn der Sklave) und kannst mir rathen, ein unseliges Land wieder zu suchen, wo die Freyheit nimmer wohnt? Nein. Führe mich zum Leonidas. Er allein soll den Ausspruch thun, ob ich, so elend als ich scheine, von diesem Lager nicht Schutz verlangen darf.

Wer du auch bist, (antwortet der erstaunte Feldherr) so darfst du wohl mit Recht ein beßres Schicksal fordern, als ich dir anbot, ehe ich deinen geheimen Werth kannte. Dein unedles Kleid verbarg eine Tugend, die ich nun verehre. Und weil deine gequälte Seele so lange die Finsterniß des Kerkers ertragen, und das verhaßte Gesicht der Tyrannen gesehn hat, so verändre nun die greuliche Scene; hier herrschen Freyheit und Gerechtigkeit; komm und suche mit mir ihren großen Beschützer. Drauf führt er ihn geschwinde zum Spartanischen Könige, den Agis also anredet.

Siehe da einen Menschen, welcher über den Namen, der seine Tracht mit Unehre bezeichnet, weit erhaben, deinen Schutz sucht! Hier setzte der Sklave hinzu. Itzt flehe ich dich um deine Gna-

de an. Bald sollst du erfahren, ob ich sie verdiene. Laß mich vor den versammelten Häuptern deines Heers erscheinen; denn ich bin voll von Nachrichten, welche die Wohlfahrt aller Griechen betreffen. Sogleich läßt Leonidas durch den Agis die verschiednen Feldherren zusammen berufen. Sie eilen zum Gezelte; der Fremdling wird mitten unter sie gestellt, und fängt also an.

O Alpheus! o Maron! wendet eure Blicke hieher, und kennt euren Bruder. Sie springen von ihren Sitzen auf. Mit Freudenthränen vermischt, bricht aus beyden der Name, Polydorus, hervor. Aus Zärtlichkeit strebt jeder zuerst an seine Brust zu fliegen, aber er widersteht ihnen; indem aus seinen niedergeschlagnen Augen, die er voller Quaal auf das niedrige Kleid heftete, das seine freygebohrnen Glieder entehrte, ein Strom von Wehmuth über seine Wange herabschoß. Endlich drangen diese mit Seufzern untermischten Worte aus seinem Herzen, und alle standen mit aufmerksamer Verwundrung um ihn herum.

Ihr sollt erst wissen, ob dieser unglückliche Sklave noch eurer Umarmungen werth ist. Nun nahte sich Leonidas. Vor ihm treten alle zurück; selbst Alpheus weicht, und läßt seines Bruders Hand fahren, die der großmüthige Held in seine eigne drückt; drauf redet er mit majestätischer Güte den betrübten Jüngling an, und lindert seine Schmerzen.

Höre auf zu trauren, du unvergleichlicher Jüngling. Deine Freunde, dein Vaterland, alle werden dich mit Ehrfurcht anschauen, dich, dessen

unerschütterte Seele die Ketten Asiens nimmer erniedrigen konnten. Siehe! jede Brust öffnet sich deinem Werthe; jede Zunge bereitet sich, dich mit Lobsprüchen zu begrüßen, dich, der du dein Vaterland sogar in den Banden geehrt hast.

Er schwieg. Mit hitzigen Händen zieht Alpheus seinem Bruder die schimpfliche Kleidung ab, und wirft seinen eignen Mantel um die Schultern des Polydorus. Agis tritt auch herzu, umarmt ihn freundschaftlich, und spricht.

Nunmehr kannst du, in deiner ererbten Freyheit sicher, dein voriges Leiden anlächeln. Erzehle, was für ein Zufall deine Tugend den Griechen wiedergeschenkt hat.

Drauf fieng Polydorus zu den horchenden Feldherren also an. Ich war ein Spartaner. Als meine zarte Jugend an die männlichen Jahre grenzte, so ward ich von dem Ufer meines Vaterlandes durch Phönicische Seeräuber weggerissen, und der Ariana, der Schwester des Königs und des Hyperanthes, verkauft. Dort war das Geschick mir günstig, indem es meine Fesseln dieser gütigen Hand anvertraute. Doch war ich immer ein Gefangner, und von Lacedämon entfremdet. Oft betrauerte Demaratus mit freundschaftlichem Grame mein Schicksal, und nicht weniger seine eigne unglückliche Tugend, die mitten in einem knechtischen Hofe, dem Sammelplatze der Verderbniß, für sein Vaterland auf ewig verlohren war; dort, wo sich Neid, Verrätherey und Haß, und die heimlich um sich fressende Bosheit mit lächelnden Geberden schminken; wo der Wollüstling allein aufrichtig ist,

und keine Larve sucht; wo der, der alles besitzt, was ein König geben kann, weit weniger glücklich ist, als der geringste Sohn der Freyheit, und so kriechend und niederträchtig, wie der Sklave, der seinem grausamen Stolze fröhnt. Dennoch hat hier die Sonne ihren jährlichen Umlauf zehnmal erneuert, seitdem Polydorus in der Knechtschaft geseufzt hat. Nun komme ich endlich zurück, da meine Blüthe schon verschwunden, oder doch durch nagende Sorgen vor der Zeit verwelkt ist, und verkündige meinem Vaterlande die nahe Verwüstung.

Hier hörte er voller Betrübniß auf; aber Leonidas sprach. Fahre fort. Wenn auch deine Lippen uns allen ein unvermeidliches Verhängniß dräuen, so hört dich doch keiner, dessen unverzagte Seele einen andern Gedanken hegen kann, als wie er am edelsten fallen könne. Also sprach der Feldherr, die übrigen stehen in sprachloser Erwartung. Solch ein heiliges Stillschweigen breitete sich über Ammons Altar, oder über Dodonens Schatten aus, wenn ängstliche Sterbliche aus Jupiters Munde ihr Schicksal erforschten. Polydorus läßt die Griechen nicht lange in Ungewißheit, und fängt seine Erzehlung wiederum an.

Als ich in dieser Nacht die Ariana begleitete, so sahen wir, indem sich die Enge vor unsern Augen eröffnete, einen, der bald mit eilendenden Füssen auf dem Wege herumschweifte, bald stillstand, und mit unverwandten Blicken nach der Griechischen Mauer hinsah; dann plötzlich wieder aufsprang, und seinen unruhigen Lauf erneuerte. Indem wir näher zu ihm kamen, so entdeckte er uns

durch

durch den Mond, der über unserm Haupte stralte; er nahte sich uns, und fragte, wohin unsere mitternächtlichen Schritte gerichtet wären. Ich erkannte die Stimme des Demaratus. Ich drückte dem ehrwürdigen Verbannten umarmend an meine Brust, und antwortete. Frage nicht nach unserm Vorhaben. Wir suchen Lacedämons Lager, und ach! lebe wohl auf ewig! Dreymal glücklicher Polydorus! versetzte er, du wirst Sparta wieder sehen, welches diesen Augen versagt ist. Möchte doch des Himmels Schutz auf eure Wege gnädig herabschauen! Sobald als ihr jene triumphirenden Gezelte erreicht, so sagt den Spartanern, deren unbesiegte Waffen diese Felsen vertheidigen, daß ihr ihren verbannten König gesehen habt: sagt ihnen, obgleich der elende Demaratus durch ihre blinde Leichtgläubigkeit seiner Wohnung beraubt, von allen Freuden, die den Vater und den Ehegatten umgeben, entfernt, von seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Freunden, und väterlichen Thoren weggerissen wäre, so hätten sie ihn doch nimmer von seiner Tugend trennen können: sagt ihnen, daß selbst hier, wo alles König oder Sklave ist, mitten in den Wollüsten lasterhafter Höfe der nicht ganz verloschne Spartanische Geist in seiner Brust noch glüht, obgleich der Gram sein Feuer verdunkelt hat. Vergiß auch nicht, dem Feldherrn Lacedämons zu melden, daß neulich ein Malier, Epialtes genannt, der, als Kundschafter, die Griechischen Gezelten besucht hat, zum Persischen Heere zurückgekommen ist. Er rühmte dem Tyrannen seine List, die mit betriegerischer Beredsamkeit die Grie-

chen

chen zu einer solchen Verzweiflung gebracht hätte, daß sie den Monarchen Asiens schon itzt für ihren unumschränkten Herrn erkennen würden, wenn nicht ihre Tapferkeit durch den einzigen Muth ihres beherzten und zu sterben entschloßnen Hauptes wieder zurückgerufen wäre. Der König möchte nur seiner Anführung eine auserlesene Schaar anvertrauen; so würden sie bald durch einen geheimen Weg über die Berge, wo kein Leonidas ihren Lauf hemmen sollte, durch die unbewahrten Grenzen Griechenlands eindringen. Unterdessen sandten die verräthrischen Thebaner durch ihn Versichrung von ihrer Hülfe. Sogleich befahl der beystimmende König, daß zwo Myriaden mit dem Hyperanthes, dem Abrocomes und dem kühnen Hydarnes hinziehn sollten. Durch des Verräthers Beredtsamkeit aufgebracht, begleitet sie auch jeder Feldherr, den Jugend, oder Tapferkeit, oder Ehrgeiz erhitzen, aus allen Nationen, die ein brennender Eifer entzündet, zuerst in Griechenland einzubrechen.

Der Jüngling schweigt. Platäens Feldherr stand fürchterlich auf. Seine Augen waren Flammen, und aus seinen blauen Lippen stürmten diese wütenden Worte auf den zitternden Anaxander hervor.

Doch ehe wir fallen, o Verräther, soll dieser Arm dein Haupt zu den rächenden Furien der Hölle hinabstürzen.

Nun ist alles Tumult, jeder Busen schwillt von ungezähmter Wut und Rache. Halb aus der Scheide gezogen, flammte Diomedons ungestü-

mes

mes Schwerdt. Aber, gleichwie die in den Fabeln des Alterthums berühmte Cholchische Zauberinn, oder die Circe, wenn sie durch mächtige Zauberworte die Todten aus dem Erebus herauf brachten, und als flüchtige Schatten in der dunkeln Demmrung des Monds herumzuschweben zwangen, durch ihre verborgnen Künste die ganze See glatt machten, und jedem rauhen Winde ein Stillschweigen auflegten, bis nicht Eine Welle gegen das Ufer wallte, noch selbst der gaukelnde Zephyr den geringsten Seufzer durch die magische Luft lispelte: also macht deine gehörte Stimme, o Leonidas, die wilde Zwietracht aufmerksam; die Wut sinkt mit heiliger Ehrfurcht in Stillschweigen; und die Unordnung schläft.

Haltet diese übereilte Hitze zurück, sprach der König. Ehe wir strafen, laßt uns das Verbrechen finden. Noch hat Persien unsre Gezelte nicht umgestürzt; noch schallt ihr barbarisches Siegsgeschrey nicht in unsre Ohren. Wir haben noch immer Zeit uns zu rächen, und zu erfahren, ob unsre Schwerdter noch das Verderben abhalten, oder wie wir am rühmlichsten sterben können. Drauf stand Dieneces auf, und redete die Griechen also an.

Ehe sie noch über unsre Grenze treten, müssen die Schaaren des Xerxes überwinden und die Griechen fliehen lernen. Die Speere von Phocis bewahren den geheimen Eingang. Sendet den Augenblick Boten hin, damit wir hören, wie weit die Perser gekommen sind. Hier sprach Alpheus.

Leonidas, siehe, meine willigen Füße sollen den Phociern deine großen Befehle überbringen, oder

auf

auf das Gebürge beklimmen, um den herannahenden Feind zu bemerken.

Du geschwinder Sohn der Tapferkeit, (also antwortete Lacedämons Feldherr) der du in meinen Gedanken immer gegenwärtig bist, wenn die allgemeine Sache den Schnellen, den Wachsamen, und den Kühnen verlangt. Geh und besteige den hohen Felsen. Und indem Dieneces im Thale mit hundert Spartanern die Phocier zu unterstützen eilt, so beobachte du von den Bergen den Zug der Perser.

Die beflügelte Morgenröthe vertreibt die Nacht, und endet ihre Berathschlagungen. Sie gehn alle aus einander. Indem Alpheus dem Gipfel des Felsen zueilen will, so ruft er noch also aus. O lange verlohrner, und spät wiedergefundner Polydorus! wir müssen uns noch einmal, und nun auf ewig, scheiden. Kehre du wieder um, und küsse den heiligen Boden, welcher dich gebahr, welcher dich zur Freyheit zurückruft! Theuerster Jüngling, ich sollte dir Thränen zu geben haben = = = aber lebe wohl! Mein Vaterland schilt mich, daß ich so lange in deinen Armen verweile.

Als er dieses gesagt, so verläßt er seinen Bruder, und steigt hinan, indem Polydorus antwortet. Nein, Alpheus, nein! Ich habe noch die Merkmale der Banden auszutilgen. Mein Blut muß den Schandfleck abwaschen.

Wir haben einen Vater, unterbrach ihn Maron. Deine unverhoffte Gegenwart wird sein schweres Alter wieder beleben, das sonst kinderlos trauren

würde.

würde. Hier erwiederte Polydorus mit einem finstern Lächeln.

Ach, wie unvermögend bin ich, andre zu trösten! Schaue diese Augen an; ihr Licht ist schwach, und meine Blüthe ist vor ihrer Reife verschwunden. Der Gram wird in meiner Brust einen ewigen Sitz haben, und der Zeit selbst nicht weichen. Unaufhörlich wird meine Seele der schrecklichen Erinnerung meiner Jugend nachhangen, die mir so ungebraucht in der Knechtschaft entflohen ist. Das Leben hat für mich seinen Geschmack verlohren.

Drauf neigt er in stiller Wehmuth sein Haupt. Sein Bruder fleht vergebens. Er antwortet nur mit wiederholten Seufzern. Nun erscheint Dioneces mit dem Spartanischen Haufen. Auf diese heftet er seine starren Augen, und denkt in seinem Herzen also.

Ich bin auch, gleich diesen, in Lacedämon erzeugt, und, gleich diesen, einmal unterrichtet worden, den Spieß zu schwingen, und den schweren Schild zu heben. Unglücklicher Polydorus! Nun ist dein Arm entnervt, und würde unter dieser Bürde sinken. O grausamer Himmel! der du meine freygebohrne Hand gezwungen hast, die Waffen des Krieges mit schmählichen Banden zu vertauschen; willst du mir meine Retter, meine Schande, meinen zehnjährigen Gram, und die schwarze Verzweiflung vergüten, die meine Jugend verzehrt hat; so erhöre mich einmal, und gieb, daß ich meinen Schild ins Schlachtfeld tragen, und, für

einen Spartaner erkannt, zu den Schatten fliehen darf.

Er schwieg, und kehrte plötzlich nach dem Gezelte des Agis um; dort beut der Jüngling mit dankbarer Betrübniß seine Hülfe an, indem die freundschaftliche Hand des liebreichen Agis die erblaßten Schönheiten der Ariana neben dem Leichnam ihres Liebhabers auf eine traurige Baare legt. Er befreyet zween Persische Gefangne, die sein großmüthiger Arm an diesem Tage vom Tode errettete, von den Fesseln, und spricht zu ihnen.

Ich gebe euch die Freyheit, die ihr mir zu rauben suchtet. Dafür verlange ich diese Belohnung, und diese allein. Bringt die blutigen Leichen in Asiens Lager; laßt den Persischen König über diese Blume weinen, die mitten in ihrer Pracht also zernichtet ist; dann sagt, daß die alles richtenden Götter diesen Schluß gefaßt haben: Du, dessen Ehrgeiz die Zerstörung über die seufzende Erde führt, über die Völker Jammer und Thränen ausbreitet, du sollst zuerst trauren, und in deinem Hause soll die Verwüstung zuerst wüten.

Gehorsam wenden sich die Gefangnen nach dem Asiatischen Heere. Bald erreichen sie die Phocische Mauer, wo Dithyrambus itzt Wache hielt. Er sieht die betrübte Baare herannahen. Ihm war das Schicksal der Ariana bereits erzehlt. Er geht den Gefangnen entgegen, und ruft, mit weinenden, auf den Teribazus gerichteten Augen, also aus.

O! wärst du doch in der That ein Grieche gewesen, wie deine Rüstung dich vorstellt! dann hätte dein

dein edles Herz nimmer seine Tapferkeit verschwendet, um eines Königs Ungerechtigkeit zu unterstützen; dann hätte ein gütiger Schicksal dein Leben beglückt, oder blutend würdest du erfahren haben, wie süß der Tod für die Freyheit ist. Ein Grieche giebt dir diesen freundschaftlichen Wunsch, obgleich sein Haupt alsdann die Ehren verlohren hätte, die er von deinem Falle sammelte, da das Glück ihm günstig war, oder der Himmel die bessre Sache gnädig ansah. Bedaurenswürdiges Paar, das ich hier mit diesem Strome des Mitleidens benetze, meine feindlichen, mit Blut befleckten Hände müssen euren reinen Schatten zuwider seyn; sonst wollte ich den schönsten Schmuck aller benachbarten Thäler zusammenlesen, und eure Baare mit Blumen bestreuen. Doch o! nehmt diese Zähren und frommen Wünsche an! Möchte der Friede eure Asche bewahren! Möchten eure Schatten über den stillen See zu glückseligern Wohnungen gelangen, wo keine Tyrannen jemals eindringen, und die selige Gegend beunruhigen können; sondern in ferne Reiche des Schreckens verwiesen sind, wo sie von dem gerechten Himmel diejenigen Martern ertragen, die sie von den Menschen verdienen!

Er hörte in Thränen auf. Die Gefangnen verlassen die Mauer, und gehn langsam von Thermopylä hinunter.

Ende des sechsten Buchs.

* *

Leonidas.

Siebentes Buch.

Nun langen die Persischen Gefangnen mit traurigen und langsamen Schritten vor dem Gezelte des Xerxes an. Der Monarch entdeckt ihr betrübtes Bezeigen von fern. Sie nähern sich, und er läßt es zu. An diesem Morgen hatte das Gerücht den Verlust seiner halben Flotte erzehlt, die durch zornige Stürme auf Klippen geschmissen, oder in der Flut begraben ward. Er hatte also itzt, da seine blutende Schwester seinen Augen begegnete, in tiefe Traurigkeit versunken, schon seinen königlichen Hochmuth, den Vater der Verachtung, und der kalten Gleichgültigkeit gegen andrer Menschen Unglück, verlohren; und selbst der geringe Liebhaber seiner Schwester, der neben ihrem edlern Leichname lag, war ihm itzt nicht zuwider. Mit Thränen hörte er die jammervolle Erzehlung des Gefangnen an, und lernte damals zuerst das Mitleiden kennen. Aber bald verschwinden diese Spuren der Menschlichkeit aus der Brust des Tyrannen: die vorige Finsterniß seiner Seele verdoppelt sich; sein geängstetes Herz pocht für sich selbst; und nun fürchtet er, daß er mit allen seinen Heeren dem Glücke zur Beute möchte hingeworfen werden. Bey dem Monarchen stand der Spartanische Verbannte, zu dem er also sprach.

O Demoratus, was wird das Schicksal über uns verhängen! Siehe! das Glück kehrt sich wider mich! Wer weiß, wie weit noch seine kühne Bosheit gehen kann, die itzt so nahe bey mir wütet, und mein Haus zum Sitze des Verderbens gemacht hat? Ich habe von meiner unbeschirmten Seite meine wackersten Feldherren, und meine auserlesensten Völker fortgesandt, daß sie, unter der Anführung dieses Maliers, über das wüste Gebürge gehen sollen; können die Griechen nicht dort mit einem noch schrecklichern und verderblichern Widerstande, als die gestrige Sonne gesehn hat, ihren Posten unüberwindlich behaupten; können sie nicht mit vermehrter Wut ihren Donner von Felsen erneuern, und von der Höhe ganze Steingruben herabschütten, um meine Legionen abermal zu zerschmettern? O! offenbare mir deine innerste Seele, und verheele mir nicht die herbste Wahrheit; sprich, was ist noch für Hoffnung übrig? Hier antwortete der Verbannte.

Wofern mein Mund, o gewaltiger Xerxes, die Wahrheit ungescholten sagen darf, so hast du Ursache gnug, deiner Legionen wegen bekümmert zu seyn. Wenn die Griechen innerhalb des zugänglichen und geräumigen Thermopylä ihre unzehlbaren Feinde mit solchem Blutvergiessen zurücktreiben konnten; was für Scenen von Verheerung werden denn nicht in den unbetretnen und engen Wegen zwischen den Felsen entstehen müssen?

In Sorgen vertieft saß der Monarch da, und schwieg. Mitten unter den ihn umringenden Grossen stand Argestes, ein mächtiger Fürst. Er herrschte

te auf dem Sipylus, dessen hohe Gipfel auf die Wellen des Hermus und Pactolus herabsahen. Beyde mit goldnem Sande bereicherte Ströme brachten diesem großen Satrapen ihren Tribut. An dem ganzen knechtischen Hofe war dennoch keiner, der in den Künsten der niederträchtigen Unterthänigkeit geübter; keiner, der geschickter war, die königliche Gnade zu gewinnen; keiner, der besser die Sprache, die Blicke und die Geberden eines Sklaven wußte. Dieser redete den König mit diesen schmeichelhaften Worten an.

Wenn Xerxes seine getreuen Schaaren schonen, und nicht die Schrecken seiner Macht zeigen will; so kann die List gelindre, und doch eben so sichre Mittel zum Siege verschaffen, als die Gewalt. Der berühmte Darius, dein königlicher Vater, den der Raub von Königreichen groß machte, bedeckte die Felder des stolzen Euphrats mit seinem Heere lange vergebens; endlich verließ er sich auf die Verschlagenheit des Zopyrus, und da bezwang der große Monarch die Babylonischen Thürme. Aber wer wird alle die Staaten zehlen, welche die Klugheit niedergerissen hat? Und laß nur die Bestechung ihr einmal zu Hülfe kommen, so wird nicht einer stehen bleiben. Welches Geschlecht der Menschen besitzt so viel Redlichkeit und Weisheit, das der Schleyer des Betrugs nicht blind machen, noch die Zauberkraft der Geschenke nicht verführen könne? O Xerxes, du, den der Himmel zu einer mehr als sterblichen Hoheit erhoben hat, kannst du in deinem ganzen Reiche, das sich bald von Indiens Gestaden bis an den Eurotas erstrecken wird, keine blendende

Gab

Gabe finden, um den Griechischen Heerführer zu gewinnen? O vertreibe die Wolke der Traurigkeit von diesen heiligen Augen, und laß alsbald dem Spartanischen Feldherrn etwas anbieten, das zugleich deine Freygebigkeit entdecken, und dir den Beystand seines Schwerdts erwerben kann. Nun erwachte Xerxes aus seiner Schwermuth, und gab schnell zur Antwort.

Deine Worte und Rathschläge sind weise. Geh, mein getreuer Knecht, begieb dich zum Griechischen Feldherrn; falle vor ihm nieder; bitte ihn, unsern Waffen zu helfen, so soll er alle Griechischen Staaten beherrschen.

Sogleich verläßt Argestes des Monarchen Seite. Itzt naht er sich der Phocischen Mauer. Von dannen führt ihn Dithyrambus zum Gezelte des Spartanischen Königs. Dort saß der Held ganz allein, und sann auf Persiens künftigen Jammer. Argestes neigt sich zu seinen Füßen nieder, und fängt an.

So demüthig soll ich mich, auf des Xerxes Befehl, vor deiner majestätischen Gegenwart zur Erde neigen, und also soll ich dich anreden. Großer und unvergleichlicher Feldherr, vom Glücke begünstigt, und vom Himmel geliebt, also spricht der Herr Asiens: Verbinde dich mit unsern Waffen, so belohnen wir dich mit der unumschränkten Herrschaft über alle die mächtigen Staaten des hochmüthigen Griechenlandes. Und, o vortrefflicher Krieger, merke auf meine Worte. Denke an die Glückseligkeit der königlichen Würde, an den Pomp der Höfe, an ihre unendlichen Ergetzlichkeiten, an die Schaaren von

Sklaven, die für dich und dein Vergnügen unermüdet wachen, und an alle die Herrlichkeiten der höchsten Gewalt. Siehe die Ionischen und Aeolischen Griechen an; ist nicht ihr Schattenbild, die Freyheit, von ihnen geflohen? In jeder Provinz herrscht ein begnadigter Fürst, den des Xerxes Hand erhoben hat; (ein erhabner Stand, den die misgünstige Freyheit nicht giebt!) auf seinem Haupte trägt er das prächtige Diadem, und sieht solche, die ihm vormals gleich waren, vor seinem Throne liegen. Doch wie viel größer wirst du seyn! Dich soll ganz Griechenland, dessen Schooß von den mächtigsten Staaten voll ist, seinen Herrn nennen, dich, der du allein dieses Namens würdig bist. Wie wird Griechenland um deinen Thron herum frohlocken, und die selige Stunde segnen, da du vom Persischen Könige auserkohren wurdest, vereinigte Nationen durch deine Regierung glücklich zu machen, und die Wut des unbarmherzigen Kriegs besänftigtest, welcher sonst alles mit Blut und Flammen überschwemmt hätte!

Er schwieg. Der Feldherr antwortet nicht, sondern befiehlt dem Thespischen Jünglinge, der nahe bey dem Gezelte Wache hielt, alle Griechen zu versammeln. Er gehorcht. Unterdessen steht der Held von seinem Sitze auf, und gebeut dem Perser, ihm zu folgen. Voller Bestürzung begleitet er ihn; alsbald wird er von allen Griechischen Völkern umgeben; und der göttliche Spartaner spricht zu ihm also.

Hier wiederhole deine Botschaft, o Perser, erzehle, daß mir Asiens Monarch, um meine Freundschaft

schaft zu erhalten, die Oberherrschaft über Griechenland zu geben verspricht; alsdann schaue diese Schaar an, deren Muth jenes Griechenland, das euer König verschenkt, unbesiegt bewahren, und seine blutigen Ebnen mit euren Leichen bestreuen wird: der Zorn und die edle Verachtung, die sich in ihren Blicken abmalen, sollen für ihren Feldherrn antworten.

Als der Held dieses gesagt, so kam plötzlich der schnelle Alpheus zurück; sogleich richten alle voller Erwartung ihre Augen auf ihn, und er fängt also an.

Ehe ich die Phocier erreichen konnte, so sah ich von dem Berge, der über dem engen Thale herabhängt, Persiens Mächte ankommen. Kaum schimmerten die unzehlbaren Speere durch den Pfad herunter, als die Phocier, durch unser zorniges Schicksal, oder durch einen verwünschten, auf Griechenland ergrimmten Dämon verleitet, ihren Posten verließen. Eine Flut von Barbaren strömt durch die Enge; der Verräther Epialtes ist ihr Führer, und lenkt ihren Lauf nach Thermopylä.

Er hört auf. Durch unaussprechliche Furcht versank der horchende Haufen, bestürzt, voller Verwirrung, in ein entsetzliches Stillschweigen. Auch diejenigen schwiegen, die kein Schrecken kannten, doch vor Verwunderung stumm, umschlossen sie mit dichtzusammengedrängten Reihen den Leonidas, der mit der ruhigsten Stimme also sprach.

Nun seh ich mein Schicksal vollendet, nun seh ich, wie Leonidas endlich sterben muß. Hier werde ich mit den Spartanern zurückbleiben, indessen

sen daß ihr, meine getreuen und wackern Bundsgenossen, euch wegbegebt. So bist du also nahe, du glorreiche heilige Stunde, die du meines Vaterlandes Freyheit befestigen wirst! O seyd mir willkommen, ihr feyerlichen Augenblicke! Euch werden die Zungen der Tugend, der Ehre, und der Freyheit preisen, und in noch ungebohrnen Jahrhunderten besingen. O lebe denn wohl, weiser und tapfrer Megistias: und du, erfahrner, ehrwürdiger Feldherr, Demophilus, lebe wohl: lebet wohl, du, unüberwindlicher Diomedon, du, vortrefflicher Dithyrambus, und ihr alle, ihr andern unerschrocknen Krieger, die ihr von meinen Lippen Lob, und von meinem Herzen Freundschaft verlangen könnt. Ihr werdet nach allen den Wundern, die eure Schwerdter hier verrichtet haben, eure Namen mit neuem Ruhme bereichern. Was wir anfangen, muß euer Muth vollenden. Hier wird der erstaunte Feind zuerst einen sterbenden Spartaner mit Schrecken anschauen, und zittern, indem er überwindet; dann wird er, von seinem schrecklichen Siege zagend, durch das Verhängniß dem Phalanx des vereinten Griechenlands entgegengeführt werden, und durch eure unüberwundnen Speere selber fallen.

Hier unterbrach ihn der hitzige Platäische Feldherr. Bey den zwölf Göttern, die im höchsten Himmel thronen, bey meinem ehrlichen, noch unbefleckten Namen schwöre ich, nimmer sollen deine Augen, o Leonidas, dich vom Diomedon verlassen sehen. Erst laß die Stärke meinen Gliedern, und den Muth meinem Herzen entfliehen. Habe ich mich nicht dem Marathonischen Streite entgegen gestellt?

Habe ich nicht Thermopylä gesehen? O Göttinn der Ehre, was kannst du mehr schenken, oder was kann ich mehr empfangen? Wo kann ich, lebend, einen herrlichern Ruhm erwerben, als ich, hier sterbend, gewinne? Wo kann ich ein prächtiger Grabmal erhalten, als unter den Haufen der Perser, die, als Opfer unsers Schwerdts, gefallen sind? Er schwieg, und drauf sprach Demophilus.

O König von Sparta, Zierde des menschlichen Geschlechts, dem noch niemand gleich gekommen ist, als der Saame Jupiters, dein eigner den Göttern zugesellter Stammvater, siehe! ich bin alt. Mit wankenden Schritten gehe ich von der steilen Höhe der Jahre herab. Die beflügelten Stunden streichen bey mir, als einem, der ihrer Geschwindigkeit nicht nachkommen, der ihre flüchtigen Freuden nicht mehr erreichen kann, unaufmerksam vorbey. Meine Jugend forderte mein Vaterland; mein Alter kann ihm nicht mehr dienen; was bleibt übrig? Welche wählenswürdige Hoffnung kann sich die Weisheit erdenken, als die Hoffnung, wohl zu sterben? Ja, auf dieser glorreichen Erde will ich mit dir, o vortrefflichster Held, den Abend des Lebens beschließen.

Also sprach der graue Feldherr, und nach ihm fieng Dithyrambus an. O Erster der Griechen, möchtest du mich doch auch für würdig halten, deinen Ruhm mit diesem höchsttheuren und ehrwürdigen Manne anzusehen, den ich von meinen zartsten Jahren an bis itzt, da wir uns an der Grenze des Lebens scheiden, beständig verehrt habe. Laß dir auch meine Hoffnung nicht zu kühn scheinen; sollte der Barbar in seinem Triumphe meine jugendlichen

Glieder unter den blutigen Haufen bemerken, so wird er vielleicht hernach in künftig berühmten Feldern den Griechischen Fahnen mit verdoppelter Furcht entgegen gehen, und vor einem Feinde zittern, den die Blüthe, und die grünen Freuden des Lebens weniger reizen, als ein edler Tod.

Demophilus antwortete ihm. Willst du auch bluten, mein Dithyrambus? = = Doch nein! ich will dir itzt keinen Rath geben, dir, der du so weise, als tapfer, bist. Wenn also deine muthige Seele dich hier auch zurückhält, um mit dem großen Leonidas zu fallen, so sollen unsre Glieder neben einander ausgestreckt liegen, und mit einander in die Arme des Todes sinken. Wenn wir alsdann die Aufmerksamkeit des Wandrers auf unsre kalten Leichname ziehen, so wird er voller Verwundrung den verschiednen Anblick betrachten, und, schwanger von Lobeserhebungen, ausrufen: O weiser Greis, du hast die Stunde des Todes wohl zu wählen gewußt; und du, o vortrefflicher Jüngling, der du deine Blüthe deinem Vaterlande aufgeopfert hast, möchtst du doch der Göttinn der Ehre ewig theuer bleiben! Die Zeit müsse sich freuen, deinen Namen zu nennen! und die Ruhe müsse mit den stillsten Fittigen über deiner Urne schweben!

Als der Held dieses gesagt, so bedeckt er mit seinem aufgehobnen Schilde sein Angesicht, und läßt eine geheime Thräne fallen; nicht die Thräne der Wehmuth, sondern einer freundschaftlichen und durch die Zeit reifgewordnen Liebe, die sich in einer schwächern Seele in Schmerzen verwandelt haben würde, aber in der festen und heroischen Brust des

The-

Thespiers nur eine männliche Zärtlichkeit erweckte, die mit keinem eiteln Gram oder Mitleiden vermischt war.

Megistias wandte sich zuletzt zu dem Spartanischen Feldherrn, und sprach. Du, der du von den Göttern auserkohren bist, die übrigen Sterblichen an Tugend und Ehre zu übertreffen, o nenne mich nicht verwägen, daß ich unter diesen Helden dein aufmerksames Ohr verlange! Ich kam, als ein Fremdling, nach Lacedämon: dort habt ihr mich erhalten, dort habt ihr mich mit Ehren bekleidet; und ich habe euch noch nicht eine einzige Wohlthat wieder vergolten. Damit nun die edelmüthigen Spartaner itzt sehen mögen, daß ihre hohe Milde an mir nicht vergeblich gewesen sey, so heilige ich hier ihrer Sache mein Leben.

Nicht also, Megistias, (unterbrach ihn der König) du und dein Sohn, begebt euch zurück. Der Greis antwortete.

Das verhüte doch du, o ewig angebetete Gottheit! O Jupiter, befestige meine standhafte Seele! und laß meine Furcht nicht diese selige Stunde versäumen, da ich den Spartanern zeigen kann, daß ich ihre Fürsorge verdient habe. Du aber, Menalippus, gehorche dem Befehle des Königs, und verehre meine väterliche Zärtlichkeit. Entferne dich von mir, und übergieb deine Waffen meiner Hand. Das Glück wird deinem Muthe neue Arbeit verschaffen. Alsdann siege, oder finde ein rühmliches Grab, aber verschone das Auge deines Vaters mit der bittern Quaal, deine Jugend zu frühzeitig vor ihm bluten zu sehen.

Der

Der Schmerz hemmt seine Rede, und beyde theilen einander ihre letzten Umarmungen mit. Beyde weinen, der graue Vater, und der blühende Sohn. Nun aber nimmt Megistias den priesterlichen Kranz von seinen Schläfen, und legt seine geweihten Kleider ab; drauf deckt der Jüngling mit Thränen den Helm über seine silbergrauen Haare, und legt seiner Brust den stralenden Panzer an.

Indem eine solche Verachtung des Lebens, ein solcher brennender Eifer, mit Ehre zu sterben, die Griechen begeistern, so ist die Seele des Argestes von ganz andern Gedanken eingenommen. Ein mit Schrecken vermischtes Erstaunen durchdringt sein Herz; ein kalter Angstschweiß bricht überall hervor, und benetzt seine schauernden Glieder; seine Brust keicht; seine Knie schlottern; bleich sind seine Wangen; blaß sind seine Lippen und beben: so sind die Seelen verderbter Sklaven geartet; ihnen wird das schöne Antlitz der Tugend zum Grauen. Aber nun redete der Lacedämonische Feldherr den Elenden also an.

Kehre zum Xerxes zurück; sage ihm, daß die Griechen, ihrem Posten getreu, auf diesem Felsen seine erlesnen Myriaden erwarten; sage ihm, daß du gesehen habest, wie hoch eine freygebohrne Seele über die Herrschsucht erhaben sey; und sage ihm, einen Tyrannen gedemüthigt zu sehen, und durch einen heldenmüthigen Tod die Freyheit meines Vaterlandes zu versiegeln, das sey ein weit größres Glück, als alles, was die Macht, womit er pralt, schenken kann.

Er

Er schweigt, und der Perser eilt durch die Enge fort. Nun aber steht Diomedon noch einmal auf. Der Grimm bewölkt seine Stirne, indem er spricht.

Noch mehr müssen hier bleiben und bluten. Das schändliche Theben soll seine Verräther niemals wieder bekommen, sondern hier sollen sie ihre Treulosigkeit mit dem Tode büßen, und den sollen sie von den Schwerdtern eben derer empfangen, denen ihre niederträchtigen Herzen ihre Treue aufgeopfert haben. Untersteht euch auch nicht zu hoffen, ihr schnöden Abtrünnigen von der allgemeinen Wohlfahrt, ihr verzagten Sklaven, daß ihr unter den Haufen derer, die für die Sache ihres Vaterlandes sterben, eure Schmach verbergen werdet. Wer über dieses Feld glorreicher Erschlagnen gehen, und jeden edlern Leichnam mit Ehrfurcht betrachten wird, dessen Seele wird, mitten in der Hitze großmüthiger Lobeserhebungen, ihr Feuer eine Zeitlang dämpfen, um ihre Verwünschungen über eure verruchten Häupter auszuschütten, denen das Schicksal, das andern Ehre bringt, Schimpf und Rache ist. Also sprach er schrecklich über die blassen Thebaner das Urtheil, gleich dem Rhadamantus, wenn er vom unterirdischen Throne mit unerbittlich dräuenden Augen die todten Sünder zu immerwährender Pein verdammte; indem der Phlegeton seine flammenden Wellen vor ihrem Gesichte hinrollte, und die unbarmherzigen Furien ihre zischenden Schlangen schüttelten. Alle Griechen geben ihm mit lautem Geschrey Beyfall, wovon der hohle Felsen wiederhallt.

Drauf

Drauf trat Anaxander in die Versammlung, und fieng mit erdichtetem Unwillen also an. Wofern euer Geschrey, ihr Griechen, schon besänftigt ist, so seht, ich stehe vor euch, um zu fragen, warum diese meine wackern Streitgenossen, die sich von allen Thebanern allein erkühnten, sich durch eine widerrathende Menge zu eurem Heere durchzudrängen, itzt für Verräther gehalten werden sollen. Und wer hat sie angeklagt, als ein verbannter Elender, den Lacedämon in seinem Zorne aus seinen Grenzen trieb; ein Niederträchtiger, der einen knechtischen Hof zur Freystadt erwählte: hat er etwa dort solche Tugenden angenommen, daß Sparta, welches ihn vordem seines eignen Vaterlandes unwerth achtete, ihm itzt mehr trauen muß, als Freunden und Bundsgenossen? O ungerechte Griechen! wir verachten sogar den Gedanken der Flucht. Laßt Asien seine Millionen herbringen; ungezwungen erwarten wir den Streit, und wollen für Griechenland sterben.

Also schmückte er die Nothwendigkeit mit dem Gewande der Tugend, und täuschte jeden Griechen, nur nicht den Laconischen Helden. Er schaute durch alle seine schöne Verkleidung hin, und erblickte das Herz des Verräthers. Gleichwie, da die Menschen anfangs, in den Wissenschaften noch roh und unerfahren, den Mond, als einen von eigenthümlichen Stralen leuchtenden Körper, verehrten, irgend ein Weiser, der, von der Weisheit geführt, mit der Natur durch ihre Werke herumwanderte, wahrnahm, daß der bunte Kreis selbst finster, und in fremden Glanz verhüllt war. Nunmehr kam Dieneces

neces mit seiner Schaar unvermuthet zurück, und sprach zum Spartanischen Könige also.

Ich brauche dir nicht zu sagen, daß die Persische Macht durch die geheime Enge gezogen ist. Diese Nacht ruhen sie, aber mit dem anbrechenden Morgen wollen sie uns hier anfallen. Wir kommen, um mit dir zu sterben. Also verbunden, wird unsre Stärke einen hitzigern Kampf aushalten, unsern Freunden ein herrlicher Beyspiel geben, und das Schrecken des Griechischen Namens vermehren.

Er schwieg, und Leonidas fieng an. Hört zu, o ihr Spartaner, und ihr übrigen Griechen, deren ungewöhnliche Tugend eure Namen in die Geschichtbücher der Ewigkeit einzeichnen, und den Glanz eures Vaterlandes erhöhen wird; seht, die untergehende Sonne entzündet den weiten Gesichtskreis. Begebt euch alle zurück, und ruft in euren Gezelten den Gott des Schlafs an, daß er eurer Stärke zu Hülfe komme, und euren Gliedern unermüdete Kräfte zu langwierigen Arbeiten verleihe; aber wenn die zweyte Nachtwache beginnt, so laßt alle mit gegenseitigen Aufmunterungen zu den Waffen greifen. Denn sobald als Cynthia vom Himmel herableuchtet, soll der Tod, von Grausen und Entsetzen begleitet, durch Asiens Heere wüten. Ihr Lager steht unsern Schwerdtern offen, von allen seinen besten Kriegern entblößt. Aber ich befehle allen, so gar den Spartanern, die, verwundet oder schwach, den Schmerzen oder der Arbeit nicht gewachsen sind, in dieser Stunde aus unserm Lager zu eilen. Ihr, unsre wackern Gehülfen von Corinth

rinth und Phlius mit den Arcadischen und Myce-
nischen Schaaren, mußt noch nicht zurückkehren,
sondern, während unsrer Ruhe, hier in Waffen
bleiben. Wenn wir unsre Gezelte verlassen, als-
dann zieht fort.

Er sprach, alle gehorchten ihm, und zerstreu-
ten sich. Unterdessen begiebt sich der göttliche Feld-
herr in sein Gezelt, und mit ihm Agis, den er also
anredet.

O Agis, höre und merke meinen letzten Be-
fehl. Stelle mit behutsamer Geschicklichkeit die
nächtlichen Wachen aus, damit kein Flüchtling von
den Thebanischen Gezelten Asiens Lager erreichen,
oder zu denen hinaufsteigen möge, die auf den be-
nachbarten Bergen itzt Halte machen; auch muß
sich die ungetreue Schaar nicht mit uns vereinen.
Solchen schnöden Streitgenossen müssen wir unser
großes Vorhaben nicht anvertrauen. Ihre Treu-
losigkeit möchte sonst bald Mittel finden, den sichern
Feind aufzuwecken, und unser ganzes herrliches Un-
ternehmen zu zernichten. Ehe wir also aufbre-
chen, und indem wir noch, nach der Verordnung
der heiligen Gesetze Lacedämons, mit dem feyerli-
chen Opfer beschäfftigt, den liederreichen Musen un-
sre Gebete darbringen, befiehl du, mein getreuer
Agis, mit leiser Stimme dem Thebanischen Hau-
fen, sich still und langsam zu zerstreuen, und zu
fliehen. Als er dieses gesagt, so verließen sie ein-
ander. Der Held legt sich einsam auf sein Lager, wo
er sich mit diesen Gedanken unterhält.

Nun sehe ich mein Verhängniß über meinem
Haupte schweben. O mein Herz! Welche be-

glück-

glücktere Zeit konnte ich zum Tode erwählen, als die gegenwärtige; da du mir durch ein freudiges Klopfen sagst, daß ich glücklich bin? Wenn die reinste Seligkeit darinn besteht, daß man, nach der Vorschrift der Tugend, lebt oder stirbt, wenn sie ihre ewig schönen, ewig blühenden, ewig heitern Reizungen der Jugend, dem Alter, dem Tode zeigt; so mögen jene andern Gegenden einer unvergänglichen Freude, die der Himmel in der dunkeln Zukunft verbirgt, beschaffen seyn, wie sie wollen; du bleibst doch immer, o Tugend, hier unser ganzes Glück. Welch ein schwarzes, unbeschreibliches Gegentheil müssen also die elenden Kinder der Ungerechtigkeit erfahren? Was müssen sie in dem Kampfe des entweichenden Lichtes fühlen, wenn des Lebens letzter Funken verlischt, und ihnen die unbekannte, unzertrennliche Finsterniß des Todes vor Augen stellt? Aber kann ich wohl die Schrecken einer Brust abmalen, wo das Laster wohnt? Leonidas, fliehe das fürchterliche Bild, suche wiederum dein eignes unbeängstigtes Herz, und neige dich dankbar vor jenen gnädigen Göttern, die deine Seele unfruchtbar an Lastern und unfähig machten, den schwarzen Eindruck eines sträflichen Gedankens anzunehmen. Könnte ich wohl sonst das Leben so muthig verlassen? Nein. Eine so unerschütterte Ruhe ist von den Ungerechten ewig entfernt. Oft wird die Furcht in ihnen durch die Hitze einer siegenden Leidenschaft eine Zeitlang unterdrückt. Oft lassen sie sich hinreissen, und verlieren die Empfindung der Gefahr, wenn Herrschaft, Gewalt, und der Pomp des

Purpurs ihre verblendeten Augen bezaubern. Aber sie suchen doch immer nur die Freuden des Lebens. Allein der, welcher ruhig dem unwiderstehlichen Verhängnisse entgegengeht, wenn ihn bloß die Ehre und das gemeine Beste forttreiben, dieser muß einen Geist besitzen, der alles Vergnügen aus sich selbst herleitet, und durch das beständige Licht der untrieglichen Tugend sehen kann, wann der Tod seiner Wahl würdig sey. Ein so großer und glücklicher Mann setzt sich in dem weiten Umfange seiner Seele über sein Ziel hinaus; selbst an diesem Ufer des Daseyns genießt er schon, in Gedanken höchstselig, einen Vorschmack des Glücks, das die letzte Nachwelt von ihm empfängt.

Hier beschloß der Held seine Betrachtungen. Die schwellenden Entzückungen seiner Seele sinken in eine sanfte Vergessenheit nieder, indem der Schlaf seine weichen Schwingen über seine hingestreckten Glieder aus-
breitet.

Ende des siebenten Buchs.



* *

Leonidas.

Achtes Buch.

Kaum hatte sich die zweyte Nachtwache angefangen, als Agis sein Zelt verließ, und den Spartanischen Feldherrn suchte. Er fand ihn auf seinem ruhigen Lager ausgebreitet, indem sich eine frohe Heiterkeit über sein Angesicht ausgoß, und seinen Schlummer mit lächelnden Geberden schmückte; gleich einem Abendhimmel, der noch mit dunkelrothem Lichte gestreift ist, wenn Sommersonnen ihr stralendes Antlitz verhüllt haben. Entzücken erfüllte das Auge des Agis. Freundschaft und Ehrfurcht schwellten sein Herz auf. Er fiel auf seine Knie, küßte des Helden Hand, und sprach.

O du, durch mehr als menschliche Tugenden groß, nimm diese Verehrung an! und möchte der sanfte Schlaf noch länger deine Augenlieder schliessen, damit ich, ungetadelt, mich also vor dir neigen möge! So sagte er, und beugte sich vor seinem göttlichen Freunde ehrerbietig zur Erde, indem die Schatten des Schlummers sein Auge verließen. Gleichwie, wenn der neuaufgehende Lichtkreis des Himmels zuerst den schwarzen Saum der Nacht verklärt, die weißgekleideten Magi, oder die Indianischen Greise am Ufer des Ganges oder des Euphrats sich vor der heraufsteigenden

Herrlichkeit neigen, um das leuchtende Bild des ewigen Geistes zu begrüßen.

Beyde Helden stunden auf, und vermischten ihre freundschaftlichen Umarmungen. Sobald als der Spartanische König seine Seele aufgeschlossen hatte, siehe! so eilten die versammelten griechischen Heerführer alle herzu, und trennten den Schatten der Demmerung durch den plötzlichen Schimmer von Waffen. Voller Freude redet sie Leonidas an. Nähert euch, und hört mit Verwunderung, was ich euch erzehlen werde. Kaum war diese Nacht der Schlaf auf meine Augenlieder gefallen, als ich über meinem Haupte die empyreische Gestalt meines großen Stammvaters, des Alcides, erblickte. Ich sah seine göttliche Größe. Ich hörte seine Stimme, seinen heiligen Befehl, aufzustehen; ich stand auf. Er gebot mir zu folgen; ich gehorchte. Wir stiegen auf einen Berg, dessen ätherische Stirne die umhüllenden Wolken theilte. Wir waren nicht lange auf dem Gipfel, als plötzlich das Geheul von Wölfen und Hunden, der scharfe Ton des Geyers, und das Geschrey aller wilden Thiere und Raubvögel mit mishelligem Getöse in meine Ohren drang. Ich kehrte mich um. Und siehe! eine unübersehliche, über und über von Blut entstellte Ebne lag vor mir ausgestreckt; Eine unermeßliche Fläche von Grauen! Da wälzte sich ein Menschenkörper, der mit seinen ungeheuren Riesengliedern das grenzenlose Feld zu bedecken schien, von tief eingegrabnen Wunden blutend, und sättigte den Hunger des Geyers. Voller Verwunde-

wunderung sah ich zu, als ich hinter mir einen zweyten Schall hörte, gleich dem Brausen der Wellen, die sich über ein felsigtes Ufer hinstürzen. Ich kehrte mich abermal um. Da erschien ein Ocean, mit einer unzähligen Menge von zerrißnen Schiffskielen und Stricken, zersplitterten Rudern, von Waffen und zerstümmelten Gerippen bestreut. Die Wogen schäumten von Blut, und schütteten eine rothe See über das Gestade. Aber da, wo die Wasser zuvor unbemerkt, zwischen zwey entgegengesetzten Ufern verengt, in einem stürmischen Strome fortrauschten, sah ich auf dem Strande einen von majestätischer Leibsgestalt in königlichem Schmucke in tiefer Traurigkeit und Verzweiflung stehen. Er richtete oft seine bewölkten Augen auf mich. Er rufte oft meinen Namen mit lauten Verwünschungen aus; drauf zerriß er voller Wut seine prächtigen Kleider, und beraubte sein Haupt seiner schönen Haare. Itzt sah er ungeduldig auf ein kleines Schiff, das sich auf dem krausen Schaume näherte. Mit Unwillen und mit schmerzlichem Widerstreben kehrte er sein Auge noch einmal zurück, und übergab sich den Gefahren der dräuenden Wellen. O du, rief ich hier aus, den seine Tugend unter die Götter versetzt hat, lehre mich, was diese Verheerung verursachte; und der Gott antwortete mir. Laß deinen erstaunten Blick wiederum anschauen, was kurz zuvor deinen Abscheu erweckte. Ich schaute hin, und sah ein Land, wo der Ueberfluß mit gaukelnden Händen das Amaltheische Horn ausschüttete; wo der Oelbaum blühte, und der mit Trauben beladene

Weinstock jeden Hügel mit seinen breiten Blättern einhüllte; wo die verschwenderische Ceres den schwangern Schooß der Felder mit Gold bekleidete; wo weite Städte, deren stolze Ringmauer die blendenden Werke des Reichthums enthielt, die Stärke und der Glanz des bevölkerten Landes, in unzählbarer Menge prangten. Drauf ward mein Gesicht in einem Augenblicke von Wolken verdunkelt, und alles war vor meinen erwachenden Augen verschwunden.

Dreymal segnen wir diese Vorbedeutung, fieng der weise Megistias an, ich sehe in deinem geheimnißvollen Traume die Siege der Griechen. Die Erde, die Tiefe wird ihre Triumphe erkennen; und die Thränen Asiens und Lybiens werden ihre dem Schnabel des Geyers und allen ungeheuren Bewohnern des Meers vorgeworfnen Kinder betrauren. Jene freudenvollen Felder des Ueberflusses sind das mit Eroberungen und Barbarischen Beuten bereicherte Griechenland. Und der, den du in königlicher Pracht auf dem Gestade einsam herumwandern sahst, ist der überwundne und aus Griechenland flüchtende Xerxes.

Also sprach Megistias, und jeder Busen fühlte ein göttliches Entzücken, eine himmlische Freude, die von keinem empfunden oder begriffen werden kann, als von denen, die für die Errettung ihres Vaterlandes sterben. Hier redete Leonidas wiederum die frohlockenden Feldherren an.

Weil die Glückseligkeit von der Tugend herstammt, so wird derjenige, der für sein Vater-

land

land stirbt, in diesem Augenblicke höchstglückselig, so wie höchsttugendhaft. Das ist unser Schicksal; und diesem werden die Götter auch noch einen ewigen Ruhm zugesellen. Nun aber geh hin, Megistias, und bereite unverzüglich das heilige Feuer, und das Opfer, welches wir, nach dem Willen des Spartanischen Gesetzes, mit unsern Gebeten begleitet, den Musen bringen müssen, ehe wir unsern feindlichen Fuß nach jenem Lager zuwenden. Aber, o vergiß nicht, von diesen feyerlichen Gebräuchen jeden Ton zu entfernen; laß nicht die Pfeife, nicht einmal die Musikhauchende Flöte gehört werden. Unterdessen ermahnt ihr jede Schaar, ihr Befehlshaber, still fortzuziehen, und die mitternächtliche Ruhe durch kein Geschrey zu stören.

Die Feldherren verlassen ihn, ihres Amts eingedenk. Leonidas legt seine Rüstung an. Zuerst bewaffnet der Brustharnisch seine breite Brust. Uber diesen deckt der Held den schuppichten Panzer, der von seinen Schultern herabhängt. Das schimmernde Wehrgehenk umschließt seine starken Hüften. Ueber seine ansehnlichen Schläfe setzt er den Helm mit dem Federbusche; drauf ergreift er seinen schweren Schild, in dessen Mitte der unnachahmbare Künstler auf dem erhobnen Erzte den großen Alcides gebildet hatte, um welchen zwo Göttinnen stritten. Hier ward das angelockte Auge durch die einschleichende List der Wollust gefangen, und dort erfüllte die Gestalt der Tugend die Scene mit Hoheit. In ihrer majestätischen Holdseligkeit entdeckte sich eine erhabne und glückliche

Seele. Aus ihren Lippen schien Beredtsamkeit zu fließen. Sie heftete ihre heitern Blicke auf den Sohn Jupiters, und zeigte mit der Hand nach der Gegend, wo sich ihr Pfad zu den Wolken hinaufwand. Auf dem Gipfel stand die Göttinn der Ehre, auf einer Trophäe nahe am Himmel ruhend, und setzte ihre ewige Trompete an den Mund. Der Jüngling hörte auf die Weisheit der Tugend, und bekannte ihre siegende Gewalt; indem sein brennendes Auge von allem dem Geiste flammte, der die Welt von Tyranney und Ungeheuern erlöste; dieses ward die Wollust gewahr, die auf einem köstlichen Teppich ausgestreckt lag, der die Wiese mit Pracht bedeckte. Um sie her lagen Blumenkränze zerstreut, und sanfte Ströme schlängelten sich in spielenden Bächen herum. Ihre Glieder waren ganz aufgelöst; aber doch bekümmert, den zu gewinnen, der ihr, verlohren, fürchterlich war, und, wie mit der Verzweiflung ringend, schien sie die ganze Macht ihrer Reizungen zu sammeln, und sah ihn mit einem bezaubernden Lächeln an: umsonst; denn die Tugend beherrschte die Seele des Alcides. Daher alle seine Arbeiten. Mit mannichfaltiger Kunst gezeichnet, erfüllten sie die Fläche des weiten Schildes. Dieses Bildniß von Ruhm hebt Leonidas an seinen Arm, drauf thürmt er sich aus seinem Gezelte hervor. Die Feldherren erwarten ihn mit ihren geordneten Schaaren. In jeder Hand leuchten flammende Fackeln. Und nun gehen sie alle mit stillen Schritten zu dem feyerlichen Opfer hin. Zuerst kam Polydorus mit dem geweihten Messer und Mehle, das mit heiligem Sal-

ze bestreut war; neben ihm Diomedon, der in seiner Faust eine schwere Keule trug. Gleich den Uebrigen folgte in glänzender Rüstung mit seinem Schilde und Speere Megistias, ein unbefleckter Priester, und ein unerschrockner Krieger. Oben zeigte sein blitzender Helm, mit Kränzen gekrönt, seine priesterliche Würde. Alpheus und Maron führten den geheiligten Stier bey den Hörnern, die mit Lorbeern umwunden waren. Und siehe! hinter ihnen naht sich Leonidas. Nimmer gieng er zuvor mit einer so erhabnen Majestät einher, und nimmer genoß er seine eigne Tugend, wie in dieser Stunde. Ehrwürdig kömmt nach ihm der Thespische Feldherr, und der große Dieneces. Ihnen folgt die blühende Jugend des Dithyrambus, von der Empfindung des künftigen Ruhms entbrannt; dann erscheint Agis mit anständigen Schritten, und zuletzt die Thebaner mit Verdruß und Schande. Langsam und stumm zieht das Heer ihnen nach, ohne die ehernen Waffen zu bewegen.

Nicht weit von Thermopylä wichen die Berge des Oeta einem fruchtbaren Thale, und umschlossen mit einem halben Kreise eine schöne, von weichem Grün bedeckte Fläche. Die Grenzen waren mit Gebüschen besetzt, über welche beschneyte Klippen von den Wolken dräuend herabsahn. Von einem Felsen, der über dem höchsten Wipfel der Bäume hervorragte, drängte sich ein herabstürzender Strom durch die bewachsnen Steine, blinkte durch den in einander geflochtnen Schatten, und bewässerte das Thal. Dann schimmerte sein chrystallner Busen auf der Ebne, und

theilte die lächelnde Flur mit friedlichen Wellen. Nahe an seinem, von Blumen buntgefärbten Rande, stand ein neuaufgerichteter kunstloser Altar, den ein vom Megistias erlesner Haufen von Räsen erbaute, die sie mit ihren Schwerdtern aus der grünen Wiese schnitten: die Oberfläche war breit, mit hohen Haufen von Holz beladen, dem überflüßigen Tribute der nahen Wälder, mit Lorbeern untermengt. Hier war neben dem Altare ein Gefäß, mit salzigem Seewasser angefüllt, das für reiner, als alle Ströme uud Quellen, gehalten ward. Dort stand eine Reihe von geräumigen Bechern mit unvermischtem Weine. Hier wird das Opfer gebracht. Sogleich löst Megistias seinen Helm ab. Er geht mit seinem grauen unbedeckten Haupte um den heiligen Scheiterhaufen herum, und sprengt das geweihte Naß des Meers mit einem Lorbeerzweige weit umher. Drauf bestreut seine Hand mit vermengtem Salz und Mehle den Altar und das Opfer. Der vom Traubensafte schäumende Becher wird über die Hörner ausgegossen. Nun nahte sich Diomedon. Megistias gab den Befehl. Das Opfer sank von einem tödtlichen Streiche zu Boden, und seufzte nicht. Megistias stößt den geheiligten Stal in die Gurgel, und ein Strom von Blut rauscht hervor. Schnell wird den Gliedern die rauchende Haut abgerissen. Das zerschnittne Fleisch wird auf dem Altare gehäuft. Itzt schmaucht der ganze Bau, und plötzlich flammt er umher. Ein Ausbruch von Glanz zertreibt die Finsterniß. Griechenland drängt sich hinzu. Jeder hebt einen funkensprühenden Brand

auf,

auf, mit stralenden Spießen, und Schilden, und blanken Helmen vermischt, die den Schein vermehren. Indessen näherte sich der große Leonidas, und stellte sich vor den Altar. Er nimmt seinen Helm vom Haupte, und giebt ihn dem Agis, seinen Schild und Speer dem Dithyrambus; drauf breitet er seine Arme aus, und betet also.

O harmonische Töchter des Olympischen Jupiters, die ihr von der Spitze des Helicons und des hohen Parnasses euer vergnügtes Ohr auf das Rieseln der Castalischen und Aganippischen Flut herabneigt, wofern wir eure Gegenwart von dort herrufen müssen; oder wenn itzt euer Fuß auf dem Rücken des nahen Pindus durch eure geheiligten Lauben herumirrt, o so wendet euch hieher, ihr Musen, und würdiget diese Berge nur einmal mit euren Reizungen zu zieren, und die unsterblichen Zeugen unsers Schicksals zu seyn. Aber bringt die schöne Freyheit mit, die Jupiter und ihr so hochschätzt. Laßt ihre heiligen Augen ihre sterbenden Griechen billigen, laßt ihre Stimme der Erde und den Himmeln jauchzend sagen, daß diese ihre Söhne sind; dann rührt euer klingendes Saitenspiel, und laßt die Harmonie sich mit unserm Lobe ergetzen. Besingt uns, als Beschützer des Alters unsrer Väter, der Tugend unsrer Matronen, der Blüthe unsrer Kinder, und als die preiswürdigen Vormauern der Gesetze unsers Vaterlandes, die einst das Buch des Geschichtschreibers adeln, und an freudenvollen Festen den Chorgesang der Jungfrauen mit erhabnen Tönen begeistern werden. Laßt denn, o ihr Göttinnen, die Nacht auf jenem Lager mit schweren Flügeln

ruhen,

ruhen, und einen dem Tode gleichen Schlaf Asiens Auge niederdrücken! O gießt unsrer Brust einen kühlen und ruhigen Geist ein, der unsre kühnen Schritte ungehört durch alle Wege des Blutvergiessens leiten, und die Finsterniß durch keinen Lerm erschrecken möge, bis das sterbende Winseln röchelnder Tyrannen die mitternächtliche Stille zur Bangigkeit aufweckt! Alsdann laßt das Verderben rasen. Alsdann laßt das Entsetzen und die Unordnung herumtoben, und aus den barbarischen Schaaren, ihren Reutern und Streitwagen Einen blutigen Haufen machen. Laßt das springende Roß sein Huf mit Blut benetzen, und zerschmetterte Wagen mit ihrer ehernen Last die niedergestürzten Nacken mit gefallenen Nationen umringter Könige und Gewaltigen zerquetschen. = = Ihr aber, meine Mitbürger und Freunde, merkt auf meine letzten Befehle. Die Stimme eures Führers redet euch noch einmal an, nicht um die Tapfern zu ermuntern, noch um entschloßne und unverzagte Seelen zu befestigen. Ich sehe bey diesen verlöschenden Flammen zu deutlich aus jedem Auge einen ungeduldigen Muth hervorblitzen. Aber mäßigt eure Hitze wohl, und schließt eure Lippen über der aufsteigenden Freude fest zu. Seht! der Schlaf hat Millionen mit seiner schwarzen Umarmung umfangen. Kein Laut kömmt uns von dem unzählbaren Feinde entgegen. Die Winde selber schweigen. Alles vereinigt sich zu diesem großen Opfer, wo bald Tausende bloß zum Sterben erwachen sollen. Vielleicht können unsre Schwerdter in dieser Nacht den Xerxes selbst fortsenden, um die unzähligen Schaaren Persischer Geister zu

Plu=

Plutons traurigen Schatten zu führen, wofern er nicht von diesem ganzen Ruin aufbehalten wird, um seine Schmach und künftige Flucht zu bejammern, wenn Griechenland jene Macht umstürzt, die wir erschüttern wollen. Doch itzt neigt sich die zweyte Nachtwache zu ihrem Ende, und der Mond bereitet sich, unsern ungewissen Schritten zu leuchten. Laßt jeden sein Haupt mit einem geflochtnen Lorbeerkranze unterscheiden, dann den Becher krönen, und das Opfer theilen. Nehmt euer letztes Mahl ein; denn bald sollt ihr mit euren Vätern und den alten Helden in den seligen Wohnungen ein Gastmahl halten.

Indem der Held also sprach, so schüttelten die zusammengedrungnen Linien, die ringsherum eine entsetzliche Tiefe von Krieg darstellten, voller Hitze ihre aufgehobnen Speere, dick, wie das fruchtbare Geschlecht hoher Fichten, die von Pelions umwölkter Stirne ihre prächtigen Ehren zum blauen Gewölbe des Himmels emportragen. Sogleich theilt Megistias durch alle Haufen den heiligen Lorbeer aus, der mit brennendem Eifer von jeder Hand weggerissen, und um jeden Helm geschlungen, sein Laub mit den flatternden Federbüschen vermischt. Drauf wird das Opfer zerstückt herumgegeben, und der Becher fließt vom purpurnen Strome des Weinstocks. In der Ferne stehen die Thebaner blaß, niedergeschlagen und stumm, voll innerlicher Quaal über ihre Schande, oder sie werfen einen scheuen Blick auf jene gesetzte Tugend, die, durch die Annäherung des Verhängnisses unbewegt, mit fröhlichen Lippen den funkelnden Rebensaft kosten, und

mit Freude dieses letzte und glorreiche Gastmahl genießen konnte. Selbst das Herz des Anaxanders vergißt nunmehr seine Falschheit, und kann seine Furcht nicht mehr verbergen. Hier trat Agis, der Befehle seines Freundes immer eingedenk, unter die Thebaner, und sprach zu ihnen mit leiser Stimme also.

Leonidas erlaubt euch, fortzuziehen, indem itzt alles mit den Opfergebräuchen beschäfftigt ist, und niemand auf eure Bewegungen Acht hat. Trennt euch in der Stille, und flieht. Auf einmal zerreißt die Thebanische Schaar ihre Glieder, und verläßt die Griechen. Ungesehen schmilzt sie von dem Heere weg, gleich dem Schnee, der, so bald als die Sonne ihre Morgenstralen aussendet, von den Gebürgen in tausend Bächen sanfttröpfelnd herabfließt, bis der ganze graue Haufen unvermerkt abnimmt. Bald darauf beschließen die Griechen das feyerliche Gastmahl, und ihr Feldherr greift wieder zu seinen Waffen. Vor seinem Schritte rollt das Gedränge zurück. Vor ihren erfreuten Augen schüttelt seine von den emporgehaltenen Bränden blinkende Helmspitze ihren purpurnen Glanz. Also läßt die gethürmte Eiche ihre Majestät von Laub von einem hohen Vorgebürge herabschweben, indem der Schiffer nach ihrem himmelansteigenden Stolze mit Freuden hinauf sieht, der aus der Ferne seine schäumende Fahrt durch den unwegsamen Ocean regiert: so entzückt schauen die Griechen, da durch ihre geöffneten Reihen ihr Feldherr hinabgeht; aus dessen majestätischer Annehmlichkeit eine Seele, wie die deinige, o Phidias, in Parischem Marmor, oder

in

in blankem Erzte die Gestalt des großen Apollo erfinden könnte; als der Gott, durch die Gebete der geängsteten Sterblichen besiegt, seinen hellen Thron gewaffnet verließ, um das Ungeheuer Python im Delphischen Thale zu erlegen. Dicht bey dem Helden geht Polydorus, um die Verwüstung durch die Asiatischen Gezelte zu lenken. Gleichwie der junge Adler an der Seite seiner Mutter in gaukelndem Fluge seine starken Schwingen versucht, um bald mit ihr durch die Wolken zu brechen, mit Ungestüm auf die wollichte Heerde herabzuschießen, und seinen Schnabel in Blut zu tauchen; also bereitet der beleidigte Polydorus neben dem Lacedämonischen Könige seinen Arm für den Tod, und nährt seine zornige Seele mit versprochner Rache: schon itzt wird er von seinen ungeduldigen Gedanken voller Wut in den Sitz seines langen Grams versetzt; nicht mit gefesselten Händen, sondern um nun noch einmal als ein Spartaner mit seinem Schilde und furchtbaren Speere die Schaaren seines Vaterlandes, und mit ihnen die Rache, anzuführen. Die übrigen Griechen stellen sich auch. Ihre Helme vereinen ihre bunten Federbüsche, gleichwie die durchschlungnen Zweige des Dodonischen Waldes ihre breiten Blätter vermischen, oder gleich den Zedern auf den Syrischen Bergen, die mit ihrem schattichten Gewebe, als mit einer Nacht, das Land verfinstern. Indem sie so in geordneten Gliedern stehen, siehe, so nahte sich dem Laconischen Könige eine kriegrische Gestalt, die, von einem Sklaven geführt, in schimmernden Waffen durch die Dunkelheit langsam herkam; und diese sprach zu ihm also.

O Leonidas, du siehst den Eurytus vor dir; ein Name, der dir und jedem Spartaner nicht unbekannt ist. Deine regierende Stimme verbot denen, die ein Gebrechen hätten, hier zu bleiben; ich, dessen finstre Augen, seit unserm Zuge aus Lacedämon in plötzliche Blindheit versunken, die Sonne nicht mehr kennen, begab mich mit den Uebrigen zurück, nicht um Sparta wieder zu suchen; sondern, entschlossen, den Persern zu begegnen, saß ich an dem öffentlichen Wege. Bald ward ich durch den zunehmenden Schall stampfender Füße beunruhigt, und ich glaubte, daß es Persiens Völker wären, die von den Bergen herabrauschten: ich fuhr in die Höhe, und griff nach meinem Spieße und Schilde; aber mein Sklave hielt mich zurück, und sagte mir, es wären Thebaner. Siehe! ich verkündige dir ihre Flucht. Und nun, mein Feldherr und meine Mitbürger, lebt wohl! Zieht ihr fort, und erfüllt das feindliche Lager mit Schrecken und Tod. Unterdessen will ich hier die Wut des frohlockenden Feindes erwarten, wenn er vom Gebürge herunter kömmt, um die letzten Ueberbleibsel eines bittern Lebens zu verlieren, das itzt meinem Vaterlande und mir unnütz ist, und um diese verdunkelten Augen in einer unendlichen Nacht zu schließen.

Er schwieg, und Leonidas fieng also an. Bleib denn hier, mein getreuer Krieger, und erwirb dir in dieser glorreichen Nacht keinen geringen Ruhm. Und ihr, meine tapfern Streitgenossen, jauchzet alle; uns beseelt itzt Ein Geist; Zweifel, Furcht und Verrätherey sind mit den Thebanern von uns geflohen: alle rücken mit gegenseitigem Vertrauen und

mit

mit gleichem Feuer an. Als er dieses gesagt, so kehrt der König sein aufmerksames Auge noch einmal auf den tiefen Phalanx zurück, und entdeckt durch den röthlichen Schein überall nur Ein Gesicht der Fröhlichkeit; aber am meisten betrachtet er den vortrefflichen Vortrupp: dort sieht er den Agis, den Alpheus, den Megistias, den Maron, den Diomedon, den Dieneces, und den Dithyrambus. Sie heften gleichfalls mit unaussprechlicher Freude, Liebe und Ehrfurcht ihre Blicke auf ihn, bis sie seinen letzten Befehl hören; sogleich werden die ausgelöschten Brände auf die Erde geworfen. Auf alles fällt ringsumher eine plötzliche Finsterniß, auf die Berge, die Wälder, den silbernen Strom, die Felsen, und das wallende Meer. Mit stillen und ordentlichen Schritten zieht der Phalanx durch die Enge nach dem feindlichen Lager. Jede geduldige Brust unterdrückt ihren heraufdringenden Geist, und haucht die hinreißende Hitze, womit die Tugend sie damals entzündete, nicht einmal durch ein leises Gemurmel aus; sondern alle erwarten den Augenblick, der die Barbarischen Millionen ihrem tödtlichen Stale liefern soll. Also halten düstre Wolken, aus Norden her ausgebreitet, eine Zeitlang ihre Schrecken zurück, welche bald in Blitzen flammen, und in Stürmen bersten sollen.

Ende des achten Buchs.

* *

Leonidas.

Neuntes Buch.

Der abnehmende Mond zeigte seine stralenden Hörner, da itzt die Griechen über die unbewahrte Grenze des Asiatischen Lagers giengen. Durch unzählige Gezelte, wo alles stumm und ruhig war, setzen sie ihren stillen Zug fort. Die morgenländische Welt liegt ringsumher im Schlummer, unbewegt, und taub, in die todte Sicherheit der Nacht eingehüllt, und merkt nicht die Schritte des herannahenden Verhängnisses. Vom Polydorus angeführt, ziehen die behutsamen Griechen immer weiter. Ungesehn, drangen sie sogar bis in die Mitte des ausgedehnten Heers, bis sich das königliche Gezelt, noch entfernt, vor ihnen erhob. Weit um das stolze Gebäude streckte sich ein großer Raum, wo Myriaden sich hätten in Schlachtordnung stellen können. Hier hielt eine Schaar erlesener Perser um ihren König nächtliche Wache. Gleichwie die Herzen beängstigter Nationen, die mit der Verwüstung des magern Hungers und des blutdürstigen Schwerdts bedräuet werden, in ihrem erstarrten Busen sinken, indem die Verzweiflung am Himmel die Schreckbilder der Furcht, und geordnete Luftheere sieht, die das Firmament mit Krieg zu erschüttern, und Unglück und Tod zu weissagen scheinen; eine solche Bestürzung bemächtigte sich der Perser, als der Mond durch seinen schwachen Schein in der Ferne den Schimmer Griechischer Waffen entdeckte. Mit plötzlichem

Geschrey

Geschrey erwecken sie das Grauen, das auf schnellen Flügeln zum Bette des Xerxes, und über das erstaunte Heer fliegt, und Schlaf und Stille verjagt. Das ganze Lager schüttet seine Schwadronen aus, nackend, blaß, unbewaffnet, vor Entsetzen sinnlos, vor Bangigkeit blind, und jedem Feinde bloßgestellt; da plötzlich der Griechische Stal tausend Herzen durchbohrt, und von Verderben raucht. Ströme von Blut wallen über das Feld, und schäumen zwischen den Haufen von Elenden, die getödtet werden, ohne die Hand zu erkennen, die sie Legionenweise niedermäht. Der Herr Asiens und Lybiens springt von seinem Bette auf, mit Bestürzung, Angst und Verwirrung in seinen Blicken, und sieht in Gedanken das vereinte Griechenland herankommen. Wo war damals dein eitler königlicher Hochmuth, die Hoffnung des Ruhms, und die Herrschsucht hingeflohen? Was nützte dir damals die unzählbare Menge deines unermeßlichen Lagers, o Xerxes, als nur deine zitternden Schritte zu verheelen, indem du fliehst? Leonidas haut sich vor dem Griechischen Vortrupp durch blutende Tausende einen greulichen Weg. Das Schrecken schreitet voran. Der ungeheure Tod, und die Verheerung gehn ihm zur Seite, mit allen den Furien des unersättlichen Krieges. Der Held eilt in des Xerxes Gezelt, aber findet sein Schlachtopfer nicht. Ein hitziges Gedränge von Griechen erfüllt die prächtige Wohnung; die stralenden Kleinodien der monarchischen Gewalt werden zu Boden geschmissen: das Diadem, der Zepter, kurz zuvor von Millionen angebetet und gefürchtet, werden von den Füßen der

Griechen mit Wut und Verachtung zertreten; ein Opfer der Freyheit! Nun kehren die grimmigen Schaaren um. Leonidas erhebt seinen unüberwindlichen Speer zum neuen Verderben, als eine plötzliche Nacht den gestirnten Himmel überzieht, und verdickte Wolken den Mond rauben. Schwarz fährt der rasende Ost über das gepflügte Meer in Wirbelwinden hin. Nun brausen die Küste, die krachenden Wälder, und die hohlen Felsen. Schnell rauscht der fürchterliche Orkan durch das Lager, indem Asiens Völker, von der beschirmenden Finsterniß des Sturms verhüllt, der Spartanischen Lanze entrinnen. Die Griechen machen Halte, vom Leonidas gehemmt, und erwarten bey dem Zelte des Xerxes den Willen ihres großen Führers.

Neben dem hohen Gezelte hatte seit der Zeit, daß Xerxes mit seinen zahlreichen Schaaren nach Thermopylä hinzog, ein beständiges Feuer gebrannt, vor dessen heiligem Lichte der Persische Herrscher mit seinen Priestern die Macht des Oromasdes anzubeten pflegte: Haufen von Holz lagen in der Nähe bereit, die immerwährende Flamme zu nähren. Diese werden von den Griechen auf den Altar gestreut; das ist der Wille des Laconischen Helden. Indem die Winde die Glut aufblasen, so theilt er seinen Phalanx in vier Schaaren; Dithyrambus, Alpheus und Diomedon sind ihre Befehlshaber, die letzte führt er selbst an. Man giebt das Zeichen, die Griechen drängen sich zum Feuer; sogleich sinken die lodernden Haufen nieder; sie schwingen verwüstende Flammen umher, und, mit Befehl, sich bey dem königlichen Gezelte wieder zu versammeln, fallen sie das feindliche Lager auf mannichfaltigen Wegen an.

Nun werden die Malischen Felder von einer unaufhaltsamen Verheerung überdeckt, da über die morgenländischen Gezelte von verschiednen Gegenden viel tausend Brände flogen, welche die Griechen unabläßig fortschleuderten. Die Winde blasen mit verdoppelter Heftigkeit ihre stürmische Wut herum, und empören die Glut. Die Feuersbrunst breitet sich, wie ein Meer, aus. Itzt sammelt sie sich von allen Seiten, und wird zu Einer wallenden Fläche von grenzenlosem Feuer. In rothen Kreisen wälzen sich die Flammen zum finstern Bogen des Himmels hinauf, und färben die mitternächtlichen Wolken; gleichwie, wenn der Nord sein Purpurlicht ausgießt, der weite Strom des schwimmenden Glanzes das ätherische Gewölbe, wie mit einem brennenden Teppich, bekleidet. Itzt zeigte der Oeta seine von ewigem Eise gleißende Stirne, und die schäumenden Bäche schimmern an den Felsen herab. Die spitzigen Stralen schossen weit über die See hinüber; die Nacht riß ihren Mantel von der Brust des Oceans; die Wellen blitzten von den fernen Ufern her. Aber dort, wo, von gewundnen Flammen umringt, eine ungeheure Seule von Dampf empor stieg, begleiteten Grausen und Tod den großen Leonidas. Er gebot dem jauchzenden Polydorus sie dahin zu führen, wo Asiens Reuter und Streitwagen in Schlachtordnung standen. Auf seinen Befehl, sättigt sich dort der fressende Vulkan mit dem ganzen Tribute, den Thessaliens Wiesen der Sichel geben, und wütet gierig durch die reifen Haufen der Ceres. Eine Flut von Feuer überschwemmt den ganzen Boden; die Stricke jedes lodernden Gezelts bersten; die Decken

ken stürzen über ein Gedränge von Elenden nieder, die von der Flucht vor dem Spartanischen Schwerdte keichten, und sich vor Furcht dicht an einander schmiegten; der Lybische Streitwagen brennt; das Arabische Kameel und das Persische Roß springen durch das Feuermeer; vor Schmerzen unsinnig, schütteln sie ihre versengten Mähnen, und rauschen mit rasendem Hufe durch das Blut von Tausenden, das mit Flammen vermischt ist, deren Wut durch den stürmenden Wirbelwind vermehrt wird.

Unterdessen rennt der gewaltige Herr des halben Erdkreises durch den weiten Tumult, wie ein strafbarer Sklave, von Gezelt zu Gezelt. Alle seine Satrapen sind zerstreut; der Stolz selbst flieht seine niedergeschlagne Stirne; die Verzweiflung, die blasse Verwirrung, und die phrenetische Furcht bleiben allein bey dem gekrönten Flüchtlinge, und zeigen ihm, indem sein Auge durch das ganze Lager unruhig herumschweift, eine grenzenlose Verwüstung. Nun steigt Aurora mit rosenfarbnen Füßen, und mit bethauten Haarlocken von den morgenländischen Gebürgen herab: die Winde senken sich vor ihr, die Finsterniß entweicht, und Ströme von Licht verkündigen den frohen Tag. Itzt war die Griechische Schaar bey dem Gezelte des Xerxes wiederum vereint. Was konnte das Glück mehr thun, um den Tapfern zu helfen, und den Hunger der Rache zu stillen? Siehe! die Zerstörung hat über das Persische Lager alle ihre Greuel ausgeleert; selbst die Hand des matten Blutdursts läßt ihren rothen Stal fallen; und die Natur kann die Arbeit eines fortdaurenden Siegs nicht länger

länger ertragen. Doch welche Macht war es, die unter den Griechen die erkaltende Hitze noch einmal belebte, ihre Nerven von neuem stälte, und ihre müden Schwerdter zu herrlichern Thaten rief? Was war es sonst, als die begeisternde Hoffnung, ihre Standhaftigkeit mit einem rühmlichen Tode zu krönen, und der gnädige Blick ihres heroischen Feldherrn, der noch immer unverändert, noch immer mit einer erhabnen Majestät bewies, daß noch keine Arbeit seine bewundernswürdige Stärke schlaff gemacht, oder die Kraft seiner göttlichen Seele erschöpft hätte? Er führt die geordneten Krieger langsam zur Enge hinunter. Dort lagen die Griechen neben dem Eingange der Enge, hinter dem Gesträuche, das an dem grünen Fuße des Oeta entsprang, im Hinterhalte. Das Ungewitter war still; sanfte Weste hauchten nur von den Malischen Wellen über jedes fürchterliche Gesicht, das Rauch und Blut entstellten, ihre kühle Erfrischung aus. Der heilende Zephyr vertreibt die Mattigkeit von ihren entkräfteten Gliedern, die von zurückkehrender Stärke aufschwellen. Nach allen den unaufhörlichen, durch Streit und Flammen fortgesetzten Arbeiten der schrecklichen Nacht, bereiten sie sich wieder in Schlachtordnung der Macht des Hyperanthes entgegen zu gehen, dieser auserlesenen Schaar von Asiens Völkern, die mit dem anbrechenden Morgen in triumphirendem Zuge mit unverschwendeten Kräften und mit trotzigen Seelen über die Berge steigen sollte. Die ungeduldigen Griechen warteten nicht lange. Gleich dem schnellen Nile, wo sein Meer von Wassern mit betäubendem Brausen von dem gähen Elephantis her-

unterfällt, schüttet plötzlich Hyperanthes seine ungestümen Legionen vom Gebürge über das Griechische Lager herab. Kein Feind kann den Strom aufhalten; sie rollen mit donnernden Tritten über die ertönende Enge hin.

Kaum hatten die Thebaner in dieser Nacht Thermopylä verlassen, so nahmen sie ihren Weg über die Berge, bis sie dem Heere des Xerxes begegneten. Noch herrschte eine braune Demmerung, und Persien fiel mit betrogner Wut seine unbekannten Freunde an. Der gewaltsame Speer des Hyperanthes spaltete das treulose Herz des Anaxanders; der Held drang weiter, und breitete durch ihre blutenden Reihen Verderben aus; und hemmte seinen feurigen Muth nicht eher, als bis er den Namen von Theben mit flehendem Geschrey ausrufen hörte. Die Perser nehmen sie auf, und stellen sie, als Führer, an ihre Spitze. Nachdem sie voller Bestürzung erfahren, daß das kühne Griechenland das Lager des Xerxes angreifen würde, so eilen sie von den Bergen herab, stürmen durch die Enge, und rauschen itzt aus ihrem Schlunde hervor. Auf einmal giebt Laconiens Feldherr das Zeichen, und, wie, wenn der stoßende Sturmbock den wankenden Thurm von seiner Grundfeste umstürzt, und eine Stadt mit Ruin überschüttet, also schießt eine entsetzliche Tiefe dichtgeschloßner Helden von der Malischen Höhe hinunter, und reißt Thebens und Persiens vermengte Schaaren mit sich fort. Allda fließen keine Wasser, sondern greuliche Felsen stellen ihre schroffen Seiten dar; auf diese werden ganze Legionen hinabgeschmissen. Von ihren verstümmelten Gliedern wälzt sich ein Strom

von

von Blut in die See. Man hört wieder deine Stimme, o Leonidas; die Griechen kehren sich um; ihr Phalanx dreht sich gegen den Mund der Enge; sie stürmen hin: das erstaunte Persien bleibt mitten im stärksten Laufe stehn; selbst Hyperanthes fährt erschrocken zurück. Die Verwirrung jagte neue Schaaren vom Ufer in den Abgrund des Malischen Schlamms. Nun trat der unverzagte König Lacedämons in die Enge, und stellte sich in Schlachtordnung. Sogleich rief Hyperanthes seine besten Krieger von ihrer Furcht zurück. Schnell zielte ein Wald von Wurfspießen auf den großen Leonidas; die anfallenden Heere vermischten sich.

Wen fälltest du zuerst, wen zuletzt, großer Spartaner? Was für Flüsse hörten an ihren wiederhallenden Ufern deinen Namen aus den fluchenden Lippen um ihre erwürgten Söhne wehklagender Mütter erschallen! Was für Städte wurden für diejenigen mit leeren Grabmälern angefüllt, die dein unüberwindliches Schwerdt an diesem Tage den Geyern zur Speise hinwarf! Zuerst starb Bessus, ein hochmüthiger Satrap, dessen tyrannische Hand Hyrcanien seiner goldnen Garben beraubte, und seine Wälder zu Einöden machte. Für ihn webten die Bienen zwischen den Zweigen ihre Süßigkeiten; für ihn reifte die Feige, und für ihn schäumte der Weinstock mit mildem Ueberflusse über den Becher. Drauf blutete Dinis. Er herrschte am Rande des Hermus, und hatte lange mit vergeblicher Liebe die große Artemisia gesucht, die kriegerische Königinn von Carien, die auf der Flotte des Xerxes berühmt war. Sie verschmähte die zärtlichen Klagen des Liebhabers; ihr unerschrock-

nes Ohr war gelehrt, auf das rasende Ungewitter zu merken: ihr Blick war geübt, vom rollenden Verdecke den erhitzten Wellen Trotz zu bieten. Ihr Geschick verdammte sie, jenen Tag des Schreckens zu sehen, da Xerxes das Blut von Nationen fliessen, und die salzigen Fluten von Salamis bis auf den Grund färben sah, von wannen sie mit Asien floh; sie allein ohne Schande. Itzt sinkt ihr Liebhaber nieder, und soll nicht mehr am Ufer des Hermu ihren Namen erschallen lassen, noch den erklingenden Wäldern seinen fruchtlosen Kummer erzehlen. Dann fiel Madauces, ein Paphlagonier, mitten unter dem Getöse empörter Wogen und brausender Winde gebohren. Er war gewohnt, auf den Klippen des hohen Carambis über den Wellen des unwirthbaren Euxins dem unglücklichen Schiffe aufzulauern, das den Pontischen Strom durchschnitt, und dann mit seinen grausamen Genossen seinen feindlichen Kiel zum Staube und Blutvergießen durch die Tiefe zu führen. Mit diesen fällt Tithraustes, fern vom Medus, an welchem er gebohren war, mit blühender Stärke und männlicher Schönheit begabt; Liläus, der den balsamischen Geruch der Arabischen Felder verlassen hatte; und der Babylonische Tenagon. Mit zornigem Unwillen sah Hyperanthes auf allen Seiten seine wackersten Freunde zu Boden gestürzt, und stellte in hitziger Eile seinen muthigen Arm dem Spartanischen Helden entgegen. Beyde strecken ihre Lanzen aus, aber Tausende rennen herbey und halten sie mit ihren Schilden ab, alle besorgt, so heilige Leben zu vertheidigen; oder das Glück trieb die Flut des Streits dahin, um beyder Ziel zur Vermeh-

rung

rung ihres Ruhms zu entfernen; gleichwie, wenn zwo Galeeren, durch den Schaum arbeitend, ihre verderbenden Schnäbel zum Treffen darstellen, die Wogen oft, durch Orcane gejagt, mit bergichter Bewegung darzwischen schlagen, und jedes in schwarze Ungewitter verhülltes Schiff von seinem Feinde weit wegführen. Aber deine Glut, o großer Spartaner, ward dadurch noch mehr entflammt, und dein Schwerdt wütete unermüdet in Blut. Itzt klimmten die Rosse des Tages nach der mittäglichen Höhe, und das Kriegsgeschrey brach von Thermopylä über das Persische Lager aus. Pharnuchus hörte es, der, jenseits der Malischen Ebne durch den Lerm in den benachbarten Gezelten aufgeweckt, aus Thessaliens Feldern mit Syrien, Colchis, und Armeniens Schaaren, mit den Assyriern und Chaldäern seinem Herrn zu Hülfe geeilt war. Asiens Lager war noch immer der Sitz des Schreckens und der Verzweiflung. Wie in einem fruchtbaren Lande, das vor kurzer Zeit die Wut der Winde und Fluten empfunden hat, wenn nun der Sturm nicht mehr gehöret wird, und die Wasser geflohen sind, die Natur noch immer über der verheerten Gegend in melancholischer Stille trauert; im Walde liegen, mit ihrer niedergestürzten Pracht die ansehnlichen Eichen und Ulmen, mit der Wurzel herausgerissen; die Ebnen sind mit herumgeflognen Trümmern umgekehrter Dörfer überstreut; und auf den Weiden sind hingeworfne Heerden in umgewälzten Todeshaufen: also zeigt Persiens Heer in stummer Bangigkeit Eine grenzenlose Scene von Verwüstung; halb vom Feuer verschlungen, verbergen seine hohen Gezelte, und seine Streitwagen

das ganze Feld mit Ruin; hier liegen seine Fürsten, und dort namenlose Tausende im Blute; hier entdecken noch Legionen, vom Griechischen Stale durchstochen, und dort Perser, von Persern erschlagen, die wilde Unordnung der schreckenvollen Nacht, da sie, durch keine Zeichen und Befehlshaber regiert, zum gegenseitigen Niedermetzeln rannten. Das Zelt des Xerxes pflegte auf seiner erhabnen Spitze, sobald das Morgenlicht den glühenden Himmel mit rothen Streifen bemalte, zwischen zween hellen Chrystallen das goldne Bild des Mithra zu tragen, ein ehrwürdiges Zeichen für das barbarische Heer, daß alle bewaffnet ihre vollgedrängten Zelte verlassen, und in unzählbarer Menge vor ihrem Monarchen erscheinen sollten. Dieses stellt Pharnuchus auf den hohen Gipfel des stolzen Gezelts. Die Bestürzung wird durch diesen Anblick endlich vertrieben, und die Hoffnung lebt unter den zusammeneilenden Nationen wieder auf. Drauf erwählt er sich aus dem ganzen Heere eine Schaar der besten Streiter; er sucht Thermopylä; ihr Zug wird in dem lautsten Geschrey verkündigt. Sogleich befiehlt Leonidas seinem Phalanx, sich vom Malischen Ufer zurückzuziehn: ihre Stellung wird verändert; itzt stehn sie in einem halben Kreise, von hinten durch die Berge des Oeta geschützt, und auf beyden Seiten mit dem Felsen vereint. Gleichwie ein erstaunenswürdiger Damm, durch den vortrefflichen Baumeister aus der vermischten Stärke des Waldes und der Steingrube zur Beschirmung eines Hafens aufgethürmt, in den Schooß des Oceans weit hineindringt; da steht der Stolz der Kunst wider die Last der Seen, unbewegt, und

bricht

bricht die bestürmenden Wellen: also widersetzten sich die Griechen der feindlichen Ueberschwemmung, da Pharnuchus Thermopylä mit unzähligen Mächten erfüllt hatte, und stemmten sich ihrer Wut unerschüttert entgegen. Mitten in der vördersten Reihe behauptete Leonidas seinen schrecklichen Posten. Bald sieht man vor ihm einen entsetzlichen leeren Raum zwischen Persiens Legionen, und der blutige Felsen wird von den stolzen Ueberresten der edelsten Feldherren bestreut. Von Grimm und Rachgier glühend, stürzt Pharnuchus seine mit Eisen beschlagne Keule gerade auf Lacedämons Feldherrn herab. Sie streifte seitwärts, durch den starken Schild abgewandt, und der Perser fiel zu Boden. Alcander bohrte den gefallenen Satrapen durch die Nieren an den Felsen, aber ward selbst von der Lanze des Hyperanthes durch die unbewahrte Seite gestochen. Er liegt, der einzige Thebaner, der unverzagt bey dem Spartanischen Könige blieb, und den Griechen seine Treue unbefleckt erhielt; ein weiser Arzt, der vom Cithäron alle wohlthätigen Kräuter sammelte, und auf den Heliconischen Wiesen herumzuirren pflegte, wo keine tödtliche Pflanze entspringt, sondern solche, deren heilender Saft, von der Süßigkeit des göttlichen Erdreichs erfüllt, das Gift von dem Zahne der Otter austreibt: ihn werden alle, die auf dem Bette der Quaal schmachten, ihn wird am meisten der Elende beweinen, der, unverpflegt, von Mangel und Krankheit auf die kalte Brust der Erde ausgestreckt wird. Auf ihn sinkt der tapfre Artontes, im ganzen weiten Bithynien berühmt, um nun nicht mehr dem lauten Dienste der Cybele beyzuwohnen,

wohnen, denen Echo durch die hohlen Klüfte des Berecynthischen Dindymus nachmurmelt. Die Hand des Alpheus sandte ihn zu den Schatten der Nacht. Ehe er seinen Speer aus dem Todten herausriß, so nahte sich der ungeheure und auf seine Stärke trotzende Abradates, der alle vom Cissischen Geschlechte übertraf, um den Ueberwinder zu bekämpfen; nun pflanzt der Perser seinen vördersten Tritt vor ihn hin, und seine Faust greift nach der Schulter des Spartaners. Alpheus gewann vormals bey den Nemeischen Spielen den Kranz der Ringer. Itzt sammelt er seine Kunst, und sein geschwinder Fuß schlägt queer über die Ferse des Barbaren; dieser umfaßt im Fallen den Hals des Alpheus, und reißt seinen Feind auf sich. Sogleich spalten hundert Wurfspieße des gehäuften Persiens den Rücken des Griechen. Sie dringen bis in die Brust des Abradates, und durchbohren beyde in den Tod. Dieses sah Maron, und Polydorus, die ihres Bruders Leichnam mit Opfern bedecken, die vor ihrer Rache fallen Endlich wird die Lanze des Hyperanthes von Marons edlem Blute warm. Auf den Speer des Polydorus fällt die schwere Axt des Sacischen Mardus, und trennt die stälerne Spitze von dem weichenden Holze. Unbestürzt bückt sich der Spartaner, um die knotichte Keule des getödteten Pharnuchus aufzuheben; aber dein unglücksvolles Schwerdt, Abrocomes, bemächtigt sich dieses schrecklichen Augenblicks, um seine Seite aufzureißen: noch immer unbesiegt, schlägt er schnell in des Sacers Scheitel eine gräßliche Wunde, die das berstende

Gehirn

Gehirn erreicht. Unterdessen, daß von seinen eignen Gliedern ein Strom von rothen Lebenssäften herabfleußt, schaut er lächelnd das Ende seines Kummers, und den erneuerten Glanz seines Spartanischen Namens. Plötzlich springt Dithyrambus an seine Seite, und treibt seinen unaufhaltbaren Stal durch den aufgehobnen Arm des Mindus, der mit seinem ungestümen Wurfspieße nach dem blutenden Spartaner zielte. Nun streckt Polydorus seine kalte Hand gegen Thespiens freundschaftlichen Feldherrn aus; drauf neigt er sein Haupt in ewige Ruhe; und Mindus, durch seine fließende Wunde entkräftet, sinkt neben ihm nieder und stirbt. Im alten Ninus hatten seine erhabnen Vorfahren den Assyrischen Zepter geführt. Itzt beherrschte er, dem Throne Persiens zinsbar, die Gründe, wo der schnelle Tigris seine schäumenden Fluten zwischen den Bergen des bewölkten Niphates fortwälzt, und die Auen schwängert. Auf einmal ergreift ein Gedränge hitziger Perser die Lanze des Siegers; hundert Hände umspannen sie. Thespiens Jüngling behauptet mit einer starken Faust den ringenden Speer, die andre entblößt sein Schwerdt. Mit Blitz beflügelt, streut es unter seine Feinde Wunden und Tod aus. Artaphrenes fühlt mit quälender Pein seinen Arm von der Schulter abgehauen. Zatis verläßt seine Hand, welche noch die lange bestrittne Lanze umschlingt. Die schwere Klinge schießt auf Pherons Nacken herab; das getrennte Haupt fällt nieder; der Lebensstrom sprudelt aus seinen purpurnen Röhren. Mardon schreitet über den bestählten Eschenbaum. Seine Last überwältigt den ermüdeten Griechen,

der

der seine Beute fahren läßt, doch noch das Gehirn des frohlockenden Persers zerspaltet. Nun aber naht sich der hitzige Abrocomes, und schüttelt mit finstern Augen seinen Wurfspieß. Der vorsichtige Grieche fängt mit seinem breiten Schilde den Streich auf, und bekämpft den Perser. Welche Hülfe einer sterblichen Kraft, oder des abhaltenden Himmels behütete damals den morgenländischen Krieger? Siehe! der Freund des Teribazus, von Eifer entbrannt, seinen geliebten Streitgenossen zu rächen, und zugleich das Leben eines Bruders zu beschützen, stößt seine Lanze unter dem sehnigten Arme, der diesen Augenblick zum Blutvergießen erhoben war, in die Seite des Dithyrambus. Die Nerven werden auf einmal schlaff; die Göttinn des Ruhms und Griechenland fordern von seinem Muthe nichts mehr, und er sinkt mit Ehren gekrönt zurück, die auf seiner blühenden Scheitel reif geworden. In ihm werden die Lieder der Thespischen Jungfrauen den liebenswürdigsten Jüngling seiner Zeiten, den Rechtschaffnen, den Angenehmen, den Edeln, und den Tapfern besingen, der itzt als die Zierde seines Landes, und als der Stolz seines Vaters gefallen. Also sinkt die Zeder, die in grüner Blüthe hoch auf dem Gipfel Libanons, als die Pracht des Berges, und als die Ehre des Waldes, gestanden hatte; und nun mit der Wurzel ausgegraben, um die Palläste der Großen zu schmücken, oder um den hochgewölbten Tempel eines Gottes zu verherrlichen, ihr himmelan strebendes Haupt niedersenkt. Diomedon bricht hervor. Er häuft rings um seinen Freund her Verderben auf. Welch eine Schaar von Geistern begleitet deinen Schatten, er-

blaß-

blaßter Held! Sein rächender Arm wütet lange unbesiegt, und Persien blutet; bis vier Assyrer auf seine gebogne Lanze, ehe er sie noch aus einem erlegten Leichname herauszieht, ihre schweren Keulen mit einander herabstürzen. Sie bricht. Doch hält der Grieche noch mit dem abgebrochnen Stücke seines zerschmetterten Speers den Kampf aus. Es dringt durch das Auge Eines verwegnen Kriegers in sein Gehirn, und da haftet das abgesplitterte Holz. Drauf zieht der Held seinen breiten Sebel aus der Scheide; ein Zweyter sieht mit Entsetzen sein Eingeweide fallen, indem der Plataische Feldherr sein rauchendes Schwerdt aus dem zerfleischten Bauche herausreißt. Ein dritter sinkt unter der Last des Stals zu Boden, obgleich die weichende Klinge durch den grimmigen Streich vom Hefte flog, und den Griechen entwaffnete. Der Vierte hebt in diesem Augenblicke seine knotigte Keule empor; sie fällt unaufhaltsam auf den zerschmißnen Helm herab, und der große Diomedon streckt seine gewaltigen Glieder auf die Erde. Also breitet ein ansehnlicher Thurm, durch die Kraft eines erschrecklichen Mauerbrechers, den die Faust des Mars fortschiebt, wankend gemacht, seine zerfallenen Schutzwehren über das Feld aus; Freude erfüllt das Herz der Stürmenden, indem die Flut des Kriegs die erweiterte Oeffnung überschwemmt. Also waren die Perser über den kurz zuvor gefürchteten Diomedon hingerannt, und hatten die Griechen vor sich her gejagt; aber siehe! Leonidas erscheint! und auf einmal erstarrt ihre Glut. Er hatte, von Arbeit abgemattet, sich eine Zeitlang in den Kreis zurückbegeben. Itzt schüttet er von der

Spartanischen Spitze mit wiederhergestellter Stärke neuen Ruin aus. Gleichwie das Schiff, das durch eine träge Stille lange verzögert ward, sobald der frische Hauch des aufsteigenden Windes das rollende Meer krümmt, mit allen seinen geöffneten Segeln wiederum fortschießt: also erneuert der mit seinem ungeheuren Schilde und fürchterlichen Speere heranrückende Held durch die Asiatischen Linien den Lauf seines Blutvergießens. Das Verhängniß treibt den kühnen Hydarnes zu dem ungleichen Gefechte, der mit stolzem Pralen seine weinende Braut verließ, die an dem Ufer des Bactrischen Ochus über seine Abwesenheit trauert. Umsonst versprach er ihr bey seinem Abschiede, zu siegen. Die gaukelnde Hoffnung spielt nicht mehr betriegerisch um sein Herz, und malt ihm nicht mehr den eingebildeten Pomp von Triumphen, kostbaren Beuten, und Schaaren gefesselter Griechen. Der Spartaner durchsticht seinen Schild und berstenden Harnisch. Der Ueberwinder zieht seinen Speer, von dem kraftvollen Stoße gebogen und geschwächt, aus dem Erschlagnen heraus. Unterdessen schleicht Amphistreus ungesehn unter den Rand seines Schildes hinauf, und durchbohrt mit seinem Dolche die unbewahrte Seite. Schnell quillt ein rother Strom hervor, aber der schuppichte Panzer treibt den nahen Tod zurück. Der entrüstete König fährt mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Gurgel des Persers, und reißt ihn nieder. Niemand war am Hofe des Xerxes durch niederträchtigern Hochmuth, und durch boshaftere Tücke mehr verderbt. Phrygien seufzte unter der Bürde seiner grausamen Herrschaft. War einmal irgend-

wo

wo ein fruchtbares Feld, oder eine volkreiche und begüterte Stadt? da bezeugte die greuliche Verwandlung in Dürftigkeit und Wüsteney, daß der verfluchte Amphistreus regierte. Gleichwie der Speer des Tyrischen Cadmus den verderblichen Drachen, dessen vergifteter Odem das halbe Boeotien verheert hatte, in die Erde spießte: also heftet Lacedämons Feldherr, auf den Nacken des Amphistreus stampfend, den röchelnden Tyrannen an den Felsen, und läßt seine zerbrochne Lanze in dem keichenden Leichnam. Indessen fließt deine Wunde unaufhörlich, großer Held, und vermehrt Persiens Hoffnung. Du hältst den Kampf noch immer unbewegt aus, indem unzählige Wurfpfeile auf deinem Schilde zerspringen, und deine Füße mit blinkenden Spitzen besäen; das Cholchische Schwerdt und der Persische Dolch verlassen ihre zerschlagnen Hefte; der Caspische Sebel ist gekrümmt; umsonst schwingt der Sacer sein Eisen, und umsonst erheben die starken Chaldäer und Assyrer ihre Keule; du stehst unerschüttert, wie ein Thracischer Berg, wie Hämus, oder Rhodope; wo der Donnerer vergebens seinen blauen Keil hinpflanzt, der streifende Blitz vergebens die Rinde von Schnee zerspaltet, und der Winter, mit ewigem Kriege bekämpfend, umsonst von seinen furchtbaren Flügeln heulende Stürme, gefrorne Regengüsse, und prasselnden Hagel herabschüttelt. Nun aber nahte sich Abrocomes, und zielte mit seinem tödtlichen Speere nach der Stirne des Laconischen Feldherrn, nicht unbemerkt; des Spartaners geschwinde Hand erhebt ihren Stal wider den dräuenden Wurfspieß empor, dessen Wut sich über

seiner Helmspitze in der Luft verliert; unterdessen fällt die Last seines Schlachtschwerdts auf des Persers Knie herunter: auf einmal ist der Knochen zerhauen; er stürzt vor sich hin; von tausend Füßen zertreten, haucht der herzhafte Krieger die letzten Ueberbleibsel des gemarterten Lebens aus. Also wehrte der Spartaner mit seinem einzelnen Schwerdte sich wider den ungleichen Streit. Aber Agis ruft dem Dieneces, dem Demophilus, dem Megistias; sie eilen von Haufen getödteter Allarodier und Sasperier zu ihrem Feldherrn, und richten vor ihm die eherne Vormauer ihrer dicken Schilde auf. Asiens vörderste Reihe steht und blutet; die übrigen fahren zurück: aber Hyperanthes schreitet durch sein mannichfaltiges Heer von Glied zu Glied, entzündet ihre sterbende Hoffnung, erweckt in den Tapfern neuen Muth, und beseelt das erstarrende Herz der Furcht. Astaspes gehorchte zuerst der Stimme des Helden, ein trotziger Chaldäischer Herr, eitel auf seine Geburt, die vom alten Belus herstammte, stolz auf seine reichen Schätze, und prächtigen Palläste; aber nun noch stolzer durch den Sieg, seitdem seine Kraft den starken Diomedon überwältigt hatte. Er sucht die Stirne des Treffens. Er beugt seine siegreiche Keule nach dem muthigen Dieneces; der heftige Schlag warf den entgegengestellten Schild nieder, und zerquetschte die Schulter des Spartaners: nun hängt der Schild müßig, und belastet seinen untüchtigen und entnervten Arm. Agis entblößt sein rachgieriges Eisen, und haut dem Feinde die Hand ab, die zu einem zweyten Streiche erhöht war. Die sterbenden Finger umspannen mit einem krampfartigen Griffe die fallende Keule. Ein Sacischer Heerführer springt

auf den Ueberwinder zu. Des Jaxartes Gestade gab diesem wackern Wilden Namen und Ursprung. Sein emporgetragnes Angesicht, und sein trotziger Gang offenbarten einen kühnen und feurigen Geist, der aber ungezähmt, und zu grauenvollen Wildnissen und zu einem Geschlechte ungesitteter Barbaren gewöhnt war, die so rauh sind, wie ihr Land. Der feindliche, nach seiner Stirne zielende Speer streifte aufwärts, und stürzte ihren eisernen Thurm um: der erneuerte Streich zertheilt seine berstende Brust. Der unerschrockne Sacer windet sich an der Lanze herab, welche zermalmend durch Brust und Rücken dringt, zieht einen bärtigen Pfeil aus seinem Köcher, verbirgt den tödtlichen Stal tief in dem Busen des Agis, lächelt grimmig und stirbt. Von ihm eilt das Verhängniß zu einer edlern Beute; denn siehe! der tapfre Dieneces stellt seine Brust tausend Wurfspießen dar. Der Schild entsinkt seinem kraftlosen Arme und gleitet auf die Erde. Ein Wald von Speeren erhob sich auf seinem breiten Busen. Für jede Wunde schleuderte er immer einen Perser in die unterirdische Finsterniß; aber endlich verließ das Leben sein aufgerißnes Herz, und der röchelnde Held streckte seine blutigen Glieder auf dem Felsen aus. Wer kann nun dem Strome von Barbaren widerstehen? Agis blutet; sein Speer ist in dem Körper des Jaxartes unwiederbringlich begraben. Dieneces liegt im Blute. Der Spartanische Feldherr, selbst überarbeitet, und seiner Lanze beraubt, kann die Wut des Todes nicht mehr ausüben. Das Alter wagt noch mit seinen letzten Kräften einen glorreichen Versuch: Demophilus und Megistias vereinen ihre Gewalt, und stemmen sich

den Fluten des Sieges entgegen; indessen bringt der ohnmächtige Agis dem Lacedämonischen Könige den Speer des erschlagnen Dieneces. Der flammende Stal, in dieser schrecklichen Faust wieder zum Streite erhoben, zernichtet alle Persische Tapferkeit. Sie rollen in zagenden Haufen zurück, umsonst durch die Stimme ihres Führers ermahnt, die unendliche Zerstörung dieses unbesiegten Arms zu ertragen; gleichwie, da die Riesen die Untergötter vom Olymp verjagten, sie selbst sich vor den unaufhörlichen Strömen von Blitzen furchtsam verbargen, als der große Vater des Himmels mit der ewigen Macht seiner Hand den entsetzlichen Kampf aushielt. Eine Zeitlang dämpft Bellona auf dem Schlachtfelde die Hitze des Streits; bis an beyden Seiten des Laconischen Königs Demophilus und Megistias niedersinken. Die grauen Krieger beugen sich unter der Last der Jahre und der Arbeit. Nicht ein Seufzer beschwert ihren scheidenden Geist, sondern jedes ehrwürdige Haupt neigt sich in tiefem Stillschweigen in die ruhige Nacht des Todes: gleich alten Eichen, deren tief hinabsteigende Wurzeln die Seite des Gebürges durchgraben, und daselbst drey lange Jahrhunderte hindurch jeden zornigen Angriff des Eurus und des Nordwinds getrotzt hatten; bis ihre bemoosten Stämme, itzt durch die räuberische Hand der Zeit saftlos, sich unbestürmt vor ihrem Vater, dem Berge, niederlegen. Nun bleibt niemand bey dem Spartanischen Feldherrn zurück, als Agis, der seinen göttlichen Freund um den letzten Liebesdienst anfleht, den Pfeil des Sacers aus seinem Busen zu ziehen. Drauf fleußt das Leben mit dem Blute heraus. Deine anmuthigen Gesichtszüge, o

Agis, sind nun bleich; kalt sind deine wohlgebildeten Glieder, und deine Augen trübe, die nun nicht mehr mit sanften Stralen die angebohrnen Tugenden deines zärtlichen Herzens entdecken. Leonidas betrachtet den edlen Leichnam: das Verhängniß verstattet ihm einen Augenblick Ruhe, zu erkennen, wie liebenswürdig die Wunden des Patrioten sind, und zu sehen, daß diese Ehren den Mann zieren, den er liebte. Aber Hyperanthes thürmt sich mit seinem einzelnen Speere aus Asiens zitternden Reihen hervor, um den Ruhm seines Vaterlandes zu erretten, oder zu fallen. Der durch Arbeit entkräftete Spartaner hebt seinen matten Arm noch einmal empor, und erwartet den unerschrocknen Fürsten. Itzt standen die Helden gegen einander. Jeder hielt seinen Muth eine Zeitlang zurück, und schaute seinen göttlichen Feind bewundernd an. Solche Majestät und Stärke ward dem feurigen, mit todten Trojanern umgebnen Pelides; solche ward dem Sohne des Priamus, den die ringende Tugend, und eine männliche Schamhaftigkeit von der Flucht zurückriefen, von der Einbildungskraft des großen Homers gegeben. O du, der du über den belorbeerten Haufen so hoch erhaben bist, als die süße Calliope über allen Jungfrauen des liederreichen Hügels thront; itzt laß Einen Stral deines himmlischen Lichtes durch meine arbeitende Seele schießen; damit die Freyheit nicht traure, daß ihr auserwählter Sohn in diesen Gesängen entehrt sey!

Nunmehr fangen Hyperanthes und Laconiens König mit geschwungnen Spießen, und hoch emporgehobnen Tartschen den unglücksvollen Streit an, der die lange fortgesetzten Greuel des Tages beschließen soll. Von Furcht und Entsetzen starr, ruhen die Asiatischen Linien unbewegt und schweigend auf ihren Schilden. Also kämpfen auf der weiten Fläche der Indianischen Wüsteneyen der Elephant, und das gehörnte Rhinoceros; die Erde seufzt unter ihnen, indem die ungeheure Last beyder Körper mit unbezähmtem Grimme in einem gräßlichen Anfalle zusammen stößt: voller Bangigkeit schaut das Gedränge blutdürstiger Thiere in der Ferne zu. Durch mannich-

mannichfaltige Kunst verlängert, verzögerte das zweifelhafte Gefecht den großen Ausgang. Endlich trieb der Spartaner seinen wohlgezielten Speer auf den Feind, und durchbohrte den Schild. Das unerbittliche Verhängniß schwebte in diesem Augenblicke über dem morgenländischen Fürsten; doch er schwang seinen Schild mit erstaunlicher Geschwindigkeit seitwärts, und der feindliche Wurfspieß flog, mit Blut unbefleckt, unter seinem Arme weg. Vor Freuden und brennender Hoffnung des Triumphs und der Ehre hochmüthig, jagte er plötzlich seine schnelle Lanze wider die Gurgel des Spartaners; aber dieser erhob mit behutsamer Fertigkeit seine Tartsche, und drehte den streifenden Stal über seine Schulter. Drauf rief er seine zerstreute Stärke zu einem letzten Versuche zurück, und schleuderte den ehernen Kreis seines dicken Schildes mit unwiderstehlicher Gewalt an die Stirne des Persers: er sank ohne einen Seufzer nieder, wie durch einen Marmorstein zermalmt, den ein Wirbelwind, über den bergigten Rücken eines hohen Pallastes hinfahrend, aus seinem Sitze fortgerissen hat. Der edelmüthige Fürst! Was konnte seine Tapferkeit mehr thun? Er wagte sich mit seiner einzelnen Macht an den grossen Leonidas, und fiel vor den Schaaren seines Landes. Nun steht der Spartanische Feldherr allein. Seine erwürgten Freunde liegen alle rings um ihn her über einander gehäuft. Die entfernten Feinde regnen unzählige Pfeile auf seine Scheitel. Die Lebensströme quellen überall hervor, und benetzen seine ohnmächtigen Glieder. Dennoch wird seine Stirne von keinen Schmerzen umwölkt, sondern sein sich schließendes Auge betrachtet diese schönen Wunden, die heiligen Pfänder seines eignen Nachruhms und der Spartanischen Wohlfahrt, mit der heitersten Freude. Die Ehre kann sein glorreiches Haupt mit keinen herrlichern Lorbeern bekränzen; das Verhängniß verbietet seiner Tugend länger zu arbeiten, und legt ihn nun in eine rühmliche Ruhe nieder, um die Freyheit seines Vaterlandes durch den Tod zu versiegeln.

Ende des neunten und letzten Buchs.

Sammlung
Vermischter
Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Drittes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig 1749.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode
auf das Geburtsfest
Seiner Durchlauchten,
des regierenden
Herzogs zu Braunschweig
und Lüneburg.

Willkommmen glücklicher Tag! Dir jauch-
zet Braunschweig entgegen,
Der Oker Ufer ertönen von dir!
O Tag, an welchem die Welt den besten
Fürsten erhalten!
Hier soll dein Auge nur Dankbare sehn.

Wen hat der Zorn der Natur mit einem Herzen
bestrafet,
Das Braunschweigs Jubel gelassen vernimmt?
Dieß mitleidswürdige Herz müßt unsern Herzog nicht
kennen,
Der alle Seelen durch Wohlthun besiegt.

Du kennst Ihn, fröhliches Land, das, in den Armen des Friedens,
Durch Fleiß den sichersten Seegen erwirbt.
Sein Auge muntert dich auf, dich dessen würdig zu machen,
Was dir die fürstliche Gnade verspricht.

Ihr kennt Ihn, freut ihr euch nicht? die ihr aus fernen Provinzen
Sein Athenäum voll Hoffnung besucht,
Und in der Nähe des Hofs, des Richters wahrer Verdienste,
Zu eurem Vortheil mehr findet, als hofft?

Laß Carls unsterbliches Lob nicht nur in Haynen erschallen,
O Muse, welche die Wahrheit beseelt!
Den, der mit Großmuth regiert, kann jeder Unterthan rühmen;
Denn jeder, der Ihm gehorchet, ist frey.

Ihr Edlen, höret ihr zu, die ihr die Größe der Fürsten
Nicht sclavisch aus dem Geräusche bestimmt,
Bey welchem öfters das Land, nach ihren blutigen Siegen,
Als Ueberwinder, noch Thränen vergießt.

O Deutschland, gönn ihr dein Ohr! Der Herzog, den sie besinget,
Läßt deine Söhne zur Tugend erziehn.
Du schickst sie segnend hieher, der Weisheit Schätze, zu sammeln.
Sie kommen wieder, und dienen der Welt.

Erzählet, was ihr gesehn, ihr unverwerflichen Zeugen
Von unsers Titus großmüthiger Huld!
Sagt, wie er ieglichen Tag von seinem lehrenden Leben
Durch eine fürstliche Wohlthat bemerkt!

Ihr seht Sein glückliches Land, das unter weisen Gesetzen,
Der Nachbarn edelste Misgunst erweckt.
Gesetze, die Er uns giebt, sind nur Befehle zum Glücke.
Wer will sein Glücke rebellisch verschmähn?

Sein Beyspiel bildet den Hof. Des Glaubens heilige Lehren
Sind für den Adel kein heiliger Wahn.
Carl läßt des Ewigen Recht nicht nur den Niedern zum Führer;
Er folgt ihm selber: Drum ist Er so groß.

Ihr treuen Lehrer des Volks, ihr unsers Gottes Gesandten,
Ihr wißt, wie mächtig das Beyspiel bezwingt,
Wenn ihr, von Menschenfurcht frey, das Leben frommer Regenten
Den theuren Seelen zum Muster bestimmt!

Von einem Geiste beseelt, vor dem die Dichtkunst verstummet,
Tragt ihr die Wahrheit den Sterblichen vor.
Euch überlaß ich das Lob des gottesfürchtigen Herzogs,
Der seinen Glauben durch Thaten beweist.

Euch überlaß ich das Lob der frommen Tochter des Königs,
Mit Der der Herzog sein Erbe beglückt.
Uns gab dieß selige Band den liebenswürdigen Prinzen,
Der jede Hoffnung der Aeltern erfüllt.

Aus dir, gesegneter Bund, sehn wir die Zierden des Landes,
Die Gott der glücklichen Nachwelt bewahrt.
Charlotte lehret Sie Selbst die schweren Pflichten zu herrschen,
Und Sie sind Ihrer Bemühungen werth.

Hier

Hier baut der Hofmann sein Glück auf eine Staatskunst voll Ehre,
Die sein Gewissen nicht tückisch verletzt.
Er weiht sein Leben dem Staat, und sieht im rühmlichen Alter
In seine Jugend nicht schamroth zurück.

Der Wahrheit sanfte Gewalt besiegt die edelsten Seelen,
Weil Carl die Künste beschützet und kennt.
Weil der Ihm ähnliche Prinz in jeder Wissenschaft zeiget,
Daß er so göttliche Gaben verdient.

Schon herrscht der reine Geschmack in unsers Herzogs Gebiethen,
Den Umgang würzet ein attisches Salz.
Man kömmt, o Braunschweig, zu dir, wie sonst zu denkenden Griechen
Der noch zu bildende Römer hinkam.

Du stärkst, o Vater des Lands, des Handels segnende Quellen
Durch Freyheit, welche den Kaufmann belebt.
Er bringt, durch Eintracht und Fleiß, auch ohne schiffbare Flüsse,
Den Reichthum weiter Provinzen ins Land.

Die Bürger preisen entzückt die Großmuth Ihres Regenten,
Durch Dessen Sorgen ihr Segen sich mehrt.
Er kann sein heiliges Haupt dem Schooß der Bürger vertrauen,
Und braucht die Wachen Gepanzerter nicht.

Die du den Grossen der Welt dein Recht auf Erden ertheilest,
O Vorsicht, schütze dieß heilige Haupt!
Laß Carln den heutigen Tag in späten Jahren noch feyern,
Und Ihn sein Land voller Glücklichen sehn!

Die Du die Sorgfalt belohnst, wodurch die Götter der Erden
Die Schöpfer unsrer Zufriedenheit sind,
O Vorsicht! setze Sein Haus zum Gegenstande des Segens,
Wofür die fröhliche Nachwelt noch dankt.

Auf Musen, machet euch werth, in diesen Zeiten zu leben,
Wo Carl die Weisheit voll Einsicht belohnt!
Wo dieser Herzog regiert, bleibt keine Tugend im Staube.
Wo sind die Dichter? Augustus ist da.

Die
geistliche Beredsamkeit.

An
Seine Hochwürden
den Herrn Oberhofprediger
in Dreßden

HERRN
D. Johann Gottfried Hermann.

Ein heilig Band vereint euch beyde,
Dich, fromme Dichtkunst, meine Freude,
Dich, heilige Beredsamkeit!
Komm, fromme Sängerinn, hernieder,
Komm aus dem Himmel, singe Lieder,
Gesänge für die fernste Zeit.
Komm, schwesterlich sie zu besingen;
Wer kann der Lieder werther seyn?
Die Macht, die Herzen zu bezwingen,
Gehört auch ihr, nicht dir allein.

Ich weis, wie mächtig sie regieret,
Die Herzen im Triumphe führet,
Und ihre Neigungen bekriegt;
Wie sie, wenn wider ihre Lehren
Die Leidenschaften sich empören,
Sie niederdonnert und besiegt.
Sie müssen sich ins Joch gewöhnen,
Das sie ihr Hochmuth trotzen lehrt.
Ich weis es; denn aus ihren Söhnen
Hab ich, o Hermann, dich gehört.

Ich sah dich; überall war Stille.
Im Tempel herrschte nur ein Wille.
Die Augen warteten auf dich.
Die Wahrheit sandt in deinen Reden
Fluch den Verbrechern, Trost den Blöden.
Schon ängstigten die Laster sich.
Du sprachst, die Wahrheit sie zu lehren,
Sanft, wie ein Vater, wie ein Freund,
Und dann, sie schneller umzukehren.
Stark und gewaltig, als ihr Feind.

So trieft erst Fruchtbarkeit und Segen
Im gnädigen gelinden Regen,
Ihr durstigen Gefild, auf euch.
Dann brausen Wasser in Gewittern,
Daß selbst der Erde Seulen zittern,
Und Erd und Himmel zagt zugleich.
Die Wasser stürzen aus den Höhen.
Die Erde, schon vom Thaue feucht,
Liegt unter diesen neuen Seen,
Und ist durchdrungen und erweicht.

Der

Der Freygeist hört, er, der zu toben,
Die Waffen wider Gott erhoben,
Und an den Ewigen sich wagt.
Gerüstet mit dem Eifer Gottes,
Brichst du die Waffen seines Spottes;
Sie sind zerbrochen; er verzagt.
Er fühlt sich, bebt, und will entfliehen;
Du zeigst ihm seinen Untergang.
Er flieht; du zwingst ihn zu verziehen,
Er bleibt, und ehrt den heilgen Zwang.

Das Herz der Sünder wird durchdrungen,
Empfindet sich von dir bezwungen,
Und hat nicht Zeit, dich zu erhöhn.
Doch deiner Reden Nachdruck ehren
Der bangen Reue stille Zähren,
Und Augen, welche niedersehn.
Sie sehn das Schwerdt der Rache hangen,
Und seufzen traurig über sich.
Der, dessen Gnade sie verlangen,
Der Gott wird ihnen fürchterlich.

Was muß dein liebreich Herz empfinden,
Wenn du vom Wege seiner Sünden
Den Frevler wiederkehren siehst!
Wenn du den Tauben, den Verstockten,
Den väterliche Stimmen lockten,
Aus seinem Untergange ziehst!
Wenn er, die Strafen abzuwenden,
An seine Brust sich reuig schlägt,
Und Gott aus den versöhnten Händen
Die Donner wieder niederlegt!

Ihr Diener in dem Heiligthume,
Schweigt nicht zu eures Gottes Ruhme;
Der Ruhm des Herrn wird euer Ruhm.
Schont eurer nicht, ruft seine Lehre
Dem Erdkreis zu, daß er sie ehre,
Und stürzt der Sünder Götzen um.
Zeigt den Verruchten Tod und Leben,
Von einem frommen Eifer voll,
Daß sie sich ängsten, und erbeben,
Gleich einer, die gebähren soll.

Zermalmt die hartgewordnen Herzen,
Erzeugt in ihnen fromme Schmerzen,
Und einen Kummer, der erfreut.
Das Wort des Herrn ist nie verlohren.
Die Weisheit selbst hat sie gebohren,
Die heilige Beredsamkeit.
Der Frevler trotzt in seinen Sünden;
Doch auch ein Eichbaum wird bewegt.
Das Wort des Herrn wird überwinden,
Das, wie ein Hammer, ihn zerschlägt.

Ihr seufzt, wer achtet uns, uns Lehrer?
Wo finden Priester noch Verehrer?
Wer hört, wenn unsre Zunge lehrt?
Seufzt nicht; Gott selbst hat euch geehret;
Wer einen größern Ruhm begehret,
Ist nicht des Dienstes Gottes werth.
Ihr dürft nach keinem Lohn euch sehnen;
Gott nimmt sich seiner Zeugen an.
Nur eines Frevlers fromme Thränen
Vergelten mehr, als ihr gethan.

Nur einer mehr, der ohn Erbarmen
Erst vor den Wittwen und den Armen
Sein Ohr, wie vor Beschwörern, schloß;
Den euer Wort zum Mitleid brachte,
Daß er nicht mehr des Kummers lachte,
Der aus der Waisen Augen floß;
Der Gott itzt in den Armen ehret,
Der seine Härte niederschlug;
Nur einer mehr, den ihr bekehret,
Belohnt der eine nicht genug?

Nur einer, dem durch euch die Liebe
Ein Herz voll freundschaftlicher Triebe,
Ein neues Herz voll Großmuth schenkt;
Der, wenn sein Hasser ihm begegnet,
Ihn ausgesöhnt umarmt, und seegnet,
Und sich, daß er sein Feind war, kränkt.
In dem nun Lieb und Freundschaft wohnen,
Da Rach und Grimm ihn erst bewohnt;
Der eine kann genug belohnen,
Wenn euch auch keine Welt belohnt.

Gott lehrt die Stammelnden und Blöden
Die Weisheit seiner Rechte reden,
Und löst gebundner Zungen Zwang;
Er half, daß die Gewalt der Lehren
Oft ganze Länder zwang, zu hören,
Und siegreich zu den Thronen drang.
Gott, Königreiche fielen nieder,
Und beteten dich seufzend an.
Dich reute, was du dachtest, wieder,
Weil ihre Reue dich gewann.

Gott rief dir: Predige! Du flohest.
Was war dir, Jonas, daß du flohest,
Und welcher Mensch entflieht dem Herrn?
Flieh auf das Meer, ihm zu entgehen;
Flieh; Gott ist auch ein Herr der Seen;
Von welchen Enden ist Gott fern?
Du flohst. Das Meer ward aufgewiegelt;
Der Schiffer Angst warf dich hinein.
Die Erde wurde dir verriegelt;
Ein Wallfisch kam, dein Grab zu seyn.

Bedeckt von deines Gottes Wellen,
Riefst du ihn aus dem Bauch der Höllen,
Und seine Furcht gieng über dich.
Herr, riefst du, soll ich untergehen,
Und nicht dein Heiligthum mehr sehen,
Und rettet keine Gnade mich?
Ich will in Ninive dich lehren.
Ich ehr, ich ehre deine Hand!
Gott rief dem Wallfisch in den Meeren.
Gehorsam warf er dich ans Land.

Du klagtest, deines Gottes Willen
Und dein Gelübde zu erfüllen,
Weissagend über Ninive.
Da zeigtest du der Stadt den Rächer!
Da riefst du über die Verbrecher
Ein schrecklich unausbleiblich Weh!
So spricht der Herr: Nach vierzig Tagen
Will ich mich wider sie erhöhn.
Ich heisse Herr; ich will sie schlagen,
Und Ninive soll untergehn.

Die

Die Stadt voll Ueppigkeit und Lügen
Läßt seinen Herold sich besiegen,
Als säh sie ihr Verderben schon.
Sie zagt, wie Basans Eichen zittern,
Wenn Gottes Wetter sie erschüttern,
Wie Cedern auf dem Libanon.
Ein allgemeines tiefes Trauern
Stört ihrer Feste Fröhlichkeit.
Die Reigen in den sichern Mauern
Verwandeln sich in Klag und Leid.

Der König steigt von seinem Throne,
Setzt sich in Staub, und legt die Krone,
Den Zepter, und den Purpur ab.
Der Klagen reuiges Getümmel
Erfüllt den Sitz des Herrn, den Himmel,
Und Gott sieht gnädiger herab.
Gott wird gezwungen nur ein Rächer,
Theilt lieber Segen aus, denn Fluch.
Die Opfer betender Verbrecher
Sind ihm ein lieblicher Geruch.

Dein Wort schreckt, und erfreut die Seelen.
Herr, wer kann seine Wunder zählen?
Wie köstlich sind sie, Gott, bey mir!
Wer kann die Macht des Wortes preisen!
Es sey des Frevlers Nacken Eisen:
Dein Wort zermalmt ihn doch vor dir.
Dann eilt er selbst, sich zu verdammen,
Eh deine Rache, Gott, erwacht!
Die Stimme Gottes haut, wie Flammen!
Die Stimme Gottes geht mit Macht!

Schnell,

Schnell, wie der Sonne Stralen eilen,
Dringt in die Nacht von Vorurtheilen
Das Wort des Herrn und schafft den Tag.
Gewaltig, wie ein Ueberwinder,
Betäubt es den zufriednen Sünder,
Der unbesorgt im Schlafe lag.
Er taumelt von des Wortes Schlägen,
Verstopfet länger nicht sein Ohr,
Sieht zitternd seiner Straf entgegen,
Und breitet seine Händ empor.

Dann, wann Gott auf ein Land ergrimmet,
Und seinen Untergang bestimmet,
Und dem Zerstörer schon gebeut;
Dann dringen sich vor dem Zerstörer
Betrüger in das Amt der Lehrer,
Das ihre falsche Zung entweiht.
Dann bist du, Herr, der Langmuth müde,
Der du zu sehr beleidigt bist.
Die Priester rufen: Friede, Friede!
Wo Unfried und Verderben ist.

Dann lehren sie, vom Geiz gedungen.
Die Heucheley auf frechen Zungen
Entheiligt die Beredsamkeit.
Dann kommen Nebel, finstre Nächte;
Das Land verlernet Gottes Rechte
Im Taumel seiner Sicherheit.
Dann kommen Laster, zu regieren,
Und spotten, wenn noch Eifrer drohn,
Und da, wo Laster triumphiren,
Da wütet das Verderben schon.

Dann, Jesaias, donnre, schlage,
Schlag auf die Frevler, bitte, klage;
Das Volk hört deine Stimme nicht.
Umsonst; das Volk hat selbst Propheten,
Hat eines Eifrers nicht vonnöthen,
Der ihm ein schrecklich Urtheil spricht.
Du tröstest nicht, und sie erfreuen,
Und sanfte Tröster hört es gern.
Wenn sie nur Friede prophezeyen,
Weissagest du das Schwerdt des Herrn.

Er kam, der Rächer! der Verwüster!
Gott schützt uns, riefen noch die Priester.
Hier ist sein Tempel, hier sein Heerd!
Wie schön verschont ihn der Zerstörer!
Der Heerd des Herrn, ihr Lügenlehrer,
Der Tempel Gottes liegt zerstört!
Das Volk aus dem betrognen Lande,
Das seiner Priester Bosheit sieht,
Seufzt in den Lasten harter Bande,
Und ist itzt Babels Schmach und Lied.

Doch willst du, Gott, ein Land beglücken,
Und Völkern deinen Seegen schicken,
Herr, wenn du nicht mehr zornig bist,
Dann sendest du getreue Lehrer,
Und sie gewinnen dir Verehrer,
Weil deine Hand mit ihnen ist.
Dann fliehn die Nebel und die Nächte.
Die Völker ehren dein Gebot.
Die Völker lernen deine Rechte,
Und zittern, wenn ein Eifrer droht.

Ihr Völker, dankt und fallet nieder,
Frohlockt dem Herrn, und singet Lieder,
Und betet Gottes Nahmen an!
Daß itzt die Stimmen seiner Lehren
So viele Königreiche hören,
Das hat, ihr Völker, Gott gethan!
Er ruft im Abend und im Morgen
Sich Zeugen, die man hören soll.
Wem ist das Wort des Herrn verborgen?
Die Erd ist seines Ruhmes voll.

Wie lange hat in Finsternissen
Der Erdkreis traurig sitzen müssen!
Ihm schien in seiner Nacht kein Licht.
Wer waren, Erde, deine Götter?
Du gossest dir aus Erzt Erretter,
Und fühltest deine Blindheit nicht.
Ein Schwarm verächtlicher Betrüger
Beraubte boshaft dich des Lichts;
Da dünkten sich die Weisen klüger,
Verwirrten sich, und glaubten nichts.

Erwünscht von sehnlichen Gebeten,
Erschien der Größte der Propheten,
Der Meister der Beredsamkeit.
Gott kam: es flohn des Todes Schatten,
Die seine Welt umhüllet hatten.
Die Erde ward dem Herrn geweiht.
Sein siegreich Wort gieng zu den Heiden
Und in entfernte Grenzen aus:
So eilt ein Bräutigam mit Freuden
In seiner Braut geliebtes Haus.

Noch

Noch wurde das Gesetz gelehret,
Doch ganz entstaltet und entehret,
Und war nicht mehr das Wort des Herrn.
Doch frey von Satzungen und Lügen,
Erhob die Wahrheit sich, zu siegen.
Das Volk hört ihre Stimme gern:
Wie Söhne, willig, zuzuhören,
Um ihren Vater horchend stehn,
Und die Ermahnungen und Lehren
Schon halb in seinen Augen sehn.

So lehrten nicht die Pharisäer,
Nicht Zadocks Schüler, nicht Essäer;
Ihr Wort des Herrn war Trug und Wahn.
Gott, o Messias, als du kamest,
Und ihnen ihre Herrschaft nahmest,
Wie stürmisch fiel ihr Stolz dich an!
Sie sannen tückisch, dich zu tödten.
Ihr Heiden, schrien sie, kreuzigt ihn.
Ihr Himmel, waren das Propheten,
Die solche Lästerungen schrien?

Erwürgt ihn nur; Gott hat noch Zeugen.
Bald wird er aus dem Grabe steigen.
Er steigt, der Sieger steigt herauf.
Er kömmt, des Todes Ueberwinder,
Und heiligt Lehrer für die Sünder,
Und schließt den Mund der Armen auf.
Er sendet sie in alle Lande,
Und hauchet ihnen Weisheit ein.
Es warten ihrer Schmach und Bande,
Und dennoch wird Gott herrlich seyn.

Eilt, ihr Verführer, euch zu rüsten.
Mit Schaaren von Evangelisten
Giebt unser Gott der Welt sein Wort.
Eilt, seine Zeugen zu verbannen,
Verführt, und kaufet euch Tyrannen;
Ihr Wort eilt, als ein Sieger, fort.
Vielleicht, daß ihr noch triumphiret,
Versammelt euch, und schnaubt und droht.
Ein Saul ergrimmt, durch euch verführet,
Und schnaubt der Christen Band und Tod.

Umsonst, o Saul! Was willst du schnauben?
Den du verfolgst, den sollst du glauben!
Du kennst nur deinen Gott noch nicht.
Du sollst ihn sehn! Auf deinen Wegen
Eilt dir der Herr, dein Feind, entgegen,
Und schnell umleuchtet dich sein Licht.
Wo ist die Kühnheit deines Spottes?
Was ist dir, Saul, daß du nicht schnaubst?
Entrissen in die Sitze Gottes
Siehst du den Herrn; du siehst und glaubst.

Von einem Mächtigern bezwungen,
Voll heiliger Begeisterungen,
Zeigst du dich rüstig, wie ein Held.
Schon warten deiner Schmach und Leiden
In Israel und bey den Heiden,
Und den Gewaltigen der Welt.
Du lehrst, verherrlichst den Erretter,
Bewährst, daß er der Heiland sey,
Und stürzest Griechenlandes Götter,
Und ihres Wahnes Tyranney.

Die

Die Weisen spotten, die dich hören.
Wie? sagen sie, der will uns lehren?
Er soll der Griechen Weisheit sehn!
Du siehst sie nicht; denn deinen Gründen,
Die, wie die Donner, überwinden,
Kann nicht die Thorheit widerstehn.
Du zwangst die Mächtigen der Erden
Mit siegender Beredsamkeit.
Sie hätten können Christen werden;
Allein wenn hat ein Felix Zeit?

Wie herrlich ward der Christen Glaube!
Es trauerte der Aberglaube.
Die freye Welt zerbrach sein Joch.
Wenn gleich die Lehrer leiden müssen,
Verbrannt, zerstümmelt, und zerrissen
Ruft ein getreuer Herold noch.
Die Großen, die sich widersetzen,
Knien, beten an, und sind bekehrt,
Orakelhölen, Haine, Götzen,
Altär, und Tempel sind zerstört.

Wenn du den Lehrern, Gott, begegnest,
Mit Seelen ihre Rede segnest,
Und, was sie dulden, selbst vergiltst;
Wer sollte, wenn du rufst, nicht hören,
Nicht eilen, deine Welt zu lehren?
Herr, sende mich, wohin du willst.
Auch dann, wann du sie nicht belohnest,
Soll dein Geschöpf, der Mensch, doch gehn,
Und du, der du im Segen wohnest,
Du willst sie segnen und erhöhn!

 O hei=

O heiligt euch und eure Zeiten
Dem Kriege, Laster zu bestreiten;
Euch hat zu Streitern Gott geweiht!
Ihr Priester, wollt ihr überwinden:
So fliehet, flieht den Weg der Sünden,
Und heiligt die Beredsamkeit.
Erfüllt und ehrt selbst die Gebote,
Die ihr die Völker lehren müßt,
Und werdet nicht Ischariote,
Und wisset, daß Gott Richter ist.

Mein Eingeweide wird erschüttert,
Mein Herz in meinem Leibe zittert,
Und Gram und Abscheu nimmt mich ein;
Wenn ich Verbrecher seh und höre,
Die, Gott, dich lehren, und die Lehre
Durch ihre Heucheley entweihn.
Sie haben keinen Tod zu leiden,
Und schänden dennoch ihre Pflicht.
Sie sollten Gottes Heerde weiden,
Und suchen das Verlorne nicht.

Der Weg ist finster, den sie gehen.
Sie schweigen, wenn sie Laster sehen,
Denn die sind ihnen ein Gewinn.
Es ist kein Recht in ihrem Munde,
Sie sind nur fette stumme Hunde,
Und ieder geizet vor sich hin.
Ein Miethling achtet nicht der Heerden,
Und holt kein Schaaf, das sich verirrt.
Er frißt die Schaafe, fett zu werden,
Und heilt nicht, was verwundet wird.

Sie

Sie fürchten nicht den Herrn, den Rächer.
Sie machen Pfühle für Verbrecher,
Und Küssen unter ihren Arm.
Der Sünder Bosheit wird nie müde,
Weissagen doch die Heuchler Friede.
Dann mehret sich der Frevler Schwarm!
Dein Eifer, Gott, wird sich entzünden;
Denn sie entheiligen dein Land.
Sie übertünchen seine Sünden,
Die Tüncher einer losen Wand!

Der Herr wird diesen Heuchlern fluchen.
Ein Wetter eilt, sie heimzusuchen;
Denn seine Heerden sind ihm lieb.
Er läßt nicht seines Wortes spotten,
Kömmt, jeden Miethling auszurotten,
Der sein Gewerbe mit ihm trieb.
Ich, spricht er, will die Tüncher schlagen,
Daß sie erfahren, wer ich bin.
Dann sollen meine Hirten fragen,
Wo sind die eitlen Tüncher hin?

Wenn alle, die den Ewgen lehren,
Beredt und fromm, wie Hermann, wären,
Wie seelig wärt, ihr Heerden, nicht!
Ich seh, ich seh, nach fernen Zeiten
Umglänzt ihn einst in Ewigkeiten
Vom Stuhl des Lamms ein heilig Licht.
Die Schänder priesterlicher Pflichten,
Die Lehrer, die ihr Amt entweihn,
Die Heuchler wird auch Hermann richten.
Ihr Lohn wird das Verderben seyn!

Das

Glück der Gottlosen.

Eine Nachahmung

des drey und siebzigsten Psalmes.

as weiß ich, daß der Mann, den Laster nicht bezwingen,
Nicht hindern, sich durch sie zur Tugend aufzuschwingen,
Das Recht allein hat, sich zu freun!
Ihn wird, das weiß ich auch, kein stolzer Frevler lieben;
Doch Gott ist lange schon der Frommen Gott geblieben,
Er wird sein Trost und Gott noch seyn!

Allein wie hatte nicht mein Herz mit sich zu streiten!
Mein Weg verlohr sich schon, mein Fuß fieng an zu gleiten,
Unsicher strauchelte mein Schritt.
Denn meinen Geist verdroß das Jauchzen der Verbrecher,
Da, wo sie giengen, war kein Unglück und kein Rächer,
Da wandelte der Seegen mit.

Sie hatten nie, wie wir, des Todes Furcht empfunden,
Von seinen Fesseln frey; sie lebten nur und stunden,
Fest, wie ein ewiger Pallast.
Sie jauchzen diesen Tag, und trotzen auch noch morgen,
Sind nicht, was andre sind, die Beute finstrer Sorgen,
Sind nicht unglücklich und verhaßt.

Das stärket ihren Trotz, daß ihn nicht Strafen rächen,
Sie legen unverschämt den jauchzenden Verbrechen
Selbst deinen Schmuck, o Tugend, an!
Phantastisch blähn sie sich, ihr Geist ist aufgeschwollen,
Gleichwie ein fetter Wanst, sie freveln, was sie wollen,
Und was sie thun, ist wohlgethan.

Durch ihren Uebermuth muß alles untergehen.
Sie reden nie, daß sie mit Recht und Tugend schmähen.
Der Sünder lästert hoch daher.
Ein Wort soll, wenn ers spricht, ein Wort vom Himmel werden,
Als wär er Göttern gleich; was er sagt, gilt auf Erden,
Denn wer ist mächtiger als er?

Der Pöbel, der nichts weiß, ein tiefer Sklav vom
Glücke,
Sieht über ihm allein der Sonne heitre Blicke,
Und gafft nach seiner stolzen Ruh.
Er sieht nicht über ihm die fernen Wetter hangen,
Und strömet ihm betäubt, durch seinen Pomp ge-
fangen,
Gleich ausgegossnen Wassern zu.

Was? Soll Gott, sagen sie, nach jenen Frommen
fragen,
Soll eine Vorsicht seyn? Er schweigt ja, wenn sie klagen;
Ist einer wohl den Frevlern gleich?
Ja, siehe, da sind sie, die die Gesetze schmähen;
Was achtet dieses Gott? Das Glück geht, wo sie
gehen.
Sie jauchzen ewig und sind reich.

So soll das, daß mein Herz dem Laster wider-
strebet
Und sich in Unschuld wäscht, und frey vom Tadel
lebet,
Das alles soll vergebens seyn?
Kein Tag entfliehet mir; ich bin voll Gram und Sorgen,
Und wenn er dann entflohn, so seh ich jeden Morgen,
Daß meine Strafen sich erneun.

Wenn Frevler glücklich sind, was können Fromme hoffen?
Das hört ich, und mein Mund stund schon den Klagen offen;
Ich hätte fast, wie sie, gesagt!
Doch sieh; ich zwang mich noch; ich hätte deine Kinder,
Von denen keiner nie beglückt war, wie die Sünder,
Der Thorheit damit angeklagt.

Ich sann und wollte gern der Vorsicht Wege wissen:
Vergebens! Ich sah nichts in ihren Finsternissen.
Mein Auge sah und war nicht frey;
Bis ich im Heiligthum mein schwaches Auge stärkte,
Und mich Gott lehren ließ, dann Licht empfieng, und merkte,
Was jedes Frevlers Ende sey.

Du setzest ihn, o Gott, auf ungewisse Höhen,
Und schaffest neben ihm, wo seine Füsse gehen,
Den Abgrund, wo er liegen soll.
Er fällt; du brichst den Baum, den du, Gott, aufgerichtet,
Und dann ist er dahin; wie schnell ist er vernichtet!
Sein Untergang ist schreckenvoll!

Wie, wenn des Schlafs Betrug den Bettler glücklich machet,
Und ihn auf Thronen pflanzt; er herrschet; er erwachet,
Und Traum und Königreich vergeht.
Der stolze Sünder träumt; das Volk träumt auch, fällt nieder
Und ehrt den falschen Gott; Herr, du weckst beyde wieder,
Und dieser Götze wird verschmäht.

Und dennoch soll ich nichts von deinem Rathe wissen.
Das quälet mich, mein Gott, mein Innres ist zerrissen,
Und Leid und Gram frißt mein Gebein.
Des Spötters kühner Hohn hat meinen Zorn entflammet,
Ich bin ein Thor vor ihm, und er hat mich verdammet,
Unwissend, wie ein Thier, zu seyn.

Und wenn mich auch ihr Spott in tiefre Schande brächte,
So bleib ich doch an dir; du fassest meine Rechte
Und führest mich durch deinen Rath.
Ich weiß, daß ich durch dich genug verherrlicht werde,
Und ich verachte gern den Himmel und die Erde,
Wenn meine Seele dich nur hat.

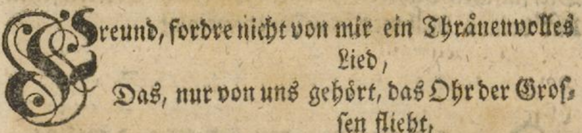
Ver-

Verschmachteten auch, Herr, mein Leib und meine Seele;
Dir ist es ja bewußt, wenn ich mich gräm und quäle,
Du, meiner Seele Gott, bleibst mein.
Du bist mein Trost und Theil; sie werden untergehen,
Die, falschen Buhlern gleich, nach andern Göttern sehen
Und deines Nahmens Ruhm entweihn!

Du wachest endlich auf; du siehst das Glück der Sünder
Und deiner Frommen Leid; dann bleiben deine Kinder,
Und ihre Feinde sind dahin.
Herr, das ist meine Lust, daß ich zu dir mich halte,
Zu dir voll Zuversicht die reinen Hände falte,
Und deiner Thaten Herold bin!



Schreiben
an
Herrn K†††k.



Freund, fordre nicht von mir ein Thränenvolles Lied,
Das, nur von uns gehört, das Ohr der Grossen flieht,
Um das Panegyristen lärmen.
Was säng ich dir so gern, als meinen ewgen Schmerz,
Der deinem Schmerzen gleicht, und mein zerrißnes Herz,
In dem sich Lieb und Freundschaft härmen?
Doch klagend klimmt man itzt nicht den Parnaß hinan.
Mein Freund, der ist allein den Schmeichlern unterthan,
Und hört kein Lied von Freundschaft an.

Singst du denn darum nur, damit dich niemand hört,
Wo bleibt dein Ruhm, wenn ihn kein Hof mit Beyfall ehrt,
Und dich kein Junker um sich leidet?
Den Flaccus hört August, auch eh er ihn noch pries,
Und jeder, dem sein Lob die Ewigkeit verhieß,
Ward von des Kaysers Stolz beneidet.
Er zittert, wenn das Lob des Hofes ihn betäubt,
Und glaubt nicht, daß der Ruf von seinen Thaten bleibt,
Wofern Horaz nicht an ihn schreibt.

Es fehlt auch unsrer Zeit kein Herrscher, wie August.
Doch, Freund, die finden nur in großen Thaten Lust,
Und werden nie dein Lob begehren.
Von ihrem Thron, um den geübtre Kenner stehn,
Wird nie ihr Aug herab auf unsre Schlegel sehn,
Und wenn sie mehr, als Flaccus, wären.
Sie singen; keiner hörts, und fragt, wer ist denn der?
August hätt es gefragt; doch so gemein, wie er,
Macht sich bey uns kein Sekretär.

Vergiß denn deine Kunst, lern den Geschmack der Welt,
Der nicht dein eigner ist, und singe, was gefällt;
Gefallen aber Meßiaden?
Versuch ein lehrreich Lob, das man errathen kann,
Fang, eh du dich geübt, bey reichen Bürgern an,
Und wage dich zuletzt an Gnaden.
Dein ehrerbietigs Lob wird nicht ihr Stolz verschmähn.
So strenge sind sie nicht! Und wenn sie dich verstehn,
So fehlt gewiß dir kein Mäcen.

Dann zweifelst du nicht mehr, ob man Geschmack besitzt.
Von manches Kenners Huld belehrt und unterstützt,
Wirst du wohl gar an Höfen wohnen.
Was du dann singst, ist nur ein Fest, ein Carnevall,
Bald eine blutge Jagd, bald ein vermummter Ball,
Und bald Illuminationen.
Bleibt dein bewundert Lied auch C** unbekannt,
Und wirft es G** gleich verächtlich aus der Hand;
Bey Hofe hast du doch Verstand!

Schrei-

Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter.

Meine liebste Tochter,

Du erwartest diesen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beyde so viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo sie allein deine Mutter und Versorgerinn seyn wird. Die auszehrende Krankheit, die ich schon so lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eignes Vermuthen so plötzlich überhand genommen, daß ich wohl den letzten Brief an dich schreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, dessen Zärtlichkeit du nicht gekannt hast, und der für mich und dich nur allzufrüh starb. Du weißt es, meine liebste Tochter, wie sehr ich dich allezeit geliebt habe. Du bist das einzige Pfand einer kurzen aber glückseligen Ehe; du allein machst mir eine Stunde schwer, die nach dem Verluste des besten Mannes nichts schreckliches für mich gehabt hätte. Unterdessen erwarte ich sie mit einer Ruhe, welche mir die Hoffnung deiner

Tugend

Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schicksal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter schreiben kann. Ich weiß, daß du weinen wirst; denn ich weine selbst. Wie köstlich sind mir deine Thränen! Sie sind die größte Belohnung meiner Zärtlichkeit, und der Wehmuth, womit ich die Welt verlasse. Ach meine Tochter, wie viel Muth und Standhaftigkeit brauche ich nicht, dieses zu schreiben! Du wirst weinen, und ich wollte, daß du niemals traurig seyn dürftest. Wie bekümmert bin ich nicht, wenn ich an deine Thränen denke, denn ich weiß, daß du die Zärtlichkeit von deinem Vater geerbt hast! Doch ich will suchen so standhaft und stark zu seyn, als mir nur möglich ist, damit ich nur noch einen recht langen Brief an dich schreiben kann. Ich nehme deine Thränen als eine Versicherung mit in das Grab, daß du dich in allen Umständen deines Lebens an dasjenige erinnern wirst, was dir deine sterbende Mutter schrieb. Meine vornehmste Sorge ist allezeit gewesen, daß Unschuld und Religion deine vornehmsten Reizungen seyn möchten. Ich wußte, daß sie allein glückseelig machen, und ich weiß, daß du es seyn wirst, wenn du nur ferner ihren Vorschriften getreu bleibst. Ja, ich kann zufrieden sterben.

Du bist ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu sagen hat, du bist ein junges Frauenzimmer. Was uns bey der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes Glück geben kann, ist allein die Unschuld und Tugend, und wenn wir diese verliehren, ist alles für

uns verlohren. Selbst unsre Reizungen, die uns zu unserm Unglücke gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend selbst, werden ohne sie ein Gegenstand der Verachtung. Die meisten Personen des männlichen Geschlechtes haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; sie verzeihen sich alles, und uns verzeihen sie nichts. Sie verdammen sich selbst nicht, wenn sie wirklich Ausschweifungen begehen, uns verdammen sie schon, wenn sie nur muthmaßen, daß wir sie begehen könnten. Es scheint, daß unser Geschlecht selbst dadurch noch glücklicher sey, als das männliche, weil viele von uns zum wenigsten durch die Furcht vor der äußerlichen Schande von Vergehungen zurückgehalten werden, wenn die Personen des andern Geschlechtes sich, ohne die geringste Scheu vor einer Schande, ihren Ausschweifungen überlassen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverschämtheit! So schnell sie sind, uns zu verurtheilen, so wenig überlegen sie, daß es oft nur ihren Nachstellungen zuzuschreiben ist, wenn eine Person unsers Geschlechtes ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn sie uns am meisten zu verehren scheinen, sind sie unsre größten Feinde. Was haben sie nicht alles erfunden, um uns so weit zu bringen, daß sie uns hassen und verabscheuen können? Lobsprüche, Liebkosungen, Schmeicheleyen, Klagen, Seufzer; kurz die Künste des Lasters sind nicht zu zählen, die es braucht, um uns unsern größten Reichthum zu entwenden. Sie sollten sich selbst alle Mühe geben, uns bey der Tugend zu erhalten, weil uns

die

die Natur für sie erschaffen hat; aber so treiben sie ihre feindseeligen Anfälle auf uns so weit, daß sie uns selbst die Unschuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen lassen wollen. Widerstehe dem Laster, sie werden dich einer übertriebnen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und andrer dir unbekannten Fehler beschuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geschlechtes, und die Umstände, worein uns die Tyranney der Männer gesetzet hat. Wir sind von Natur eitel, oder zum wenigsten sehr zur Eitelkeit geneigt; unsre Eigenliebe merkt bald, daß wir oft mit unserm Gesichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unsrer Geburt an zum Lobe bestimmt sind, ohne daß wir nöthig haben, dasselbe zu verdienen, und darüber vergißt man leicht, daß man durch die Tugend vornehmlich liebenswürdig seyn soll. Man lenket unsern Verstand noch in unsrer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichste Erziehung erhält uns in der Unwissenheit, und die wenigsten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hättest, wenn er dir durch den Tod nicht so früh entrissen worden wäre. Wenn eine Person von dem Geschlechte, vor dem du dich so sehr zu fürchten hast, Verdienste erlangt, so ist das Wunder so groß nicht. Es ist so schwer nicht, Verdienste zu haben, wenn man Verstand haben darf. Das ist aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer, das Bücher liest, durch die es seinen Geist

heiter machen, sein Herz bessern und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, ist darum in den Augen des großen Haufens lächerlich. Darum ermahnte ich dich, meine Tochter, als du noch bey mir warest, so oft, deinen Zuschauer, Aufseher, und andere solche Schriften keinem Menschen sehen zu lassen, und dich niemals zu verrathen, daß du sie läsest. Das andre Geschlecht hat Freunde, oder kann Freunde suchen, und was kann uns in der Treue gegen die Tugend unveränderlicher machen, als die wahre Freundschaft? Wo soll aber ein Frauenzimmer Freunde suchen? Unter dem männlichen Geschlechte? Ich habe dir es oft gesagt, mein Kind, daß es die Welt für ein Verbrechen gegen unsre Tugend ansieht, wenn wir einen Freund haben, der nicht unser declarirter Liebhaber oder Bräutigam ist. Du darfst von deinem Geschlechte vielweniger hoffen, daß du Freundinnen darunter finden werdest. Die gemeine Erziehung gewöhnt uns gar frühzeitig zur Eifersucht gegen einander; man lehrt uns, daß wir andre Frauenzimmer übertreffen, wenn wir schöne sind, oder einen bessern Putz haben, als sie. Die Freundschaft kann also unmöglich mit der Eitelkeit bestehen.

Du bist schön, meine Tochter, und du hast von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich seyn würden, wenn du in den Jahren, wo sich die erste Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehört hättest. Ich sage dir, was dir Schmeichler und Leichtsinnige unzähligemal sagen werden, damit

mit es keinen Eindruck bey dir mache, wenn sie es sagen. Wenn du nur meine Augen, und meine ersterbenden Lippen noch einmal sehen solltest! Man lobte sie auch einmal. Wie würde dich der Anblick wider alle Schmeicheleyen waffnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es ist traurig, meine liebe Tochter, was ich sage, es ist sehr traurig; vielleicht wirst du in deinem Leben keinen Menschen mehr so von der Schönheit reden hören; aber itzt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt und verlassen soll. Du kannst dich freuen, daß du schön bist, so lange du tugendhaft bleibst; denn die Schönheit ist ein Geschenk des Himmels; aber wenn du irgendwo bey einer Person deines Geschlechts eine größre Tugend bemerkst, als die deinige ist, so glaube, daß sie mehr Annehmlichkeiten besitzt, als du. Sie ist schöner, weil sie tugendhafter ist.

Du wirst, wenn du meinen Tod beweint hast, künftig unter deinen Anverwandten und in Gesellschaften erscheinen müssen, und alsdenn werden sich die Gefahren hervorwagen, die sich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirst Frauenzimmer sehen, die ihren einzigen Ruhm darinnen suchen, daß sie von einer Menge falscher Liebhaber umringt werden. Diese Betrüger werden dir vielleicht auch sagen, daß du liebenswürdig bist, weil dein Gesicht jung ist; sie werden dir schmeicheln und dich eitel machen wollen, weil sie eitel sind; sie werden dich versichern, daß sie dich lieben; aber es ist ihre Absicht nur, einen Triumph ihrer Eitelkeit aus dir zu machen, wenn du ihren verrätherischen Schwüren glaubst. Sie werden

suchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts ist gefährlicher für die Tugend, oder welches einerley ist, für die Glückseeligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit den Reizungen ab, und eine Person, die dieses eingebildete Vergnügen nicht verliehren will, verliehrt gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle Jahre durchdauert, sondern muß auch tausend niedrige Künste gebrauchen, das eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung einmal auf. Das schlimmste ist, daß es zu unsrer Zeit nicht genug ist, schön oder artig zu seyn, wenn man ja die eitle Freude verlangt, von einem Schwarme Anbeter bewundert zu werden. Die Welt hat so verderbte Augen, daß sie von der Schönheit nicht gerührt werden, wenn sie nicht durch ein gewisses freches Ansehen belebt wird, das man mit einem ehrlichern Namen Freyheit nennt. Es ist so weit gekommen, daß man sich zum wenigsten schämt, tugendhaft zu seyn, wenn man auch noch durch die Natur, oder die Erziehung zurückgehalten wird, sich dem Laster ohne Bedenken aufzuopfern. Wolltest du ein Mittel zwischen der Tugend und dem Laster treffen, Anbeter haben, ohne deiner Unschuld abtrünnig zu werden, so würde selbst deine Eitelkeit nichts dabey gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß sie ihre Absichten nicht erreichen, verlassen, und doch allezeit die Welt bereden, daß sie dich verließen, weil sie ihres Glückes überdrüssig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die

Welt ungewiß wird, ob man noch jung ist, oder alt wird. Nunmehr ist der Triumph deiner Eitelkeit vorbey; dein Herz hat sich an ein so flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurück, und zugleich kommt der Verdruß darüber, daß es nicht befriedigt werden kann. Allein, wie sollst du den Ungestümen entgehen, welche oft so unverschämt sind, daß sie sich die Strenge, womit ein Frauenzimmer über seine Pflichten wacht, nicht abschrecken lassen? Du darfst dich dafür nicht fürchten, du darfst ihnen auch nicht misfallen wollen. Du darfst sie nicht einmal mit Verachtung bestrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären schon zu viel Ehre für sie; denn du müßtest sie wahrgenommen und ihre Beleidigungen empfunden haben. Du bist sicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willst, und die Eitelkeit solcher eigennützigen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthiget, als wenn man alle die Anstalten nicht merkt, die sie wider unser Herz machen. Das erstemal schreckt sie freylich ein solches Bezeigen nicht; sie halten es für eine angenommene Zerstreuung und für eine heimliche Aufmunterung; sie bilden sich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht sehen möge, damit sie dieselben wiederholen und verdoppeln sollen. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweymal widerlegt wird, so hören sie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht triffst du einige an, die so gar unverschämt sind, daß sie dich offenbar zu beleidigen sich unterfangen. Aber wisse, meine Tochter, daß die

Tugend gewisse Blicke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das frechste Laster zittert. Du hast, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdann Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen ersten Jahren an zur Tugend zu erziehen gesucht, so, daß dir nunmehr solche Blicke im Nothfalle natürlich seyn müssen.

Alles das sage ich nicht, meine liebste Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beyzubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich, sondern nur vorsichtig machen. Nach der Tugend können wir durch nichts glückseeliger werden, als durch eine vernünftige und edle Liebe, und ein Frauenzimmer würde sehr zu beklagen seyn, wenn es sich dazu gar keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tugendhaften Liebe den Genuß so vieler Glückseeligkeiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter halten würde, wenn ich dir dieß Glücke nicht auch wünschte. Ich habe die Zärtlichkeit deines Vaters nur eine kurze Zeit genossen; aber ich hätte das Andenken davon mit dem Besitze aller Reichthümer nicht vertauscht. Ich glaube, daß die Mütter, welche ihre Töchter so sehr vor der Liebe warnen, sehr unverständig handeln; doch vielleicht sind die meisten zu entschuldigen, weil sie in ihrer Liebe unglücklich gewesen sind. Aber, meine Tochter, so groß das Glück ist, auf eine edle und zärtliche Art geliebt zu werden, mit einem getreuen und großmüthigen Gefährten des Lebens vereinigt zu seyn, der dich liebt, weil er dich hochachtet, der dir sein Herz giebt, nicht sowohl darum, weil du einige Reizungen besitzest,

sondern

sondern weil du tugendhaft und unschuldig bist; so selten ist dieses Glücke auch. Das kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth unter dem männlichen Geschlechte so seltne Tugenden sind. Man liebt und heyrathet in der Welt, nicht um die Freuden zu erlangen, welche aus einer gemeinschaftlichen Freundschaft, Gutherzigkeit, Dienstfertigkeit und Großmuth und Zärtlichkeit herfließen; man schließt Ehen, um reicher oder vornehmer zu werden, als man ist. Aber das sind die Güter nicht, die du in einer glücklichen Ehe suchen sollst. Die wahre Glückseeligkeit liebt die Stille, und haßt das Geräusche. Die Tugend hat alles, was sie sich wünschen kann, wenn sie sich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden sich Personen finden, welche sich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, bist du in der größten Gefahr. Laß dein Herz ja von keinem äußerlichen Scheine verführt werden, und sage es dir immer vor, daß du nicht glücklich seyn kannst, wenn du nichts mehr als eine reiche oder wohlgekleidete Sklavinn wirst. Wenn du in solchen Umständen einen Rath verlangst, so verlange ihn niemals von deinen Augen, sondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht schwer werden. Gieb dein Herz demjenigen, welchen du wegen seiner eigenthümlichen Vollkommenheiten vor andern am höchsten schätzest, und das wird allezeit derjenige seyn, der dir die sichersten und zuverlässigsten Proben giebt, daß er an dir deine eigenthümlichen Verdienste am meisten hochachtet und liebt. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen

hat, wird es auch gewiß zu erhalten wissen, und eine wahre Zärtlichkeit ist so unerschöpflich an Freuden, daß ihre Menge, Veränderung und Mannichfaltigkeit den Ueberdruß gewiß entfernen wird, welcher so viele unglücklichen Ehen begleitet.

Sollte dir der Himmel das Glück aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtschaffenen Mannes zu seyn, so hast du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine so glückseelige Mutter zu werden, als ich bin. Das kannst du aber nicht werden, ohne die Pflichten auszuüben, die ich, so viel mir möglich gewesen ist, allezeit zu erfüllen gesucht habe. Wann man Freude an seinen Kindern sehen will, so muß man ihre Mutter, und nicht ihre Tyranninn seyn. Das ist nicht genug, wenn sie wissen, daß du sie unter deinem Herzen getragen hast; das mußt du noch mehr thun und sie überreden, daß du sie liebst, ohne ihnen zu schmeicheln. Diese Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Ansehen, das du über sie behauptest, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, sondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem Besten ansehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machst, indem du sie unterrichtest, so wird das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erweckt, ihnen sehr bald die Lehren selbst anmuthig machen. Du wirst sie ohne Ungeduld und ohne die Lebhaftigkeit des Temperamentes bestrafen, die sich in die Verweise und Bestrafungen so vieler Aeltern mischen, und sie dadurch so schädlich machen, daß sie, anstatt

einen Fehler auszurotten, durch das böse Beyspiel, das sie geben, zehn andre noch größre Fehler in ihren Kindern hervorbringen. Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Aeltern haben, macht, daß sich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die sich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe ist, in dem Innersten ihrer Herzen so lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig sind. Wenn sie es wissen und empfinden, daß sie geliebt werden, so scheuen sie sich, Fehler zu begehen, weil sie sich fürchten, liebreiche Aeltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Gesichte verlieren, und das wird ihr eignes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit sich selbst zufrieden seyn, wenn man es ihnen sagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden seyn kann. Das sind nicht die gewöhnlichsten Grundsätze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch war, hat mich nach denselben erzogen, und er ertheilte mir vor seinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert stürbe. Wie freue ich mich, meine liebste Tochter, daß der Nutzen dieser Vorschriften durch die Erfahrung an dir bis hieher bestätigt worden ist! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht versagen, deinem Gehorsame und deiner Liebe zu mir dieses letzte Lob zu geben. Dieser fröliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigsten nicht so schwer und schrecklich, als es mir sonst gewesen seyn würde.

Du wirst tausend Thränen vergießen, meine zärtliche Tochter, und ach! wie viel hat sich mein

Herz

Herz nicht Gewalt anthun müssen, alles dieses zu schreiben! Mein Leben ist nach dem Absterben des zärtlichsten Mannes nichts als ein langwieriger Tod gewesen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetrocknet hat, hat mir nicht einmal den Genuß der unschuldigen Ergetzlichkeiten dieses Lebens zugelassen. Ich habe kein andres Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und seitdem du in dem Hause unsrer großmüthigen Freundinn bist, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen, und vergehen, du wirst alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion selbst in den Augen der Welt deine verlohrnen Reizungen ersetzen, wenn du diese beyden Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter herüber gebracht hast. Die meisten deines Geschlechtes bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe schmeicheln; sich anzukleiden und wieder umzukleiden, Besuche zu geben, und anzunehmen, Moden zu erfinden und erfundne zu beurtheilen; das sind alle ihre Beschäfftigungen. Zwölf Jahre spielten sie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreyßig Jahre spielen sie mit sich selbst. So lange die Jugend währt, können sie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil sie alle diese Beschäfftigungen nur vornehmen, um gesehen zu werden. Wenn aber diese Zeit vorbey ist, wenn man sie nicht mehr sieht, oder nicht mehr sehen will, wenn man sie verlacht, daß sie sich lange am Putztische verweilen und die Gesellschaften noch aufmerksam auf sich

machen

machen wollen, so verändert ihre Eitelkeit den Gegenstand, und will nunmehr aus Verdruß, daß sie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das ist aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann. Du hast mich geliebt, meine liebste Tochter, und deine Liebe giebt mir die gewisse Hoffnung, daß meine Lehren beständig in deinem Gedächtnisse bleiben werden. Ich darf dich nicht bitten, zu mir zu eilen. Vielleicht giebt mir der Himmel den Trost, daß du mit deinen Händen meine brechenden Augen zudrücken kannst. Ich habe an deine theure Tante einen Brief beygelegt, worinnen ich sie ersuche, mit dir zu kommen, wenn es ihre Umstände zulassen. Wie sehr liebe ich sie, und mit welcher Zärtlichkeit will ich ihr meine Dankbarkeit für die Liebe bezeigen, die sie dir erweist. Ich beklage mich über die Vorsehung nicht, daß sie mir kein längeres Leben giebt; aber ich werde ihr noch ein Glück mehr zu danken haben, wenn er mir mein Leben noch so lange fristet, bis ich dich, meine liebste Tochter, und unsre großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle fast daran; allein wenn ich auch eher sterbe, so sterbe ich doch mit der Zuversicht, daß meine Tochter nicht unglücklich seyn kann, weil der Himmel den Gehorsam und die Liebe der Kinder allezeit belohnt hat. Ich seegne dich vielleicht zum letztenmale und bin auch im Tode

Deine zärtliche Mutter

S.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Ode an Daphnen.

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein, wie Staub,
Lange zerstreut ist, wenn du, mein Auge, nun
Ueber das Schicksal meines Lebens
Ausgeweint hast, und gebrochen zufällst,

Und stillanbetend nach dem Olympus hin
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meinen jungen Thränen,
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Entweder aus ist, oder von wenigen
In jene Welt hinübergerettet wird;
Wenn du alsdann, o meine Daphne,
Lang auch schon todt bist, wenn deiner Augen

Stillheitres Lächeln, und ihr beredter Geist
Nun ausgelöscht ist, wenn du, unangemerkt
Dem Pöbel, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast;

Werther des Nachruhms, als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen Glückseeligern,
Als mich, geliebt hast, laß den Stolz mir!
Einen Glückseeligern, doch nicht Edlern!

Dann

Dann wird ein Tag seyn, dann werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, dann wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest!

Dann wägt, die Wage des Gerichts in der Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich!
Was in der Dinge Lauf itzt misklingt,
Tönt dann in ewigen Harmonien!

Wenn du dann da stehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil ich zu dir! warte nicht, bis mich erst
Ein Seraph bey der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, von mir getreu umarmt,
Mit zu dir eilen, dann will ich thränenvoll,
Voll süsser Thränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Nahmen nennen,

Und dich umarmen! Ach dann, o Ewigkeit!
Bist du ganz unser! Kommt, unbesingbare,
Kommt, unaussprechlichsüsse Freuden!
So unaussprechlich, als itzt mein Schmerz ist!

Fließt unterdessen, fließt, melancholische
Stunden, vorüber! Keine von Thränen leer!
Keine der bangen schwermuthsvollen
Zärtlichkeit leer! Und umwölkt, und dunckel!

I. Ode
an Phyllis.

Nun, Phyllis, weiß ich mein Geschicke,
Das ich zu wissen oft begehrt.
Ich sehs in iedem deiner Blicke,
Mein Herz ist dir nicht liebens werth;
Doch darfst du mich nicht einmal hören?
Ist es ein Schimpf, geliebt zu seyn?
Ich will dich nicht dein Unrecht lehren,
Dein eigen Herz spricht dazu Nein!

Von meiner Neigung hintergangen,
Hofft ich vielleicht zu viel von dir.
Bestrafe mein zu kühn Verlangen,
Dich selbst, dich, Phyllis, wünscht ich mir.
Ich habe mich vielleicht vergessen:
Ich sehs; allein, ich liebte dich.
Ein Herz, das liebt, ist stets vermessen,
Kein Herz, das liebt, verachtet sich.

Und wer liebt mehr, als ich dich liebe?
Selbst C*** liebet kaum so sehr.
Dieß sind nur noch die ersten Triebe;
Sie wachsen noch, und täglich mehr.
Selbst dann werd ich dich lieben müssen,
Wenn auch dein Herz mich hassen kann.
Doch laß mich nur mein Schicksal wissen,
Und höre mich zuvor nur an.

Du

Du darfst mir deinen Zorn nur zeigen,
Um dich von mir ganz zu befreyn.
Ich will auf ewig vor dir schweigen;
Denn ich mag nicht gefürchtet seyn.
Die Hoffnung selbst ist mir nur Plage,
Der noch ein Zweifel widerspricht.
Bleib lieber kalt bey meiner Klage,
Nur, meine Phyllis, flieh mich nicht.

* *

II. Ode an Phyllis.

Dich, Phyllis, dich soll ich nicht lieben?
Gab mir der Himmel dieß Gebot?
Und schuf mir doch, mich zu betrüben,
Neigungen, die er dann verbot?
So mag sich der den Schöpfer denken,
Der, grausam gnug, ein Herz zu kränken,
Sich Gott nur grausam denken kann.
Dein Herz fühlt nur der Menschheit Triebe.
Dir und auch mir, der ich dich liebe,
Ist unser Gott nicht ein Tyrann.

Weswegen gab er deiner Jugend
Zur Schönheit auch Empfindlichkeit,
Ein rein Gemüth, voll früher Tugend,
Voll freundschaftlicher Zärtlichkeit?
Warum nahm mich dein Reiz gefangen?
Warum flößt er mir das Verlangen,
Ein solches Herz zu lieben, ein?
Hat er uns Laster lehren wollen?
Nein, Phyllis, er gebeut, wir sollen,
Ich lieben, du geliebet seyn.

Mehr, als ein flüchtiges Entzücken,
Reißt mich allmächtig hin zu dir.
Nie flog von deinen sanften Blicken
Ein Blick, zu Siegen wild, nach mir.
Und ich, der Schwermuth überlassen,
Gewöhnte mich allein zum Hassen,
Und fand nichts liebenswerth für mich.
Doch konntest du mich überwinden.
Ich fieng erst spät an zu empfinden,
Doch itzt empfand ich ganz für dich.

Mein Auge schloß sich auf, zu sehen,
Voll Tugend standst du vor mir da.
Bewundernd fuhr ich fort zu sehen,
Und glaubte kaum, daß ich dich sah.
Du gabst mir wieder Lust zum Leben.
Mein Herz schwieg nie, dich zu erheben.
Ich ward dein Freund, ja mehr, als der.
Ich folgte gern den süssen Trieben,
Fieng dich unwissend an zu lieben,
Ich sahs, erschrack, und liebte mehr.

Dein Herz, geschaffen nach dem Herzen,
Das ich vom Himmel oft begehrt,
Ist meiner Lieb, und ihrer Schmerzen,
Und ihrer Wünsche mehr, als werth.
Verbeut mir nicht das zu bekennen.
Ich würde nicht gehorchen können;
Ich liebte doch, und wäre dein.
Doch so wirst du auch nicht befehlen.
Du bist zu menschlich, mich zu quälen,
Und kannst, daß man dich liebt, verzeihn.

Wie oft gebot ich mir, zu schweigen,
Und schonte deine Ruh zu sehr!
Doch nimmer dir mein Herz zu zeigen,
Die Heucheley wird mir zu schwer.
Ist diese Schwachheit ein Verbrechen,
So mags der Himmel an mir rächen!
Ihm ist mein Innerstes bekannt.
Selbst dann, wenn du mich auch nicht liebest,
Selbst, wenn du, Phyllis, mich betrübest,
Bereu ichs nicht, daß ichs gestand.

Laß so viel Zärtlichkeit dich rühren,
Und, kannst du es, so liebe mich!
Dein edles Herz soll nichts verlieren;
So billig wünscht kein Mensch, als ich.
Du sollst nichts meinetwegen leiden.
Und muß ja einer von uns beyden,
So will ich unglückseelig seyn.
Kann dich der Himmel glücklich machen,
So mag sein Zorn auf mich erwachen,
Und meine Strafe dich befreyn.

Weißt du ein bessres Herz zu finden,
Als mir für dich der Himmel gab:
So soll mein Glück dich nicht verbinden;
Ich trete dich ihm willig ab.
Vergiß mich unter seinen Küssen.
Nur ich, nur ich will dich vermissen,
Und es allein seyn, den du quälst.
Nur denk, eh sich dein Herz ergiebet,
Noch einmal, daß ich dich geliebet,
Und zittre, Phyllis, eh du wählst!

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

III. Ode
an Phyllis.

Dich, Phyllis, muß mein Herz verehren;
Dir hab ichs hundertmal gesagt.
Willst du auch ein Geständniß hören,
Das sich noch nie vor dich gewagt?
Mein Herz muß mehr, als dich verehren,
Auch wenn dein Herz mirs untersagt.

Du forderst nicht, verehrt zu werden,
Und wirst nur mehr der Ehrfurcht werth.
Dein Auge sinkt beschämt zur Erden,
Und fliehet den, deß Lob dich ehrt.
Allein, um bloß verehrt zu werden,
Dazu bist du zu liebenswerth.

Dich, Phyllis, muß ich ewig lieben,
Vielleicht zu meiner eignen Quaal.
Kann dieß Geständniß dich betrüben:
So hör es itzt das letzte mal.
Ich will dich dennoch ewig lieben,
Auch ungeliebt, auch mir zur Quaal.

* *

Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeisterey.

Eine von den geheimen Künsten der Freygeister, alle Religion zu untergraben, ist diese, daß sie den Schaden, welchen der Aberglaube zu allen Zeiten in dem gemeinen Wesen angerichtet hat, so oft sie nur können, auf das schrecklichste abzubilden, und selbst noch größer zu machen suchen, als er in der That ist. Sie erzählen uns die großen Männer, welche ihr Leben lassen müssen, weil sie sich wider die Vorurtheile des Pöbels aufgelehnt haben, sie reden von den Strömen von Blut, welche der Geist der Verfolgung in allen Religionen vergossen hat, und sie machen ein furchtbares Verzeichniß von den Ländern, die durch ihn verwüstet worden sind. Wie manche Scepter hat der Aberglaube nicht zerbrochen, wie viele Thronen hat er nicht umgestürzt, wie viele rechtmäßige, großmüthige und gütige Monarchen hat er nicht der Wut eines von den Pfaffen aufgewiegelten Pöbels preisgegeben, weil sie vielleicht selbst herrschen und ihre Länder von dem unersättlichen Geize derselben nicht aussaugen lassen wollen! Wenn ist eine Tugend vor ihm sicher gewesen? War es nicht in allen den unglückseeligen Jahrhunderten, wo die Finsterniß des Aberglaubens herrschte, ein Verbrechen, das das Schwerdt oder den Scheiterhaufen verdiente, vernünftig zu seyn? Mit welchem Entsetzen liest man nicht in

der römischen Geschichte, daß die Römer bey dem Einbruche der Gallier, um den Zorn der Götter zu besänftigen, einen Gallier und eine Gallierinn lebendig eingraben ließen? Die ganze Ursache dazu war ein sibyllinisches Orakel, daß die Gallier einmal Rom einnehmen sollten. Und dieses geschah bey einem Volke, das sonst bey allen Gelegenheiten den Vorzug der Menschlichkeit und Güte vor andern Völkern zu behaupten suchte. Sokrates mußte den Giftbecher trinken, aus keiner andern Ursache, als weil er über das Lächerliche in der Religion der Athenienser gespottet hatte. Was für Verfolgungen zwischen den Athanasianern und Eusebianern, zwischen den Bilderstürmern und Bilderanbetern, zwischen denen, welche den Kelch für die Layen verlangten, und denen, welche ihn den Layen versagten! Wo ist eine Secte, welche die andre nicht verfolgt hat? Man darf in den Schriften der Feinde der Religion nur wenig gelesen haben, so wird man wissen, daß dieses Vorwürfe sind, welche feine Freydenker nur dem Aberglauben und einem blinden Eifer desselben zu machen scheinen, mit welchen sie aber überhaupt alle Religion verdächtig zu machen suchen. Sie begehen den Fehler, den Aberglauben und einen blinden Eifer für eine Religion mit der Religion selbst zu vermengen, und sie begehen ihn mit Fleiß, damit es nicht das Ansehen haben soll, als wenn sie die Religion offenbar angriffen. Sie haben aber zugleich auch die Absicht, die Unverständigen zu verführen, daß sie auch beydes mit einander vermengen, und mit dem Aberglauben zugleich die

Religion

Religion hassen sollen. Damit sie diese Absicht desto leichter erreichen mögen, so machen sie sehr einnehmende und reizende Abbildungen von einer Republik, in welcher eine allgemeine Freyheit zu denken herrschte, wo einem jeden ohne alle Einschränkung erlaubt wäre, zu glauben, was er wollte, und zu lehren, was er wollte. Man behauptet, daß eine solche Republik von allem dem Unheile befreyt seyn würde, welches der Aberglaube und der unvernünftige Eifer für diese oder jene Religion nach sich zieht. Diese Laster sind beyde solche Ungeheuer, daß man sich für einen offenbaren Feind des menschlichen Geschlechtes erklärte, wenn man sie vertheidigen wollte. Allein die Freygeisterey ist ein eben so großes Ungeheuer, und man ist ein eben so großer Feind der Menschen, wenn man behauptet, daß man in einer Republik voll Freygeister glücklicher seyn würde, als in einer Republik voll Abergläubischen.

Wenn die Freydenker einen Abergläubischen mit demjenigen, welchen sie eine uneingeschränkte Freyheit zu denken und zu lehren verstatten, vergleichen, um diesem vor jenem den Vorzug zu geben, so häufen sie bey jenem alle Eigenschaften zusammen, die nicht nothwendig allezeit mit dem Charakter eines Abergläubischen verbunden sind, und entwerfen dagegen das Bild eines Freygeistes, bey dem die Ungebundenheit des Verstandes das Herz noch nicht völlig verderbt hat. Alsdann haben sie recht; dann es ist sicherer, bey einem Spinoza unter einem Dache zu wohnen, als mit einem abergläubischen Braminen, der zugleich grausam ist, in einer Stadt zu seyn. Allein eine sol-

che Vergleichung ist unbillig; man gebe einem Abergläubischen ein edles Herz, eine natürliche Güte und Großmuth; nunmehr wird die Frage seyn, ob der Abergläubische nicht den Spinoza übertreffen wird. Wenn man billig ist, so muß man Pöbel mit Pöbel vergleichen. Man nehme eine Republik voll Menschen, wie sie von Natur sind, und lasse sie abergläubisch seyn; man nehme noch eine Republik voll Menschen, wie sie von Natur sind, und lasse sie Freygeister seyn. Welche Republik wird man mehr zu verfluchen Ursache haben? Ich glaube die letztere. Die Vernunft und die Erfahrung bestätigen, was ich sage.

Der Aberglaube, welcher, an sich betrachtet, nichts als eine übelverstandne Gottesfurcht ist, die durch keine richtige und weise Vernunft regiert wird, kann mit den bürgerlichen Pflichten, ja mit den vornehmsten und größten gesellschaftlichen Tugenden bestehen; ja er macht die Menschen oft noch eifriger in der Ausübung derselben, als wenn sie überhaupt ohne alle Gottesfurcht wären. Der abergläubische Aegypter, der von den Gestirnen bis auf das Crocodill, bis auf das verächtlichste Ungezieser, bis auf das Unkraut herunter alles göttlich verehrte, war großmüthig, getreu, und friedliebend. Der abergläubische Römer, dessen Handlungen durch den Flug der Vögel, durch diese oder jene Beschaffenheit des Eingeweides der Opferthiere regiert wurde, hörte deswegen nicht auf, tapfer, keusch, mäßig, gütig und gerecht zu seyn. Er entsetzte sich, wenn ein Feldherr den Rath der Wahrsager und Zeichendeuter nichts achtete, wenn er sagte, man sollte

die

die heiligen Hüner saufen lassen, wenn sie nicht fressen wollten; unterdessen gehorchte er doch den Befehlen eben dieses Feldherrn, den Feind anzugreifen. Der Freygeist räumt dieses selbst ein, wenn er alle Religion, sie mag vom Aberglauben gereinigt seyn, oder nicht, für eine Erfindung der Politik erklärt, dem gemeinen Volke einen Zaum anzulegen.

So schädlich also der Aberglaube ist, so ist er deswegen doch schon besser, als die Freygeisterey, in so weit ein geringers Uebel besser ist, als ein größers. Die Freygeisterey ist das Gegentheil vom Aberglauben; sie ist ein Mangel der Gottesfurcht, und folglich zernichtet sie alle Tugenden, welche zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes, und der Ruhe in den Gesellschaften unentbehrlich sind. Es sind nicht alle Freygeister offenbare Gottesleugner; allein die meisten werden gewiß wünschen, daß sie es seyn könnten, und wenn einige nicht so weit gehen, so kann man doch behaupten, daß sie entweder keine Empfindung einer wahren Furcht vor einem höchsten Wesen haben, oder sie zum wenigsten bey sich unterdrücken. Denn hätten sie diese Empfindung, so würden sie entweder abergläubisch, oder gar bald Freunde der Religion werden, die sie so heftig bestreiten; eins von beyden würde gewiß erfolgen. So bald man einem jeden Menschen die uneingeschränkte Freyheit giebt, zu glauben, was er will, so werden seine Leidenschaften seine Vernunft seyn. Ein jeder Freygeist insbesondere wird nicht alle Laster und Ausschweifungen zusam-

men begehen; denn es schicken sich nicht alle Laster für eine jede besondre herrschende Leidenschaft; ein jeder wird nach seiner besondern Neigung eine Tugend aus dem Verzeichnisse der Pflichten ausstreichen. Allein alle Freygeister zusammen genommen werden auch alle Laster zusammen begehen. Der wollüstige Freygeist würde nur die Freude haben wollen, das Weib eines andern zu schänden; der Eigennützige würde es für erlaubt halten, einen andern zu plündern, und der ehrgeizige Freygeist würde es für eine glorreiche That ansehen, wenn er einen andern aus seiner Würde herausstoßen, und sich in dieselbe hineindrängen könnte.

Es ist nicht zu leugnen, daß sehr oft durch den Aberglauben das entsetzlichste Unheil in den bürgerlichen Gesellschaften gestiftet worden ist. Der Geist der Verfolgung ist beynahe ein unzertrennlicher Gefährte des Aberglaubens. Er läßt keine Verschiedenheit der Meynungen zu, und ein Abergläubischer will gemeiniglich denjenigen, der es nicht ist, zwingen, abergläubisch zu werden. Daher entspringen die grausamen Verfolgungen, welche die Ruhe und das äußerliche Glück ganzer Länder erschüttern und zu Grunde richten. Allein sind denn die Freygeister sanftmüthiger? Sind sie von dem Geiste der Verfolgung ganz frey? Es hat noch keine Republiken voll Freygeister gegeben; ihre Anzahl ist noch nicht so sehr angewachsen, daß sie hätten Armeen ins Feld stellen können, und diejenigen, die es seyn wollen, sind allzu eigen-

nützig,

nützig, als daß sie es gerne sehen sollten, wenn es alle Menschen wären. Die Absichten, warum sie sich von aller Gottesfurcht frey machen, es mag nun eine vernünftige oder übelverstandne Gottesfurcht seyn, würden eben dadurch zernichtet werden, wenn alle Menschen Freygeister werden sollten. Ob man also gleich die Erfahrung nicht hat, daß sie, als declarirte Freydenker, Könige von Throne gestürzt, oder Kerker für diejenigen erbaut haben, die es nicht seyn wollen, so haben sie es doch an andern Beweisen nicht fehlen lassen, daß sie den Geist der Verfolgung eben so wohl besitzen, als die Abergläubischen. Es ist wahr, daß die Gründe des Abergläubischen, durch die er andre zu seinen Meynungen bringen will, die meiste Zeit Feuer, Schwerdt und Gefängnisse gewesen sind. Diese Gründe giebt ihm der Geist der Verfolgung. Die Freydenker haben andre Gründe, Spöttereyen, Schimpfworte, Lästerungen, die sie ohne Unterschied wider alle ausstoßen, die eine Religion bekennen, oder, wie sie sich in ihrer gelindesten Sprache ausdrücken, abergläubisch sind. Allein giebt ihnen denn die Liebe, die Sanftmuth und der Geist des Friedens diese Gründe? Und sind sie nicht ein Beweis, daß sie nur schimpfen und spotten, weil sie nicht verbrennen und rädern können?

Der blinde Eifer und der Geist der Verfolgung schläft unter den Abergläubischen so lange, als andre, die eine Gesellschaft mit ihnen ausmachen, entweder auch abergläubisch sind, oder den Aberglau-

ben nicht öffentlich misbilligen und verspotten. Er wütet aber desto schrecklicher, wenn er einmal aufgebracht worden ist. Seine Wut wird immer heftiger, wenn sich noch andre Leidenschaften, als die Begierde, dasjenige, was er für göttlich hält, zu vertheidigen, in seinen Eifer mischen, wenn ein beleidigter Hochmuth, oder Eigennutz gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Er überläßt sich alsdann allen Ausschweifungen dieser Leidenschaften ohne Scheu, weil er sich beredet, nicht für sich, sondern für seine Religion und für sein Gewissen zu streiten. Die Gelindigkeit, die Mäßigung und Sanftmuth scheinen ihm in solchen Umständen Verbrechen zu seyn. So bald er nicht mehr gereizt wird, und so bald der Feind seiner Religion vertilgt ist; denn so weit treibt er seine Wut, so wird er wieder ruhig, weil er, wie er glaubt, bloß für die Vertheidigung seiner Religion gewütet hat. Allein in einer Republik voll Freygeister würde niemals Ruhe und Friede seyn. Denn ein jeder streitet für sich selbst und für die Befriedigung seiner Leidenschaften, und die Leidenschaften werden niemals befriedigt, wenn sie ihre völlige Freyheit haben. Der Aberglaube ist ein wildes Thier, das in Hölen eingesperret ist; es verschont seine Wärter, und zerreißt nur diejenigen, die in seine Höle brechen, und es darinnen reizen. Der Freygeist ist das wilde grimmige Thier in seiner Freyheit, das alles anfällt und zerreißt, was ihm begegnet.

Sokrates wurde ein Opfer des Aberglaubens. Ich glaube, daß er ein Opfer der Freygeisterey war. Seine Ankläger waren lasterhafte Bösewichter; er bestrafte sie. Sie beschuldigten ihn, daß er der Götter spottete, weil er ihrer spottete. Sie waren so wenig abergläubisch als er, und lachten im Herzen über die Religion der Athenienser mehr als er; allein es war ihr Vortheil, sich anzustellen, als ob sie Religion hätten, weil sie sich gern von dem befreyt wissen wollten, der sie nicht ruhig nach den Grundsätzen der Freygeisterey leben ließ.

In der römischen Republik waren in der That die Zeiten die glücklichsten, wo der Aberglaube noch über alle, sowohl über die Großen als über den Pöbel, herrschte. Es kamen Zeiten, wo der gemeine Haufe abergläubisch blieb, diejenigen aber, welche über das Volk die Herrschaft hatten, heimliche Freygeister wurden, die Religion verlachten, und der Götter spotteten. Sie erklären sich aber nicht öffentlich wider den Götzendienst selbst, weil er ihnen dienen konnte, ihre hochmüthigen oder eigennützigen Absichten unter dem Vorwande der Religion besser auszuführen. Wenn der Aberglaube eines Volkes zu einer gewissen Höhe gekommen, und mit Thorheiten über Thorheiten vermehrt worden ist, so fangen die Klügsten darunter an, die Ungereimtheit desselben einzusehen, und da die andern zu viel glauben, so glauben sie nichts. So entstehen die ersten Freygeister. Als es in Rom auch so gieng, so fiengen sich die unglücklichen Zeiten dieser Republik an, und das ist das gewöhnliche

Schick-

Schicksal aller abergläubischen Völker gewesen. Die meisten Priester des Aberglaubens, die ihn am sorgfältigsten unter dem großen Haufen zu bestärken suchten, waren weit davon entfernt, abergläubisch zu seyn; sie waren Freygeister; allein es war ihr Vortheil nicht, daß andre eben so wenig glaubten, als sie.

In welchen Zeiten sind die Folgen des Aberglaubens schrecklicher gewesen, als in den finstern Jahrhunderten, da die ganze Erde unter der Tyranney der römischen Bischöfe seufzte? Man müßte die Geschichte dieser Bischöfe nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß sie aus Hochachtung für ihre Crucifixe, ihre Agnusdei, ihre heiligen Gebeine und andre Reliquien so viele Länder des Eides der Treue gegen ihre rechtmäßigen Beherrscher erlassen, so viele Monarchen von ihren Thronen gestürzt, so viele Ketzergefängnisse erbaut, so viele Scheiterhaufen angezündet haben. Sie waren nicht abergläubisch. Diejenigen, welche den meisten Schaden anrichteten, hielten unstreitig die ganze christliche Religion für eine Fabel; allein diese Fabel, wofür sie sie zum wenigsten ihrer Aufführung nach hielten, hatte ihnen seit undenklichen Zeiten so viel eingebracht, daß sie höchst unzufrieden damit gewesen seyn würden, wenn sie von der ganzen Welt dafür gehalten worden wäre. Der Aberglaube des Pöbels war freylich an dem großen Unheile schuld, das sie stifteten; denn sie hätten es ohne ihn nicht stiften können. Allein er war doch nur das Werkzeug der Freygeisterey.

Wie mancher fette Mönch glaubt von seinem Fegfeuer und allen abergläubischen Lehren und Gebräuchen seiner Kirche nichts, und spottet wohl gar mit andern Mönchen über die ganze Religion? Wenn er nun einer reichen Betschwester hundert Messen für ihre Seele zu lesen verspricht, damit sie sein Kloster zum Erben in ihrem Testamente einsetzen soll, thut er das als ein Abergläubischer, oder als ein Freygeist?

Aus allen diesen Anmerkungen folgt ganz ungezwungen, daß ein Land, wo ein allgemeiner Aberglaube sich der Gemüther bemächtigt hat, gewiß unglücklich und bedaurenswürdig ist, ein Land, aber wo alle Einwohner Freygeister wären, noch weit unglücklicher und bedaurenswürdiger seyn müßte. Allein wie glücklich wäre eine Republik, deren Mitglieder alle den Vorschriften der Religion folgten, die uns lehrt, daß die Liebe und Sanftmuth die größten Zierden des Menschen sind, daß wir einer mit den Schwachheiten des andern Mitleiden haben, die falschen Meynungen nicht mit Feuer und Schwerdt, sondern durch vernünftige Gründe widerlegen, und die Irrenden nicht mit Zwang und gewaffneter Hand, sondern durch Leutseeligkeit und Großmuth zur Wahrheit zurück bringen sollen! Die Religion ist da; allein wo ist die nach ihren Vorschriften eingerichtete Republik?

Das

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Das Privilegium.

Ihr Brüder, zankt nicht mit den Thoren,
Sie haben einen Eid geschworen;
Den halten sie, und bleiben dumm.
Sie werden euren Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zufrieden.
Das ist ihr Privilegium.

Ein ieder Mensch hat seine Freude,
Und denkt wohl, daß man ihn beneide;
Der Thor denkts auch, denn er ist dumm.
Wollt ihr ihm seine Freude nehmen?
Soll er sich seiner Weise schämen?
Er hat sein Privilegium.

Zwingt Narren nicht euch hoch zu achten,
Sie sind befugt, euch zu verachten;
Denn ihr seyd klug, und sie sind dumm.
Die Herren wissen auch zu leben,
Und loben die, die sie erheben.
Das ist ihr Privilegium.

So oft ihr Gecken kommen sehet:
So weichet aus, bückt euch, und gehet;
Sie weichen nicht, denn sie sind dumm.
Könnt ihr von Narren das begehren?
Ja, wenn sie keine Narren wären!
Das ist ihr Privilegium.

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren:
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Bessern ist nicht meine Sache.
Ich laß sie Narren seyn, und lache,
Das ist mein Privilegium.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der kluge Hund.

Ein Rath, der oft nach Hofe gehen mußte,
Weil man zur Zeit, da dieß geschah,
Nur selten eine Sänfte sah,
Von Kutschen aber fast nichts wußte,
Ein Rath also, der oft nach Hofe gehen mußte,
Nahm stets sein treues Hündchen mit.
Es hieß Fidel. Fidel verließ ihn keinen Schritt,
Und scheute sich, an seines Gönners Seiten,
Vor keinem fremden Hund und keinen fremden Leuten.
Er lief mit ihm, als müßt es seyn,
So gar aufs Schloß, und überall hinein.

Bey iedem Hofhund wohlgelitten,
Mischt er sich stets in ihre Kurzweil ein,
Und glaubte selbst ein Hofhund mit zu seyn.
Es fehlten ihm auch nicht des Hofes gute Sitten.
Nur macht er sich zu bald vertraulich und gemein,
Und lief stets fort, wo sich zween Hunde stritten,
Doch wo er welche schäckern sah,
Da war er augenblicklich da,
Und ließ sich nicht erst lange bitten.

Jedoch der Großen Gunst, des Höflings Herrlichkeit
Währt stets nur eine kurze Zeit.
Fidel erfuhrs. Als er nichts minder dachte,
Und mit gewohnter Munterkeit
Die Aufwartung bey Hofe machte,
Erwachet auf einmal der andern Hunde Neid.
Wir, schreyen sie, aus einem Munde,
Wir sind doch herzogliche Hunde,
Und der nur ein gemeiner Hund.
Kurz, als Fidel, der noch nicht ihren Haß entdeckte,
Sich noch, so gut er es verstund,
Und wie er sonst gethan, vertraut mit ihnen neckte,
Dem auf dem Rücken sprang, und freundlich ihn erschreckte,
Den andern aus dem Schlafe weckte,
Den sanft im Nacken biß, den wieder anders neckte:
So fallen auf einmal die andern auf ihn her.
Fidel meynt, es sey Scherz, setzt sich zur Gegenwehr,
Und reizet sie dadurch nur mehr.
Denn als ein kluger Hund hätt er das leiden müssen.
Doch so ward er nur desto mehr gebissen,
Und endlich zwangen sie ihn gar, davon zu fliehn.
Denn alle Hunde bissen ihn.

Bald muß sein Herr nach Hofe wieder gehn.
Fidel läuft mit; doch nur bis an die Brücke.
Hier bleibt er ganz bedächtig stehn,
Und, als er seinem Herrn mitleidig nachgesehn,
Läuft er den Augenblick zurücke.
So oft sein Herr nachher nach Hofe gieng,
So lief das kluggewordne Ding
Nie weiter mit, als nur bis an die Brücke.

Mein

Mein Hündchen, du beschämest mich,
Sprach drauf sein Herr, kaum einmal hat man dich
Bey Hofe nicht zu wohl empfangen,
So läßt du dich nicht wieder fangen.
Wie oftmals ist es mir viel schlimmer noch ergangen!
Man weis es wohl, der Hof ist wunderlich,
Und wen er heut erhebt, den trit er morgen nieder.
Ich sollte thun, wie du, mein Hündchen; aber ich,
Ich guter Narr komm immer wieder.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Andreas Baccius, an den Herrn D. O**e.

Du bist ein Arzt, mein Freund, die Würd ist gar nicht klein,
Und ich begreife leicht, daß viel dazu gehöre,
Ein recht geschickter Arzt zu seyn.
Schränkt dieser Titel denn nicht deinen Ehrgeiz ein?
Ist es dir noch zu wenig Ehre,
Nur ein geschickter Arzt zu seyn?
Willst du noch Tag und Nacht bey klugen Büchern wachen,
Und Anspruch auf Geschmack, auf Witz und Freundschaft machen?
Freund, das ist dir nicht zu verzeihn.
Laß diese Kleinigkeit den witzgen Köpfen über.
Damit vertreibest du kein Fieber,
Das bringt dir keinen Groschen ein.

Was kannst du wohl davon beym Krankenbett erzählen?
Du würdest nur damit den Patienten quälen.
Und kurz, gedenk an mich, ich will dirs prophezeyn,
Dein Witz und dein Geschmack wird dir noch schädlich
seyn.

Nur eins vor dießmal anzuführen,
Denkst du nur Kluge zu curiren?
Freund, wo bekämst du denn die Patienten her?
Du hättest nichts zu thun, und Muße zum Studiren;
Allein, dabey würd auch dein Ansehn viel verlieren.
Der schlechtste Charlatan verdiente zehnmal mehr.
Du wirst also auch Narren helfen müssen.
Was meynst du, ist das keine Last?
Wie sehr sind sie dir nicht verhaßt?
Du machst gewiß dir ein Gewissen,
So oft du einen nur vom Tod errettet hast.
Was willst du thun? Du könntest sie vergeben.
Doch das ist wider eure Pflicht.
Und also fristest du ihr Leben?
Doch dauret dich die Welt denn nicht?
Kurz, es ist hier nicht leicht zu wählen,
Und du bist in Gefahr, wofern ich rathen kann,
Zu thun, was jener Arzt mit minderm Recht gethan,
Wenn du es hören willst: so will ich dirs erzählen.

Andreas Baccius, vielleicht kennst du den Mann,
War ein geschickter Arzt und hatte wenig Kunden.
Denn er war zu gewissen Stunden
Ein wenig wunderlich. Kein Mensch ist stets sich gleich,
Zudem war er vielleicht von Jugend auf nicht reich.

Einmal,

Einmal, als gleich bey ihm die bösen Stunden
waren,
Rief man ihn auch zu einer Frau bey Jahren.
Er kam, und als ein Arzt, der seine Kunst verstand,
Pflanzt er der Alten gegen über
Sich auf den Lehnstuhl hin, griff mit gewärmter Hand
Nach ihrem Puls, und, wie er fand,
So lag die gute Frau im Fieber.
Er schüttelt seinen Kopf. Nun, meine liebe Frau,
Sprach er, wie alt seyd ihr? doch sagt es mir genau.
Ihr seyd ja, wie ich seh, schon grau,
Herr Doctor, sprach die fromme Frau,
Ich bin, wie sie mich sehn, gottlob mit Ehren grau,
Und drey und sechzig Jahr, und sieben Wochen drüber.

Was? schreyt der Arzt, und wirft der Kranken
Hand zurücke,
Was? ihr seyd schon so alt, und wollt doch noch
nicht sterben?
Sterbt, meine gute Frau, sterbt diesen Augenblick.
Es wird nicht viel mit euch verderben;
Ihr habt genug gelebt, das glaubt mir auf mein Wort.
Er sprichts, springt auf, und eilet fort.

Der Doctor, wie mich dünkt, urtheilte sehr ver=
wegen,
So gut, als es ein blosser Arzt verstand.
Ihr ward also von ihm nur blos des Alters wegen
Das Todesurtheil zuerkannt?
Freund, wollt ein Kranker dir das Urtheil überlassen,
Ob er des Lebens würdig sey;
Das Alter würdest du dich nicht bewegen lassen,
Ein Todesurtheil abzufassen.

Doch damit käm er noch nicht frey.
Du würdest dennoch mehr ermorden,
Als alle, die bisher vor dir
In deiner Facultät für Geld zum Doctor worden.
Du fragtest nicht, wie alt seyd ihr?
Habt ihr Verdienste? würdst du fragen,
Und wohl zu manchem Herrn, der noch sehr jung ist,
sagen:
Herr Hofrath, Herr Baron, Herr Doctor, und so fort,
Ihr seyd so wenig nütz, und wollt doch noch nicht
sterben?
Sterbt, sterbt getrost! An euch wird nichts verderben!
Ihr lebt schon lange gnug; das glaubt mir auf mein
Wort.

Mein Freund, wenn alle sterben müßten,
Die nicht der Welt zu dienen wüßten:
So möcht ich doch die Ueberbliebnen sehn!
Die halbe Welt würd untergehn.

❀ ✳ ❀ ✳ ❀ ✳ ❀ ✳ ❀ ✳ ❀ ✳ ❀ ✳ ❀

Das Kind, der Küster, und die Mutter.

An einem Fluß spielt einst ein muntrer Bauer-
knabe.
Vorsichtig war er eben nicht.
Die Vorsicht, wie man weis, ist nicht der
Kinder Gabe,
Da sie auch Männern oft gebricht.

Zudem

Zudem war Fritz was wild, und hatte Lust zu rennen,
Er rannt und sprang, und eh er sichs versah,
Kam er dem Wasser gar zu nah.
Hätt er denn nicht vom Wasser bleiben können?
Ja wohl; doch er thats nicht, und fiel so gar hinein,
Und fieng erbärmlich an zu schreyn.
Ohn einen Zweig, den er in seiner Angst umfaßte,
Würd er sogleich ertrunken seyn.
Und doch hatt er auch itzt Ursache gnug zu schreyn.
Sein ganzes Leben hieng an einem Weidenaste.

Gleich kam von ungefähr der Küster an den Ort.
Sieh da! rief er, das hast du haben wollen!
Der Henker mag euch hüten sollen!
Bey euch hilft doch kein gut, kein böses Wort!
Da seht ihr, was ihr uns für Noth macht, was für Sorgen!
Man predigt mit Verdruß euch ganze Tage lang,
Man prügelt sich auf euch fast krank,
Und denkt, hilfts heute nicht, wer weiß? vielleicht hilfts morgen!
Und endlich ist doch dieß der Dank.
Ihr wißt von nichts, als nur von Rennen u. von Raufen.
Hab ich dich nicht gewarnt, du böses, böses Kind,
Nicht stets den ganzen Tag so wild herumzulaufen?
Doch damals redt ich in den Wind;
Da siehst du, was die Früchte sind.
Ich ärgre mich. = = = Gieb Acht, du, Bube, wirst ersaufen!

Er schilt noch, u. geht fort. Des Knaben laut Geschrey
Dringt nicht ins Herz des tauben Alten.
Itzt kömmt die Mutter auch herbey.
Die wird ihm auch noch eine Predigt halten.

Was thut sie? Sie erschrickt, eilt zitternd an den
Strand,
Reicht ihrem Sohn die mütterliche Hand,
Und zieht ihn glücklich an das Land.

Mich dünkt, die Mutter war gescheidt.
Was konnte sie doch itzt von allen Lehren hoffen?
Und hätte sie ihn noch so hart bedräut,
Ja auch den Küster selbst im Schelten übertroffen;
Hätt es geholffen? Nichts! Der Knabe wär ersoffen,
Und was der Küster ihm so lehrreich prophezeyht,
Das wäre dann unfehlbar eingetroffen.

Nun? ruft hierbey ein stolzer Moralist,
Da seh man nur, was es mit euch Poeten ist!
Ihr seyd doch recht gemacht, die Leute zu bethören.
Man liest, und liest, und denkt oft Wunder, was man liest,
Und wenn wir denn das Ende hören,
So ist es doch nichts auf der Welt,
Nichts, als ein Kind, das in das Wasser fällt,
Und sich an einem Baume hält.
Geschieht denn das nicht alle Tage?

Ja, ja, Herr Moralist, das räum ich alles ein.
Es soll auch alles, was ich sage,
Nicht voll von Wunderdingen seyn.
Weswegen macht ich mir die Plage?
Ich schwatze manchmal was, und gebe drauf nicht Acht.
Doch, was ich itzt erzählt, erzählt ich mit Bedacht.
Mein Küster = = = Ja, wenn sie nur wüßten,
Wer eigentlich mein Küster ist.
Ich sagt es wohl; iedoch sie möchten sich entrüsten:
Mein Küster = = = ist ein Moralist.

Das

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das Vorurtheil.

Die Welt ist voll von Vorurtheilen;
Das ist ein alter Satz, und niemand zweifelt dran.
Die Kunst ist nur, sie auch davon zu heilen;
Allein ich bitt euch, geht das an?
Man kennt zwar Aerzte gnug, die ihre Kunst uns preisen.
Ist aber nicht der Arzt sehr oft ein Charlatan?
Und, wenn er seine Kunst auch kann,
An wem soll er sie uns beweisen?
An uns? Wir sind nicht krank! Da hat er schlecht gewählt!
Kurz, fehlt uns der Beweis, die Welt zu überzeugen,
Der jenem Bauer nicht gefehlt,
Von welchem Phädrus uns erzählt:
So rath ich iedem, still zu schweigen,
Und sollt er mehr, als Leibnitz, seyn.
Wie heißt denn der Beweis? Er heißt der Augenschein.

In Rom, wo sich das Volck an Possen sehr ergetzte,
Zwar oft auch den Terenz durch Händeklatschen pries,
Doch Gaukler immer höher schätzte,
Und wenn sich einer ihm, auch nur von ferne, wies,
Gleich zu ihm flog, und den Terenz verließ,
In Rom, das wir hierinn fast Deutschland ähnlich finden,
Wollt ein vornehmer Herr die Bürger sich verbinden,
Und lud das Volk zu einem Schauspiel ein.
Doch, wie er ihm versprach, sollt alles ungemein,
Und solch ein Schauspiel nie gegeben worden seyn.

Das kostet Geld; man kann es leicht gedenken.
Doch ihn verschlägt das nichts. Es werden für sein Geld
Die Meister in berühmten Schwänken
Von allen Enden herbestellt.
Er muntert ieden auf, was neues zu erdenken,
Und will den, der das neuste weis,
Noch ausser dem bestimmten Preis
Auch ausserordentlich beschenken.

Es taget kaum; so steht das Volk und wartet schon,
Und ieder nimmt sich vor am lautesten zu lachen.
Dem Tage mangelt auch, ihn recht berühmt zu machen,
Kein Gaukler von Profeßion.
Sollt ich sie alle her erzählen:
So würde mir der Athem fehlen.
Gnug alles, was man sah, war ausserordentlich
Und iede Kunst, und ieder Lustigmacher
Fand hier Bewunderer und Lacher.
Nur wer der beste war, darüber stritt man sich,
Und ehe man sich noch verglich:
So trat zuletzt auf einer Bühne
Ein alter Gaukler auf, mit einer witzgen Miene,
Und einem witzigern Geschrey.
Er schwört und flucht, daß er noch eine Kurzweil wisse,
Dergleichen keiner ie gesehen haben müsse.
Gleich stürzet alles sich herbey.

Mit ungeduldigem Gedränge
Und aufgerecktem Hals sieht die neugierge Menge
Den Gaukler an. Der aber steht allein.
Noch ist von Anstalt nichts zu sehen,
Auch sonst kein Mensch, als er. Wie soll das weiter gehen?

Doch

Doch das muß seine Sorge seyn.
Er läßt das Volk noch eine Zeitlang stehen,
Drauf bückt er sich, hüllt sich in seinen Mantel ein,
Und grunzt natürlich, wie ein Schwein.

War das denn alles? Nun? War das noch nicht genug?
Natürlich, wie ein Schwein zu schreyen?
Das sind wahrhaftig Zaubereyen,
Zum wenigsten ists ein Betrug.

Das letzte glaubt das Volk. Sie alle schreyn und schwören:
Das war ein Schwein! Wir können ja wohl hören!
Gleich zeig es her. Wo hast du es versteckt?
Doch seiner Kunst gewiß, und durch kein Drohn erschreckt,
Wirft der den Mantel ab. In einem Augenblicke
Verwandelt sich auch sein Geschicke.
Was für ein Wunderwerk? Man findet hier kein Schwein?
Ihr Götter, kann das möglich seyn?

Die Meng erstaunt. Mit ehrfurchtsvollem Blicke
Gafft sie den Zaubrer an, vor welchem ihr fast graut.
Drauf klatscht sie in die Hand, erhebt ihn überlaut,
Und endiget ihr Lob mit einem lautem Lachen.
Ein Bauer nur steht da mit höhnischem Gesicht.
Und als es stiller wird, so trit er hin, und spricht:
Das wären nur gemeine Sachen.
Deswegen brauche man nicht in die Stadt zu gehn.
Er wollt es zehnmal besser machen,
Und morgen sollten sie es sehn.

Man

Man höhnt ihn aus; doch wird sein Vorschlag angenommen.
Der große Tag erscheint; die beyden Grunzer kommen,
Von edlem Ehrgeiz aufgebracht,
Und ganz von Siegbegier und Hoffnung eingenommen.
So gehen Helden in die Schlacht!
Das Volk kömmt auch, den Streit, als Richter, zu entscheiden.
Wer wird es seyn? Wer siegt von beyden?
Der Gaukler! Das ist ausgemacht!
Auf ihn, auf ihn will ieder wetten.
Ja, wenn auch für den Bauer sich
Nur Wetter eingefunden hätten!
Doch der war allen schon im Voraus lächerlich.
Kurz, man vergaß, daß man erst richten sollte,
Und wußte schon, wen man verdammen wollte.

Der Gaukler grunzt zuerst, der seine Kunst verstand,
Und, macht ers gestern gut, es itzt noch besser machte,
Noch einen größern Beyfall fand.
Man klatscht, und stampft, und schrie, und lachte,
Und schon war ihm der Preis von allen zuerkannt.

Drauf trat der Bauer auf. Er sah schlau aus, und stand,
Als trüg er unterm Rock ein Ferkelchen verstecket.
Er that es würklich auch. Doch es ward nicht entdecket.
Denn weil man erst beym Gaukler nichts gesehn,
War man so gut, und ließ sich hintergehn.

Er bücket sich und reißt sein Ferkel bey den Ohren.
Das fängt erbärmlich an zu schreyn,
Und grunzt, es kann nicht besser seyn,
Das Grunzen war ihm angebohren.

Was?

Was? ruft das Volk, ist das ein Schwein!
Das bilde grössern Narren ein!
Und will ihn von der Bühne jagen.
Allein, er geht noch nicht, und hat erst was zu sagen.
Er zieht sein Thier hervor, zeigt es, und läßt es schreyn,
Und spricht: Wie urtheilt ihr? Ist das kein junges
Schwein?
Drauf sahen es die Herren ein.

* * * * * * * * * * * * * * *

Das Glaubliche und Unglaubliche.

Daß viel Baronen doch sich brüsten,
Und fürstlich uns verachten müßten,
Wenn sie auch noch so wenig wüßten,
Das räum ich ein.
Doch soll ich, der Baronschaft wegen,
Mich bücken, wo sie sich nur regen,
Und ihre Dummheit nie erwegen?
Ich glaube, nein!

Daß Cleon, ohn erst sich zu schmiegen,
Und ohne Prahlerey und Lügen,
Schon jung so hoch empor gestiegen:
Das räum ich ein.
Doch wär es ihm zu wenig Ehre,
Wenn er, deß Rang ich itzt verehre,
Gleich ein Copist geworden wäre?
Ich glaube, nein.

Daß Mops darum auf Neure schmählet,
Weil sie nicht jener Geist beseelet,
Der nicht der Alten Liedern fehlet,
Das räum ich ein.

Doch sollt er diesen Geist wohl kennen,
Nicht nur der Alten Werke nennen,
Auch ihre Schönheit fühlen können?
Ich glaube, nein.

Daß Phyllis itzt, bey dreyzehn Jahren,
Noch freylich nicht so viel erfahren,
Als Damis mit den grauen Haaren,
Das räum ich ein.
Allein, kann er sich klüger machen,
Sie, wenn sie selbst nicht will, bewachen,
Und darf er ihren Rath verlachen?
Ich glaube, nein.

Daß Stax manch Korpus durchstudiret,
Nie einem Legem falsch citiret,
Und weis, was Rechtens sich gebühret,
Das räum ich ein.
Sollt auch sein Witz wohl weiter gehen,
Nur einen Stich im Gellert sehen,
Ein Wort, das Phyllis sagt, verstehen?
Ich glaube, nein.

Daß Moris, wenn man sie nur siehet,
Gleich iedes Auge zu sich ziehet,
Und ihr kein einzigs Herz entfliehet,
Das räum ich ein.
Allein kann man sie reden hören,
Der schönen Lippen Kuß entbehren,
Und doch bey ihr zu seyn begehren?
Ich glaube, nein.

Daß Iris, wo man sie erblicket,
Und alsobald das Herz entrücket,
Ja uns noch, wenn sie redt, entzücket,
Das räum ich ein.

Doch

Doch sollte sie den Mann nie plagen,
Ihm lauter Schmeicheleyen sagen,
Und nie sich über ihn beklagen?
Ich glaube, nein.

Mein Mädchen darf nicht rebelliren,
Wenn Eltern gleich tyrannisiren,
Nur um ihr Herz mir zu entführen:
Das räum ich ein.
Doch soll ich darum es verschieben,
Ihr liebenswürdig Herz zu lieben,
Weil ich mich noch nicht reich geschrieben?
Ich glaube, nein!

Daß unsre Dichter, wenn sie singen,
Noch hie und da ein Herz durchdringen,
Und Schönen oft zu fühlen zwingen:
Das räum ich ein.
Doch sollt auch der ihr Lied wohl hören,
Dem ihre Lehren nöthig wären,
Und sollten sie ihn wohl bekehren?
Ich schwöre, nein!



Grenzen der Neubegierde.

Häran wird für gelehrt gehalten.
Man sagt, in seinen düstern Falten
Wohnt Wissenschaft und Unterricht.
Soll ich, ein wenig mehr zu wissen,
Sein Freund zu werden mich entschliessen?
So neubegierig bin ich nicht.

Ich lasse mich sehr gern belehren,
Und mag es wohl zuweilen hören,
Was der und jener von mir spricht.
Doch soll ich darum mich erkränken,
Daß sie nicht sagen, was sie denken?
So neubegierig bin ich nicht.

Wer wird ein kluges Buch nicht lieben?
Es ist ja mit Geschmack geschrieben,
Vergnügt und giebt auch Unterricht.
Doch werd ich meine Zeit verlieren,
Und alle Narren durchstudiren?
So neubegierig bin nicht.

Zwar mancher Narr läßt sich noch lesen.
Und ist er ein Poet gewesen,
Wie lustig ist nicht sein Gedicht?
Doch ich läs' ieden Abgeschmackten,
Und ieden schläfrigen Abstrackten?
So neubegierig bin ich nicht.

Wer wünscht wohl nicht selbst zu entdecken,
Wie schön Selindens Küsse schmecken,
Von denen oft ihr Ehmann spricht?
Doch sollt ich, die nicht zu entbehren,
Selindens Mann zu seyn begehren?
So neubegierig bin ich nicht.

Wer alt ist, hat schon viel erfahren.
Der Jüngling findet nur nach Jahren
Die Einsicht, die dem Lenz gebricht;
Soll ich darum den Lenz nicht lieben,
Und daß ich jung bin, mich betrüben?
So neubegierig bin ich nicht.

❦ ✻ ❦

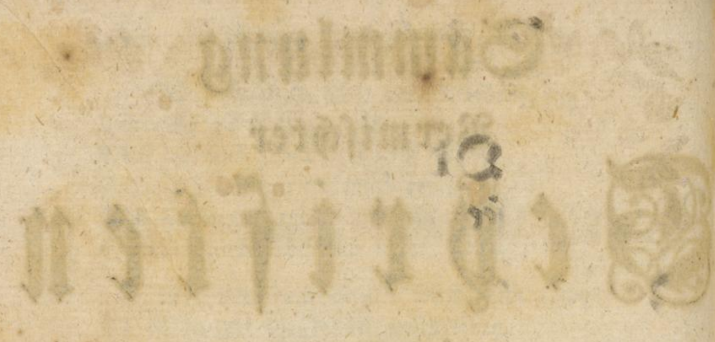
Sammlung
Vermischter
Schriften
von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum
Vergnügen des Verstandes und Witzes.



Viertes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1749.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.







Wider

die Heuchler.

Nach dem 12. Psalme.

Gott, hilf, du König deiner Frommen,
Laß deine Gnade mächtig seyn!
Die Frommen haben abgenommen,
Die Zahl der Gläubigen ist klein.
Die Menschen heucheln, reden Lügen,
Und deine Wahrheit wird entehrt!
Ihr Herz, bereit uns zu betrügen,
Verleugnet, was ihr Mund gelehrt.

Gott hört sie seiner Wahrheit spotten,
Und eilet, er, der Wahrheit Gott,
Die kühnen Heuchler auszurotten,
Und rächt der stolzen Zungen Spott.
Sie fahren hoch daher, und sagen:
Was unser Mund spricht, gelt allein!
Er herrsche nur: Wer will sich wagen,
Uns gleich und unser Herr zu seyn?

Weil denn der Ungerechte sieget,
Der meine Frommen unterdrückt,
Und der, so in dem Staube lieget,
Gerechte Klagen zu mir schickt:
Will ich mich, spricht der Herr, erheben,
Ich thue dem Bedrängten wohl,
Und will ihm eine Hülfe geben,
Durch die er muthig lehren soll.

Kein Heuchler soll mein Wort mehr schänden!
Das Wort ist lauter, das GOtt lehrt,
Wie Silber, von des Meisters Händen,
Im Feuer siebenmal bewährt.
Erhalte, Gott, selbst deine Lehren
Den Menschen unverfälscht und rein!
Dein Eifer muß die Wahrheit ehren;
Sie ist nicht menschlich; sie ist dein.

Errett uns, Herr, von dem Geschlechte
Der Heuchler, welches deiner lacht,
Und in dem Kleide deiner Knechte
Den Frevel selbst zur Tugend macht!
Die Erde muß voll Frevler werden,
Die ohne Scheu die Rechte schmähn,
Wenn sie, der Schimpf und Fluch der Erden,
Sich ungestraft vor dir erhöhn.

Das

✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱ ✱

Das Vertrauen auf die Hülfe GOttes.

Nach dem 13. Psalme.

Herr, wie lange soll ich klagen?
Warum denkst du meiner nicht?
Und verbirgst in trüben Tagen
Mir dein gnädig Angesicht?
Bleibst du ewig mir verborgen?
Wird mein Leid mir immer neu?
Gott, wie lange soll ich sorgen,
Daß kein Tag mir heiter sey?

Soll mein Feind noch länger wüten?
Herrscht er ewig über mich?
Willst du nie der Wut gebieten?
Schaue doch, und zeige dich!
Gott, erleuchte mich im Kummer,
Der du Frommen gnädig bist,
Eh des Todes langer Schlummer
Mir die Augen ewig schließt!

Meines Feindes stolze Freuden
Nährt mein Leid, das mich besiegt,
Und er jauchzt, wenn in dem Leiden
Dein Gerechter unterliegt.
Sende, Gott, mir heitre Tage,
Tage deiner Hülfe zu,
Daß er sich nicht rühm und sage:
Er sey mächtiger, als du!

Gott, ich hoff in meinem Leide,
Wenn du länger auch verweilst:
Meinen Geist beglückt die Freude,
Daß du gern zu helfen eilst.
Meinen Gram will ich bezwingen,
Deine Güte bet ich an:
Deine Güte will ich singen,
Daß du mir so wohlgethan!



* * * * * * * * * * * * * * *

Nachahmung
des
drey und neunzigsten Psalms.

Der Herr ist König, und herrscht; mit Herrlichkeit ist er gekleidet.
Der Herr schmückt sich mit Herrlichkeit,
Mit Stärke gürtet er sich. Er hat den Erdkreis gegründet,
Und der bleibt unerschüttert stehn.

Dein Thron steht vom Anfange da, eh noch die Zeiten begannen,
Du, Erster, bist von Ewigkeit!
Du warst, und herrschtest, eh du noch nicht vorhandene Wesen
Zu Unterthanen dir erschufsst.

Die Ströme brausen, o Herr, die Ströme brausen gewaltig,
Und heben ihre Stimm empor.
Die Ströme brausen, o Herr, die übermüthigen Wogen
Erheben sich stets mehr, und drohn.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Erschrecklich sind vom Getös der Stimmen mächtiger Wasser
Die Wogen des empörten Meers.
Erschrecklich ist auch der Herr in seinem erhabenen Himmel,
Und noch erschrecklicher, als sie.

Dein Zeugniß bleibet gewiß, und deine Rechte wahrhaftig,
Und unveränderlich, wie du.
Die Heiligkeit schmücket dein Haus bis in die Länge der Tage,
O Herr, so lange Zeiten sind!



* * * * * * * * * * * * * *

Nachahmung
des
acht und neunzigsten Psalms.

Lobsinget! Singet dem Herrn noch nie gesungene Lieder,
Und alle Völker vernehmen sein Lob!
Denn er thut Wunder. Er hat mit seiner göttlichen Rechte,
Mit seinem heiligen Arme gesiegt!

Der Herr verkündigt sein Heil, und deckt vor den Augen der Völker
Die Wunder seiner Gerechtigkeit auf.
Er denkt der Gnaden, die er dem Hause Jacobs verheißen,
Auf die die wartenden Völker gehofft.

Sein Wort ist Wahrheit. Er hat an seine beschworne Verheißung,
An seine göttliche Wahrheit gedacht.
Sein Heil ist erschienen. Es sehn der Erden Ende nun alle,
O unser Gott, dein vollendetes Heil.

Jauchzt, Erden, alle dem Herrn, frohlocket, singt fröhlich, und rühmet!
Lobsingt auf fröhlichen Saiten dem Herrn!
Mit Saiten und Liedern singt ihm, trommetet ihm, blaset Posaunen,
Jauchzt insgesammt vor dem König, dem Herrn!

Es brause fröhlich das Meer mit einem lauten Getümmel,
Und was sein wimmelnder Abgrund verschließt!
Der Erdkreis freue sich auch, und mit ihm freue sich alles,
Was den nun glücklichen Erdkreis bewohnt!

Ihr Wasserströme sollt auch mit einem fröhlichen Rauschen,
Mit Lobgesängen den Höchsten erhöhn!
Und ihr, ihr Berge, singt mit, singt mit, gewaltige Berge,
Und hüpft mit muthiger Freude vor ihm!

Es freue sich alles des Herrn! Er kömmt, das Erdreich zu richten,
Er kömmt, und seine Vergeltung mit ihm!
Den Kreis der Erden wird er mit seiner Gerechtigkeit richten,
Und alle seine Geschlechte mit Recht!

Elegie.

An seinen Freund.


Schicksal mußt du mich in meinem Freunde schlagen?
Die Freundschaft selbst, mein Glück, wird mir ein Quell von Leid.
Zwar fühl ich itzo nicht die erste deiner Plagen.
Die Trennung raubte längst der Freude meine Zeit.
Mein feindliches Geschick riß mich von euren Küssen,
Ihr Freunde, schnell hinweg, und nahm euch mir zu bald.
Itzt wecket mich der Lenz. Mit euch der Lust entrissen,
Bin ich, so jung ich bin, zum Lenz zu stumpf und alt.
Mein Herz gehorchte sonst dem ersten Wink der Freude;
Itzt jaget sie mir nach, und ruft mich ungehört.
Doch dieses Leid verstummt, verdrängt von größerm Leide,
Von einem Leid, das ganz das Herz für sich begehrt.
Mein zärtliches Gefühl empfindlicher zu quälen,
Greift das Geschick mich stets in meinen Freunden an.
Myrtillens Iris stirbt. Müß sie der Tod entseelen,
Da ihm kein andres Herz dieß Herz ersetzen kann?
Bewein dieß Herz, Myrtill! Nach deinem abgedrücket,
War es ein edles Herz, und deiner völlig werth.
Mit jungem Reize war die heitre Stirn geschmücket,
Doch diese Stirn ward noch von Tugend mehr verklärt.

Leb=

Lebhafte Schönheit gab den blauen Augen Pfeile,
Doch mehr gab ihnen noch sittsame Freundlichkeit.
Ihr Geist arbeitete sich jung durch Vorurtheile,
Von deren Nebeln oft der Greis sich nicht befreyt.
Zu groß, wie du, zum Glück, dem Abgott niedrer Seelen,
Verwarf sie spröd ein Herz, das ihr nur Reichthum both.
Nichts größers wußte sie für sich, als dich zu wählen;
Jedoch da sie dich wählt, gönnt dir sie nicht der Tod.
Die Krankheit konnte zwar der Wangen Lenz entfärben,
Sie sah sich selbst verblühn; ihr Muth blieb deñoch fest.
Gelassen sahe sie ein halbes Jahr sich sterben.
Die Ungeduld hat nie ein Ach von ihr erpreßt.
Dem Wütrich, welcher oft die Helden zwang, zu beben,
Dem sah sie sonder Furcht freymüthig ins Gesicht;
Und wünscht ihr zärtlich Herz sich noch ein längres Leben:
So war es nur um dich; so that sie es aus Pflicht.
Sie stirbt, und, ach! ihr Tod, die Qvaal von deinen Tagen,
Rüft in dein Herz die Angst, und übergiebt es ihr.
Ein trauriges Gefolg von Seufzern und von Klagen
Eilt mit dir in das Feld, und kehret heim mit dir.
Geschieden von der Lust, entzweyt mit muntern Scherzen,
Klagst du dem Wald dein Leid, dem du dein Glück oft sangst.
Die Liebesgötter zwingt dein Ach zu gleichen Schmerzen,
Die du sonst durch dein Lied dich zu umhüpfen zwangst.
Kein ungestümer Trost räth dir, dich hart zu fassen.
Dein Gram ist zu gerecht, dem Glück ist dir geraubt.
Dein Unglück übersehn, und dich dem Leide lassen,
Dieß ist allein der Trost, den solch ein Tod erlaubt.
Du bist zu edel, Freund, hier stoischgroß zu scheinen.
Ja, Iris ist es werth! Freund, laß uns menschlich seyn!
Freund, laß uns menschlich seyn, und mit einander weinen;
Denn meine Wehmuth ist, wie meine Freude dein!

Ode

an den Herrn E**t.

E**t, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholey!
Ach vergebens redst du, vor dem gewaltiges Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Ich muß weggehn, und weinen! Vielleicht, daß die lindernde Zähre
Meine Betrübniß verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis, als Gesellinnen, zu.
Wäret ihr nicht, und könnten die Menschen ihr Unglück nicht weinen;
Ach wie ertrügen sies da!
Ich muß weggehn, und weinen! Mein melancholischer Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir!
E**t, wenn sie einst alle dahin sind, wenn unsere Freunde
Alle der Erde Schooß deckt:
Und wir wären, zween Einsame, dann von allen noch übrig!
E**t, verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht bang, und starr, und seelenlos, um sich?
Ach, so erstarb auch mein Blick!

So erbebt ich, als mich von allen Gedanken der bängste
Donnernd das erstemal traf!
Ja, wie einen reisenden Mann, der, der Gattinn zueilend,
Und dem gutartigen Sohn,
Und der gefälligen Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Wie du den, Donner, ergreifst,
Tödtend ihn fassest, und seine Gebeine zu fallendem Staub machst,
Dann triumphirend und hoch
Wieder den trüben Olympus durchwandelst: So traffst du, Gedanke,
Meinen erschütterten Geist,
Daß mein Auge sich dunkel verlohr, daß mein bebendes Knie mir
Marklos und ohnmachtsvoll sank.
Um die Mitternachtszeit gieng das Bild vom Grabe der Freunde
Meine Seele vorbey.
Um die Mitternachtszeit sah ich die Ewigkeit vor mir,
Und die unsterbliche Schaar.
Wenn des zärtlichen G***Auge mir nun nicht mehr lächelt!
Wenn, von der R*** fern,
Unser redlicher C** verwest! Wenn G**, wenn R**
Nicht mehr, wie Sokrates, spricht!
Wenn des edelmüthigen G** harmonisches Leben
Keinen Laut nicht mehr singt!
Wenn vom Grabmal empor der freye gesellige R**
Frankreichs Gesellschafter sucht!
Wenn uns O** verläßt, und dir, empfindende Sch**
Folgt, oder vor dir entflieht!

Wenn der erfindende Sch** aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Ach wenn in meines geliebtesten Sch** Umarmung mein Auge
Nicht mehr vor Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater entfernt, wenn Hagedorn todt ist:
E**t, was sind wir alsdann,
Wir verlassenen Beyde! Läßt uns ein trüberes Schicksal
Länger, als alle sie, hier?
Stirbt denn auch einer von uns, (Mich reißt mein banger Gedanke
Immer nachtvoller fort!)
Stirbt denn auch einer von uns, und bleibt nur einer noch übrig;
Bin ich der einsame denn;
Hat mich alsdenn auch die schon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch ihr zartes Gebein;
Bin ich allein, allein auf der Welt, von allen noch übrig:
Wirst du da, ewiger Geist,
Wirst du, Seele zur Freundschaft erschaffen, die leeren Tage
Sehen, und fühlend noch seyn?
Oder wirst du betäubt für Nächte sie halten, und schlummern,
Und gedankenlos ruhn?
Aber wenn du bisweilen erwachtest, dein Elend zu fühlen,
Banger unsterblicher Geist!
Rufe, wenn du erwachst, das Bild vom Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!

Ein=

Einsame Gräber der Todten, ihr Gräber meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?
Warum lieget ihr nicht in blühenden Thälern beysammen?
Oder in Hainen vereint?
Sammelt euch, Gräber, um mich; ich will mit bebendem Fuße
Gehn, und auf jegliches Grab
Einen Cypressenbaum pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Thränend um mich erziehn;
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfeln die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn;
Zitternd mein Haupt gen Himmel erheben, und weinen, und sterben!
Enkel, grabet mich dann,
Neben meinen Entschlafenen ein! Dann nimm, o Verwesung,
Meine Thränen und mich!
Finstrer Gedanke, laß ab! laß ab, in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit, ernst!
Furchtbar, wie das Gericht! Laß ab! Die verstummende Seele
Faßt dich, Gedanke, nicht mehr!



Ode
an die seelige R***.

Du bist der Erden entflohn, die deine göttliche Tugend
Umsonst, o R***, lehrreich bestraft!
Du bist der Erden entflohn, und deine seeligen Augen
Schaun Gott, und sehn nach der Erde nicht mehr!

Zwar wenn des Himmels Genuß nicht die Empfindung der Freundschaft,
Nicht die Empfindung der Liebe verlöscht:
So kömmst du unsichtbar noch zu deiner dir gleichenden Schwester,
Zu deinem liebenden Damon zurück.

Du schwebest, seeliger Geist, um sie mit tröstenden Flügeln,
Wenn ihre Seele dich edel beweint:
Ihr Herz verkennet dich nicht, fühlt, daß du da bist, und zittert,
Und seine Klage vertreibet dich nicht.

Wenn du, vom Himmel entzückt, auch sterbliche Lieder noch hörest,
So höre dieses dich rufende Lied.
Komm im belehrenden Traum, komm, und erscheine der Phyllis.
Sie sehe dich, und sie werde, wie du!

Ein Lob, das wenige reizt, das Lob der sittsamen Tugend
Rührt schon ihr junges, sich bildendes Herz.
Sie seufzt der Sch** schon nach: Warum, warum, hat mein Auge
Nicht diesen Engel nur einmal gesehn?

Zwar ihr erfindsames Herz erschuff sich selber dein Bildniß,
Sie sah in nächtlichen Träumen dich schon;
Doch blaß, und durch die Gewalt verjahrter Krankheit verwandelt,
Wie auf der Baare dein Damon dich sah.

Du aber zeige dich ihr in der unsterblichen Schönheit,
Die dir das Anschaun des Ewigen schafft,
Und, lächle himmlisch sie an, mit jenem Lächeln voll Freundschaft,
Mit dem du sonst deine Schwester umfiengst.

Sag ihr, mit Blicken, die sie zu großen Entschlüssen begeistern:
Was in dir klopft, ist der Tugend Gefühl!
Dem folg; umsonst ist dir nicht so viel Empfindung gegeben.
Bleib ewig dieser Empfindung getreu!

Doch, Freundinn, weißt du es auch, was du für Wege dir wählest?
Ach, es sind Wege, die keiner sich wählt!
Nur selten findet dein Fuß Gefährten, seltner noch Führer;
Und wer nicht nachfolgt, der haßt dich, und schmäht.

Doch

Doch ja, du weißt es, und eilst doch der Verachtung entgegen.
Sey sicher; solche Verachtung ist Ruhm.
Und das untrügliche Lob nur eines billigen Herzens
Ist größer, als die Bewundrung der Welt.

Wer hat die G**inn denn, und wer die Sch*inn gepriesen?
Wer meine Schwester? Man kennet sie nicht.
Du aber, Phyllis, kennst sie; du liebst sie: und daß du sie liebest,
Ist ihnen mehr, als der Zuruf des Volks!

Wie Schwestern werden sie dich, ich werde selbst dich so lieben!
Der ganze Himmel hat Freunde für dich!
Verachte keinen; du bist dazu zu bescheiden geschaffen:
Doch den verachte, der Tugend nicht kennt.

Nur wache stets für dein Herz. Wie zärtlich wird es einst lieben!
Und wer verdient dein empfindendes Herz?
Nur der, nur der, welcher dich mit solcher Zärtlichkeit liebet,
Als mich mein Damon, der noch mich beweint!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Siegfrieds von Lieberrosa

Gedanken

über die Frage:

Ob der Mensch eine Maschine sey?

Unter den Fragen, welche itzt in der Welt der Philosophen einiges Aufsehen machen, ist eine der vornehmsten wohl diese, ob der Mensch eine Maschine sey. Es ist nicht lange, daß sie aufgeworfen worden ist, und es scheint mir ein Glück für die Philosophen zu seyn, daß sie ein unruhiger Kopf aufgeworfen hat. Unsre Republik; denn es ist mein Fehler, daß ich mich auch unter die Philosophen zähle; gleicht den Staaten, welche ohne Unruhe und Streit nicht bestehen können. Unsere Umstände sind niemals blühender, als wenn wir Krieg führen. Denn wie viele Nahmen würden in einer ewigen Dunkelheit begraben liegen, wenn sie sich nicht durch Streitschriften der Vergessenheit entrissen hätten? So wenig man unter den Soldaten Exempel hat, daß sie im Kriege und Frieden gleich groß sind, so wenig giebt es Philosophen, die eben so glücklich Wahrheiten erfinden, als sie Irrthümer angreifen und überwinden. Es ist wahr, es überwinden nicht alle, welche den Feind anfallen. Allein so viel ist doch gewiß, daß man von manchem Hauptmanne, Obersten, und Generale den Nahmen nicht wissen wür-

würde, wenn man nicht in den Zeitungen fände, daß sie im Treffen geblieben wären. Es geht unter uns nicht anders. Es schien sich in unserm Staate zu einem allgemeinen Stillstande anzulassen. Es gab nur noch hier und da einige Streifereyen ins Land der Monaden, und was darinnen vorfiel, waren nur kleine Scharmützel, die man entweder nicht bemerkte, oder weil man endlich eines Dinges überdrüßig wird, nicht mehr bemerken wollte. Wo sich schon viele einen Ruhm geholt haben, da können die letzten wenig Beute mehr machen. Es war also, wie ich gesagt habe, ein Glück für uns, daß sich ein neuer Feind blicken ließ. Er kündigte uns den Krieg damit an, daß er beweisen wollte, der Mensch wäre eine Maschine. Es wird wieder Lerm, und man greift zu den Waffen. Es ist wahr, daß der Feind klein ist, und daher kömmt es, daß sich die alten und versuchten Soldaten unter uns wenig geregt haben. Unterdessen ist es doch eine Uebung für die jungen Kriegsleute, die noch keine Dienste gethan haben. Nunmehr darf man doch wieder beweisen, daß die Seele eine Seele ist, und die Bewegungen keine Gedanken sind. Wer würde dergleichen Beweise vor einem Jahre gelesen, und wen würden sie damals berühmt gemacht haben? Ich selbst freue mich, eine Gelegenheit zu haben, meinen Nahmen bekannt zu machen. Ich hätte zwar eher schon mich zeigen können. Allein da ich mich zeither gegen beyde feindliche Partheyen neutral verhalten habe, so habe ich verschiedne Fehler angemerkt, welche in diesem Kriege begangen worden sind. Ich glaube, daß es

beyden nicht wenig nützlich seyn wird, wenn ich sie bekannt mache.

Ich bewundre die Weisheit unsrer alten und erfahrnen Häupter, die sich bey diesem Streite als ruhige Zuschauer verhalten haben, und, wie ich ihnen dieses Vertrauen schuldig bin, künftig ferner so verhalten werden. Die Ehre wäre für einen so kleinen Feind zu groß gewesen, wenn sie sich durch ihn hätten beunruhigen lassen. Es giebt Streitigkeiten, die bloß deswegen einige Zeit dauern, weil die uneinigen Partheyen einander nicht verstehen. Der sicherste Weg, beyde zu Freunden zu behalten, ist der, daß man beyden in einem gewissen Verstande recht giebt. Ich befinde mich bey dieser beqvemen Philosophie sehr wohl. Als der Beweis erschien, daß der Mensch eine Maschine wäre, so befürchteten viele, daß solches der Religion einen großen Nachtheil thun würde, wenn sie diesen Satz, ohne ihn zu widerlegen, behaupten ließen. Man hätte aber, wie mich dünkt, ganz ruhig dabey bleiben können. Es kömmt einer und sagt, daß der Mensch eine Maschine ist. Das kann wahr seyn, wenn er von sich selbst redet. Was schadet es dem gemeinen Wesen und der Religion, daß eine Maschine mehr in der Welt ist? Widerlegt man wohl einen Wahnwitzigen, welcher uns bereden will, daß wir alle lange Nasen haben, weil er sich einbildet, daß er mit der seinigen überall anstoße?

Ich glaube also, daß der Verfasser des Beweises, der Mensch sey eine Maschine, eine Maschine seyn mag. Er sagt es: Warum soll ich es ihm nicht auf sein Wort glauben? Wenn ein Mensch, in

dessen

dessen Handlungen ich keinen großen Verstand wahrnehme, den seltnen Einfall hätte, gegen mich zu bekennen, daß er ein Narr wäre, und ein Narr bleiben wollte, warum sollte ich ihm widersprechen? Das ist der Fall bey unsrer Maschine. Hat sie nicht davon, daß sie es ist, deutliche und überzeugende Beweise gegeben? Bücher, die andre geschrieben haben, abschreiben, sie für die seinigen ausgeben, und damit man an dem Gegentheile gar nicht zweifeln könne, sie mit eben den Druckfehlern, und mit eben dem Verzeichnisse der Druckfehler drucken lassen, ist das nicht die Handlung einer Maschine? Was soll ich die übrigen Beweise anführen? Ich glaube es auch meiner Ruhe wegen, daß derjenige, der itzt so vielen fürchterlich vorkömmt, eine Maschine ist. Wenn ich ihn nicht dafür hielte, so müßte ich ihn für einen Wahnwitzigen halten. Was würde mir dieses nicht für Sorge machen, da wir in Deutschland noch keinen Swift haben, der für dergleichen unglückliche Personen in einem Testamente gesorgt hätte! Bey der ersten Meynung bin ich weit ruhiger. Eine Maschine ist eine Maschine. Was ist daraus zu machen? Ich mache mir um so viel weniger Kummer, wie es ihr gehen wird, weil sie eine ganz unbrauchbare Maschine ist.

Ich gehe aber noch weiter und glaube, daß es unter denen, die man für Menschen hält, nicht wenig Maschinen giebt. Hierinnen gehe ich von denen ab, welche sehr gelehrt beweisen, daß der Mensch keine Maschine ist. Dieser Satz ist an sich so vernünftig, und es ist mir an der Wahrheit desselben selbst so viel gelegen, daß ich ihn ohne Widerrede

einräume und glaube. Hingegen habe ich auch dafür, daß viele Menschen Maschinen sind, so viele Wahrscheinlichkeiten, daß mich alle Lehrgebäude nicht von meiner Meynung abbringen sollen. Der Mensch ist seiner Natur nach keine Maschine; der Mensch ist nicht dazu bestimmt, eine Maschine zu seyn. Wahrheiten, die unleugbar sind, und sich mit meiner Meynung nicht zu vertragen scheinen. Allein ein Philosoph, wie ich, läßt sich durch solche Schwierigkeiten nicht abschrecken. Meine Meynung mag immer etwas unbegreifliches in sich haben; desto besser für sie, genug daß sie durch die Erfahrung bestätiget wird. Der Mensch ist seiner Natur nach weder ein Narr noch ein Schelm; er ist auch nicht dazu bestimmt, ein Narr und ein Schelm zu seyn. Wer kann aber unter den Menschen alle Narren und Schelme zählen? Daß die Menschen, die ich für Maschinen halte, Seelen gehabt haben, und, wenn ich recht viel zugeben soll, auch wohl noch haben, das will ich nicht leugnen, wenn man mir nur zugiebt, daß sie dem ungeachtet Maschinen sind. Ich kenne Leute, die einmal in gewissen Umständen die Ehrlichkeit selbst waren, und itzt sind sie die größten Betrüger; und zuweilen hat es sich zugetragen, daß ein Mensch einmal Religion gehabt hat, und hernach ein Tartüff oder Freygeist geworden ist. Denn sie werden beyde nicht weit auseinander seyn. Dieses erläutert meine Meynung. Es waren gewisse Menschen einmal keine Maschinen; sie sind es ihrer Natur nach nicht; sie sind nicht dazu bestimmt, und gleichwohl sind sie itzt Maschinen. Das ist ein

Satz,

Satz, der sich auf Erfahrungen gründet. Ich will also einige anführen.

Was ist also jener vornehme und gewaltige Mann, der so viel Aufsehen macht, und vor dem sich so viele bücken müssen? Laßt uns in seinen Pallast gehen, (ein Haus ist zu bürgerlich) und ein Urtheil nach seinen Handlungen fällen. Wir sind also in seinem geheimen Zimmer, wohin niemand, als der Lakay und Schneider kömmt. Das Zimmer ist mit allem dem Prunke ausgeschmückt, was nur iemals die Kunst erfunden hat, um der Eitelkeit zu schmeicheln. Der gnädige Herr ist aufgestanden. Dreymal geht er im Zimmer auf und nieder. Am Ende des Zimmers steht ein Lakay, der eine halbe Elle länger ist, als der Herr. Ist der Schneider da? Der Herr sagts, und setzt sich nieder. Der Schneider ist da. Ist das Kleid fertig? Ja. Man bringt das Kleid. Der Herr steht auf; er steht stille, bis es angezogen ist. Er tritt vor dem Spiegel; er schüttelt den Kopf, er zuckt mit den Schultern. Das Gesicht wird voll Falten; die Augen werden finster; die Stirn runzelt sich. Der Lakay tritt zurück, und der Schneider zittert. Zum Henker das Kleid drückt mich, zieht es aus. Der Lakay kömmt, der Schneider geht mit dem Kleide fort, zufrieden, daß das Ungewitter nicht größer geworden ist. Voll Angst, daß es nicht über ihn ausbreche, fragt der Lakay mit bebender Stimme, was der gnädige Herr für ein Kleid anziehen wolle. Der Bürger, der nur ein Kleid, oder wenn er reich ist, zwey Kleider hat, kann leicht wählen. Unter vielen Kleidern aber, die man nicht alle über einan-

 der

der ziehen kann, eins heraus zu nehmen, wie schwer ist nicht das! Man bringt ein Kleid, man bringt das andre, das dritte; der gnädige Herr schüttelt. Man bringt das sechste, das siebente, das achte; der gnädige Herr schüttelt. Man bringt das zwanzigste; der gnädige Herr nickt. Nun wird er angezogen; er ist angezogen, er tritt vor dem Spiegel; er lächelt. Die Uhr repetirt zehn. Die Flügel des Zimmers werden aufgethan. Welche Reihen von Statuen auf beyden Seiten! Doch ich irre mich, es sollen Menschen seyn; denn sie bücken sich auf einmal. Der gnädige Herr geht auf diese Seite, redet hier eine Sylbe, redet dort eine Sylbe und da, wo eine Sylbe gesprochen wird, bückt sich ein Kopf, und scharrt ein Fuß. Er geht einmal auf, und einmal nieder; er geht das zweyte mal auf und nieder. Er steht hier einmal stille, und dort einmal stille. Hier ist sein Gesicht glatt; dort lächelt es. Er geht zurück, die Flügel öffnen sich, die Statuen bücken sich; der gnädige Herr ist hinein. Er wirft sich in einen Lehnstuhl. Der Läufer kömmt. Ihro Gnaden, die Carosse ist angespannt. Die Flügel öffnen sich wieder; die Statuen sind weggeräumt; er ist die Treppen hinunter. Da steht er. Zween baumstarke Männer in Habiten, die in meinem Städtchen kein Mensch trägt, greifen ihm unter die Armen, nunmehr ist schon ein Fuß in die Carosse; der andre kömmt glücklich nach. Die Carosse fährt fort. Sie hält. Die baumstarken Leute kommen wieder; man sieht eben die Bewegungen, nur mit dem Unterschiede, daß itzt die Füsse heruntersteigen, da sie vorhin hinaufstiegen. O

das

das ist eine langweilige Beschreibung, wird mancher sagen! Man schläft darüber ein, wenn man sie liest. Es ist wahr, ich bin selbst in der Versuchung gewesen, einzuschlummern. Es sind auch in der That keine Beschreibungen langweiliger als die Beschreibungen von Maschinen, wenn sie richtig und genau seyn sollen. Also wollen wir diese Maschine, nachdem sie aus der Carosse heraus ist, nicht weiter begleiten. Denn wenn wir, ich und der Leser, itzt schon schläfrig sind, so würden wir uns des Schlafes gewiß nicht erwehren können, wenn ich die Bewegungen dieser Maschine weiter beschreiben, und der Leser sie weiter lesen sollte. Bestätigt dieses Exempel meine Meynung nicht? Hat es nicht in allen Jahrhunderten dergleichen Maschinen gegeben? Ist wohl zu allen diesen Handlungen eine Seele nöthig?

Damit will ich nicht sagen, daß nicht das meiste davon auch ein Mensch mit einer Seele thun kann, und zwar so, daß man selbst in dergleichen Handlungen seine Seele sieht. Ja, das meiste kann auch ein Mensch mit einer weisen, edlen, großmüthigen, und gerechten Seele thun. Allein wenn ich weiß, daß ein Mensch nichts anders thut, als was ich erzählt habe; wenn sein ganzes Leben mit dergleichen Handlungen erfüllt ist; wenn der heutige Tag seines Lebens nur darinnen von dem gestrigen unterschieden ist, daß er heute in einem Kleide voll Gold erscheint, da er gestern in einem Kleide mit Silber sich sehen ließ; daß der Schneider heute ein Kleid enger machen muß, da er gestern eins weiter machen mußte; daß er heute in seinem Zimmer bleibt, da er gestern ausfuhr; daß sich heute andre Statuen vor

ihm bücken, als sich gestern vor ihm bückten: Wofür soll ich einen solchen Menschen halten? Ganz unstreitig für eine Maschine. Es ist wahr, die erzählten Veränderungen sind schon ziemlich mannichfaltig. Allein, es giebt Maschinen, in denen man eben so viele und vielleicht noch künstlichere Bewegungen bemerkt. Meine Meynung verwandelt freylich manche Palläste und Vorzimmer in Marionettenbuden. Allein was kann der Philosoph dafür, daß seine Meynung nicht durch die Erfahrung widerlegt wird? Er beschreibt die Dinge, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn sollten.

Was ist jener Landjunker auf seinem Rittergute? Ich will ihn nicht nennen; aber man wird ihn ohne Mühe aus meiner Beschreibung kennen. Sobald es tagt, steht er auf, wenn ihn nicht ein gestriger Rausch daran verhindert, und zieht seine Reitstiefeln an. Er setzt sich aufs Pferd, das unter der adlichen Last keicht, er legt die Flinte vor sich hin, und reitet fort. Nun haben die Hunde einen Hasen aufgejagt; er verfolgt ihn; er reitet die grünen aufgeschoßnen Saaten zu Schanden, von denen ihm seine armen Unterthanen künftig einmal zinsen sollen. Dieser Anblick verändert sein Gesicht nicht. Der Hase wird erlegt; er steigt ab und nimmt ihn auf das Pferd. Nunmehr trabt er mit der erlangten Beute auf seine Felder zu. Hier haben sich einige arme Fröner, die auf seinen Feldern arbeiten müssen, weil ihre Mütter Bauerweiber aus seinem Dorfe sind, vor Müdigkeit ein wenig auf die Erde niedergeworfen. Der Schweiß fließt ihnen noch von dem Gesichte herab. Der gestrenge Junker sieht es, jagt

auf sie los, schilt, und schlägt mit seiner Hetzpeitsche unter sie. Er schimpft und betheuert mit einem Fluche, den er von seinem gnädigen Papa geerbt hat, daß die Canaille auch gar nichts thut, und droht mit dem Gefängnisse. Erholt euch wieder, ihr armen Fröner; nunmehr ist er fortgeritten. Er steigt ab, und findet die Tafel gedeckt. Was zum Teufel, sagt er, nachdem er sich niedergesetzt hat, was hat der Koch mit der Suppe gemacht? Und er ißt den Teller voll Suppe auf. Das Huhn schmeckt ja nicht, und er ißt sein Huhn auf. Der Braten ist zu braun, und er ißt seinen Teller auf. Die Pastete ist verdorben, und er giebt den Teller leer zurück. Unter dem Essen wird eine Flasche Wein nach der andern leer. Der Tisch wird aufgehoben. Er kann heute gar nicht recht trinken. Unterdessen, daß er nicht recht trinken kann, wird es Abend und Nacht. Man trägt ihn in sein Bette und er schnarcht. Wollen wir etwa sehen, wie er den folgenden Tag zubringen wird? Ich glaube nicht, daß es nöthig ist. Heute war wie Gestern; der Schluß ist richtig, daß Morgen wie Heute seyn wird, wie es bey Maschinen ist.

Man kennt den Wuchrer Cäcil. Er ist nunmehr funfzig Jahre alt. Man weiß sich nicht zu erinnern, daß er iemals eine edle und großmüthige Handlung verrichtet hätte. Es ist noch kein Armer mit einem frölichen Gesichte von seinem Gewölbe weggegangen. Er hat von seiner Kindheit an, bis hieher, nichts gethan, als Geld gezählt und calculirt. Als er ein Knabe war, fragte ihn sein Vater: Fünfe von Zehn, wie viel bleibt? Fünfe, antwortete der

klug

kluge Knabe. Hundert zu Hundert gerechnet, wie viel macht das? Zweyhundert antwortete er. Seit der Zeit hat er sich solche Fragen selbst gemacht, und selbst beantwortet. Wenn er aufgestanden ist, bewegt sich die Maschine in die Schreibestube, schlägt die Bücher auf, zählt eine Seite herunter, summirt, macht die Bücher zu, geht auf die Börse. Hier verändert sich sein Gesicht, nachdem der Cours ist. Er kömmt von der Börse, schließt die Kassen auf, zählt und schließt die Kassen zu. Die Kassen sind voll; dieser Anblick bringt eine Bewegung in seinem Gesichte hervor, das dem Lachen sehr ähnlich sieht. Unterdessen kömmt sein kleiner Sohn mit einem großen Rechenbuche unter dem Arme in die Schreibestube. Fünfe von Zehn, wie viel bleibt? Fünfe, sagt die kleine Maschine. Hundert Gulden und noch hundert Gulden, wie viel macht das? Zweyhundert Gulden, antwortet der liebe Sohn. Das war schön geantwortet, sagt der Vater. Was sind nun Vater und Sohn? Maschinen.

Ich bin zuweilen mit einer Maschine in Gesellschaft, die sehr wenig Bewegungen hat. Außer dem Ankleiden und Auskleiden sind ihre vornehmsten Bewegungen das Essen und Lachen. Das sind diejenigen, die man sieht; außer diesen muß sie noch eine haben, die man nicht sieht, und die sehr ordentlich erfolgen muß; das ist die Verdauung. Man weiß keinen Zeitpunkt in seinem Leben, wo diese Bewegung und die erste, das Essen nämlich, iemals unterbrochen worden wäre. Die andre, nämlich das Lachen, ist zu gewissen Zeiten, da sie sonst gewiß auch erfolgt seyn würde, einigemal, aber nur einigemal

mal, außengeblieben. Denn er ist gegen alle Zufälle des Lebens, welche bey andern Menschen die eine Seele haben, besondre Empfindungen hervorbringen, unempfindlich. Es ist ihm eine liebenswürdige Frau gestorben. Dieses hat bey ihm keine andre Wirkung gethan, als daß er einen Monat weniger, als sonst gelacht hat, und weiter ist nichts daraus erfolgt. Er hat liebenswürdige Kinder verlohren, die nicht durch seine Schuld liebenswürdig waren, und er ist ungerührt geblieben. Er hat bald wieder gelacht und andre Kinder gezeugt. Es giebt Philosophen, welche das Lachen für ein besondres unterscheidendes Kennzeichen des Menschen gehalten haben. Die Thiere lachen nicht, und diese sollen doch nach dem Cartesius Maschinen seyn. Allein ich glaube, daß sich diese Philosophen, mit aller Ehrfurcht von ihrer Einsicht gesprochen, sehr irren. Mein Mann ist mir ein Bürge dafür. Er lacht allezeit, und bey allen kleinen Gelegenheiten, wo man niemals eine Ursache begreifen kann, warum er lacht. Er lacht, wenn man etwas Lustiges sagt, sehr oft auch nicht; er lacht auch, wenn man etwas Gleichgültiges, auch wenn man etwas Ernsthaftes sagt, und zwar mit einer eben so starken Erschütterung seines Leibes. Das ist ja ein deutlicher Beweis, daß die Seele diese Bewegung des Körpers nicht ordnet und regiert. Einige halten ihn für einen Spötter, der nur aber nicht fähig genug ist, seinen Spott an der rechten Stelle anzubringen. Man thut der guten unschuldigen Maschine zu viel. Er ist zu dick und fett, als daß er höhnisch seyn soll. Ich, nachdem ich recht sorgfältige Beobachtungen über ihn

ange-

angestellt habe, ich glaube, daß diese Bewegung, nebst den beyden andern Bewegungen, dem Essen und der Verdauung, dazu dient, ihn eben so breit zu machen, als er lang ist. Ich bestärke dieses mit einer Erfahrung der Aerzte, daß das Lachen die Verdauung befördert.

Man hält den Damis für einen artigen Herrn in Gesellschaften. Die wahre Artigkeit ist ein so gewisses und entscheidendes Merkmal der Seele, daß es eine Ungerechtigkeit seyn würde, ihm die Seele abzusprechen, wenn er diese Eigenschaft wirklich besäße. Ich habe seit langen Zeiten schon einen Menschen kennen lernen wollen, der den liebenswürdigen Namen eines artigen Herrns verdiente, daß ich mich auch um den Damis bekümmert habe. Er trägt Kleider nach dem neusten Schnitte, er hat ein schön frisirtes Haar, er bückt sich, zumal vor dem Frauenzimmer, er trällert, er tanzt, er spielt mit dem Stocke, er sagt immer gewisse Formeln, die man artig nennt, die er immer sagt; er sagt dem Frauenzimmer einige Schmeicheleyen; es ist aber zu merken, daß er sie allen sagt, wenn sie nicht alt sind. Es ist deren eine so kleine Anzahl, daß sie in kurzer Zeit auch ein Papagey sagen könnte. Das ist es alles, was ihn in den Ruf eines artigen Herrn bringt. Sollte der aber wohl diesen Namen verdienen, der nicht eher artig ist, als bis er aus den Händen des Schneiders und Frisirers kömmt? Ich glaube, nein. Die wahre Artigkeit hat den Eigensinn der Moden nicht zu fürchten. Damis aber dürfte nur in einem Kleide von einem altväterischen Schnitte in den Gesellschaften erscheinen, oder ein

Sturm-

Sturmwind dürfte einmal seine Haare in Unordnung bringen, so würde man aufhören, ihn für artig zu halten. Was ist also Damis? Eine artige Maschine. Es ist zu beklagen, daß ihre Artigkeit von keiner langen Dauer ist. Ein Mensch nach der Mode dauert nicht lange; denn es ist nichts unbeständigers, als die Moden.

Warum bin ich doch nicht noch in dem Irrthume, meine schöne Selinde, daß sie eine eben so schöne Seele haben, als ihr Leib schön ist? Ich bin niemals unwilliger auf meine Vernunft gewesen, als da sie mich aus diesem so angenehmen Traume aufgeweckt hat. Er hat mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich mich itzt noch sehr gern einschläfern ließe, wenn sie mir nur einen kleinen, nur einen wahrscheinlichen Beweis darbieten wollten, daß sie eine Seele hätten. Schwarze brennende Augen, ein Gesicht voll Gratien, Lippen, die wie Rosen blühen, ein weißer Hals, ein Leib, der bis zum Entzücken schön gebaut ist; welcher Philosoph ist ein so großer Zweifler, der nicht ohne lange tiefsinnige Beweise sehr gern glaubte, daß so viele Schönheiten von einer Seele belebt seyn müßten? Ich habe niemals den Verstand der Schulen bey ihnen gesucht; ich habe niemals verlangt, daß sie vom Raume, vom Grundwesen, von einfachen Dingen reden sollen; ich würde es ihnen vielleicht gar verdacht haben, wenn sie davon geredet hätten. Aber wenn ich sie doch nur einmal von edlern Dingen, als von Moden, Bändern, Kleidern, vom Lomber, und andern solchen Kleinigkeiten hätte reden hören! Sie möchten immer den Cartesius und Wolf nicht verstehen, und

ihre Namen nicht gehört haben, wenn sie nur ihren Hagedorn und Gellert kennten, Namen, die unter dem schönen Geschlechte zum wenigsten so allgemein bekannt seyn sollten, als jene unter den Philosophen. Ja ich wollte ihnen gern auch dieses vergeben, wenn sie nur bey albernen und zweydeutigen Scherzen nicht lachten, und bey klugen Einfällen kein gleichgültiges Gesicht behielten. Ich verlange nicht, daß sie wegen ihrer Thaten in den Zeitungen stehen sollen. Ich wollte eine eben so große Ehrfurcht für sie haben, als ich für Männer habe, die wegen ihrer großen Handlungen in der Geschichte so berühmt sind, wenn ich nur aus ihren Handlungen schließen könnte, daß sie künftig einem zärtlichen Gatten sein Glück heitrer und frölicher machen, oder seinen Kummer versüssen; daß sie als eine kluge Mutter liebenswürdige Kinder erziehen würden. Das würde ein unstreitiger Beweis seyn, daß sie eine Seele, und zwar eine eben so liebenswürdige Seele hätten, als sie einen liebenswürdigen Körper haben. Allein, worinnen bestehen alle ihre Handlungen? Soll ich daraus, daß sie sich gleich, wenn sie aufstehen, vor den Nachttisch setzen, um die Haare in Ordnung zu bringen, welche der Schlaf in Unordnung gebracht hat, und damit einige Stunden verschwenden; daraus, daß sie eine Stunde und länger über das Band wählen, das sie diesen Tag tragen wollen; daraus, daß sie vor dem Spiegel auf die Mienen studiren, die sie heute anzunehmen gedenken; daraus, daß sie in den Gesellschaften von einem Kleide zum andern, von dem Schminkpflästerchen dieses Frauenzimmers auf den goldnen Knopf jenes jungen

gen Herrn mit ihren Augen herumflattern; soll ich daraus sehen, daß sie eine Seele haben? Ich sehe sie allezeit mit den Empfindungen des Pygmalions an, mit welchen er jene schöne Bildsäule ansah, die ein Meisterstück seiner eignen Hände war. Ich rufe immer mit Entzücken in mir selbst aus: Wenn doch nur eine so schöne Maschine von einer Seele belebt würde!

Man sieht wohl, daß es mir nicht schwer werden sollte, das Verzeichniß solcher menschlichen Maschinen ungemein zu verstärken. Man findet in allen Ständen, unter den Hohen und Niedrigen, unter allen Altern und zu allen Zeiten sehr viele. Einige haben sehr einfache und wenige, andre sehr künstliche, mannichfaltige, und zusammengesetzte Bewegungen, nachdem sie von vielen, oder wenigen, gröbern oder feinern Triebrädern und Federn getrieben werden. Man erweist sehr vielen Menschen die unverdiente Ehre, daß man ihnen einen unbegreiflichen Charakter zuschreibt. Sie nehmen Handlungen vor, aus denen man sich nicht finden kann, weil sie nach keinen gewöhnlichen Regeln eingerichtet sind. Man sucht also Geheimnisse darinnen. Man will in die Endzwecke und Absichten derselben eindringen, und ie mehr man sich Mühe giebt, deutlich zu sehen, desto dicker werden die Finsternisse. Sollten nicht sehr viele solche unbegreifliche Leute Maschinen seyn? Sollten uns nicht bloß deswegen auch ihre Handlungen so schwer zu erklären werden, weil sie keine Seelen haben, die sich ordentliche Endzwecke und Absichten vorsetzen können? Die Mannichfaltigkeit der Bewegungen ist kein tüchtiger Einwurf dagegen. Wie mannichfaltig sind die Bewe-

gungen nicht in einer Uhr! Und wie sehr sind nicht gemeine Minutenuhren von Repetiruhren unterschieden! Ein Unwissender würde sie nicht für einerley Maschinen halten. Ich will, wie ich mich schon erklärt habe, nicht leugnen, daß alle diese Maschinen Seelen haben, oder gehabt haben. Allein weil es mir gar zu viel Mühe verursachen würde, so vieler Menschen Handlungen mit dem Besitze einer vernünftigen Seele zu vergleichen, so mache ich mir es leichter und halte sie für Maschinen. Nunmehr darf ich keine ängstlichen Untersuchungen über ihre Handlungen machen. Sie sind Maschinen, das ist genug; wer kann die innre Einrichtung aller Maschinen kennen?

Es giebt Maschinen von vielerley Gattungen, gleichwie es vielerley Marionetten giebt. Man hat große und kleine, vornehmgekleidete, schlechtgekleidete Puppen. Es giebt Puppen, die große Herren vorstellen; Puppen mit Federhüten; Puppen in bürgerlicher Kleidung; Puppen, die der Spieler hinter der Scene viel, Puppen, die er wenig sagen läßt. Man sagt, daß die römischen Larven, welche man in den Lustspielen und Trauerspielen brauchte, immer so zubereitet gewesen wären, daß sie die Leidenschaften der Spielenden ausgedrückt hätten. Man hatte grimmige, liebkosende, lachende, weinende Larven. Das Gesicht der Spieler war unter den Larven wohl sehr oft anders, als sie in den Larven aussahen. Dergleichen Larven und Puppen giebt es unzählige unter den Menschen. Es ist in keiner Vergleichung mehr Wahrheit, als in der Vergleichung der Welt mit einem Marionettenspiele. Was ist das andächtige Gesicht

dieser

dieser Betschwester? Ein Puppengesicht. Was ist das liebkosende Gesicht jenes Schmarotzers? Ein Puppengesicht. Wenn ihre Mienen von ihrer Seele herrührten; sie würden gar ein andres Ansehen haben. Itzt aber sind es Veränderungen und Bewegungen der Menschen. Wie sah denn das Gesicht der Betschwester vor zwanzig Jahren aus? Leichtfertig und lustig. Woher kam dieses? Die Maschine war noch neu; nunmehr ist sie alt und abgenützt. Da sie noch neu war, trug sie zum Exempel den Kopf noch aufgerichtet; die Augen lagen noch nicht tief im Kopfe; die Stirne hatte noch keine Runzeln und Falten. Man merke, daß solche Gesichter immer sehr andächtig aussehen. Itzt hat die Maschine die Kraft nicht mehr; die innern Federn haben ihre Stärke eingebüßt; die Nerven haben einen Theil ihrer Bewegung verlohren. Das ist die Ursache, warum itzt der Kopf auf die Seite hängt; daß die Augen tief im Kopfe liegen. Vielleicht kömmt es auch daher, daß der Augapfel itzt immer in die Höhe nach dem Himmel zu gekehrt ist, der sich vordem auf eine mannichfaltige Weise im Auge herumdrehte, und mehr seitwärts, vor sich, und unter sich, als über sich sah, welches man vordem ein muthwilliges Auge nannte. Vielleicht kömmt es daher, daß itzt ihre Hände in einander fallen und sich falten. Vielleicht daß eine Hand itzt die andre Hand halten will, weil sie durch die vielen ehmaligen Bewegungen, sich zu zeigen, gar zu sehr geschwächt worden sind. Zum wenigsten scheinen mir meine Muthmaßungen liebreicher zu seyn, als wenn man die Ursachen in ihrer Seele sucht, als wenn man

 mit

mit einigen boshaften Leuten sagt, daß sie itzt dem Himmel Schmeicheleyen sagt, weil ihr von der Erde keine mehr gesagt werden. Wenn sie eine Maschine ist, so darf sie die Schuld ihrer Bewegungen nicht tragen. Was die Freundlichkeit des Gnatho betrifft, so kann man den Versuch leicht machen, daß sie eine bloße Bewegung der Maschine ist. Je näher ihm der Geruch eines guten Gerichtes ist, desto größer wird sie. Er sagt seinen Freunden tausend Schmeicheleyen. Laßt die Maschine hungern; ich bin gewiß, daß er verstummen, und sein Gesicht ganz niedergeschlagen seyn wird.

Die größten, traurigsten, und erstaunlichsten Veränderungen in der Welt haben sehr oft ihren Grund in den Bewegungen solcher Maschinen. Sowohl das Unglück ganzer Republiken, als das Unglück einzelner Privatpersonen hängt von ihnen ab. Wie mancher hat seinen gerechten Proceß verlohren, weil die Maschine, welche man seinen Richter nannte, eine gewisse Bewegung seinetwegen eher machen mußte, als sie dieselbe wegen des gestrigen Weins, den sie noch nicht ausgedünstet hatte, gemacht haben würde! Ich drücke mich philosophisch aus; sonst würde ich sagen, weil er früher aufstehen müssen, als er sonst wegen seines nächtlichen noch nicht ausgeschlafenen Rausches aufgestanden wäre. Wie mancher herrschsüchtige oder rachbegierige Staatsminister hat die Maschine, welcher er die Macht genommen und den leeren Nahmen gelassen hatte, durch die Beyschläferinn oder den Gewissensrath in eine solche Bewegung gesetzt, daß ganze Königreiche durch die

Folgen derselben in Verwirrung und in ihren Untergang gestürzt, und die blutigsten Kriege geführt worden sind! Welch ein Licht sollte nicht meine Meynung in der Geschichte anzünden, wenn man sie brauchen wollte, gewisse große Veränderungen zu erklären, zu denen die Geschichtschreiber, ungeachtet aller ihrer Nachforschungen, den Schlüssel noch nicht gefunden haben! Sehr viele würden aufhören, politische Räthsel zu seyn. Man weiß, daß die ältesten und weitläuftigsten Monarchien zu Grunde gegangen sind, weil ihre Beherrscher Maschinen waren, die keine andern Bewegungen hatten, als das Essen, das Trinken, die Verdauung, und das Spinnen und andere solche Geschäffte in ihrem Serrail. Dergleichen Maschinen waren Sardanapal, Heliogabal, Augustulus, und wie ihre Nahmen mehr heißen.

Woher rühren in der Republik der Gelehrten die so heftigen Streitigkeiten und Kriege, die Verbitterungen ihrer Glieder unter einander, die Donnerwetter von Scheltworten? Oft von der Bewegung einer Maschine, die villeicht ein A für ein E geschrieben hatte. Diese setzte eine andre in Bewegung; darauf sammelten sich die Schimpfwörter aus der Maschine in die Feder, aus der Feder unter die Presse, aus der Presse in den Buchladen. Von hier aus geriethen andre Maschinen in Bewegung. Da waren Maschinen wider Maschinen, und alle zusammen machten so seltsame und närrische Bewegungen, daß die Klugen vor Lachen bey nahe nicht wieder zu sich selbst kommen konnten. Es erhalten sich keine Bewegungen länger, als welche durch

die gelehrten Maschinen verursacht werden. Diese pflanzen sich von Jahrhunderten zu Jahrhunderten fort, und es theilt sie immer eine Maschine der andern mit, wenn sie selbst auch nicht mehr vorhanden ist. Diese Maschinen sind es auch, welche noch am schwersten zu begreifen sind, weil man von den Gelehrten am wenigsten vermuthen sollte, daß sie Maschinen werden könnten. Doch diese Schwierigkeit wird sich im Folgenden einigermaßen aufklären.

Man wird begierig seyn, die Ursachen zu erfahren, warum so viele Menschen sich in Maschinen verändern, da es gewiß ist, daß alle Menschen mit Seelen gebohren werden. Ich will nur einige angeben, die ich durch eine vieljährige Beobachtung erfahren habe. Diese Ursachen sind die Erziehung, die Nachahmung, die Mode, das Temperament, und die Gewohnheit. Wie weitläuftig könnte ich meine Untersuchung machen, wenn ich alle diese Ursachen durch die nöthigen Beyspiele erläutern wollte! Ich will mich begnügen, einige kurze Anmerkungen darüber zu machen, und will mit einer gelehrten Ausführung warten, bis ich Gegner bekomme. Ich habe die Erziehung unter die Ursachen gezählt, warum viele Menschen in ihrer Kindheit schon zu Maschinen werden. Ich weiß tausend dergleichen traurige Beyspiele. Ich bin gestern nur bey einem Vater gewesen, der zwey Kinder hat, die er durch seine Erziehung in Maschinen verwandelt hat. So lange ihr Vater zugegen war, sprachen sie kein Wort; dazu waren sie abgerichtet. Sie redeten nur durch stumme Reverenze, und wenn sie viel sagten,

ten, so sprachen sie zuweilen: **Ich bin ihr gehorsamer Diener; ich habe die Ehre, mich ihnen zu empfehlen,** und dabey sahen sie ihren Vater mit einem außerordentlich furchtsamen Gesichte an. Muß nicht unter einem so sklavischen Zwange die Seele verlohren gehen? Ich sah es, wie sehr die Seelen dieser Kinder arbeiteten, daß sie keine Maschinen werden sollten. Der Vater gieng auf einige Augenblicke von uns. Ich sah die Kinder freundlich an; ich schmeichelte ihnen ein wenig, und dadurch gab ich den Seelen die Macht über ihre Leiber wieder. Die Seelen, die vorher unter der Gegenwart des Vaters gleichsam gefangen gewesen waren, eilten, ihre Freyheit zu genießen. Sie hatten das Geheimniß, auf alle meine Fragen zu antworten, und sie redeten nunmehr, wie Menschen, die Seelen haben. Sie waren die Kinder nicht mehr, die sie gewesen waren. Indem hörten sie den Vater vor der Thüre husten; auf einmal verlohren sie ihre Seele wieder; die sichersten Merkmale derselben, die Freymüthigkeit und das Vertrauen, verlohren sich wieder aus ihrem Gesichte; kurz sie wurden wieder Maschinen. Der Vater kam wieder hinein, und ich lachte mit einem innerlichen bittern Verdruße über ihn, weil er niemals gesehen hat, daß seine Kinder Seelen haben. Gewiß, wenn er sie einmal überraschen wird, daß sich ihre Seele in ihrem Gesichte zeigt, so wird er Mühe haben, seine Kinder zu kennen.

Unzählige Menschen überlassen sich bloß ihrem Temperamente, unterdessen, daß ihre Seele in einem tiefen Schlafe begraben liegt. Was werden

sie in diesem Zustande? Maschinen. Denn was ist das Temperament anders, als eine gewisse Einrichtung der Maschine des Leibes, die besondre Mischung seiner Säfte und Lebensgeister, und folglich sind alle Handlungen solcher Menschen nichts anders, als Bewegungen ihrer Maschinen. Da ihre Seele keinen Einfluß darein hat, so verdienen sie auch nicht als Menschen angesehen zu werden, die eine Seele haben. Einem Armen sein Elend erleichtern, das scheint eine großmüthige Handlung zu seyn, wozu eine sehr edle Seele erfodert wird. Es scheint, daß man sich einen Wohlthäter nicht ohne eine Seele denken kann. Wenn die Rede von einer wirklich großmüthigen Handlung ist, so ist dieses wahr. Allein sie kann auch nur den Schein davon haben, und also die Bewegung einer Maschine seyn. Ein weichliches Temperament haben, und bey dem Anblicke eines Armen so gleich in die Tasche greifen, das ist beynahe nicht von einander zu trennen. Es ist wahr, daß durch diese Anmerkung sehr viele Tugenden, die doch ein untrügliches Kennzeichen einer Seele sind, in maschinenmäßige Bewegungen verwandelt werden. Allein es ist meine Schuld nicht, daß sehr viele tugendhaft zu seyn scheinen und nicht sind.

Wenn man sich zu gewissen Handlungen, zu einer besondern Art zu denken allein gewöhnt, so geräth man durch die Macht der Gewohnheit leicht in die Gefahr eine Maschine zu werden, oder wie eine Maschine zu handeln und zu denken, welches bey mir einerley ist. Auf diese Weise werden unter den Gelehrten viele zu Maschinen. Wofür soll ich den

Phi-

Philosophen halten, der niemals, als durch Schluß-reden denken und sprechen kann. Crito, der so viele alltägliche Wahrheiten demonstrirt hat, ist ja bekannt genug. Bringt ihn aus dem Zirkel, in welchen er sich eingesperrt hat. Verlangt, daß er anders, als nach seiner Methode, von einer Wahrheit reden soll. In welcher Verwirrung ist er alsdann. Er kann keinen Satz sagen, der ordentlich zusammen hienge. In solchen Unterredungen, wenn sie gleich Wahrheiten betreffen, welche in seinem Systeme stehen, sieht man keine Spur einer Seele. Man wird noch weniger Merkmale davon finden, wenn man zum Unglücke für ihn von Dingen spricht, von welchen gar nichts in seinen Lehrbüchern zu finden ist. Es ist wahr, in seinem Zimmer, über seinem Auszuge und Kerne aller Weisheit, scheint er eine sehr vernünftige Seele zu haben. Denn sollte man ohne eine Seele definiren, distinguiren, concludiren, demonstriren können? Ja er scheint sie auch in Gesellschaften zu haben, wenn man ihn allein reden läßt; er wird euch in einer ununterbrochnen Ordnung die ganze Metaphysik und alle Wissenschaften in ik und ie vorsagen, es wird kein Glied in der ganzen Kette fehlen. Allein daß er nur in diesen beyden Fällen eine Seele zu haben scheint, das macht mir einen großen Zweifel gegen das wirkliche Daseyn derselben. Sollte ein Philosoph nicht in allen Fällen eine Seele zeigen, die ordentlich denken und sich eben so ordentlich ausdrükken kann? Mehr Dienste soll ihm seine Philosophie nicht leisten. Gewiß, man verfährt mit dem guten Crito unbillig. Er ist mit allem Scheine

der

der Seele eine Maschine, und von einer Maschine kann man keine andern Bewegungen verlangen, als solche, zu denen sie durch ihre erste Einrichtung bestimmt worden ist. Was von vielen Philosophen hier gesagt wird, das könnte ich auch von vielen Kunstrichtern und andern Gelehrten erweisen, wenn die Sache nicht selbst an sich deutlich genug wäre.

Ich könnte noch vielmehr Anmerkungen über diese Materie machen. Ich habe es gesagt, daß ich ein Philosoph bin, und also kann man mir dieses auf mein Wort glauben. Denn wenn ein Philosoph einmal recht ins Schreiben kömmt, so kommen seine Leser ohne einen ganzen Band selten davon. Mir aber, weil ich sehr bescheiden bin, sollen die Leser dieses seltne Glück zu danken haben. Ich habe den Weltweisen nur das Feld zu weitern Untersuchungen eröffnen wollen. Es ist wahr, meine Meynung ist kühn; aber sie ist in keinem Stücke gefährlich. Sie verwandelt zwar tausend Menschen, denen man immer Seelen zugetraut hat, in Maschinen. Allein dieses schadet uns und dem gemeinen Wesen nichts. Leute mit vernünftigen Seelen können die Maschinen entweder regieren, oder ihnen ausweichen. Was die Maschinen selbst betrifft, so ist es in Ansehung ihrer eben so viel, als ob sie nicht geschrieben wäre, wenn sie nicht ursprünglich dazu eingerichtet sind, daß meine Abhandlung einen Eindruck bey ihnen machen soll. Und das glaube ich. Denn ob es gleich mein Nebenendzweck ist, (ich rede allezeit bescheischei-

scheiden von mir,) einen Versuch hierdurch zu thun, ob einige aus Maschinen wieder zu beseelten Menschen werden könnten, so zweifle ich doch an dem glücklichen Erfolge. Es ist leicht, seine Hoheit zu verlieren, aber fast allezeit unmöglich, sie wieder zu erlangen. Unterdessen habe ich doch allezeit das Vergnügen, der erste zu seyn, der in diesem itzigen Streite, **ob der Mensch eine Maschine sey,** das Mittel gefunden hat, den Klugen und dem Narren recht zu geben.



* * * * * * * * * * * * * * * *

Der Reiher.

Ein Reiher, welcher sich nichts schlechtes dünken ließ,
Und wenn ein guter Raub sich seinem Schnabel wies,
In Meynung, daß für ihn das Beste nur gehörte,
Stets, unsern Unzufriednen gleich,
Noch einen bessern Raub begehrte,
Umflatterte begierig einen Teich.

Er schwang sich hin und her, den Teich zu übersehen,
Und etwas Gutes auszuspähen.
Gleich anfangs sah er einen Hecht;
Der war nicht übergroß, doch auch nicht zu verschmähen.
Ein Hechtchen? Nein! Das war zu schlecht.
Verächtlich läßt er sichs entgehen.
Er denkt: „Ist das der Müh, herabzuschießen, werth?
„Ein Reiher meiner Art begehrt
„Mit allem Recht zu seinem Mittagsmahle
„Forellen oder Aale.

Er schaut umher. Ihm kömmt ein Karpe zu Gesicht.
Jedoch auch der bezahlt die Mühe nicht,
Sich das Gefieder naß zu machen.
Er schießt herum, ob er nichts bessers finden kann.
Sein Magen ist noch leer. Der Hunger fängt schon an,
Durch die Bewegung aufzuwachen.

Er

Er weiß am Rand ein Loch, wo eine Schleihe steckt.
Jedoch wie könnte sich mein Reiher so vergessen?
Ein Vogel, dem so gar kein Hecht, kein Karpe schmeckt,
Der wird nicht Schleihen fressen!
Ohnfehlbar findet sich für ihn doch endlich was.
Ihm sinkt der Muth noch nicht. Er dreht sich oft im Kreise,
Fliegt auf und ab, und sieht nach einer langen Reise
Sonst nichts, als einen Krebs. Ein Krebs? Was wäre das?
Für ihn sind Krebse keine Speise.

Er fängt aufs neu herumzuschwärmen an.
Umsonst! Er findet sich betrogen.
Als er so hungrig sich geflogen,
Daß er nicht länger dauern kann,
Verdrießts ihn, daß er nichts, als eine schlechte Schnecke
Mit aller seiner Müh zum ganzen Raub entdecke.
Zurück zum Hecht! Der muß daran!
Er kömmt zurück. Der Hecht, dem es nicht rathsam schien,
Bis zu der Wiederkunft des Räubers zu verziehn,
Wird hier gesucht, und nicht gefunden.
Hecht, Karpe, Schleihe, Krebs, sind insgesammt verschwunden.

Er siehts, bedenkt sich kurz, und kehrt den Augenblick
Zur Schnecke, die noch schleicht, zurück.
Er hat nicht Lust, noch länger auszulesen.
Seht, was des Hungers Macht für Wunderwerke thut!
Dem, welchem Karp und Hecht nicht gut genug gewesen,
Schmeckt endlich eine Schnecke gut.

Selinde, der vor Stolz, im May von funfzehn Jahren
Die Freyer nie nach ihrem Wunsche waren;
Zu der umsonst der Rathsherr kam;
Die, weil sie sich auf Räthe Hoffnung machte,
Des Doctors und des Amtmanns lachte,
Und in dem dreyßigsten des Amtmanns Schreiber nahm;
Selinde denckt vielleicht hiebey,
Daß es auf sie gemünzet sey.
Ihr Stolz bewog sie zwar, sich müd und alt zu wählen,
Bis sie zuletzt ihr Glück verwählt.
Jedoch wie kann ich das mit Fleiß auf sie erzählen,
Was Boursault längst mir vorerzählt.



Das gleiche Ehepaar.

Herr Robert gleicht der Robertinn;
Und beyde haben einen Sinn
Und sind, so weit als ichs versteh,
Das Muster einer klugen Eh.
Drum muß es nicht natürlich seyn,
Daß sie sich alle Tag entzweyn.

Ihr Reichthum kann sie nicht entzweyn,
Ein Hauptpunkt, wenn die Klugen freyn!
Der Mann ist reich, die Frau ist reich,
Und Geld macht, dächt ich, alles gleich.
Drum muß es nicht natürlich seyn,
Daß sie sich alle Tag entzweyn.

Sie sind einander nicht zu alt,
Nicht unterschieden von Gestalt.
Gleich sehn sie sich; sie wählten schlau,
Der schönste Mann die schönste Frau.
Drum muß es nicht natürlich seyn,
Daß sie sich alle Tag entzweyn.

Sie kennen Nachbarschaft und Welt,
Besitzen beyde, was gefällt,
Und treiben die Gefälligkeit
Zu einerley Vollkommenheit.
Drum muß es nicht natürlich seyn,
Daß sie sich alle Tag entzweyn.

Wenn nur ein Trieb verschieden wär!
Er will wie sie, und sie wie er.
Herr seyn will er, und ie und ie
Beständig Herr seyn will auch sie.
Nun dürft es bald natürlich seyn,
Wenn sie sich alle Tag entzweyn.

Sie haben einen Zeitvertreib.
Der Mann kann nichts und nichts das Weib;
Und weil nun keines sonst nichts kann,
So fahren sie einander an.
Das macht ihr gar zu ähnlich seyn,
Daß sie sich alle Tag entzweyn.



Der Gleichgültige.

Die Liebe blende noch so sehr,
Ich sehe doch wohl ihre Plagen.
Nein, ohne Prahlerey zu sagen,
Mich fängt ein Mädchen nimmermehr!
Kein Wächter ordnet mein Verlangen,
Ich thu es selbst nach meinem Sinn,
Und seit ich unter Leuten bin,
Ist fast ein Monat hingegangen.

Ein Herz, das nur nach Ehre glüht,
Der kluge Damon mag mich lieben.
Mir gleicht mein Freund an allen Trieben,
Ein Freund, wie mir mein Vater rieth.
Wir untersuchen tausend Sachen,
Der Freyheit Glück, der Liebe Pein,
Und nie gelehrter, als beym Wein,
Und niemals anders, als mit Lachen.

Mein sey mein Herz, es haßt den Zwang.
Gesetzt, Gebieterinnen tauschten,
Selbst die, die wir im Klee belauschten,
Fängt nicht mein Herz, so schön sie sang.
Zu küssen wünscht ich wohl die Kleine,
Allein ich habs doch nicht gethan,
Und Damon war auch Schuld daran,
Und überdieß kam ich vom Weine.

So schnell ihr Singen mich bethört,
So plötzlich hab ich sie vergessen.
Sie sang nicht laut = = = = doch unterdessen
Hätt' auch ein Engel zugehört.
Ich liebe nicht, nur will ich wissen,
Ob ich sie wohl, wenn ich heut geh,
Und sie noch einmal singen seh,
Noch einmal werde wollen küssen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das unschuldige Weib.

Wie wunderlich, mein guter Mann,
Sprichst du nicht vom Vergehen!
Aufs äußre Thun kömmt wenig an,
Aufs Herz nur mußt du sehen.
Mein Zeitvertreib sey, was er sey,
Ich denk als Frau dabey.

Kein Mann bewacht sein Weib, wie du.
Kaum traust du meinen Augen;
Wink ich nur unserm Nachbar zu,
So will es schon nicht taugen.
Allein was zankst du nun mit mir?
Ich denk, ich winke dir.

Daß doch mein Lachen dich verdrießt!
Kann ichs denn anders machen?
Du kennst ihn ja, wie los er ist;
Wahrhaftig, man muß lachen!
Sey aber nur nicht wunderlich!
Ich denk, ich lach auf dich.

Erlaubt es die Gelegenheit,
Daß ich zum Zeitvertreibe,
Aus nachbarlicher Höflichkeit
Beym Damon stehen bleibe:
So laß mich stehn; denn glaub es mir,
Ich denk, ich steh bey dir.

Ergreift, und drückt er mir die Hand
Mit höchstbescheidnem Blicke,
So nennest du es Unverstand,
Daß ich ihn wieder drücke.
Doch mein! was hat nun das auf sich?
Ich denk, ich drücke dich.

Dich, dich präg ich den Sinnen ein
Mit zärtlichstem Gewissen.
Drum laß den Nachbar bey mir seyn,
Laß mich ihn auch wohl küssen.
Crispinchen, es verstehet sich;
Ich denk, ich küsse dich.



Die Sonnenfinsterniß.

Einst, als ich noch nicht wußte,
Warum ich ganze Sommer
So gern mit Hannchen spielte,
Warf ich einmal das Mädchen
Aufs Nachbars Feld mit Blumen,
Und Hannchen warf mich wieder.
Und da wir nun so warfen,
Ward es am Mittag dunkel.
Der Hahn mit allen Hünern
Fieng traurig an zu schreyen,
Und lief mit seinen Weibern.
Und es ward immer dunkler.
Die Sonne ward wie Kohlen,
Auf die man Wasser gießet,
Daß sie verlöschen sollen.
Und es ward immer dunkler.
Da lief ich von dem Mädchen!
Und es ward immer dunkler.
Kommt, kommt! sprach mein Magister,
Damit ich demonstrire.
Wohlan: Die Sonn erheitert;
So wie sie nicht erheitert,
Wenn es etwas verhindert.
Itzt hat es was verhindert.
Ein dunkler kalter Körper,
Der Mond, steht ihr im Wege;
Und ihr müßt euch getrösten,
Bis nun der Mond hinweg ist.
Dann wird die Sonne lachen!
Dann alles sich erheitern!
Quod erat demonstrandum.

Jüngst

Jüngst aber, als ichs wußte,
Was ich mit Hannchen spiele,
Giebt mir einmal das Mädchen
Den Kuß, den ich gegeben,
Und den ich wieder gebe.
Und da wir nun so geben,
Ach! kömmt Jemand geächzet.
Mein Mädchen schwieg und horchte,
Und holete nicht Athem,
Daß sie recht horchen konnte.
Und es kam immer näher.
Die Angst auf Hannchens Wangen
Flog sichtbar hin und wieder.
Und es kam immer näher.
Ey, Damon! seufzte Hannchen:
Die Mutter ist es, Damon!
Und es kam immer näher.
Da lief ich von dem Mädchen!
Da schien der Tag mir düster
Und alles todt und traurig.
Ich lief nicht zum Magister,
Itzt demonstrirt ich selber:
Mein Mädchen das erheitert;
So wie sie nicht erheitert,
Wenn es etwas verhindert.
Itzt hat es was verhindert.
Ein dunkler, kalter Körper,
Die Mutter, steht im Wege;
Und ich muß mich getrösten,
Bis nun die Mutter weg ist.
Dann wird das Mädchen lachen!
Dann alles sich erheitern!
Quod erat demonstrandum.

Eine

Choriambische Ode.

Komm, erwarteter Tag, welchen mir Zärtlichkeit,
Freyheit, Freundschaft, und Glück ewig zum Festtag macht!
Tag, kein Schicksal entzieht suchenden Augen dich
In verheelenden Wolken mehr.

O wie oft hat mein Geist, Tage der Zukunft, euch
Alle traurig durchzählt! O wie oft unter euch
Nach dem Tage geforscht! Ach, ich fand unter euch
Den verweilenden Tag noch nicht!

Doch itzt seh ich ihn schon, wie er von ferne kömmt.
Stunden, die ihr ihn bringt, Stunden, beflügelt euch!
Eilt, und bringt mir den Tag, welcher der Freude mich,
Neugebohren, entgegen führt!

Und du, glücklicher Tag, gehe mir heiter auf,
Festlich heiter, wie der der meinen G** mir,
Festlich heiter, wie der, welcher der Schwester mich
In die wartenden Arme warf.

Fröhlich will ich entfliehn, wie eine Nachtigall
Ihrem Kefigt entfliegt, wo sie nur Klagen sang.
O, wie reißet sie sich, muthig und ungestüm,
Aus den sklavischen Gegenden!

O, wie stürzt sie so schnell sich durch die Lüfte hin!
Was erfindet ihr Geist, welcher sich wieder fühlt,
Schon für Lieder! Wie neu stimmet die Freyheit schon
Ihren muthigen Waldgesang!

Also will ich entfliehn. Nicht in der Dunkelheit!
Freunde, die mir mein Glück hier in der Barbarey
Spät, doch freundschaftlich gab, führet der Freyeit mich
Fröhlich, und im Triumphe zu.

Keiner klage mir nach, keiner beweine sich.
Liebt einander getreu, wie mich mein Damon liebt.
Es erwarten auch euch schon die Umarmungen
Meiner Freunde mit Ungeduld.

Und du, welche mein Herz zärtlich, viel zärtlicher,
Als ein anderer ie, Chloe, dich lieben kann,
Und unglücklicher liebt! Hasse mich, Chloe, nicht,
Wenn mein Herz dir zu fröhlich scheint.

Zwar ich fliehe dich itzt; aber aus Tausenden
Wählt ich dich mir allein, liebtest du, Chloe, mich.
Ach, ich hab es gehofft! Aber du hast mich wohl,
Liebenswürdige, nie geliebt.

Dennoch flöh ich wohl nicht, liebt ich dich weniger.
Meine Zärtlichkeit selbst reißet mich von dir weg,
Daß dich auch nicht ein Blick, nicht ein entfliehender,
Unbescheidener Seufzer kränkt!

Wenn die Stunde nun kömmt, welche mich von dir trennt:
(Ach! auf ewig trennt sie, Göttliche, mich von dir!)
So verheel es mir nicht, wenn mich dein menschliches,
Dein großmüthiges Herz beklagt.

Nur ein einziger Blick winke mir Tröstung zu!
Nur ein einziger Blick! daß meine Seele nicht
Neue Träume sich schafft, die sie betrogen liebt,
Neue, tödtende Hoffnungen!



Der

Der Stoiker.

Ein fauler Feind der Fröhlichkeit auf Erden,
Ein Stoiker lag dort, und schrie:
Seht! Bürger einer Welt, wie die!
Welch Glück ists, unempfindlich werden!

Die Weisheit konnt ein Jüngling nicht ergründen;
Er schwieg und trank und lacht und schrie:
Seht! Bürger einer Welt, wie die!
Welch Glück ists, schmecken und empfinden!



Die Mädchenschule.

Ihr Mädchen, wenn ihr lernen wollt,
Wie ihr der Lieb entgehen sollt,
So kommt, ich will euch unterrichten!
Ich lehre lauter leichte Pflichten,
Sie werden euch so schwer nicht seyn;
Lernt nur ein Wort, nur: Nein.

Wenn sich der Herr im ehrbarn Staat
Mit weißen Kinn und Locken naht,
Wenn seine Wörtchen sanfte fließen:
Mein Licht! Mein Engel! laß dich küssen:
Da hört ihn nicht, da müßt ihr schreyn:
Nein, nein, mein Herr, nein nein!

Wenn er gleich traurig nach euch sieht,
Gesetzt, er bringt ein seufzend Lied,
Er will mit Band sich an euch wagen,
Mit Stoff, den Frankreichs Mädchen tragen,
O! Mädchen da, da müßt ihr schreyn:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein!

Wenn sich sein Wein beym Namensfest
Auf euerm Tische sehen läßt,
Wenn Muth und Feuer aus ihm blinken,
Und eurer Lust und Liebe winken,
Da ist es klar, daß ihr müßt schreyn:
Nein, nein, mein Herr, nein, nein!

Will man den Frühling zu besehn
Mit euch durch Flur und Gärten gehn,
Durch weichen Klee, durch sichre Schatten,
Da wo sich Reitz und Freyheit gatten,
Was müßt ihr thun? Gleich müßt ihr schreyn:
Nein nein, mein Herr, nein, nein!

Singt man sirenisch eurem Ohr
Ein süßes Lied vom Lieben vor,
Und will sich immer unterm Hören
Ein fühlend Herz in euch empören,
Da hälts wohl schwer; doch müßt ihr schreyn:
Nein nein, mein Herr, nein nein!

Und drückt euch voller Zärtlichkeit
Ein Jüngling der Vollkommenheit,
Ein liebster Jüngling, schlau beym Scherze,
Mit starken Armen an sein Herze,
Ists möglich, nun so könnt ihr schreyn:
Nein nein, mein Herr, nein nein!



Der Wein.

Wein, entzücke mich,
Was ist ohne dich
Unsers Lebens Zeit?
Brüder, glaubt es mir,
Ohne Wein ist hier
Alles Eitelkeit.

Lobt die erste Welt!
Dem, dem sie gefällt,
Mag sie gülden seyn.
Gnug zur güldnen Zeit,
Die Zufriedenheit
Wohnt noch hier im Wein.

Froher Wein! durch dich
Trinket alles sich
Angesehn und reich.
Du machst unsre Zeit
Der Vertraulichkeit
Alter Deutschen gleich.

Du ertränkst den Groll,
Und versöhnungsvoll,
Sitzt, und zecht mein Feind.
Er verwundert sich,
Sinnt, und lacht auf mich,
Lacht, und ist mein Freund.

Brüder! Eure Hand
Dient dem Vaterland!
Schenkt Tartüffen Wein!
Scheukt ihm, weil der Mann
Nicht verzeihen kann,
Bis er kann verzeihn.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das
Mögliche und Unmögliche.

Daß Schätze, die im Roste liegen,
Die Alten buhlerisch vergnügen,
Und um den süßen Schlaf betrügen,
Das räum ich ein:
Doch in der Jugend Geld bewachen,
Und nicht bey Liebe, Wein und Lachen,
Den Uberfluß sich leichte machen,
Das kann nicht seyn.

Es können alte Dulcineen,
Die Augen tugendhaft verdrehen,
Und gräßlich auf die Liebe schmähen,
Das räum ich ein:
Allein daß sie vor dreyßig Jahren
In allen Tugenden erfahren,
Und stets so strenge Schwestern waren,
Das kann nicht seyn.

Kein blöder Jüngling wird es wagen,
Dem Mädchen seine Pein zu klagen,
Und scheint sie gleich darnach zu fragen,
Das räum ich ein:
Doch in beqvemen Finsternissen
Sein Herz nicht zu verrathen wissen,
Und ohne Kuß nach Hause müssen,
Das kann nicht seyn.

Voll Hochmuth fliehen spröde Schönen
Den Schäfer, und sein treues Sehnen,
Sie fliehn, mit schrecklichem Verhönen,
Das räum ich ein:
Allein, daß sie im Ernste schmollten,
Und uns im Ernst entfliehen wollten,
Und daß wir sie nicht haschen sollten,
Das kann nicht seyn.

Verschlagne Mütter können wachen,
Und Töchter noch verschlagner machen,
Die heimlich doch darüber lachen,
Das räum ich ein:
Doch die Natur in holden Kindern,
Die angebohrne Liebe, hindern,
Und unsre Zahl der Küsse mindern,
Das kann nicht seyn.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Alte.

Ganz bedächtlich sprech ich immer:
Unsre Jungfern werden schlimmer
Und auf Eitelkeit erpicht.
Hab ich gleich in sechzehn Jahren
Noch von Fiekchen nichts erfahren,
Trau ich doch dem Mädchen nicht.

Wird nicht bald der Himmel strafen,
Dürfen Mütter nicht mehr schlafen,
Die Verführung ist zu arg.
Mädchen, die noch nichts bedeuten,
Wissen Dinge, die man Bräuten
Noch zu meiner Zeit verbarg.

Freyer, ohne Bart und Tugend,
Reizen unsrer Töchter Jugend
Zur verliebten Tändeley.
Werdens junge Dinger inne,
Denken sie in ihrem Sinne
Wunder, welch ein Glück das sey!

Alles kennet itzt die Liebe,
Denn Gelegenheit macht Diebe,
Und erfahrner, als ich bin.
Damals als wir Zehne schrieben,
Wußten Jungfern nichts vom Lieben,
Nicht wahr, Frau Gevatterinn?

Ja! wir hätten kommen sollen,
Und die Liebe kennen wollen,
Mütter wußten Rath dafür.
Konnten wir doch nicht mit Ehren
Nur von Liebe reden hören,
So voll Tugend waren wir.

Nein, so fromm wird keine wieder,
Weil man noch bey Mädchen Lieder,
Liebeslieder hört, und sieht.
Ach! dieß Singen schadet vielen,
Wir, wir sungen nur bey Spielen,
Oder gar ein gutes Lied.

* * * * * * * * * * * * * *

Der Heimliche.

Die Neugier und das Mienendeuten,
Der Forscher dunkler Heimlichkeiten,
Uebt meinen Mund im Nein und Ja.
Doch zwingt mich ihr vertrautes Fragen
Vertraulich Ja und Nein zu sagen,
So denk ich im Herzen la, la, la, la, la.

Schon lange schmeck ich ein Vergnügen,
Das ich der schlauen Welt verschwiegen,
Der ganzen schlauen Welt beynah.
Nicht Gold und Ruhm sind meine Freude,
Sie reizen, wie ich glaube, beyde,
Doch lieblicher reizet la, la, la, la, la.

Ich läugne nicht die zarten Triebe,
Und daß ich längst das Glück der Liebe
Mir für den albern Haß ersah.
Doch unter allen den Gestalten,
Die ich für liebenswerth gehalten,
Bezaubert mich meine la, la, la, la, la.

Und warum soll ich sie auch nennen,
Die Augen, welche Schönheit kennen,
Die kennen dich ja Sylvia!
Mehr aber braucht man nicht zu wissen,
Ich weiß, was ich versprechen müssen,
Als du mir dein Herze la, la, la, la, la.

Sie haßt mich nicht, ich müßt es lügen,
Nur, sprach sie, Damon sey verschwiegen!
Und alles, was sie sprach, geschah.
O ja, ihr schweigt, ihr stummen Linden,
Die Stunden, die uns dort verschwinden,
Verschwinden uns unter la, la, la, la, la.



* *

Fortſetzung
Der Vergleichung des Aberglaubens und der Freygeiſterey.

Wenn man ſowohl die Natur des Aberglaubens, als die Natur der Freygeiſterey unterſucht, ſo iſt gewiß, daß eine Republik voll Freygeiſter weit unglücklicher ſeyn würde, als eine Republik, die aus eitel Abergläubiſchen beſtünde. Es iſt dieſes in der erſten Vergleichung zur Gnüge erwieſen worden.* Allein man wird die Wahrheit dieſer Anmerkung in einem weit hellern Lichte erblicken, wenn man den Zuſtand eines jeden Freygeiſtes ins beſondre mit demjenigen Zuſtande vergleicht, worinnen ſich ein Abergläubiſcher befindet. Der Freygeiſt iſt auf allen Seiten unglücklich und elend, man mag nun den Zuſtand betrachten, worinnen er ſich itzt wirklich befindet, oder den Zuſtand, worein er kommen kann. Der Abergläubiſche iſt auch unglücklich; allein er hat mehr zu hoffen, als der Freygeiſt, und er kann ſelbſt bey ſeinem Aberglauben mehr wahre Glückſeeligkeit genießen, als dieſer bey ſeiner Freygeiſterey.

Es iſt nicht nöthig, weitläuftig zu beweiſen, daß die Glückſeeligkeit, welche nicht bloß die Sinnen und Leidenſchaften auf eine kurz Zeit vergnügen, ſondern unſer Herz wirklich beruhigen ſoll, ſich auf die Tugend und das Zeugniß ſeines Gewiſſens gründe, daß man dem Guten, ſo viel als uns nach unſrer

* S. das 3. Stück dieſer Sammlungen auf der 237. u. f. S.

ster Einsicht möglich gewesen ist, nachgestrebt habe. Die Freygeisterey hebt alle Tugend und also alle wahre und dauerhafte Glückseeligkeit auf. Ein Freygeist kann wohl einige Handlungen ausüben, die den Schein der Tugenden haben, und andern so nützlich seyn können, als wenn es Tugenden wären. Denn niemals kann ein Freygeist alle Laster zusammen begehen, weil immer eins wider das andre streitet. Allein weil er sie nicht als Pflichten ausübt, die ihm die Vernunft und das Gewissen vorschreibt, sondern weil es Handlungen sind, die ihm der Eigennutz seiner Leidenschaften räth, so ist er auch des Vergnügens unfähig, welches daraus entspringt, daß man sie als Pflichten der Vernunft und des Gewissens verrichtet hat. Werden dem Freygeiste seine Augen geöffnet, so müssen ihm diejenigen Thaten, die bey einem andern Verdienste seyn würden, als Verbrechen vorkommen. Er ist eine häßliche Gestalt, die wenn sie auch in die schönste Kleidung gesteckt wird, immer häßlich bleibt. Ja die Häßlichkeit wird durch die Schönheit der Kleidung nur sichtbarer, und ein häßliches Gesicht, wenn es gesunde Augen hat, muß sich vor dem Spiegel in einem schönen Kleide noch ungestalter, als ohne dasselbe vorkommen.

Ein Abergläubischer hat hierinnen einen großen Vorzug vor einem Freygeiste. Seine Schwachheit ist eine übelverstandne Gottesfurcht. Es ist wahr, sie kann nicht mit allen Tugenden, aber doch mit einigen bestehen. Er genießt also keine vollkommne Glückseeligkeit; es ist aber doch eine unvollkommene Glückseeligkeit besser, als keine. Der Freygeist liegt in einem täglichen Fieber; sein Zustand

hat niemals das Anſehen der Geſundheit. Das Fieber des Aberglaubens iſt abwechſelnd; es iſt ihm in den Zwiſchenräumen, in welchen er davon befreyt iſt, ſo wohl, als wenn er geſund wäre, und man kann ihn auch zu ſolchen Zeiten ſehr ſchwer von einem Geſunden unterſcheiden.

Allein vielleicht iſt ein Freygeiſt unter andern Freygeiſtern des äußerlichen Vergnügens, der Ergetzlichkeiten und Wollüſte der Sinnen mächtiger, als ein Abergläubiſcher unter Abergläubiſchen, weil er ſich nach ſeinen Grundſätzen zu einem unumſchränkten Gebrauche derſelben für berechtigt hält? Nichts weniger, als dieſes. Eine Geſellſchaft von Freygeiſtern würde ſich ſelbſt zerſtören, und ſie würden ſich genöthiget ſehen, entweder unter die Herrſchaft des Aberglaubens oder der Religion zurückzukehren, und zwar ſelbſt deswegen, damit ſie der Vergnügungen der Sinne mächtig werden könnten. Laßt den Freygeiſt, der ſeine Wolluſt im Weine findet, einen Freygeiſt zum Bedienten haben, deſſen Wolluſt der Wein auch iſt. Dieſer wird gewiß das Glas, welches er für ſeinen Herrn einſchenken ſoll, ſelbſt austrinken, oder, wenn ſich der Herr ſelbſt einſchenkt, ihm das Glas aus den Händen zu reißen ſuchen. Alsdann werden es vielleicht beyde nicht genieſſen, und unterdeſſen daß ſie ſtreiten, wer der Mächtigſte iſt, wird das Glas verſchüttet, oder von dem dritten weggenommen werden. Denn was hat der Lakay für eine Verbindlichkeit, die Luſt, die ſein Herr genießen will, nicht ſelbſt zu genießen? Dieſes Schickſal werden alle andern Ergetzlichkeiten haben. Iſt es alſo nicht eine lächerliche Thorheit der Freygeiſter, daß ſie ihre Grundſätze ausbreiten, und untergraben

graben sie nicht eben dadurch die Vortheile, die sie durch die Freygeisterey zu erlangen denken? Ein Freygeist thut sich den größten Schaden, wenn er sich dafür ausgiebt. Sie sollten selbst aus Eigennutz geheimer seyn. Allein eine Thorheit ist der andern werth. Es ist nicht nöthig, die Vergleichung hierinnen fortzusetzen, und zu zeigen, daß ein Abergläubischer diese Gefahr nicht zu besorgen hat.

Ein Freygeist ist unglücklicher, als ein Abergläubischer, weil die Freygeisterey unheilbarer ist, als der Aberglaube. Mit diesem darf nur eine Veränderung vorgehen; mit jener muß eine gänzliche Verwandlung vorgenommen werden. Es ist leichter, die Religion da zu verbessern, wo sie schon ist, als sie erst dahin zu bringen, wo keine ist, wie es leichter ist, einem kranken Gliede die Gesundheit wiederzugeben, als ein erstorbnes Glied von neuem zu beleben. Sowohl der Zustand, worinnen sich der Verstand eines Freygeistes befindet, als der Zustand seines Herzens, hindert die Cur mehr, als die Beschaffenheit des Verstandes und Herzens bey einem Abergläubischen. Ich rede also von der Freygeisterey, welche sich über den Verstand und über das Herz eines Menschen ausgebreitet, und beyde Kräfte der Seelen verderbet hat. Denn so groß und so seltsam ist zuweilen die Eitelkeit vieler Menschen, daß sie mehr lächerlich zu seyn scheinen wollen, als sie in der That sind. Wenn es in gewissen Gesellschaften, in denen sie etwas zu gelten suchen, eine größre Ehre wäre, andächtig zu seyn, so würden sie da, wo sie die Gottlosigkeit affectiren, eben so sehr andächtig zu scheinen sich Mühe geben.

Ein Freygeist traut sich eine solche Größe des Verstandes zu, welche ihn über allen Unterricht hin-

wegſetzen könne. Er iſt dadurch unfähig, Lehren anzunehmen. Er empört ſich gegen alles, was den Stolz deſſelben demüthigen will. Es iſt aber unmöglich, ihn ohne Unterricht zu beſſern. Seine Einbildung macht ihn leichtſinnig. Er erfindet ſich tauſend Ausflüchte und Spitzfündigkeiten, um den Gründen auszuweichen. Er gleicht den Feinden, die niemals vor einem ordentlichen Kriegsheere Stand halten, ſondern ſo bald ſie ſehen, daß ſie überwunden werden möchten, ihr Heil in der Flucht ſuchen. Es iſt alſo unmöglich, dem Kriege mit ihnen ein Ende zu machen.

Mit dem Verſtande des Abergläubiſchen iſt es ganz anders beſchaffen. Der Freygeiſt traut ſeinem Verſtande zu viel; der Abergläubiſche traut ihm zu wenig zu. Jener glaubt die Wahrheit nicht, weil er ſie nicht glauben will; er ſieht es wohl zuweilen und empfindet es, daß ſie die Wahrheit iſt; aber er verbirgt ſich und flieht vor derſelben. Dieſer aber glaubt die Wahrheit nicht, weil er aufrichtig glaubt, daß es die Wahrheit nicht iſt; er wird ſie glauben, ſo bald er ſie dafür hält. Sein Widerſtand iſt alſo nicht eigentlich ein Widerſtand wider die Wahrheit, ſondern wider den Irrthum. Er irrt, weil er den Irrthum als eine Wahrheit entweder geerbt, oder durch die Erziehung, und einen falſchen Unterricht angenommen hat. Der Freygeiſt irrt am hellen Tage, der Abergläubiſche in der Nacht. Er fürchtet ſich vor dem Lichte; der Freygeiſt haßt es. Es iſt aber leichter die Furcht zu vertreiben, als den Haß auszurotten. Der Verſtand des Abergläubiſchen liegt in allzu viel Feſſeln; der Verſtand des Freygeiſtes hat ſich von allen Feſſeln losgeriſſen.

Iſt

Ist es nicht leichter, einem Gefangnen etliche Fesseln zu zerbrechen, als einen entlaufnen Flüchtlinge, der alle Banden zerbrochen hat, wieder aufzufangen und ihm neue anzulegen? Hier ist die Mühe zwiefach.

Es ist wahr, die Hartnäckigkeit, welche gemeiniglich von dem Aberglauben unzertrennlich ist, setzt der Heilung dieser Krankheit fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Ein Abergläubischer läßt sich sehr schwer von den einmal angenommenen Meynungen abbringen. Allein man kann doch einen Blödsichtigen nach und nach zum Lichte gewöhnen, wenn er nur nicht auf einmal in die Sonne gestellt wird. Es kömmt sehr viel auf die Beschaffenheit seines Herzens an, die bey einem Abergläubischen sehr glücklich seyn kann. Er ist ein Feind, der seinen Posten behaupten will, es koste, was es wolle. Allein er kann eben deswegen von der Stärke seines mächtigern Feindes überwunden werden, weil er Stand hält.

Es ist unleugbar, daß das Herz eines Freygeistes, wenn er nach seinen Grundsätzen handelt, weit verderbter seyn muß, als das Herz eines Abergläubischen. Ein Freygeist kann keinen Menschen lieben; ein Abergläubischer kann zum wenigsten die lieben, die sich in den Meynungen von ihm nicht unterscheiden. Ein Freygeist kennt keine Pflichten, weil er keine Furcht vor einem höhern Wesen hat. Er spottet über alle Verbindlichkeit, oder er muß darüber spotten, wenn er seinen Grundsätzen folgen will. Ein Abergläubischer glaubt Pflichten, weil er ein höhres Wesen über sich erkennt. Er irrt, daß er oft Dinge für Pflichten hält, die es nicht sind. Er ist der Unterwürfigkeit gewohnt, und seine übel-

verſtandne Gottesfurcht legt ihm oft Laſten auf, die faſt ſchwerer ſind, als die Verbindlichkeiten, die ihm die wahre Furcht Gottes auflegen würde. Wenn er alſo Ausſchweifungen begeht, ſo rühren ſie nicht aus der laſterhaften Fertigkeit her, aus welcher ſie der Freygeiſt begeht. Es iſt wahr, ein Abergläubiſcher kann mich erwürgen, und das iſt für mich ſo ſchlimm, als wenn mich der Freygeiſt erwürgt. Allein in Anſehung ihrer iſt bey dieſer Handlung zwiſchen beyden ein ſehr großer Unterſchied. Der Abergläubiſche erwürgt mich aus einem falſchen Eifer für die Ehre Gottes. Er glaubt, daß ihn dieſer zu ſeinem Rächer geſetzt habe. Der Freygeiſt erwürgt mich aus Luſt, weil er vielleicht ſeinen Ehrgeiz oder eine andre Leidenſchaft befriedigen will. Ein Abergläubiſcher wirft mich in ein finſtres Gefängniß, weil ich ſeinen Glauben nicht annehme. Das iſt mir ſo verdrießlich, als wenn es der Freygeiſt thut. Allein jener thut es vielleicht mit der Geſinnung eines Arztes, der mich von einer Krankheit befreyen will. Daß es eine eingebildete Krankheit iſt, das weiß er nicht. Der Freygeiſt, der eben das thut, geht vielleicht darum ſo grauſam mit mir um, weil er mein Vermögen an ſich reißen, oder meine Frau entehren will. Iſt nicht ein großer Unterſchied zwiſchen der That eines Arztes, geſetzt daß er ſeine Kunſt nicht recht verſteht, und zwiſchen der That eines Diebes oder Eheſchänders? Es iſt alſo leichter, einen Abergläubiſchen recht tugendhaft zu machen, als einen Freygeiſt, und folglich iſt dieſer weit unglücklicher, als jener.

Die Erfahrung bekräftigt alles dieſes. Der Aberglaube war es gewiß nicht, welcher ſich der Ausbrei-

breitung der wahren Religion am meisten widersetzte. Ihre siegreiche Gewalt überwand wohl eine unzählige Menge abergläubischer Menschen, aber sehr wenige von den Philosophen, welche das Daseyn einer Gottheit entweder offenbar leugneten, oder doch solche Lehren von derselben vortrügen, welche im Grunde die Gottheit zernichteten. Die wahre Religion hatte die heftigsten Stürme von dem Aberglauben auszuhalten; das ist wahr. Allein eigentlich wurde der Krieg mit den Waffen der Freygeisterey geführt. Die Meisten von denen, welche die römischen Kaiser zu so heftigen und grausamen Verfolgungen anreizten, glaubten gewiß die dreyßigtausend Götter nicht, die sie beschützten. Und wer waren diejenigen, welche den Aberglauben, als er nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten unterstützt werden konnte, ausputzten, und der alten Götterlehre einen neuen Verstand andichteten? Philosophen, welche gewiß so wenig vom Jupiter als von Christo glaubten. Porphyrius, Jamblichius, Symmachus und andre hatten gewiß zu viel Vernunft, als daß sie die Fabeln der Pfaffen geglaubt hätten. Allein sie suchten ihren Ruhm darinnen, den sinkenden Irrthum zu stürzen, und die Wahrheit in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie waren heimliche Freygeister.

Man kann diese Vergleichung für keine Schutzrede des Aberglaubens halten, weil ich sowohl den Aberglauben als die Freygeisterey für sehr schädliche Ungeheuer halte. Ich habe bloß zeigen wollen, daß ein Ungeheuer größer als das andre ist, und die Welt unter dem Joche der Freygeisterey noch unglückseeliger, als unter dem Joche des Aberglaubens seyn würde.

Kla-

Klagen an Herr Cr **.

Der du, zärtlicher Freund, nun nicht mehr von mir umarmet,
Mich doch brüderlich liebst,
Wie ein unsterblicher Freund in den Gefilden des Himmels
Den unsterblichen Freund!

Dessen Klagen ich oft mit tröstendem Mitleid gehöret,
Dem ich klagenvoll oft
Kostbare Thränen, die mir dein Herz voll Großmuth entdeckten,
Von den Wangen gewischt!

Freund, vernimm du auch itzt die allzu billige Klage,
Die den Lippen entflieht.
Und dann werde sie auch von unsern Freunden vernommen,
Ihr versteht sie allein!

Zwar der Himmel gebeut, und keine sterbliche Klage
Hindert, was er gebeut.
Dennoch soll das Geschick die sterbliche Klage vernehmen,
So vergeblich sie ist.

Von dem allen, was ich iemals geliebt, bin ich ferne,
Und ich liebe nichts mehr.
Warum, o Himmel, nimmst du mir nicht die Empfindung der Freundschaft
Mit den Freunden dahin?

Niemals hat sich mein Mund sich wider den Meister des Schicksals
Zu eröffnen erkühnt,
Oder mit Bitten voll Stolz und ungestümen Verlangen
Seinen Himmel entweiht.

Aber er hat ihn wohl eh mit dankenden Liedern gepriesen,
Und mein zärtliches Herz
Hat ihn tausendmal mit erkenntlicher Freude gepriesen,
Als ich Euch noch genoß.

Freund, ich habe niemals die süßen Freuden empfunden,
Die ein Vater uns giebt,
Ach! ich habe den nicht, von dem ich abstamm, umarmet,
Niemals, Vater! gesagt.

Also wollte des Schicksals Gesetz. Er starb unter Fremden,
Als er kaum mich gesehn.
Ich verstand es noch nicht, als er mich seegnend umfaßte,
Und ich dankt ihm auch nicht.

Fern, ach fern von mir, liegt er, und auch fern von der Gattinn,
Und ich weiß nicht sein Grab,
Und sein Grabmahl soll ich mit keinen Thränen benetzen,
Wie ein Sohn sie vergießt.

Von dem Tag an, den ich zuerst sah, bis zu dem letzten,
Könnt ich klagen, mein Freund.
Dennoch klagt ich niemals. Denn ich hab euch ja gesehen,
Und ihr habt mich geliebt.

Zwar

Zwar auch die ist dahin, die mich mit Seufzern und Thränen,
Dir, o Tugend, erzog,
Und ich hab ihr doch nicht nur eine der Thränen vergolten,
Einen Seufzer belohnt!

Oft gedenk ich an sie. Dann sinkt in betäubende Wehmuth
Meine Seele dahin;
Dann vergeß ich, wozu mir meine zärtliche Muse
Eine Laute geschenkt!

Doch ich singe das Lob von einer nicht vornehmen Tugend
Unsrer Zeit nur umsonst,
Wo ein Dichter, der nicht durch seinen Namen uns blendet,
Uns durch Klagen nicht rührt.

Freund, dem Himmel hab ich auch diese Schmerzen geopfert,
Und ihm schweigend gehorcht.
Ol* weiß es; denn er hat mich umarmend und tröstend
Damals klagen gehört.

Aber er weiß es auch, er, und mein zärtlicher G**r,
Der euch auch noch entbehrt,
Freund, die wissen, wie itzt mein Herz dem zornigen Schicksal
Nicht mehr schweigend gehorcht.

Alles ist todt für mich; mein Herz hört auf zu empfinden.
Ungern schlägt es noch fort.
Nur das, ihr Freunde, daß ihr, daß ihr auf ewig ihm fehlet,
Das empfindet es stets!

Wie ungenossen seyd ihr, du, Frühling, und du, o Sommer,
Mir vorüber geflohn!
Mir hüpft kein fröhlicher Bach, mir jauchzt kein blökender Hügel,
Noch ein lautes Gebüsch.

Nur euch, ihr Menschen, zu fliehn, such ich die einsamen Felder,
Nicht um fröhlich zu seyn.
Das ist Freude für mich, wenn meine mich quälende Schwermuth
Sich in Klagen ergießt.

O, wie wünsch ich mir dann nur einen der vorigen Tage,
Eine Stunde zurück,
Nur ein Lächeln von euch, nur ein Geschwätze voll Freundschaft,
Einen flüchtigen Scherz!

Warum tilget mein Gram der vorigen Tage Gedächtniß
Nicht auf ewig in mir?
Warum, betrügliches Herz, hast du ie Freundschaft empfunden,
Jemals einen geliebt?

War-

Warum freutest du dich, als das mich täuschende Schicksal
Meine Freunde mir wies?
Warum schlugst du, und sprachst: Das sind sie, die werden mich lieben!
Diese hab ich gesucht!

Ja, du hast sie gesucht, und fandst sie, sie zu verlieren.
Du verdientest sie nicht.
Nein, unglückliches Herz, du warst nicht zur Freundschaft erschaffen;
Sonst besäß ich sie noch!

Also murr ich, mein Freund, mein Leben, wie ein Jahrhundert,
Menschenfeindlich dahin.
Ist es Eigensinn, Freund, ists ungerechtes Verlangen,
Das mein Herz sich so quält?

Nein, zu tief ist in mir der Freundschaft Empfindung gewurzelt,
Sie, mein einziges Glück.
Ach, der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
Und mein Herze verwöhnt.

Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther, als alles,
Dann auch, wann es mich quält.
Dann auch gäb ich es nicht für alle Schätze der Reichen,
Aller Könige Glück!

Sammlung
Vermischter


Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Fünftes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1749.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Die

Auferstehung.

Bald schwingt mein Geist sich auch vom Staube
Zu meinem Heile, das ich glaube,
Zu dir, o mein Messias, los!
Bald nimmst du meinen Leib, o Erde,
Damit ich ganz unsterblich werde,
In deinen mütterlichen Schoos!
Dann weint, die Wollust meines Lebens,
Ein Freund, und meiner Jugend Weib,
Und ihre Klage ruft vergebens
Den Geist in den bethränten Leib!

Ich schlummre sanft, und ruhig schließet
Ihr Auge, das in Thränen fließet,
Bald oder spät sich nach mir zu.
Ach! wer wird sie, wie mich, beweinen?
Bey meinen schlummernden Gebeinen
Verlangt nun ihr Gebein die Ruh.
Ruht sanft; der Erdkreis wird vergehen!
Ruht sanft mit mir die kurze Nacht,
Und seht hier unsern Engel stehen,
Der über unsrer Asche wacht!

Wenn ich in meinem sichern Grabe
Jahrhunderte geschlummert habe,
Mir werdens einst kaum Stunden seyn!
Wenn sich mit mir noch andre Frommen,
Aus dem Getümmel weggenommen,
Daß nun ihr Leib gesät ist, freun:
Denn Gott sah ihren langen Jammer,
Und sprach: Ruht, meine Lieben, aus,
Geht hin und ruht in eurer Kammer;
Ich bau euch ein unsterblich Haus.

Wenn noch ein Erdkreis voll Verbrecher
Dahin ist, und wenn dann der Rächer
Noch eine Frevlerwelt zerstört;
Wenn du, Meßias, Glauben suchest,
Der Welt, daß sie dich lästert, fluchest
Und keinen findest, der dich ehrt,
Wenn deine Halleluja schweigen,
Wenn alles Sünd ist und Betrug;
Wenn deine Himmel dir bezeugen:
Der Lästerungen sey genug:

Wenn auch die Erd um Rache schreyet,
Durch dich einst heilig, itzt entweihet,
Und gern gereinigt werden will:
Die Sonne sieht die Schwester weinen,
Ist müd, unwillig, mag nicht scheinen,
Und wünschet, Herr, dein Wort: Steh still:
Wenn die Geschöpfe seufzend klagen,
Daß ihre Freyheit noch verweilt,
Mit Gram der Laster Fessel tragen,
Und aufsehn, ob der Richter eilt:

Wenn

Wenn alle Kräfte sich bewegen,
Ihr Amt nun willig niederlegen,
Und ihre Harmonie nun schweigt:
Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
Meßias, donnert und im Wetter
Daher fährt und den Richter zeigt:
Und im chaotischen Getümmel
Unscheinbar, blutig und entstellt
Die Sterne fallen, und der Himmel
Nun, wie ein Buch, zusammen fällt:

Und nun das Feldgeschrey erschallet,
Und die Tyrannen rufen: Fallet,
Fallt über uns, ihr Felsen, ein,
Und an dem letzten aller Tage
Der Alte seine gleiche Wage
Dem Sohn giebt, Richter nun zu seyn:
Ich ruh noch sanft in meiner Höle,
Mein Engel tönt, und ruft hinab,
Schnell öffnet sie sich, und die Seele
Sucht ihr Gebein, das sie ihr gab.

Wie ist mir dann? = = Welch süsses Beben!
Wer gießt in meinen Staub das Leben?
Was schauert sanft durch mein Gebein?
Ist das mein Leib? = = Ich lebe wieder?
Das bin ich? = = Das sind meine Glieder?
Der Glanz, die Göttlichkeit ist mein?
Wer sammelte mich aus dem Staube?
Weß Thron ist dort? Wer ruft mir zu?
Ach das ist Gott, an den ich glaube!
O mein Meßias, das bist du!

Herr, ewig währet deine Treue!
Dir dank ich, daß ich mich verneue,
Ich komme nicht in dein Gericht.
Heil mir! Mein Feind ist nun bezwungen!
Der Tod ist in den Sieg verschlungen!
Ich bleib in der Verwesung nicht.
Heil mir! Herr, dein ist Macht und Ehre,
Dein ists, Meßias, daß ich bin!
Ich menge mich in deine Chöre
Und eil ins Hallelujah hin.

So war dir, Adam, als das Leben,
Dem Erdkreis seinen Herrn zu geben,
In deinen Staub allmächtig fuhr:
Der Hauch des Herrn schwoll in die Glieder,
Die Sonne stand, und schaute nieder,
Und Freude floß durch die Natur.
Wie schön warst du in ihren Blicken!
Groß, herrlich, Gottes Meisterstück!
Dein Mund war dankendes Entzücken!
Dein Geist Anbetung! Lob dein Blick!

In den durchdonnerten Gefilden
Lebt alles auf, sich neu zu bilden;
Hier blüht ein Leib auf, dort ein Leib.
Wer sind sie, die aus jenen Mengen
Sich her nach meinem Grabe drängen?
Das ist mein Freund! = = Das ist mein Weib!
Da kommen alle meine Freunde,
Und prangen königlich daher!
Uns trennen weiter keine Feinde!
Geschick und Tod trennt uns nicht mehr!

Wer ruft mir nah bey meiner Höle?
Wer ist die jungfräuliche Seele?
Ein Seraph? = = Menschlich ist sie nicht!
Wie leuchtet sie im weissen Kleide!
Scham, Unschuld und der Andacht Freude
Verklärt ihr sittsam Angesicht.
Welch Lächeln fließt aus ihren Blicken!
Was bebst du, frölichs Herz, in mir?
Mit welchem mächtigen Entzücken
Wallt meine Seele hin zu ihr?

Auch fühlt die Fromme, die ich liebe,
Den sanften Einfluß gleicher Triebe;
Natur, Natur, wir fühlen dich!
Sie eilt von mir, sie zu umarmen,
Ruft in den schwesterlichen Armen:
Ach! = = liebe Schwester! seegne mich!
Wie wünscht ich weinend manche Nächte,
Als ich nicht mehr dein Antlitz sah,
Daß dieser Tag erscheinen möchte!
Wie seelig bin ich! Er ist da!

Ich steh von Seeligkeit durchdrungen.
Seraphische Begeisterungen,
Braust, braust, und füllt die ganze Brust!
Ich will den vollen Becher trinken!
Ich will in Freude gern versinken!
O Meer, o Ocean voll Lust!
Spielt, Sänger Gottes, ich will fühlen,
Ich will mich Ewigkeiten freun!
Wo ist mein Psalter? Ich will spielen
Und auch ein Sänger Gottes seyn.

Da noch die Welt war, und der Rächer
Noch schlief, da wart ihr dem Verbrecher,
Ihr Seeligen, ein Lied und Spott.
Mit einer Ewigkeit voll Freuden
Vergilt Gott kurzer Jahre Leiden,
Er krönt uns; er vergilt, als Gott!
Schallt stärker, meines Psalters Töne,
Die trüben Stunden sind entflohn!
Hier sind wir, Vater, deine Söhne!
Denn unser Bruder ist dein Sohn!

Wo ist die Erde? Welche Flammen!
Sie glüht, sie schmilzt, wie Wachs, zusammen,
Ihr Gott sprach: Sey erlöst, vergeh!
So schmolz die Sonn auf jenen Höhen,
Den Hügeln, jenen Pyrenäen
Die dort wegtröpfeln, sonst den Schnee.
Dann floß er vom Gebirg in Thäler
In Bächen fort und war nicht mehr:
So fließen nun Gebirg und Thäler
In Flammen fort und sind nicht mehr.

Herab, ihr der Tyrannen Schlösser,
Ihr Pomp der Länder, nun nicht besser,
Denn Hütten, die der Stolz nicht sah;
Man wird euch nicht mehr Herren nennen,
Nicht einmal eure Stätte kennen;
Herab; der Tag des Herrn ist da!
Auf Felsen war ihr Grund geleget,
Gesenkt tief in der Erde Bauch,
Sie sind wie Staub nun weggefeget,
Rein weggefegt, und nun nur Rauch.

Indeß

Indeß schallt eine Stimme: Werde!
Und umgebildet geht die Erde
Aus ihrer Asche neu herauf.
Kein Donner rauscht mehr, das Getümmel
Schweigt, und ein neuer schönrer Himmel
Steigt über ihr harmonisch auf.
Gott läßt sich nieder, hier zu wohnen.
Sein Wagen sind die Cherubim,
Um ihn sind Seraphim und Thronen,
Und die Gerechten folgen ihm.

Ihr Geister, Gottes erste Kinder,
Erhabner, größer, als die Sünder,
Und minder doch geehrt, als wir;
Die ihr lobsingend triumphiret,
Daß Gott sein großes Werk vollführet,
Und daß wir seelig sind, wie ihr;
Der harmonienreiche Köcher
Klingt auf den Schultern und ertönt,
Daß nun kein frevelnder Verbrecher
Den Gott der Götter mehr verhönt.

Seyd mir gegrüßet, meine Brüder,
Die Christen jauchzen eure Lieder
Und seufzen keine Klagen mehr!
Der ganze Himmel ist ein Reigen.
Der Wahrheit nun verklärte Zeugen
Frohlocken königlich daher.
Seyd mir gegrüßt, ihr hohen Seelen,
Mit Glanz und Licht nun angethan!
Nun tobt, euch noch einmal zu quälen,
Kein Nero, kein Domitian!

Wie herrlich ist der Leib voll Narben,
Die euch die stolze Kron erwarben,
Aus seinen Trümmern aufgebaut!
In stiller Mitternächte Stunden
Sang ich vordem oft eure Wunden,
Sah euer Blut und weinte laut.
Doch irdisch waren meine Thränen;
Ich sah ihr Blut wohl, nicht ihr Licht.
Nun soll mein Psalter auch ertönen,
Ich singe sie und weine nicht.

Noch schweig, mein Saitenspiel; ich höre
Die Jubellieder höhrer Chöre.
Ein König führt sie an den Thron.
Er trägt des Himmels schönste Krone,
Und ruft zum Richter auf dem Throne:
Hier sind wir; sey gegrüßt mein Sohn!
Heil sey mir, daß ich dich gezeuget!
Frohlocke, Psalter, er ist mein!
Der ganze Himmel hört und schweiget,
Und Davids Psalter tönt allein.

Sie horchen; plötzlich füllt den Himmel
Ein hoch frohlockendes Getümmel
Und wiederholet den Gesang.
So horchten sonst des Korah Kinder;
Der Jordan schwieg und floß gelinder,
Wenn seine stolze Harf erklang.
Im Cedernwalde schallt es wieder,
Was sein Gesang Verborgnes sprach.
Der Nachhall kam vom Hermon nieder,
Und sang ihn in den Thälern nach.

War=

Warum entfliehn mir die Gesichter?
Wo ist der königliche Dichter,
Wo sind die hohen Chöre hin?
O Nacht! In welchen Finsternissen
Vergeh ich! Alles ist entrissen!
Ach, fühl ichs? Irr ich, daß ich bin?
Kommt, ihr Erscheinungen, zurücke.
Ach wär ich seelig, wie zuvor!
Wer steht vor dem erschrocknen Blicke,
Weß Stimme schallet in mein Ohr?

Geh Sterblicher, noch bist du Erde,
Noch währt dein Kampf, geh, streite, werde
Erst deiner Auferstehung werth.
Erst muß ein edler Kämpfer ringen,
Arbeiten, und den Feind bezwingen,
Eh ihn der Ruf des Herolds ehrt.
Du wünschest dich in unsre Chöre,
Mach erst dein Maaß der Tugend voll,
Und reinige den Geist zur Ehre,
Die ihn einst überkleiden soll.

Dann wirst du bey uns seyn, und lernen,
Was ihr in euern tiefen Fernen
In keinem Liede singen könnt.
Nicht der, so zu euch wieder kehret,
Euch den Messias singt und lehret,
Nicht Milton, den ihr Klopstock nennt.
Kein sterblich Ohr hat es vernommen.
Wer Staub ist, weiß nicht Gottes Rath,
Weiß nicht, was er verklärten Frommen
Für Freuden zubereitet hat!

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Gedicht
auf die Geburt
Seiner königlichen Hoheit
des Durchlauchtigsten Kronprinzen
von Dännemark und Norwegen
Christian
in öffentlicher Versammlung
bey der
königlichen Ritteracademie in Soroe
abgelesen
von

Johann Elias Schlegel,
öffentlichen Lehrer des Staatsrechts
und der Politik.

Durch welch ein kostbar Pfand der Himmel uns vergnügt,
Was uns für künftig Wohl in einer Wiege liegt,
Den Werth von diesem Blut, das in dem Prinzen fließet,
Die Tugend dieses Stamms, aus welchem er entsprießet,
So viel Ermunterung, von Lust entzückt zu seyn,
Ja! dieß sieht unser Herz aus tausend Gründen ein.
Aus Gründen wünschten wir, und freun uns nun aus Gründen.
Was erst die Sehnsucht trieb, muß nun die Lust entzünden.

Wir

Wir hofften längst den Tag, der uns dieß Kleinod schenkt:
Doch unser Hoffen war von Zweifeln eingeschränkt.
Ein jeder Augenblick, der diesem näher rückte,
Verstärkte das Gebet, das man zum Himmel schickte:
Es klopfte jedes Herz voll bürgerlicher Treu,
Und wartete mit Furcht, ob es erhöret sey,
Und nahm den ersten Ruff voll Freude, doch mit Beben,
Der durch das Land erscholl: Ein Prinz sey uns gegeben.

Konnt unsre Sehnsucht wohl für unser Wohlergehn
Zu früh um einen Sohn so eines Vaters flehn?
Damit die ganze Kraft von unsern Ehrfurchtstrieben
Sich stärker weisen kann, wenn wir sein Bild auch lieben;
Damit der Königsstamm, der diesem Reiche blüht,
Je bessern Schatten giebt, ie mehr er Zweige zieht;
Damit ein junger Held aus Friedrichs Regimente,
So wie aus Friedrichs Mund, recht lange lernen könnte,
Was Länder unterstützt, was eine Krone schmückt,
Was Fürsten göttlich macht, und was ein Volk beglückt.
Drum schien er unserm Wunsch so viel zu spät gebohren,
Als er von Friedrichs Huld Exempel schon verlohren.

Nicht unser Wunsch allein hat ihn von Gott begehrt,
Der König bat um ihn, und dem ward er gewährt.
Er bath um einen Sohn, nicht bloß wie Väter pflegen,
Er denkt und sorgt für uns, und wünscht auch unsertwegen,
Für uns erfreut sich itzt die väterliche Brust,
Und sein Vergnügen wächst durch seiner Bürger Lust.
Selbst die Umarmungen der frohen Königinnen,
Die Zärtlichkeit, bey der auch Freudenthränen rinnen,
Ihr Küssen, ihr Bemühn, geliebter Prinz, um dich,
Ist mehr als Mutterlust, es ist auch Königlich.

O fühl=

O fühltest du nur selbst ihr zärtliches Umfangen,
Die Freude deines Stams, und dieses Reichs Verlangen!
Doch was die Vorsicht uns in dir giebt und verspricht,
Das fühlt sonst jedermann, und du nur selbst noch nicht.
Indeß da du den Hof, so bald du kamst, belebet,
Da Hoffnung und Vertraun um deine Wiege schwebet,
Da Frölichkeit und Dank durch dieses Reich erklingt,
Und bis zum äußersten von Nordens Felsen dringt,
Gleichst du in süssem Schlaf dem angenehmen Knaben,
Den Nordens Dichter uns als Gott besungen haben,
Dem Kinde, dem Odin, wie ihn des Schicksals Hand
In einem Schiff gewiegt, und schlafend hergesandt,
Der, da man ihn erblickt, so bald sein Mund nur lachte,
Sich selbst noch unbewußt, ganz Norden jauchzend machte.

Erwachse, werther Prinz, der Norden jauchzend macht,
Erkenne bald, was du in dir uns zugebracht,
Wie für dein Wohlergehn so viele Wünsche lodern,
Und was die Tugenden der Väter von dir fodern.
Der Himmel hat dich uns zu einer Zeit geschenkt,
Da man an deines Stamms gepriesne Thaten denkt,
Da wir voll Danckbarkeit, seit er den Thron besessen,
Dreyhundert Jahre Glück, das von ihm rührt, ermessen,
Und sehn, wie sich dieß Reich an Ruh und Macht gemehrt,
Je mehr es ihm vertraut, je mehr es ihn geehrt.
Wenn wird man dir dieß Jahr, das dich erzeuget, nennen,
Ohn in dir eine Glut voll Großmuth zu entbrennen,
Die dir mit einem Blick die ganzen Ahnen weist,
Um denen gleich zu seyn, die unsre Dankgier preist?

Du,

Du, der du vielem Flehn dieß Gnadenpfand gegeben,
Erhalt ihn unserm Flehn, o Himmel, laß ihn leben.
Der Fortgang seiner Zeit sey seinem Anfang gleich,
Von guter Hoffnung voll, an steter Freude reich,
Wir selbst zwar wünschen nicht, die Tage zu erblicken,
Da seine Tugenden des Reiches Krone schmücken.
Er wachs an Größ und Ruhm, ihm sey der Thron bereit,
Er sey des Reiches Glück, doch nicht zu unsrer Zeit:
Wer ist, der nicht von Gott zur Wohlthat dieß begehre,
Daß Friedrichs Herrschaft mehr als unser Leben währe,
Daß so bewundrungsvoll, die so nach uns entstehn,
Ihn alt und stark, wie wir ihn jung und weise sehn?
Man wünscht für Christian nur auf entfernte Jahre,
Daß er der späten Welt noch Friedrichs Bild bewahre,
Daß dieser Länder Wohl stets fest, stets einerley
Und unsrer Enkel Glück so groß, als unsers sey.



✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻✻

Betrachtung
über die
Tugenden des Temperamentes.

Man kann nie furchtsam genug in der Entscheidung der Frage seyn, ob man in der Welt mehr Tugendhafte, oder mehr Lasterhafte finde, ob man unser Geschlecht mehr vertheidigen, oder mehr anklagen müsse. Es giebt Sittenlehrer, welche die Menschen nicht allein ohne alle Nachsicht beurtheilen, sondern auch in ihren Aussprüchen über ihre Handlungen unbarmherzig und grausam sind. Sie haben zu viel schwarzes Blut, als daß sie billige Richter seyn könnten. Die Strenge, worinnen sie ihren Ruhm suchen, verleitet sie, alles auf der schlimmen Seite zu sehen, und weil sie keinen Menschen finden, der ganz vollkommen ist, so verdammen sie alle, ohne Unterschied, als lasterhaft, und zwar, als so lasterhaft, daß man, wenn ihre Beschreibungen einträfen, täglich nicht ohne Zittern daran denken könnte, daß man in einer solchen Gesellschaft seyn müsse. Andre hingegen beurtheilen den Menschen mit einer Nachsicht, welche oft scheinbare und glänzende Laster selbst mit Tugenden und Verdiensten vermengt. Sie erklären beynahe alle Menschen, vor denen man noch sicher auf der Straße gehen kann, für tugendhaft, und weil nicht alle Menschen alle Unvollkommenheiten zusammen besitzen, und nicht die großen Laster

bege-

begehen, welche die äußerliche Ruhe der Gesellschaften umstürzen, so halten sie die Meisten für so vollkommen, daß man eben nicht vielmehr von ihnen verlangen dürfe. Sie sind zu gefällig, als daß sie in die Absichten und Quellen der menschlichen Handlungen eindringen sollten, und beruhigen sich ohne fernere Untersuchung bey dem äußerlichen Ansehen derselben. Es ist sehr leicht, vor ihrem Richterstuhle Lob und Belohnungen davon zu tragen. Beyde Gattungen von Sittenlehrern machen dem menschlichen Geschlechte im Grunde wenig Ehre. Wenn die strengen von dem Menschen zu viel verlangen, und ihm deswegen, weil er nicht alles besitzt, was sie fodern, allen Ruhm nehmen, so fodern die gar zu gelinden Menschenfreunde zu wenig von ihm, und folglich ist die Ehre, die sie ihm lassen, entweder sehr geringe, oder oft auch gar falsch. Jene scheinen ihn für unfähig zu großen Tugenden zu halten; diese halten ihn für zu schwach dazu. Man verdient aber weniger Mitleiden, wenn man zur Tugend einige Kräfte, als wenn man keine Kräfte hat. Wenn man nicht ganz lasterhaft ist, so kann man tugendhafter seyn; von einem Kranken kann man fodern, daß er sich Mühe geben soll, gesund zu werden; von einem Todten nicht. Ist das Verderben der Menschen so gar groß, als es die strengen Sittenlehrer beschreiben, so ist ihr Zustand dem Zustande der Todten vollkommen ähnlich.

Allein man kann streng urtheilen, ohne grausam zu seyn, und billig richten, ohne auf eine allzugroße Gelindigkeit zu verfallen. Man sey ein bloßer Philosoph, und nehme den Menschen, wie

man ihn findet; man habe Mitleiden mit seiner Schwachheit, und verlange nicht, daß er alle Tugenden, zu denen ihn doch seine Natur bestimmt, besitzen soll. Man sey zufrieden, wenn man einige Handlungen von ihm bemerkt, welche nicht allein den Schatten, sondern auch das Wesen edler Thaten haben. Man kann, wenn die Forderungen nicht strenger sind, nicht billiger mit den Menschen umgehen. Nun wird man hier und da einige Tugenden unter ihnen erblicken. Allein wenn man voraus setzt, daß eine Handlung nicht eher den Namen der Tugend erhalten soll, als bis sie aus keiner andern Ursache, als aus der Ueberzeugung ausgeübt worden ist, daß sie unsre Pflicht sey, so wird die Anzahl derselben sehr klein werden. Man braucht, um dieses zu beweisen, sich nicht auf die Anmerkung zu berufen, daß die besten Handlungen, wenn man dem äußerlichen Ansehen nach davon urtheilt, aus sehr niedrigen und unedlen Quellen entspringen können. Sie verlieren schon ihren wahren und vorzüglichen Werth, wenn sie bloß Tugenden des Temperamentes sind.

Sehr viele Handlungen, die man für löbliche Handlungen erklärt, die in der That auch Bewunderung verdienen, weil es gewiß ist, daß sie aus keinen verderbten Quellen entspringen, die denjenigen auch, welcher sie ausübt, in den Ruf bringen, daß er Verdienste besitze, sind in der That bloße Wirkungen eines glücklichen Temperamentes, an welchem er keinen Antheil hat. Er überläßt sich, ohne dem, was er thut, nachzudenken, ob es Pflicht ist, oder nicht, dem Antriebe seines Blutes, oder den natürli-

chen Neigungen seiner Seele, und er kann es keinem freywilligen Entschlusse, edel und anständig zu handeln, zuschreiben, wenn die Wirkungen der ihm angebohrnen Eigenschaften das Ansehen der Tugenden bekommen. Es ist unnöthig, mit viel Gelehrsamkeit zu erklären, und viele tiefsinnige Untersuchungen anzustellen, was Temperament sey. Es ist aus der Erfahrung bekannt, daß es mannichfaltige Mischungen in den Säften unsers Körpers, und in seinen übrigen Eigenschaften giebt, die, nachdem sie verschieden sind, auch andre Eindrücke in unsre Seele machen. Dieser hat feinre Sinne und Empfindungen, ein andrer gröbere; bey diesem ist das Blut flüchtiger, feiner und hitziger, bey einem andern dicker, kälter, und in seinem Laufe träger. Dieses kann für die Seele unmöglich gleichgültig seyn. Eben so giebt es in der Seele viele mannichfaltige natürliche Mischungen ihrer verschiednen Kräfte, Neigungen und Leidenschaften. Der unterscheidende Charakter des Verstandes, der einem vor dem andern natürlich ist, verursacht einen andern ebenfalls natürlichen Charakter des Willens. Dieses heißt nun sowohl bey dem Körper, als bey der Seele Temperament. Die Wirkungen eines glücklichen Temperamentes sind zuweilen so schön, daß es sehr schwer fällt, sie von der Tugend selbst zu unterscheiden. Ja ihre Schönheit kann uns zuweilen so sehr blenden, daß man sie noch mehr für Tugend hält, als die wahre Tugend selbst, deren Ansehen sie hat. Vielleicht scheint dieses einigen unverständlich, andern aber mehr sinnreich, als wahr zu seyn.

Einige Beyspiele sollen uns in den Stand setzen, richtig davon zu urtheilen.

Amint hat sich mit seiner Großmuth die Liebe und Bewunderung der ganzen Stadt erworben. Alle Armen finden eine sichre Hülfe bey ihm, und er wird mit Freuden der Wohlthäter eines jeden Nothleidenden. Seine Wohlthaten sind desto schätzbarer, weil er nicht lange Ueberlegungen anstellt, ob er sie Dankbaren erzeigt, oder nicht. Er zählt sie den Dürftigen auch nicht zu, und untersucht nicht, wie viel er giebt. Gleichwohl kann man ihn nicht beschuldigen, daß seine Mildthätigkeit eine leichtsinnige Verschwendung wäre; denn sein übriger Aufwand ist ordentlich und überlegt. Er wird ohne Bedenken das beste Gericht einem Hungrigen überlassen, und sich mit einer weit geringern Kost befriedigen. Man bemerkt in allen seinen Handlungen eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, so daß man es nicht für Verstellung halten kann, wenn er bey der Erzählung des Unglückes, das dieser oder jener ausgestanden hat, Thränen vergießt. Er würde die Lobeserhebungen, die man ihm wegen seiner Großmuth macht, mit einer größern Freude anhören, oder man würde doch einige Spuren des Ehrgeizes in seinem Bezeigen wahrnehmen, wenn sein Mitleid und Erbarmen aus Eitelkeit und Begierde nach Ruhm entstünde. Sollten also seine Handlungen nicht großmüthig seyn? Was kann diesen Namen besser verdienen, als sein Bezeigen? Der großmüthige Amint!

Doch indem man überall mit Verwunderung Amints Großmuth erhebt, erwähnt niemand des Phi-

Philemon, der diese Lobsprüche mit besserm Rechte fodern könnte, wenn es nicht auch eine Großmuth wäre, im Verborgnen diese Tugend zu besitzen. Von Natur ist sein Herz unempfindlicher und härter, als Amints Seele. Es würden ihm vielleicht andre Menschen ganz gleichgültig seyn, wenn er sich nicht durch seine ernsthaften und weisen Betrachtungen über sich und seine Pflichten das zärtliche, empfindliche und mitleidige Herz gegeben hätte, das ihm von der Natur versagt worden war. Er thut eben das, was Amint bloß aus Empfindung thut, aus einem freyen Entschlusse seines Geistes, als eine Pflicht, die er erfüllen muß, wo er nicht wider seinen ursprünglichen Adel handeln will. Er ist überzeugt, daß ein nothleidender Mensch auf seine Hülfe ein Recht hat, welches ihm heilig seyn muß, wenn ihm der Ruhm eines gerechten Mannes lieb ist. Er hilft also, weil er dieses weiß, eben so oft, als Amint, der aber, wie gesagt, bloß seiner Empfindung wegen hilft, die er von dem Unglücke eines andern hat, und der er nicht widerstehen kann. Philemon mußte sich erst Gewalt anthun, großmüthig zu seyn, durch einen unermüdeten Fleiß aber ward ihm die Ueberwindung seiner Natur endlich leicht, da es hingegen Amint nicht seinem freyen Entschlusse, sondern theils seinem zärtlichen Körper, theils der ihm angebohrnen Neigung gegen andre und der natürlichen Güte seines Herzens zuschreiben muß. Seine Großmuth ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine mechanische Wirkung seiner Seele, und also in der That keine wahre Tugend, ob sie gleich so viele Aehnlichkeiten mit derselben hat. Woher kömmt es aber,

daß man in Philemons Handlungen weniger Großmuth bemerket, als in Amints Aufführung, da doch jener die Tugend wirklich besitzt, wovon dieser nur den Schein hat? Das kömmt daher, weil Amints Großmuth nur eine Tugend des Temperamentes ist; sie ist also zugleich sehr körperlich, ungeachtet sie sich auch auf eine natürliche angebohrne Güte der Seele gründet; sie breitet sich folglich in seinem Gesichte, über seine Geberden, und in seiner ganzen Stellung aus; denn so bald ein Amint mitleidig wird, hat er sich und sein Aeußerliches nicht mehr in seiner Gewalt, sondern er muß mitleidig seyn. Dieses macht nun einen starken Eindruck bey den meisten Menschen, die, wenn ihnen das Aeußerliche gefällt, immer damit zufrieden zu seyn pflegen. Philemons Großmuth hingegen macht den Eindruck nicht; sein Körper ist nicht so weichlich, und folglich kann sie sich in seinen Augen, in den Minen seines Gesichts, und in seinem Aeußerlichen nicht so lebhaft abdrücken. Amints Großmuth ist ein Glück, das er der Natur zu danken hat, und nicht ein Verdienst. Die Tugenden des Temperaments sind schätzbar; sie verdienen Bewunderung, aber keine andere, als die eine gute Bildung, oder die Schönheit des Frauenzimmers verdient. So wenig als ein Frauenzimmer ein Recht hat, seine Reizungen als Verdienste anzusehen, worauf sie stolz seyn kann, so wenig darf ein Mensch, welcher bloß aus Temperament tugendhaft ist, deswegen die Lobsprüche andrer Menschen verlangen, oder sich darüber freuen, wenn er sie erhält.

Die Tugenden des Temperamentes unterscheiden sich von den wahren Tugenden darinnen, daß sie sich nicht eher zeigen, als wenn sie von äußerlichen Gegenständen erweckt werden. Die wahren Tugenden bedürfen dieser fremden Hülfe nicht, sondern wirken von sich selbst, und sind immer in der Seele gegenwärtig. Ein Amint wird von dem Elende der Nothleidenden gerührt, aber nicht eher, als bis er sie sieht, oder zum höchsten bis er von ihnen hört. Er sucht die Armen nicht, die Armen suchen ihn. Ein Philemon hingegen, der mitleidig ist, weil er es für seine Pflicht hält, mitleidig zu seyn, thut sich hier auf eine vorzügliche Art vor ihm hervor. Er sucht die Nothleidenden, wenn er auch nicht von ihnen gesucht wird. Indeß, daß Amint vielleicht glaubt, es gebe weiter keine Bedrängten, als die er gesehen hat, und ruhig ist, weil er ihnen ihre Bekümmernisse erleichtert, hat Philemon schon vielmehr großmüthige Handlungen ausgeübt, weil er mit einem unermüdeten Eifer alle Gelegenheiten dazu ausspürte, und noch ist er nicht ruhig, daß er so oft geholfen hat, weil er glaubt, daß er noch öfter helfen könne. Wenn man sich von der wahren Großmuth diese Begriffe macht, wie man sie davon haben muß, so ist es unleugbar, daß diese Tugend selten ist, und eben dieses trifft von den übrigen Tugenden ein. Wie wenig wird man wirklich edle und große Handlungen unter den Menschen antreffen, wenn man sie nicht eher Tugenden nennen will, als bis sie als Pflichten erkannt, und als Pflichten ausgeübt worden sind!

Wenn Clelien diese Anmerkungen bekannt wären, so würde sie mit mehr Bescheidenheit von sich selbst, und mit mehr Gelindigkeit von andern ihres Geschlechtes urtheilen. Sie würde die Unschuld, welche dem Temperamente zu danken ist, nicht mit der tugendhaften Unschuld verwechseln, ihre Einbildung von sich selbst mindern, und ihre Aussprüche über andre mäßigen lernen. Es ist wahr, sie gehört nicht unter die Keuschen, die es dem Alter zu danken haben, daß sie keusch sind. Sie ist jung, sie besitzt auch Reizungen, und sehr viele haben sie nicht ansehen und gleichgültig gegen sie bleiben können. Sie hat Anbeter, und was fast unglaublich ist, sie sucht keine Ehre darinnen, Sclaven zu haben. Sie ist in der Gefahr der Lobsprüche und Schmeicheleyen gewesen, einer in der That großen Gefahr für die Unschuld! Sie hat Liebeserklärungen, Schwüre und tausend zärtliche Dinge gehört; sie ist allen andern Gefahren ausgesetzt worden, wo es sonst der Unschuld schwer wird, sich zu behaupten. Ueberall ist sie vor allen Verführungen sicher geblieben. Ihre Unschuld und Tugend muß also wohl sehr groß seyn. Sie glaubt es, und das beweist sie durch die Verachtung derer, welche solche Gefahren nicht mit der Unerschrockenheit verachten können, womit sie über sie spottet. Ihre Unschuld ist keinem Stolze zuzuschreiben; der Stolz wäre wohl zu schwach gewesen, sie zu erhalten. Denn die Eitelkeit wird von keinem Feinde so leicht überwunden, als von der Liebe. Ihre Unschuld scheint also eine wahre Tugend und ein besondres Verdienst bey ihr zu seyn, und sie verdient vielleicht deswegen noch mehr bewundert zu wer-

werden, als wegen ihrer Reizungen. Sie könnte es verdienen, wenn ihr Temperament nicht zu gegründete Zweifel dawider veranlaßte. Daß sie sich so gar wenig Gewalt anthun darf, gegen unser Geschlecht unempfindlich zu seyn, daß sie niemals einige Regungen der Zärtlichkeit gefühlt, daß niemals ein heimlicher Wunsch der Natur ihr den Sieg über die Liebe schwer gemacht hat, das verdient zwar den Namen der Kälte und Fühllosigkeit, aber nicht den Namen der Unschuld, die eine Tugend ist. Was für andre Gefahren sind, das sind in der That für sie keine Gefahren gewesen, und wo also keine Feinde sind, da findet kein Sieg statt. Die wahre Unschuld hat zum wenigsten einigermaßen in den erzählten Gefahren zu streiten. Wenn ihr Blut feuriger und das Gefühl der Natur in ihr stärker wäre, was würde Clelia alsdann thun? Vielleicht erzitterte alsdann diese stolze Unschuld.

Wenn man die Geschichte der alten Einsiedler, der Anachoreten, der Styliten, der Coenobiten, und wie sie alle heißen, liest, deren außerordentlich strenge Kasteyungen, Arbeiten, Geisselungen und freywillige Martern lange für große Tugenden gehalten worden sind, so würde man sehr vielen Unrecht thun, wenn man ihre Handlungen, die so sehr wider die Natur des Menschen zu streiten scheinen, alle einem ausschweifenden Hochmuthe, und der eiteln Begierde, für besondre Heiligen angesehen zu werden, zuschreiben wollte. Viele thaten es aus Nachahmung, viele aus Einfalt, viele, weil sie ihr Gehirn mit einer gewissen finstern Philosophie in Unordnung gebracht hatten; die meisten aber würden nicht auf

diese Ausschweifungen gefallen seyn, wenn ihr Temperament heitrer und ihr Blut nicht so melancholisch gewesen wäre. Ihr Geist war von Natur trauriger und finstrer, als die Seele andrer Menschen, und folglich war auch ihr Körper zum Gefühle der sinnlichen Freuden unfähiger, und gegen die Beschwerlichkeiten einer harten Lebensart unempfindlicher.

Man wird, obgleich nicht ohne Mühe, die Tugenden des Temperamentes von den wahren Tugenden unterscheiden, wenn man sowohl auf die Art, wie sie wirken, als auch auf die Umstände, worinnen sie sich äußern, aufmerksam ist. Jene wirken immer fast auf eine gleiche Art, und obgleich die Umstände verschieden sind, worein sie kommen, so sind doch ihre Wirkungen immer gleichförmig, weil sie bloß von dem Eindrucke bestimmt werden, welchen die äußerlichen Gegenstände auf sie machen. Denn die Klugheit, die Ueberlegung und Vorsicht, als die Seele wahrer Tugenden, fehlet ihnen. Ein Mensch, dessen ganze Tugend ein glückliches Temperament ist, hat sich nicht in seiner Gewalt, wenn sein Blut oder die natürlichen guten Neigungen seiner Seele von den Dingen, die außer ihm sind, in Bewegung gesetzt werden. Ihre Wirkungen können daher zuweilen schlimme Folgen haben, und oft fast mehr Schaden anrichten, als die ihnen entgegen gesetzten Laster kaum stiften würden. Was für eine große Tugend ist nicht die Güte und Leutseeligkeit, und was für herrliche Folgen können sie nicht haben, wenn sie von der Klugheit regiert werden! Allein welche schädliche Folgen haben sie nicht auch gehabt, wenn sie bey dem, der sie besaß, nichts als Eigenschaften einer

ner guten Natur waren! Denn sie äußerten sich oftmals auch da, wo eine gewisse tugendhafte Strenge und Ernsthaftigkeit viel beßre Wirkungen gethan hätte. Die wahre Tugend hingegen wirkt nicht immer auf eben dieselbe Art; ihre Wirkungen sind nach der Verschiedenheit der Umstände auch verschieden und mannichfaltig; denn sie werden allezeit von der Klugheit und einer reifen Ueberlegung regiert. Wenn **Amints** natürliche Mildthätigkeit immer Personen antrifft, die seiner Hülfe werth sind, so ist es ein Glück, und seine Tugend wird eben so herrliche Folgen haben, als die wahre Mildthätigkeit; ja zuweilen, obgleich sehr selten, wird sie mehr Nutzen stiften, als jene, weil sie eilfertiger mit ihrem Beystande ist. Allein öfter wird sie mehr Uebel verursachen, wenn sie sich über Personen ausbreitet, welche dieselbe misbrauchen. Er wird lasterhaften Armen eben die Hülfe erweisen, die er tugendhaften Armen erzeigt, wenn nicht ihre Laster einen eben so starken Eindruck auf ihn machen, als ihre elenden Umstände, und er wird sie eben durch seinen Beystand noch in ein größres Unglück stürzen, als wenn er weniger empfindlich gegen ihre Noth gewesen wäre. Ja da die lasterhaften Unglücklichen bey ihrem Unglücke die Bescheidenheit nicht haben, durch welche gemeiniglich die tugendhaften Nothleidenden so liebenswürdig werden; da sie unverschämter sind, und dadurch ihre Noth gleichsam beredter machen; da hingegen die Tugendhaften, um unsern Augen nicht gar zu beschwerlich zu fallen, ihr Unglück nur halb sagen, und nur einzelne Thränen fallen lassen, wenn jene einen ganzen Strom Thränen weinen, so

wird

wird Amint das Unglück eines Lasterhaften oft für noch größer ansehen, als das Elend des Tugendhaften, jenem seine ganze Hülfe widerfahren lassen, und sich vielleicht dadurch außer den Stand setzen, auch dem Tugendhaften beyzuspringen, und auf diese Weise wird er sowohl den, welcher seine Hülfe nicht verdient, als den, welcher sie verdient und mit bessern Rechte fodern konnte, unglücklicher machen, als sie erst waren. Philemons wahre Mildthätigkeit hat diese gefährlichen Folgen nicht zu befürchten. Er weiß wohl, daß man, nach dem Ausdrucke des Chrysostomus, seine Wohlthaten nicht den Sitten, sondern den Menschen erzeigt, allein er giebt auch dem Menschen nicht mehr, als der bloße Mensch nöthig hat. Die Sitten und der Mensch zugleich bedürfen mehr, und deswegen richtet sich die Größe seiner Hülfe noch mehr nach den Sitten, als nach dem Elende. Er wird zuweilen den Lasterhaften, der durch seine Schuld unglücklich ist, fühlen lassen, daß er keine Hülfe verdient, wenn er ihn dadurch zu bessern glaubt. Er wird vielleicht dadurch in den Verdacht der Unbarmherzigkeit kommen. Allein wenn er den Unglücklichen in der That dadurch glücklicher machen kann, so wird er sich lieber diesem Verdachte aussetzen, als zur Unzeit nach dem Ruhme der Großmuth streben. Diese Klugheit wird machen, daß seine Wohlthaten selten verlohren gehen, wenn Amint seine Wohlthaten die meiste Zeit auf unfruchtbare und steinigte Aecker ausstreut, wo er keine Erndte halten kann.

Die Bescheidenheit, die Mäßigung, die Bedachtsamkeit, die Gelindigkeit, und Liebe zum Frie-

den sind außerordenliche Tugenden. Ihre herrlichen Folgen zeigen sich im Reiche der Wahrheit, wenn Irrthümer bestritten, oder Wahrheiten ausgebreitet werden sollen, auf eine vorzügliche Weise. Es hindert den Lauf der Wahrheit nichts mehr, als eine ungemäßigte Hitze, sie zu vertheidigen. Diejenigen, deren Irrthümer man bestreitet, bringt eine solche Hitze auf, und sie werden dadurch nur standhafter und unbeweglicher in dem, was sie eimal als wahr angenommen haben. Die Gelindigkeit, die Sanftmuth und Bescheidenheit wird weit mehr bey ihnen ausrichten, als Eifer und Sturm. Allein wenn die erzählten Tugenden nur Tugenden des Temperamentes sind, so sind sie sehr oft der Wahrheit eben so hinderlich gewesen, als jene Fehler, die ihnen entgegen stehen. Die Friedfertigkeit und Bescheidenheit, die bloß natürlich ist, wird immer eine Quelle der Unentschlüßigkeit und Furchtsamkeit. Der, so sie besitzt, geräth durch sie in eine Gleichgültigkeit, die ihn bald auf diese bald auf jene Seite neigt. Wenn er zween Widersacher sieht, die beyde die Wahrheit zu behaupten vorgeben, so wird er, aus Liebe zum Frieden, wenn zumal etwa die Partey des Irrthums stärker und mächtiger ist, zum Nachtheile der Wahrheit mistrauisch werden. Läßt ihn seine Einsicht die Wahrheit auch finden, so wird ihn das Scheinbare in den Beweisen und Einwürfen der Gegner vielleicht so sehr blenden, daß er wieder zu zweifeln anfängt. Seine Ungewißheit wird dadurch zunehmen, daß er weiß, seine Einsicht könne von Tage zu Tage wachsen. Was ihm itzt mit so vielem Lichte als Wahrheit vorkomme, könne vielleicht

leicht mit der Zeit die Larve fallen lassen, und als ein offenbarer Irrthum vor seinen Augen erscheinen. Er wird diese Vorurtheile vermeiden wollen, und auf andre verfallen. Die Wahrheit wird dabey leiden, weil seine natürliche Friedfertigkeit keine Tugend ist, die von einer weisen Ueberlegung regiert wird.

Die natürliche Standhaftigkeit und Unerschrockenheit sind eben diesen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Wahrheit kan große Vortheile von ihnen erhalten; öfter aber sind sie ihr noch nachtheiliger, als zuträglich. Sie können den Irrthum für die Wahrheit ansehen, und alsdann werden alle Reizungen derselben nichts über sie gewinnen. Der Haß gegen Meynungen verwandelt sich sehr leicht in einen Haß gegen die Personen. Ein Mensch, dessen Standhaftigkeit bloß eine Tugend des Temperamentes ist, wird sie nicht so mäßigen können, daß er allezeit gelassen bleiben sollte. Er wird hitzig werden, er wird siegen wollen; er wird die Gründe der Gegenparten nur untersuchen, um sie für falsch zuhalten, und hingegen in seinen Beweisen allezeit sehr viel Gründlichkeit finden. Kein Spiegel ist nach einem baylischen Ausdrucke ein größrer Schmeichler, als eine vorgefaßte Meynung. Ein Mensch hingegen, dessen Standhaftigkeit und Unerschrockenheit eine wahre Tugend ist, die von Klugheit und Ueberlegung beseelt wird, ist niemals in der Gefahr, diese Fehler zu begehen. Er wird Friedfertigkeit und Sanftmuth immer mit Standhaftigkeit und Unerschrockenheit vereinigen. Er wird den Feinden der Wahrheit nicht eher Friedensbedingungen vorlegen, als

wenn die Wahrheit dabey gewinnt; niemals aber einen Frieden ihr zum Nachtheile schließen. Er wird nur standhaft seyn, um derselben ihre Rechte nicht zu vergeben, und mit einem unerschrocknen Muthe alles erdulden, damit sie von dem Irrthume nicht überwältiget werde. So deutlich unterscheidet sich die wahre Tugend von der Tugend des Temperamentes!

Die wahre Tugend hat noch viel andre Vorzüge vor derselben. Sie dauert durch alle Alter hindurch, wenn sie einmal in einem Herzen einen festen Sitz gewonnen hat. Sie nimmt niemals ab; die Länge der Zeit bestätigt sie immer mehr, giebt ihr mehr Stärcke, und verschönert sie. Allein wie vielen Abwechselungen und Veränderungen sind nicht die Tugenden des Temperamentes unterworfen! Sie haben das Schicksal der Schönheit, welche durch die Zeit und das Alter verwüstet wird. Die Tugenden des Temperamentes sind die Schönheit der Seele. Laßt die stolze Schöne, die von ihrem natürlichen Reize so sehr eingenommen ist, einige Jahre älter werden; die Rosen werden verblühn und abfallen. Das Blut, welches itzt so schnell und feurig floß, wird künftig einmal stocken; es war in der Jugend von einer dünnen, leichten, und feinen Beschaffenheit; die Zeit wird es verdicken. Die angebohrnen Neigungen und Leidenschaften der Seele leiden durch die Zeit eine eben so große Veränderung. An die Stelle der Neigungen, die so schön und reizend waren, kommen vielleicht sehr häßliche Leidenschaften, so wie in dem Gesichte, das itzt so viel Bewunderer hat, wenn die Zeit seine Annehm-

nehmlichkeiten wegnimmt, Runze'n erscheinen. Zu der Zeit, wenn die Tugend des Temperamentes verschwunden ist, wird die wahre Tugend erst in ihrem vollen Lichte glänzen.

Diese Anmerkungen können einen großen Einfluß sowohl in unsre Sitten, als in unsre Urtheile von uns und von andern Menschen haben. Man ist sehr geneigt, eine natürliche Güte sich als ein Verdienst zuzuschreiben, und man beruhigt sich bey dem Besitze der Tugenden des Temperamentes, weil man sich vor der Mühe, welche mit ernsthaftern Tugenden verbunden ist, entsetzt. Oft fangen wir auch an, auf solche natürliche Vorzüge stolz zu werden, und andre neben uns zu verachten. Es geht mit diesen natürlichen Reizungen der Seele, wie mit der Schönheit des Körpers, welche sehr oft ihre Besitzerinnen eitel, und eben dadurch ihrer unwürdig macht. Sind uns aber die Gedanken immer gegenwärtig, daß Tugenden des Temperamentes keine Verdienste, sondern ein bloßes Glück sind, welches wir nicht ungebraucht besitzen sollen, so wird dadurch unsre Bescheidenheit und Demuth sehr viel gewinnen. Wir werden viele von unsern besten Handlungen mit gleichgültigern Augen ansehen; wir werden aufhören, sie für wahre Tugenden zu halten, und das wird uns zuerst auf den Weg bringen, wo wir die wahren Verdienste finden. Dieses wird auch unsre Urtheile von andern vorsichtiger machen; wir werden sehen, daß einige, die wir ihrer dem Scheine nach rühmlichen Thaten wegen bis in den Himmel erhoben, keine oder nur eine sehr geringe Bewunderung verdienen, und es werden uns vielleicht wahre

Tugenden bekannt werden, die vorher von uns bemerkt wurden, weil wir von denselben mehr nach dem äußerlichen Scheine, als nach ihrem innerlichen Werthe urtheilten. Wir werden zwar das Urtheil der Sinne nicht verachten, uns aber von demselben nicht mehr hintergehen lassen.

Allein welche Bewunderung wird ein Mensch erlangen, wenn er die natürliche Güte seines Herzens, und die Tugenden seines Temperamentes nur als den Stoff ansieht, aus welchem er erst wahre Tugenden und Verdienste bilden muß! Denn zu dem Ende gab ihm die Natur die ihm angebohrnen schätzbaren Eigenschaften. Ein Dichter, den der Himmel dazu schuf, dem er eine fruchtbare Einbildungskraft, einen lebhaften und feurigen Witz und alle andern großen Fähigkeiten gab, wird dennoch von keiner Nachwelt gelesen werden, wenn er sich bloß seinem Naturel überläßt, ohne es durch die Kunst, durch den vertraulichen Umgang mit den Alten, und durch die Betrachtung der Natur auszubilden, und vollkommner zu machen, wenn er niemals etwas von dem verwirft, was er macht, sondern alles billigt und für bewundernswerth ansieht. Eben so verdient der weder Lob noch Belohnung, der seine natürlichen Tugenden läßt, wie sie sind; aber dann verdient er bewundert und nachgeahmt zu werden, wenn er sie durch Fleiß, Ueberlegung und Klugheit zur Reife bringt, und ihnen mit eigner Hand das Wesen vollkommner Tugenden ertheilt.

Elegie.

Daphnis und Daphne.

Zärtliche Daphne, wenn aber der Tod uns Liebende trennte?
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft?
Ach, so werd ich um dich ein ganzes Leben durch weinen,
Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht!
Jede Stunde, die sonst in deiner Umarmung vorbeyfloß,
Jede Minute, die uns, zärtlich genossen, entfloh!
Ach, so vergehen mir dann die übrigen Jahre voll Schwermuth,
Wie der vergangenen uns ungeliebt keines entfloh!
„Zärtlicher Daphnis, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
„Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruft;
„Ach, dann wein ich um dich mein ganzes übriges Leben,
„Jeden unbrauchbaren Tag, jede mir schreckliche Nacht!
„Jede Stunde, die sonst, mit deinem Lächeln erheitert,
„Unter dem süßen Gespräch zärtlicher Thränen entfloh!
„Ach, so vergehen mir dann die übrigen Tage voll Schwermuth,
„Wie der vergangenen uns ungeliebt keiner entfloh!
Zärtliche Daphne, du wolltest nach mir nur Tage noch leben?
Und ich brächte nach dir Jahre voll Traurigkeit zu?
Daphne,

Daphne, Daphne, nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,
Bring ich, bist du erblaßt, neben dir seelenlos zu!
Nehme noch einmal die todte Hand, küsse noch einmal dein Auge,
Sink an die ruhende Brust, wein und erblasse bey dir!
„Daphnis, ich sterbe nach dir! Den Schmerz soll Daphnis nicht fühlen,
„Daß er sterbend mich sieht. Daphnis, ich sterbe nach dir!
„Dann bring ich auch nur wenig unbrauchbare trübe Minuten,
„Bist du, Daphnis, erblaßt, neben dir seelenlos zu!
„Blicke noch einmal dich an, und seufze noch einmal: Mein Daphnis!
„Sink an die ruhende Brust, zittr und erblasse daselbst!
Daphne, du stürbest nach mir? Den Schmerz soll Daphne nicht fühlen,
Daß sie sterbend mich sieht. Daphne, du stirbst nicht nach mir!
„Daphnis, ich sterbe nach dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
„Längst schon mit Thränen erbat. Daphnis, ich sterbe nach dir!
Ach wie liebest du mich! Sieh diese thränenden Augen!
Fühle dieß bebende Herz! Daphne, wie liebest du mich!
Göttlichste Daphne, du stürbest nach mir? Du fühltest die Schmerzen,
Daß du sterbend mich sahst? Daphne, wie liebest du mich!
Ach, wenn eine Sprache doch wäre, dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, zärtlichste Daphne, dir fühlt!

Würde dieß Aug und sein Blick, und seine Zähren voll Liebe,
Und dieß Ach des Gefühls, das mir gebrochen entfloh,
Doch zu einer Sprache der Götter, dir alles zu sagen,
Was, mein liebendes Herz, zärtlichste Daphne, dir fühlt!
Ach, wenn doch kein Grabmal nicht wäre, das Liebende deckte,
Die einander so treu, die so voll Zärtlichkeit sind!
Aber weil ihr denn seyd, zu ewig offene Gräber,
Nehmet zum wenigsten doch nehmet auf einmal uns ein!
Hörest du mich, der zur Liebe mich schuf? Ach! wenn du mich hörest,
Laß mit eben dem Hauch Daphnens und meinen Geist fliehn!
„Daphnis, ich sterbe mit dir! Ich bete mit dir von dem Himmel
„Diese Wohlthat herab. Daphnis, ich sterbe mit dir!



✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳✳

Ode.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,
Weiblich und zart von Gefühl,
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen. So zärtlich und fühlend
War kein Sterblicher mehr.
Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und fühlend
War keine Sterbliche mehr.
Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schicksal
Gab mir ein hartes Gesetz,
Ewig zu schweigen, und einsam zu weinen. So zärtlich und elend
War kein Sterblicher mehr.
Einst sah ich sie im Haine, da gieng ich seitwärts und weinte
Seitwärts ins Einsame hin,
Tief in den dunkelsten Hain, der den bängsten Schmerzen geweiht war,
Und dem erbebenden Geist.
Ach vergebens erschaffne! wenn jene, die die Natur dir
Gleich schuf, ewig dich flieht;
Ach vergebens unsterbliche Seele! wenn ewig einsam
Dir die Unsterblichkeit ist.
Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwo Seelen von vielen,
Mütterliche Natur,
Zärtlicher und sich ähnlich erschufst, und gleichwohl sie trenntest,
Sage, was dachtest du da,

Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber
Hier nicht weise genug,
Hier nicht zärtlich genug! Nicht mehr die liebende Mutter,
Die du immer sonst wärst,
Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und wenn ein vor Wehmuth
Bang erbebendes Herz
Dich und dein eisernes Schicksal und seine Donner versöhnte,
Wenn du Mutter noch wärst!
Wenn, wie vormals, dein Ohr, zur Zeit des goldenen Alters,
Stammelnde Seufzer vernähm!
Aber du bleibst unerbittlich und ernst! So sey es denn ewig!
Seys! Nicht mehr Mutter, Natur!
Warum hast du mich nicht, wie diesen Hain hier, erschaffen,
Ruhig und ohne Gefühl?
Warum nicht, wie den Sänger des Hains? Er fühlt sich vielleicht nicht,
Oder ist es Gefühl,
Was er tönet, sinds zärtliche Klagen, die seufzend sein Mund singt,
Ach so wird er gehört!
Ach so lieben ihn Sängerinnen! So donnert kein Schicksal
Sie zu trennen daher!
Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! Auf, laß mich wie er seyn!
Nicht mehr Mutter, Natur!

Schaffe zur Nachtigall mich! Doch laß mir die mensch-
liche Seele:
Diese Seele nicht mehr!
Also sagt ich, und wurde verwandelt, doch blieb mir
die Seele
Und mein zu fühlendes Herz;
Und nicht glücklicher klag ich noch einsam, und weine
die Nacht durch
Und den mir nächtlichen Tag.
Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern Vö-
geln und Menschen
Du, o Abendstern, winkst,
Geht, die ich lieb, im Haine daher; dann sing ich ihr
Klagen,
Aber sie höret mich nicht.
O so höre mich, Jupiter, dann, du, des hohen Olympus
Donnerer, höre du mich,
Schaffe zum Adler mich nun, laß deinen Donner mich
tragen,
Daß sein kriegrischer Schall
Hart und fühllos mich mache, daß in den hohen
Gewittern
Zärtlich mein Herz nicht mehr bebt,
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zevs nur
erblicke,
Aber kein blühend Gesicht,
Und kein lächelndes Auge, das seelenvoll redt, und die
Sprache
Der Unsterblichen spricht.

* *

Also sang er und wurde zum Adler, und an dem Olympus
Zog sich ein Wetter herauf.

Ode.

An Herrn * * *.

Freund, kaum schlägt noch mein Herz, kaum klagt es noch seufzend zum Himmel,
Der alle Freude mir neidisch entreißt;
Da nun alles dahin ist, die Liebe, die Küsse der Mädchen,
Die meine Seele sich schmeichelnd entwarf;

Da kein Mädchen mich liebt, kein Blick, auf mich zärtlich geheftet,
Und keine schmachtende Miene mir winkt;
Da kein fühlendes Herz voll Unruh mir entgegen gezittert
Kein Herz, wo Scham und Empfindung gekämpft.

Da kein Mädchen mich liebt, da meine wehmüthige Jugend
Mir müßig und ungenossen entfloh,
Da mein Herz, das sich haßt, das nur noch Seufzer ernährten,
Zu früh verschmachtet, zu zeitig verwelkt.

Nun ist es aus, auch die Hoffnung, die wie in gränzlosen Nächten
Ein morgenröthlicher Glanz, mir erschien,
Und in der Ferne das Bild des heitersten Mädchens mir zeigte,
Das auf mich zusprang, mich küßt und entfloh.

Ach! schon glücklich genug, (wenn sie nur länger geblieben,)
Fühlt ichs, und willig betrog sich mein Herz.
Doch sie verschwand, und mein Schmerz, von diesem Schattengefühle
Nur mehr geschärft, kehrt noch stärker zurück.

Doch dich klag ich nicht an, ob gleich mein jugendlich Leben
Dem bängsten Kummer ein Schlachtopfer wird;
Ach du hättest gewiß, wenn du meine Zärtlichkeit kenntest,
Du mir zu schönes Geschlecht, mich geliebt!

Gehst du gleich, da ich sterb, ungerührt und heiter vorüber,
Schön, wie die Freude, wie Göttinnen, schön,
Seegn ich dich doch und bin dir die letzten Entzückungen schuldig,
Womit mein Herz dich noch fühlet = = und stirbt.

Aber du, Freund, nimm meine Leyer, und wenn ich erblaßt bin,
So geh und hänge sie über mein Grab.
Kommt dann auch oft, du und Doris, bey meiner Asche zu weinen,
Und sagt, daß der zärtlichste Jüngling hier starb.



✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Ode.

Diesen frölichen Lenz ward ich, und sang zuerst,
Diesen fröhlichen Lenz lehrt Aedone mich,
Meine Mutter, und sagte:
Sing, Aedon, den Frühling durch!

Horcht der Wald dir allein, deine Gespielinnen
Sitzen horchend die nur deinem Gesange da:
Alsdann sing, o Aedon,
Nachtigallen Gesänge nur!

Aber tritt er daher, welcher erhabner ist,
Als der himmlische Hain, kömmt er, der Erde Gott:
Alsdann sing, o Aedon,
Seelenvoller und göttlicher!

Denn sie hören dir zu, die doch unsterblich sind!
Ihren göttlichsten Trieb lockt dein Gesang hervor!
Alsdann singst du, Aedon,
Den Unsterblichen Liebe zu!

Ich entflog ihr, und sang, und der bewegte Hain,
Und die Hügel umher hörten mein junges Lied,
Und des Baches Gespräche
Sprach gelinder am Ufer hin.

Doch der Hügel, und Bach, und der bewegte Hain,
War der Erde Gott nicht! Hörerlos sang ich schwach!
Denn ich sang dich, o Liebe,
Kein Göttern und Göttinnen!

Doch vom Abend herauf unter des Schattens Nacht,
Kam ein göttliches Bild, lebender als der Hain,
Schöner als die Gefilde,
Eine von den Unsterblichen!

Wie war ihr Anblick mir neu! Was ihr vom Auge blickt,
Ach was war das? Wars das, so sie zur Göttinn macht?
Sprach die Stimme den Blick aus;
O so würde sie süßer seyn,

Als mein zärtlichster Laut, als mein gesungenster
Und gefühlvollster Ton, wenn mich die junge Lust
Von den Wipfeln der Wälder
In die Höhn des Olymps entzückt.

Aug! ach, Auge, dem Blick bleibt unvergeßlich mir!
Und wie leg ich dir doch würdige Namen bey?
Wirst du Seele genennet?
Bist uns, das die Unsterblichen

Zu Unsterblichen macht? Auge, wem gleich ich dich?
Bist du ein blauer Olymp, an dem der Abendstern
Silberfarbig heraufsteigt?
Oder gleichest du jenem Bach,

Der dem Quell kaum entfloß, in dem der Rosenstrauch
Seine Knospen besieht, in dem ich selber oft,
Niederhangend vom Zweige,
Meine dichtrische Stellung seh?

Und was spricht itzt ihr Blick? Hörst du mir, Göttinn, zu?
Hörst du der Nachtigall zu? Sang ich von Liebe dir?
Und was fließet gelinder
Hoch vom schmachtenden Auge her?

Ist das Liebe, was dir zärtlich vom Auge rinnt?
Deinen göttlichsten Trieb lockt den mein Lied hervor?
Welche sanfte Bewegung
Hebt dir deine beseelte Brust?

Sprich, wie heißet der Trieb, welcher dein Herz bewegt?
Heißt er bestes Geschenk von den Olympiern?
Heißt er göttliche Tugend?
Oder Glück des Elysium?

O geseegnet sey mir, zwölfter May, schönster Tag,
Da ich die Göttliche sah! Aber geseegneter
Seyst du unter den Tagen,
Wenn ich in den Umarmungen

Eines Jünglings sie seh! der die Beredtsamkeit
Dieser Augen empfindt, und euch, ihr Frühlinge
Dieser lächelnden Mienen,
Und den Geist, der dieß alles schuf.

* *

Wars nicht, Fañy, der Tag, wars nicht der zwölfte May?
Der in den Hain hin dich rief, wars nicht der zwölfte May?
Der mir, weil ich allein war,
Oed und traurig vorüber floß!

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Ode

auf die

G. und H. Verbindung.

Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet zu sehn tanzende Gratien,
Wollt ich Lieder, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn:

Schon griff, zärtliche Braut, meine verlohrne Hand
Nach Anakreons Spiel, schon lief ein Silberton
Durch die Leyer herunter,
Vom hinfliegenden blonden Haar;

Von dem Kuß, den man raubt, und ihn nur flüchtig fühlt,
Von der süsseren Lust eines gegebenen;
Von dem frohen Gelispel
Unter Freunden und Freundinnen,

Wenn die schnellre Musik in die Versammlung sich
Ungestümer ergießt, wenn der Tanz Flügel hat
Und das wildere Mädchen
Feuervoller vorüber rauscht;

Von der bebenden Brust, welche sich sanft empört,
Nicht gesehen seyn will, und doch gesehen wird;
Und von allem, was sonst noch
Durch die Lieder zur Freude lockt.

Aber mit Blicken voll Ernst winket Urania,
Meine Muse, mir zu, gleich der unsterblichen
Brittisch denkenden Singer,
Oder, göttliche Fanny, dir!

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Scherz und Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt!
Aber Freundschaft und Tugend
Sollten deine Gesänge seyn!

Also sprach sie, und flog nach dem Olympus zu.
Aber darf auch ihr Ernst, bey dem Geräusch der Lust,
Bey den blühenden Mienen,
Leis und furchtsam vorüber gehn?

Ja, Du hörest mich, Braut, und dein gesetzter Geist
Mischt zur Freude den Ernst, und fühlt die Freude mehr!
Du verkennest das Lächeln
In dem Antlitz der Tugend nicht!

Wenn die Lippe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht,
Wenn der sterbende Blick sich in die Nacht verliert,
Wenn wir unsrer Verlangen
Thorheit weis und verachtend sehn;

Wenn, wo sonst uns der Lenz auch zu den Blumen rief,
Wenn, bey unserem Grab, Enkel und Enkelinn
Uns vergessend sich lieben:
Dann ist, Freundinn, die Tugend noch!

Jene Tugend, die Du kennst und bescheiden übst,
Die Den, welchen Du liebst, neben Dir glücklich macht,
Die dem Auge der Eltern
Heimlich Thränen der Freud entlockt.

Gedanken eines Greises von der Kunst, in Gesellschaft zu gefallen.

So weit ich die große Welt und ihre Grundsätze kenne, so giebt es keinen bessern und sicherern Weg, sein Glück zu machen, als die Kunst, in Gesellschaft zu gefallen. Das ist die einzige Kunst, die man zu lernen braucht. Ein Mensch, der zu leben weis, ein Mensch, bey dem man niemals einschläft, ein kleiner boshafter, ein leichtfertiger Mensch, ein angenehmer, ein allerliebster Mensch, und ein Mensch, dem es nicht fehlen kann, der sein Glück machen, aus dem ein großer Mann werden, der ganz gewiß eine reiche Heyrath thun wird, das sind Namen, die alle, wie ich nun aus der Erfahrung weis, einerley sagen. Ich habe niemals mein Glück machen können, ob es gleich mein beständiger Vorsatz gewesen ist. Mir hat es immer gefehlt; ich habe kein wichtiges Amt und wenig zu bedeuten, ich habe auch keine reiche Frau. Ich habe nicht gefallen, und das ist mein Fehler. Endlich hat mich die Erfahrung das Geheimniß gelehrt, das so viele glücklich macht. Allein ich bin alt; ich weis wohl, daß mich meine Wissenschaft nicht betrügen würde; aber ich würde doch mein Glück nicht so lange genießen, als ich wollte, und also will ich lieber mein Glück nicht machen. Mein größter Ehrgeiz ist nunmehr nur der, daß ich

andre unterrichte, wie man in der großen Welt und ihren Gesellschaften gefällt und angenehm wird.

Da ich meine Lehrsätze von dieser Kunst mit den Lehrsätzen andrer Sittenlehrer und Philosophen davon verglichen habe, so habe ich mich billig darüber gefreut, daß wir weit von einander abgehen. Ein Versuch einer Kunst, in Gesellschaft zu gefallen, und zwar so, daß man sein Glück dadurch macht, das ist nichts neues. Man hat sich viel Mühe gegeben, die Regeln derselben festzusetzen. Allein die meisten haben immer den Fehler gehabt, daß sie gerades weges zum Misfallen und Einschläfern führen, und dann ist man in der großen Welt auf ewig unglücklich, wenn man ihnen einmal gefolgt ist. Es ist kein Wunder, da sie auf den Studirstuben erfunden werden. Dahin kömmt die große Welt nicht; wie wollen sie sie kennen? Sie kennen den Menschen und seine Neigungen nicht aus der Erfahrung, und daher werden ihre Sittenlehren, wie man gefallen müsse, so moralisch, als ob man Einsiedlern gefallen müßte, wenn man sein Glück machen wollte. Ihre Lehren sind gerade den Grundsätzen der großen Welt entgegen. Sie können sehr vernünftig seyn; das will ich nicht leugnen; allein die große Welt, denn von der rede ich, und darinnen macht man sein Glück, diese verlangt gar andre Verdienste bey einem Menschen, der ihr gefallen soll, als die Vernunft. Ich habe ihren Grundsätzen gefolgt, und weil ich einmal alt bin, so gereut es mich nicht; allein nun bin ich auch im Stande, zu zeigen, daß Philosophen die rechte Kunst zu gefallen nicht verstehen. Ich will es von einigen Lehren derselben beweisen.

Sie verlangen, daß man in den Gesellschaften, worinnen man gefallen will, gegen alle ein gutes Herz zeigen, und, ohne der Wahrheit ungetreu zu werden, mit allen freundschaftlich umgehen soll. Die Foderung ist voll Vernunft; aber das ist eben der Fehler. Man sollte fest dafür halten, daß man seines Endzweckes nicht verfehlen könnte, wenn man diesem Verlangen gehorchte. Wem sollte nicht ein gutes Herz gefallen, das sich in allen unsern Worten und Handlungen zeigt? Und sollte nicht ein jeder mit Freuden das Glück desselben zu befördern suchen? Ich habe es geglaubt; allein ich glaubte einen Irrthum. Ich habe der Natur ein gutes Herz zu danken, und zugleich die Begierde, ein Freund aller Menschen zu seyn. Ich wollte in den Gesellschaften, wo ich war, gefallen; ich wollte wissen, wie solches anzufangen wäre. Mit welchem Vergnügen hörte ich nicht, daß der sicherste Weg dazu wäre, aller Menschen Freund zu seyn? Im Anfange wurde ich in der Meynung, die ich so gern annahm, bestätigt. Ich wurde in den Gesellschaften, wo ich erschien, allzeit wohl aufgenommen; man sah mich gern, man unterhielt sich gern mit mir. Jedermann schien mit meinem guten Herzen vollkommen zufrieden zu seyn; ich hoffte zu gefallen. Von wie vielen glückseeligen Einbildungen war ich voll! Ich gefalle; alle Welt ist bereit, mir zu dienen; ich kann meines Glückes wegen sicher seyn. Das erste ansehnliche Amt, das nur offen wird, fällt mir zu, ohne daß ich bitten darf. Ich irre mich zum erstenmale; das erste ansehnliche Amt, das offen wird, erhält ein andrer, der weiter kein Verdienst hat, als daß er ein

gefähr-

gefährlicher Mensch ist, der niemanden mit seinen Verleumdungen verschont. Es wird ein andres Amt erledigt; ich lasse mich es in allen Gesellschaften, wo ich so sehr gefalle, von weitem merken, daß ich diese Stelle wünschte. Vielleicht haben meine Freunde und meine Gönner das erstemal noch nicht geglaubt, daß ich mich in ein Amt wünschte; allein nunmehr wird es mir nicht fehlen. Ich irre wieder; ein andrer, von dem alle Welt weis, daß er ein offenbarer unverschämter Schmeichler ist, erhält die offne Stelle. Nunmehr gehe ich zu meinen Freunden, denen ich so sehr gefallen, da wieder einige Stellen erledigt werden. Ich hoffe auf ihren Beystand, sage ich zu einem. Es wird schwer halten, antwortet er mit einem tiefsinnigen Gesichte; aber ich will sehen. Ein andrer zuckt die Achseln; es steht nicht bey ihm; sie verdienen das Amt, sagt ein andrer; allein sie melden sich zu spät. Kurz alle, denen ich so sehr gefiel, hatten jederzeit, wenn ich einige Wirkungen davon zu sehen wünschte, solche nichtige Entschuldigungen, warum sie mir nicht halfen. Ich erfuhr nach der Zeit, daß man gegen andre von mir, als von einem guten Menschen, redete, der nichts Böses im Sinne hätte, dessen man überdrüßig wäre, und gleichwohl sah ich es in ihren Augen deutlich, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft war, daß ich ihnen gefiel, und daß sie mich gern sahen. Diese Widersprüche in ihrer Aufführung konnte ich damals nicht begreifen. Ich gefiel aber wirklich nicht, ob es gleich den Schein hatte, daß ich gefiele.

Ich begreife nunmehr die Ursachen wohl, warum man mit einem guten Herzen nicht so gefällt, daß man sich wirkliche Vortheile davon versprechen könne. Die Gesellschaften der großen Welt verlangen von denen, welche sich darinnen befinden, etwas, das die boshafte Neugier der Menschen reizen könnte, mit welcher sie einander beobachten. Ein gutes Herz ist nicht fähig, andern einen boshaften Streich zu spielen, und das setzt sie außer den Stand, ihm dagegen einen andern zu spielen. Wie kann ihnen ein Mensch gefallen, dessen gutes Gemüth ihn unfähig macht, von andern etwas Böses zu sagen, und sie also des so lebhaften Vergnügens beraubt, dasselbe nachzusagen, und durch Zusätze zu vergrößern? Womit soll man sich mit ihm beschäfftigen? Man ist immer sicher vor ihm, und folglich kann man sich nicht vor ihm in acht nehmen. Es ist eine allzugroße Ehre in den Augen der großen Welt, andre an List und Bosheit zu übertreffen. Diese Ehre kann sie an einem guten Herzen nicht erjagen; denn es ist ohne alle List und Verrätherey. Es ist keine empfindlichere Beleidigung, die man einem Menschen anthun kann, als wenn man seinem Ehrgeize keine Gelegenheit giebt, sich hervorzuthun. Man hat bey einem Menschen von einem guten Herzen niemals das Vergnügen, größer zu seyn, als er; denn seinen Charakter mag man durch keinen bessern übertreffen. Man läßt sich mit ihm in einen Streit ein, um ihm zu zeigen, daß man mehr Verstand habe, als er. Den Augenblick glaubt er, daß er uns eine Gefälligkeit erzeige, wenn er uns seinen Beyfall nicht streitig macht. Man schmeichelte sich, daß er

uns

uns durch seinen Widerspruch einige Unruhe verursachen würde, damit man Anlaß nehmen könnte, sich wieder zu beruhigen. Und er macht einem nicht den geringsten Zweifel wegen seiner Größe. Wie todt ist nicht dieses! Man verlangte, daß er sich erst nach einem langen Kampfe an uns ergeben sollte, und er ergreift die Waffen nicht einmal. Allein er hat ein gutes Herz? Das ist schön, antwortet die Welt; er wird mir dienen; allein er wird keinem andern schaden. Er schätzt sie hoch; allein das ist unerträglich, daß er andre nicht verachtet. Das erste würde sie ihm nachsehen; denn sie würde Gelegenheit suchen, sich an ihm zu rächen, und ihn noch mehr zu verachten, wenn er nur andre noch weniger schätzte. So aber ist man in seinen Augen nicht größer, als andre; ja man ist wohl gar in der Gefahr, daß er so gut ist, und bey andern noch mehr Verdienste findet. Dann ist die Hochachtung, die er dem erweist, der weniger Verdienste hat, eine bloße Gnade. Der gute Mensch! Er ist unfähig, eine Verwirrung anzurichten, eine Feindschaft zu stiften, Familien in Zwietracht und Unordnung zu stürzen; man hat gar nichts von ihm zu befürchten. Er hat ein recht gutes Herz; er verdient, daß man ihn liebt, und das ist es alles, was er davon hat. Er gefällt in den Gesellschaften der großen Welt nicht, und der Beweis davon ist der, daß ihm niemand seines guten Herzens wegen dient. Damit macht man sein Glück nicht.

Diokon bekleidet itzt eins der ansehnlichsten und wichtigsten Aemter, zu welchem ihm diejenigen selbst beförderlich gewesen sind, von denen man, nach

der gemeinen Weise zu schließen, fest hätte glauben sollen, daß sie sich seinem Glücke mit allen Kräften widersetzt haben würden. Er hatte sich, nach seinem Verfahren zu urtheilen, alle Mühe gegeben, sich ihre Feindschaft zuzuziehen, und sie waren in der That seine Feinde. Ein lächerlicher Einfall, den er sagt, ist ihm lieber, als ein Freund. Er machte sein Verdienst daraus, von allen Böses zu reden, und dieser Begierde opferte er aller billige Furcht auf, daß er sich dadurch selbst schaden würde. Es war ihm nicht genug, daß er in der Gesellschaft, wo er war, andre verleumdete; die gegenwärtige Gesellschaft selbst war vor seinen Anfällen nicht sicher. Er war ein gemeinschaftlicher Feind aller derer, mit denen er umgieng. Dem ungeachtet gefiel er. Sein schlimmer Charakter gab ihm ein Ansehen, das ihm die Tugend nicht gegeben haben würde. Als er sich um die Stelle bewarb, die ihn itzt in den Stand setzt, von allen Menschen, ohne Furcht vor ihrer Rache, Böses zu reden: so dienten ihm dabey diejenigen, die er so oft wider sich aufgebracht hatte, mit einem Eifer, der fast unglaublich ist. Man erstaunte darüber; allein es ist nichts leichter zu erklären, als dieses Räthsel. Warum war man ihm zu seinem Amte behülflich? Einigen, von denen er noch weniger Böses gesagt hatte, als von andern, gefiel er, weil er nicht mehr von ihnen gesagt hatte. Er gefiel ihnen auch, weil sie ihn als ein Werkzeug ansahen, das in dem Amte, zu dem sie ihm verhalfen, andern schaden könnte, denen sie selbst gern schadeten, wenn sie das Vermögen dazu hätten; denn das war eben die Ursache, warum er vordem allezeit in

ihrer

rer Gesellschaft so angenehm war. Sie vergaßen es, daß sie selbst verwundet wurden, wenn sie nur andre verwundet sahen, die ihre Pfeile nicht erreichten. Andre waren ihm beförderlich, weil sie sich vor der Rache fürchteten, die er an ihnen ausgeübt haben würde, wenn sie ihm ihre Hülfe versagt hätten. Andre machten ihn vielleicht groß, weil es nunmehr ein ansehnlicher und rühmlicher Feind wurde, mit dem sie sich einlassen konnten. Mit einem Worte, sein Charakter gefällt in der großen Welt und findet Bewunderer, und wenn er einigen aus derselben einen Verdruß erweckt, so entsteht er darüber, daß sie ihn nicht ganz erreichen können. Sie ist immer bereit, ihm zu dienen; ein unstreitiger Beweis, wie ich schon gesagt habe, daß er gefällt. Einem Menschen von einem bessern Charakter dient sie nicht, weil sie weis, daß er immer gut und großmüthig ist. Es scheint ihr der Mühe nicht werth zu seyn, eines Menschen wegen einige Bewegungen zu machen, der nicht aufhört gut zu seyn, ob man ihm gleich keine Dienste leistet, und der auf keine Rache denkt, ob man ihn gleich beleidigt. Womit soll man seine Zeit zubringen, wenn man weder nöthig hat, auf seiner Hut zu seyn, noch sich in Ansehen zu setzen und fürchterlich zu werden, noch Gelegenheit hat, sich über Leute zu freuen, die uns gern schaden wollen, und nicht schaden können? So denken die; so die große Welt ausmachen.

Eine andre Eigenschaft, welche die Philosophen von dem verlangen, der in Gesellschaft gefallen und dadurch sein Glück machen will, ist die Aufrichtigkeit und Dienstfertigkeit. Diese Tugenden sind

sehr liebenswürdig; allein daß sie einem Menschen in der großen Welt viele Dienste leisten sollten, daran heißt mich meine Erfahrung zweifeln. Wie soll er seine Aufrichtigkeit sehen lassen? Daß er allezeit die Wahrheit redet? Allein wenn es nun Wahrheiten sind, die niemand gern hört? Er kann sicher seyn, daß er misfällt. Soll er in dem aufrichtig seyn, was ihn selbst angeht? Soll er seinen eignen Charakter zeigen, wie er ist? Auch dieses wird ihm gewiß zu seinem Nachtheile gereichen. Er nimmt dadurch der Welt das Vergnügen, seinen Charakter zu errathen, oder ihm einen anzudichten, den er nicht hat. Sie verlangt diese Aufrichtigkeit nicht von ihm. Sie will die Kenntniß seiner Eigenschaften sich selbst zu danken haben. Er sey lieber geheimnißvoll, so wird er mehr gefallen. Wie wichtig wird er alsdann für ihre Eitelkeit! Er braucht in der That keine Geheimnisse zu haben; er darf nur geheimnißvoll zu seyn scheinen; das ist genug. Der Mensch weis sehr an sich zu halten; er versteht die Kunst sehr wohl, sich zu verbergen; es kostet Mühe seine wahren Gesinnungen und Absichten zu entdecken; ich habe einer genauen Aufmerksamkeit nöthig gehabt, sie zu erforschen. Das sind alles Schmeichelenyen, die sich alsdann die Eitelkeit andrer Menschen vorsagt. Er ist sehr verschwiegen, sagt sie; das heißt eben so viel als: Ich bin noch größer, als er; er besitzt viel Verstand, weil er so geheim ist; aber ich besitze noch mehr Verstand, weil ich ihn ausforsche. Es ist wahr, die Welt verlangt auch eine Aufrichtigkeit; allein sie ist von einer ganz andern Art, als die Aufrichtigkeit der Philosophen. Sie

zeigt sich in verschiednen Fällen. Sie entdeckt andern die Fehler, die man von einem weis und andre noch nicht wissen, ohne sie ihm selbst gesagt zu haben. Ein solcher Aufrichtiger versichert nur dabey, daß es aus Liebe zur Wahrheit geschehe. Er ist mein sehr guter Freund, sagt er, allein ich bin aufrichtig, die Wahrheit kann ich unmöglich verschweigen; es ist mir leid, daß er die Fehler hat; ich habe sie ihm oft in Vertrauen entdeckt; allein wie die Menschen sind, einem jeden ist seine Thorheit lieb. Sie nimmt sich seiner auch an, und vertheidigt ihn, aber mit der Klugheit, daß er noch strafbarer durch die Vertheidigung wird, als er in der That ist. Eine andre Art der Offenherzigkeit, die sich in Gesellschaften einen allgemeinen Beyfall versprechen kan, ist diese, daß man die Geheimnisse, die einem ein andrer anvertraut hat, auszubringen weis, zumal wenn man versichert ist, daß ihm ihre Entdeckung schaden könne. Die große Welt verlangt auch, daß mit dieser Aufrichtigkeit die Klugheit verbunden sey. Wenn es Leute sind, die demjenigen schaden können, der ihre Geheimnisse ausbringt, so erfodert es die Klugheit, daß man sie verschweigt. In diesem Falle ist die Aufrichtigkeit allein ein Fehler. Ich weis es, daß die Philosophen diese Aufrichtigkeit Treulosigkeit und Verrätherey nennen. Allein genug, es ist die Aufrichtigkeit, welche die große Welt verlangt.

Was die Dienstfertigkeit anbelangt, so ist Philarch das Muster eines dienstfertigen Mannes, wie er in der Welt gefällt. Er ist voll Bereitwilligkeit, andern seine Dienste anzubieten, und sie sich selbst zu leisten. Niemand ist großmüthiger, als er;

seine Freunde können alles von ihm fodern, was in seinem Vermögen ist. Er kennt niemanden, dem er nicht etwas zugesagt haben sollte. Er hat seine Zusagen nicht gehalten; allein es sind allezeit unüberwindliche Hindernisse gewesen, die seinen Eifer, seinen Freunden zu dienen, fruchtlos gemacht haben. Aber es werden sich andre Gelegenheiten finden, wo er uns zeigen wird, daß er kein größres Vergnügen kennt, als die Freude, unser Glück zu befördern. Es ist unser Unglück, daß sich keine Gelegenheiten zeigen wollen. Er hat dem Cleanth so lange gedient, daß der gute Mann sein ganzes Vermögen darüber verlohren hat. Seine Dienstfertigkeit ist nicht Schuld daran. Er bedauert es, daß seine guten Absichten und Bemühungen einen solchen schlimmen Erfolg gehabt haben. Es giebt einige, die ihn für einen Betrüger erklären, der unter der Larve der Dienstfertigkeit alles seinem unersättlichen Eigennutze aufopfert. Allein das sind Undankbare, die seinen Eifer nicht zu schätzen wissen. Es giebt andre, die ihm überall das Lob des dienstfertigsten Mannes geben. Ich hatte eine schlimme Sache, rühmt ihn einer; der Proceß schien unglücklich zu laufen; allein ich habe es der Dienstfertigkeit des Philarchs zu danken, daß ich mich glücklich heraus riß. Die Dienste, die dieser Mann von ihm rühmt, sind in der That sehr groß. Er hatte unerkenntliche Mündel, die behaupten wollten, daß er mit ihrem Erbtheile nicht als ein treuer Vormund umgegangen wäre, und er bewies es doch durch Rechnungen, daß der größte Theil desselben nicht mehr da wäre. Ich weis nicht, warum die Richter nicht

mit

mit denselben zufrieden seyn wollten, ob sie mit diesen verwaisten Kindern Mitleid hatten; kurz sie beriefen sich auf die Gesetze, und hätten den Vormund beynahe nicht allein zu einer Erstattung des ihm anvertrauten Erbtheiles, sondern auch zu einer ansehnlichen Geldstrafe verurtheilt. Allein Philarch war dienstfertig; der Vormund ersuchte ihn um seine Hülfe, und da er ebenfalls wegen seiner Dienstfertigkeit bey einigen Damen in einem großen Ansehen stund, so gelang es ihm, die Richter, die durchaus behaupten wollten, ihr Urtheil wäre gerecht, zur Erkenntniß ihres Unrechtes zu bringen; der Vormund gewann die Sache, die für ihn ein so schlimmes Ansehen hatte, und die Mündel wurden wegen ihrer Unerkenntlichkeit noch dazu verdammt, die Unkosten des Processes zu tragen. Er erklärt es für eine offenbare Verleumdung, daß der Vormund ihm zur Belohnung seiner Dienste einen Theil ihres Erbes gegeben habe, und der Vormund versichert es auch. Wie unterschieden seine Dienstfertigkeit von der philosophischen sey, erhellt daraus, daß er ein ansehnliches Capital damit erworben hat. Er gefällt wegen seiner Dienstfertigkeit in allen Gesellschaften, wo er ist, denn er versichert sie gar zu oft und allzunachdrücklich, daß er ihnen mit der größten Freude dienen werde, wenn sie ihm nur Gelegenheit dazu geben wollen.

Die Philosophen setzen ein großes Vertrauen auf die Verdienste, und glauben, daß es einem Menschen, der sie besitzt, nicht schwer fallen könne, in Gesellschaft zu gefallen, und durch sie sein Glück zu machen. Ein deutlicher Beweis, daß sie von der großen

ßen Welt keine Kenntniß haben. Es ist der schwerste Weg zum Glücke, wenn man durch wahre Vorzüge und Verdienste vor andern sich zu heben meynt. Man findet auf diesem Wege tausend Schwierigkeiten. Zu wie vielen Aemtern werden wohl die Verdienste erfodert, die die Sittenlehrer meynen? In vielen Gesellschaften machen sie einen Menschen mehr lächerlich, als daß sie ihn in Ansehen bringen sollten. Man darf mir diejenigen nicht anführen, die wirklich den Verdiensten ihre Ehre und ihre äußerlichen vortheilhaften Umstände zu verdanken haben. Das ist etwas seltnes. Und glaubt man denn, daß sie der großen Welt gefallen haben? Gesetzt, sie würden so gar bewundert; so ist doch bewundert werden, und gefallen, sehr weit von einander unterschieden. Und wie gegenwärtig die Sachen in der Welt stehen, so ist zu vermuthen, daß die Verdienste völlig abkommen werden; denn Mode sind sie so niemals gewesen. Es liegt in der Natur der Verdienste schon ein Grund, woraus man einsehen kann, daß es unmöglich, oder zum wenigsten außerordentlich schwer sey, durch sie zu gefallen, und sein Glück zu machen. Die wahren Verdienste haben den Fehler, daß sie sich nicht selbst zeigen, daß sie sich den Augen der Welt nicht aufdringen und kein Geräusch machen. Sie sind in die Bescheidenheit, wie in eine Wolke eingehüllt. Die Verdienste, die man an andern sieht, und selbst nicht hat, sind ein allzu unangenehmer und verdrießlicher Anblick. Soll sich die Welt den Verdruß vergrößern, und sie so gar aufsuchen, wenn sie sie nicht sieht? Das ist eine unerträgliche Foderung! Allein der Mensch muß

doch

doch etwas haben, wodurch er gefallen kann? So mag er denn den Schein und das Ansehen der Verdienste haben. Er mag sich rühmen, Verdienste zu besitzen, wenn er nur wirklich keine besitzt. Denn dadurch wird die Gleichheit in der Welt erhalten. Man ist mit dem Ansehen zufrieden, weil man selbst nicht mehr hat. Die Eitelkeit wird dadurch nicht gedemüthigt. Der Vorzug, den hier einer vor dem andern haben kann, ist der, daß einer mehr glänzt, als der andre. Gesetzt, es macht einer sehr viel Geräusch und Aufsehen von sich, mehr als der andre macht, so bleibt doch da die Hoffnung übrig, daß man mit der Zeit noch ein größres Geräusch machen könne. Die Welt will freylich ihren Beyfall nicht verschwenden; es muß also das Ansehen der Verdienste da seyn; allein sie will sich denselben auch nicht abzwingen lassen; und das thun die Verdienste. Er soll keine Pflicht, sondern immer eine Gnadenbezeugung seyn.

Es geht mit dem Witze eben so, wie mit den Verdiensten. Die große Welt fodert von einem Menschen, der ihr gefallen soll, Witz; denn er soll scherzen. Ohne Witz und Scherz sind auch nach ihren Grundsätzen die Gesellschaft ohne Munterkeit und Leben. Es kömmt nur darauf an, daß man weis, was sie für einen Witz verlangt, und wie man zu diesem Witze kommen kann. Ein Scherz ist eine Rede, worüber man lacht; weiter braucht man keine Eigenschaften von demselben zu kennen. Es ist nunmehr nur die Frage, daß man die Dinge kennen lernte, worüber man in der großen Welt und in den verschiednen Gesellschaften

der=

derselben lacht. Sind es etwa feine unschädliche Spöttereyen über Thorheiten und Ungereimtheiten, unvermuthete Einfälle, die uns angreifen, ohne uns zu beleidigen, kurz der Witz, den ein Montcrif von einem Menschen, der gefallen will, fodert? Das ist ein pedantischer Witz für Leute, die ihre Welt wissen. Eine Zweydeutigkeit, ein Scherz über die Religion, ein Wortspiel, ein Calenderhistörchen, und zwar mit einiger Unverschämtheit erzählt, das erwirbt Bewunderung. Ein Mensch, der ein natürliches Gebrechen von einem andern erzählt, und darüber ein Gelächter aufschlägt, ist sehr satirisch; ein andrer, der einen Priester einen Pfaffen nennt, ein freyer Spötter; ein andrer, der dem Frauenzimmer eine Ungezogenheit sagt, wovor sie billig erröthen sollte, ist ein schalkhafter leichtfertiger Mensch, sehr aufgereimt und voll Einfälle. Kurz der Witz richtet sich nach den verschiednen Gegenständen und Gesellschaften.

Ich weis wohl, daß die Philosophen mit einer gerunzelten Stirne sagen werden, diese neuen Lehren, wie man in der Welt gefalle, gründeten sich auf den Umsturz der Tugend. Sie werden sie die Moral der Schelme nennen. Allein das ist keine Widerlegung dessen, was ich behauptet habe, daß die Wege, die man nach ihrer Meynung gehen muß, wenn man in der großen Welt gefallen will, unsicher oder voll unüberwindlicher Hindernisse sind, oder auch wohl gar nicht zu dem Endzwecke führen, den man damit erreichen soll. Es ist eine andre Frage, welches ist der leichteste Weg zu gefallen, in den Gesellschaften angenehm zu seyn, und sein Glück zu machen,

chen, und eine andre Frage, soll man den leichtesten Weg gehen? Die Antwort wird verschieden seyn, nachdem man sie von der Vernunft oder von den Leidenschaften der Menschen entscheiden lassen will. Ein Mann, dessen Herz edel und ein Menschenfreund ist, von einem aufrichtigen und dienstfertigen Charakter, voll Verdienste und Lebhaftigkeit des Geistes, verdient allezeit der großen Welt zu gefallen, und es ist ein seltnes Glück, wenn er einmal gefällt. Ein Mann mit einem Herzen voll Bosheit, voll Betrug, voll Eigennutz, der unverschämt genug ist, sich Vorzüge anzumaßen, die er nicht besitzt, dessen ganzer Witz Frechheit ist, verdient niemals zu gefallen, und gefällt fast allezeit, ja er ist sicher, daß er sich in die Umstände setzt, welche die Welt Glück nennt.



Ode
auf die Ehverbindung eines Freundes.

Freund, hör ein zärtliches Lied. Mich sendet die göttliche Freundschaft,
Der Liebe würdige Schwester, zu Dir.
Sie stimmt mein Saitenspiel selbst, in deine Küsse zu singen;
Freund, ist ihr Lied deiner Küsse nicht werth?

Wie auf den Wangen, die Dir mit sanfter Zärtlichkeit lächeln,
Sich zu der Schönheit die Unschuld gesellt,
Und wie ihr Auge voll Sieg dein Herz mit Liebe begeistert,
Und deine Seele zur Tugend erhebt;

So sey mein Lied; nur von Ihr, von deiner gefallenden Phyllis
Lern es der Anmuth gefällige Kunst.
Es werde gerne gehört, und schließe fühlende Herzen
Der Tugend hohen Empfindungen auf.

Wie glücklich bist du, o Freund! Dir hat der Himmel verliehen,
Was mancher seufzender Jüngling erst sucht,
Ein Herz, das fühlbar das Glück geliebt zu werden empfindet,
Und dich mit furchtsamer Zärtlichkeit liebt.

Der Jüngling sucht es; umsonst winkt ihm die lachende Freude,
Er fühlt sich selbst, und verlanget noch mehr.
Sein noch nicht liebendes Herz ist ihm leer, und schmachtet nach Liebe,
Und ihn befriedigt die Freundschaft noch nicht.

Dir hat der Himmel verliehn, was der sich gewünscht, der die Erde
In ihrer ersten Vollkommenheit sah.
Er kam nur kaum aus der Hand des ihn noch seegnenden Schöpfers,
Er dankte noch, und begehrte schon mehr.

Zwar mit bewunderndem Blick sah er die fröhliche Schöpfung;
Nur er, er war noch nicht fröhlich genug.
Ihm fehlt ein liebendes Herz, die Erde war ihm zu einsam,
Umsonst war er der Beherrscher der Welt.

Im Arm der zärtlichsten Braut, und immer zärtlichern Gattinn,
O Freund, wer ist wohl so glücklich, als du?
Wie liebenswürdig ist Sie! Wie schön ist die liebende Seele!
Freund, diese Seele voll Tugend ist dein!

Unedle Neigung hat sich zu Ihr noch niemals gewaget;
Sie ist voll Unschuld und jugendlichschön.
Wie keusche Trauben ist sie, die im zärtlichen Dufte noch hangen,
Womit der bildende Morgen sie schmückt.

Es lag schon damals, o Freund, als deine Seele noch wurde,
Unausgewickelt die Tugend in Dir,
Der allzeit ehrliche Mann, der liebenswürdige Gatte,
Und der gefällige, zärtliche Freund.

Wie wird die Liebe so schön das Bild der Tugend vollenden!
Sie macht dein Herz an Empfindungen reich.
Wer einmal liebet, wie Du, was ist den fähig zu rühren,
Als nur der Tugend erhabenster Reiz?

Wie edel schlägt Dir dein Herz, Dich Ihrer würdig zu machen!
Wie furchtsam denkst Du, du seyst es noch nicht!
So siegbegierig schlug sonst das Herz des Griechischen Jünglings
Zum Ehrenvollen Olympischen Spiel.

Er rannte muthig zum Ziel vor den Augen seiner Geliebten;
Ermunternd sah sie dem Jünglinge zu.
Er sah den Sieg und den Lohn in ihren lobenden Blicken,
Und war der Leyer des Pindarus werth.

Dir fehlt kein Muster, o Freund. Auf! Dein unsterblicher Vater
Winkt Dir, und zeigt Dir die Wege des Ruhms.
Er war stets edelgesinnt, gerecht, und liebreich, und weise,
Sein Grab beweinet das Vaterland noch

Es sind nur wenig, wie Er. Die meisten sammlen nur Schätze,
Und sterben, wenn sie sie sammlen, dahin.
Sie lächeln, vornehm und reich, von ihrer phantastischen Höhe
Auf bessre Geister verächtlich hinab.

Doch Dir, du glücklicher Freund, Dir hat der gütige Himmel
Den Stolz, Verdienste zu schätzen, verliehn,
Dir mit dem Reichthum den Wunsch, den Reichthum würdig zu brauchen,
Ein edles Herz und die Phyllis geschenkt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Kriegslied,
zur Nachahmung des alten Liedes von der
Chevy - Chase - Jagd *.

Die Schlacht geht an! Der Feind ist da!
Wohlauf zum Sieg ins Feld!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland.

Es

---

* Dieses Lied wird den Lesern bereits aus dem Zuschauer bekannt seyn, der im siebenzigsten Stücke des ersten Theils die natürlichen Schönheiten desselben aus einander setzt. Sie wieder daran zu erinnern, wollen wir ein Paar Strophen hersetzen.

Die Zeitung kam nach Edenburg,
Wo Schottlands König herrschte:
Der tapfre Feldherr Douglas sey
Durch einen Pfeil gesunken.

O harte Post! war Jacobs Wort;
Ganz Schottland sey mein Zeuge,
Ich habe keinen Hauptmann mehr,
Der ihm an Ansehn gleichet.

Es braust das königliche Roß,
Und trägt ihn hoch daher.
Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
Und herrscht den Sieg herbey!
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Streu furchtbar Stralen um dich her,
Stern an des Königs Brust;
Daß alles tödtliche Geschoß
Den Weg vorüber geh.

Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr!
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich hin.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!
Wann unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt; dann sterben wir
Mit Ruhm fürs Vaterland.

Wenn vor uns wird ein offnes Feld,
Und wir nur Todte sehn
Weit um uns her; dann siegen wir
Mit Ruhm fürs Vaterland.

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher!
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrey!
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräutgam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn,
Und drückt ihr sanft die Hand,

Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
Die Kriegesgötter her!
Sie stritten in der finstern Schlacht
Auch für uns beide mit.

Uns preist, von Freudenthränen voll,
Die Mutter und ihr Kind.
Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
Und sieht dem König nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind!
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod!



Trink=

Trinklied,
zur
Nachahmung des Kriegsliedes.

Der Schmaus geht an! Der Wein ist da!
Wohlauf zum Becher hin!
Wir trinken heut beym besten Mann
Im ganzen deutschen Reich.

Schon rauscht der hohe Thyrsusstab
Und kündigt ihn uns an!
Heil Damon, Heil dir, Held und Mann,
Am Bechervollen Tisch!

Sein Antlitz glüht vor Trinkbegier,
Und herrscht Pocale her!
Schon ist sein liedervoller Mund
Mit Rebenblut bespritzt.

Sprich furchtbar Weisheit um dich her,
Mund voll vom Rebenblut!
Das aller Narren klug Geschwätz
Verhöhnt vorübergeh.

Die ihr zu nüchtern in die Schlacht
Mit euerm Donner geht!
Auf legt den Donner! Damon singt
Die Narren von sich weg.

Willkommen Rausch zu Deutschlands Ruhm!
Wenn unser hangend Haupt
Vom Wein ist schwer; dann sinken wir
Zu Deutschlands Ehren hin.

Wenn vor uns wird das Zimmer schwarz,
Und wir nun trunken sehn
Weit um uns her; dann schlafen wir
Zu Deutschlands Ehren aus.

Wenn dann noch einer gehen kann
Auf Bechern hoch daher;
Dem jauchzen wir noch einmal zu!
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräutgam und die Braut.
Er sieht der hohen Becher Schwung,
Und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: Da taumeln sie
Die Traubengötter her!
Sie tranken in der finstern Nacht
Auch für uns beide mit.

Uns preist von sanften Freuden voll
Die Mutter und ihr Kind;
Sie drückt den Knaben an die Brust,
Und giebt ihm süssen Wein.

Us folgt ein Ruhm wohl Tage lang,
Wenn wir gestorben sind;
Gestorben, nicht fürs Vaterland,
Den Tod Anakreons!

* *

Liebeslied,
zur
Nachahmung des Trinkliedes.

Noch währt der Schmaus! Noch fließt der Wein!
Doch auf vom Becher weg!
Das liebste Mädchen küßt mich heut
Im Europäerland!

Schon rauscht ihr leichtgehobner Fuß,
Und kündigt sie mir an.
Heil Phyllis dir, und deiner Brust
Und ihrem vollen Wuchs!

Ihr Antlitz glüht von süsser Lust,
Und herrscht mich zu sich hin!
Schon ist ihr sanft geschwollner Mund
Von meinem Kusse heiß.

Sprich lächelnd Weisheit um dich her,
Mund, heiß von meinem Kuß!
Daß aller Welt Glückseligkeit
Gar nichts dagegen sey!

Die ihr nicht eben nüchtern sitzt
Am Bechervollen Tisch!
Flieht, flieht den Becher! Phyllis küßt
Den Durst nach Weine weg.

Willkommen, Herz für mich gemacht!
Wenn seelenvoll ihr Blick
Von Wollust glüht; dann sink ich sanft
An ihre volle Brust.

Wenn nun mein trunknes Auge schwimmt
Entzückung ohne Maaß
Weit um sich her; dann bebt mein Herz
Zu ihrem Herzen hin.

Dann treten wir viel seliger,
Als Könige, daher;
Und fühlen, daß dieß Wahrheit sey.
Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
Der Bräutgam und die Braut.
Er schaut auf uns nacheifernd hin,
Und küßt sie feuriger

Und drückt sie milder an sein Herz,
Und lispelt ihr ins Ohr:
Sind wir den Göttern auch nicht gleich;
So lieben wir doch auch!

Uns preist, voll Freuden einer Braut,
Die Mutter ihrem Sohn.
Sie drückt ihn an ihr Herz, und spricht:
Sey wie dein Vater war!

Nur uns gehört die Ewigkeit
Wenn wir gestorben sind,
Damit der Enkelinnen Sohn
Versteh, was Liebe sey.

* * * * * * * * * * * * * * *

Lieder.

I.

Die Welt hat oft mich hintergangen.
Auch itzt weis sie mich noch zu fangen;
Nur, daß es ihr nicht immer glückt,
Weil sie mich schon zu oft berückt.
Ich kenne doch schon viel Betrüger;
Und diesen trau ich niemals mehr,
Verstellten sie sich noch so sehr.
Durch Schaden wird man klüger.

Trax scheint, beym Mangel grosser Gaben,
Doch noch ein gutes Herz zu haben,
Und man vermißt es bey ihm nicht,
Wenn man zum erstenmal ihn spricht.
Das erstemal ist ein Betrüger.
Fragt nur bey seinen Freunden nach,
Ob er nicht böses von euch sprach.
Durch Schaden wird man klüger.

Cäcil ist fromm; man sollt es schwören.
Er singt so laut! Man muß es hören!
Und wie sein Priester selbst bezeugt,
Ist er den Armen sehr geneigt.
Ist er wohl dennoch ein Betrüger?
Das weis vielleicht sein Freund Cleant,
Der reich war, eh er ihn gekannt.
Durch Schaden wird man klüger.

Stax hat Geschmack; das ist ganz sicher
Er kennt und rühmt die besten Bücher,
Und seinem eignen Büchersaal
Fehlt keine Pracht, und keine Wahl.
Sein Büchersaal ist ein Betrüger.
Besucht einmal, wie ich den Mann,
Und höret seinen Scherz mit an.
Durch Schaden wird man klüger.

Wer sollte Cleon geizig nennen?
Ihr brauchet ihn nur halb zu kennen;
So ladet er gewiß euch ein,
So oft ihr wollt, sein Gast zu seyn.
Die Einladungen sind Betrüger.
Ich kam sonst auch, wenn er mich bat,
Ich aß, gieng weg, und war nicht satt.
Durch Schaden wird man klüger.

Wo hört man Mopsen nicht erheben?
Er hat Verstand, und weis zu leben!
Bey Fräulein selbst heißt er galant,
Und nur bey Dichtern ein Pedant.
Traut nicht dem Rufe, dem Betrüger.
Kennt ihr sein Buch in Folio?
Das leset, bitt ich euch. = = Wie so?
Durch Schaden wird man klüger.

Kein Herz ist unverliebt geblieben.
Mein Herz fieng Chloen an zu lieben.
Ich folgt ihm; da verführt es mich,
Und sprach zu mir: Sie liebet dich!
Mein schwaches Herz war ein Betrüger.
Und doch geb ich ihm noch Gehör,
Und werde nimmer, nimmermehr,
Auch nicht durch Schaden klüger.



****

II.

Jtzt da die Erde sich verjüngt,
Und ieder Vogel Freude singt;
Jtzt sollt ich Brunnenflaschen leeren?
Das plaudert mir kein Doctor ein.
Gebt mir die Flaschen voller Wein!
Das läßt sich hören!

Was Bav in einem Abend schreibt,
Wenn Pflicht und Amt dazu ihn treibt,
Das lasse, wer da will, sich lehren.
Ich lobe, was, ohn Amt und Pflicht,
Aemil beym Glas Burgunder spricht.
Das läßt sich hören!

Daß Crantorn, wenn ihn Chloris hört,
Nichts ontologisches entfährt;
Davor läßt sich nicht sicher schwören.
Doch daß er sein System vergißt,
Den Leibnitz zumacht, und sie küßt,
Das läßt sich hören!

Cleanth

Cleanth reimt, doch er reimt für sich.
Was thut das? Ihr seyd wunderlich.
Das kann ihm ja kein Mensch verwehren.
Daß ihr euch, ihn zu lesen, scheut,
Daß ihr nicht seine Freunde seyd;
Das läßt sich hören!

Man ladet mich in Gärten ein.
Sie werden uns willkommen seyn. = =
O nein! ich fürchte, sie zu stören.
Es ist wohl viel Gesellschaft da? = =
Es geht noch. Daphne = = Daphne? Ja!
Das läßt sich hören!



Horaz.

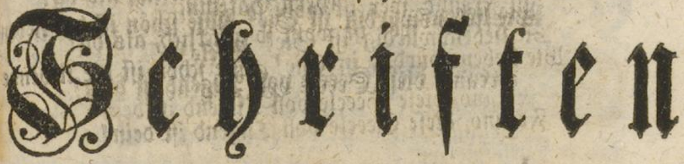
Horaz.

Eh Rom noch die Falerner Trauben
Und seiner Mädchen Reiz erkannt,
Wars arm und voll von Aberglauben,
Und starb noch gern fürs Vaterland.
Der Bürger, den man keinen Küssen,
Die ihm das Leben werth gemacht,
Und keinen Tanz und Rausch entrissen,
Begab sich muthig in die Schlacht.

Statt schmeichelnd ihr Herz zu besiegen,
So raubte der Jüngling die Braut,
Und ließ sich mit Wasser begnügen,
Statt daß er den Weinberg gebaut.

Horaz kam drauf, und seine Leyer
Hat Rom Lieb und Geschmack gelehrt.
Da trank man Wein und jauchzte freyer,
Da liebte man und ward erhört.
Nun floh ein jeder die Gefahren,
Und alle sahn, die froh beym Wein
Und bey den Mädchen glücklich waren,
Die Kostbarkeit des Lebens ein.

Rom gieng nicht mit Caton verlohren,
Es fieng mit Horazen erst an.
Horaz ihm zum Heile gebohren
Hat mehr als zehn Helden gethan.

Sammlung
Vermischter


Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Sechstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1749.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode
auf das hohe Geburtsfest
des
Durchlauchtigsten Fürsten
und Herrn,
Herrn Carls,
Regierenden Herzoges zu Braunschweig
und Lüneburg ꝛc. ꝛc.
im Namen des Collegii Carolini.

Die du dich nie vor Fehlern bückest,
Auch wenn du sie gekrönt erblickest,
Befreyt von Menschenfurcht denkest u. sprichst,
Die Welt stets unbestochen richtest,
Der Sklaven Tempel kühn vernichtest,
Und ihre Götter als Götzen zerbrichst!
O Wahrheit, bleibt in dem Gesange
Die Muse deinen Gesetzen nicht treu:
So zeig in seinem Untergange,
Wie sehr sie selber vergessenswerth sey!

Doch ist sie dir getreu gewesen:
So laß dieß Lied von Augen lesen,
Bey deren Beyfall die Tugend sich freut;
Die durch ihr Schweigen mehr belohnen,
Als alle feile Lorberkronen,
Womit der Pöbel Vergötterung dräut;
Die oft, durch ungesehne Zähren,
Die nur aus dankbaren Freuden entstehn,
Carls wahre Größe stärker ehren,
Als Dichter Prinzen durch Lieder erhöhn!

Ihr, wahre Menschen, könnet wissen,
Wie viel wir Fürsten danken müssen,
Die sich um glückliche Völker bemühn;
Die keines Sklaven Ehrfurcht achten,
Nach freyer Länder Liebe trachten,
Und so regieren, daß Laster entfliehn;
Die ihre Macht durch Güte stärken,
Die mehr, als Schwerdter der Heere, gewinnt,
Und in der Großmuth edlen Werken
Dir, Unumschränkter, am ähnlichsten sind!

Der Ewige, zu dessen Füßen
Die Erden um die Sonnen fließen,
Belohnt, und strafet durch Fürsten die Welt.
Wohl denen, die wie Carl regieren,
So, daß der Donner, den sie führen,
Die Bosheit schrecket, die Unschuld erhält!
Ihr Geist beglücket Millionen;
Gott sieht es gnädig, und merket es an.
Und der kann Fürsten auch belohnen,
Der Welten schaffen und billigen kann.

Wer

Wer stralt in jenem Feyerkleide?
Komm, Braunschweigs Freundinn, heitre Freude!
Hier herrscht der Weise; hier siehst Du dein Reich!
Geschmücket mit Irenens Palmen
Begrüßet Dich das Volk mit Psalmen,
Und Du belohnest die Treuen sogleich.
Sie freun sich, Göttinn, aller Schätze,
Die man im Schooße der Freyheit begehrt.
Und unser Carl macht durch Gesetze
Die Herzen deiner Entzückungen werth.

Von redlichen und freyen Zungen
Sey dieses Tages Glück besungen,
Der unsern Herzog der Erde geschenkt!
Gott sprach: Ich geb ihm eine Seele,
Die Ich, Ich selbst zum Herrschen wähle,
Die meine heiligsten Rechte bedenkt.
Er soll das Land, das er besitzet,
Durch Einsicht seegnen, durch Wohlthun erfreun,
Und unter Völkern, die er schützet,
Der Erst an Tugend und Gottesfurcht seyn!

O Carl, des Unerschaffnen Willen
Als Landesvater zu erfüllen,
Durchforscht Dein Eifer sein sicheres Wort!
Was dieß befiehlt, wird Heil und Seegen.
Du folgst, und gehst auf hellen Wegen,
Vor Gottes Augen stets glücklicher fort.
Du baust für Recht und Wahrheit Tempel,
Die nie der Frevel durch Arglist zerstört;
Und Dein erbauendes Exempel
Wird mehr, als alle Gesetze, gehört.

Verwüsterinn der guten Sitten,
In Schlössern groß, und fremd in Hütten,
O Frechheit, welche den Glauben bedräut;
Du Schimpf des menschlichen Verstandes,
Hast nie die Unschuld Seines Landes
Durch Greul des tückischen Witzes entweyht!
Die besten Pfeile deines Spottes
Sind gegen Wahrheit verächtlich und stumpf;
Und wider dich sehn Streiter Gottes
In Carls Gebiethen den sichern Triumph.

So ziehn Beherrscher Unterthanen.
Hier folgt der Adel seinen Ahnen;
Carl will Verdienste; die steigen belohnt.
Da darf kein Wahn den Hofmann schrecken,
Den Hang zur Weisheit zu verstecken,
Wo Witz und Wohlstand Paläste bewohnt.
Dein Hof, o Carl, ist Deutschlands Ehre,
Der täglich treue Verehrer gewinnt,
Weil auch die Führer Deiner Heere,
Wie Du, Vertraute der Wissenschaft sind.

Herr! freue Dich der frohen Staaten!
Hier sind die Früchte Deiner Thaten!
Sieh, wie die Freyheit den Handel beseelt!
Der Reichthum wird getrost genossen,
Bleibt nie von dem Verdacht verschlossen,
Daß ihn die Staatskunst zum Opfer erwählt.
Die Armuth = = doch in Deinen Ländern
Sind Fleiß und Gaben von Mangel befreyt;
Und wahrer Armen Glück zu ändern,
Liegt, Carl, dein ganzes Vermögen bereit.

Durch

Durch Ihres Geists Vollkommenheiten
Der Tugend Herrschaft auszubreiten,
Ziert Philippine dieß glückliche Land.
Der Völker Wohl ist Ihre Freude;
Nie hat Sie von des Elends Leide
Ihr mehr als tröstendes Auge gewandt.
In Ihrem königlichen Herzen,
Wo kein Gesetze für Herrschende schweigt,
Wacht das Gefühl der edeln Schmerzen,
Das selbst die Gottheit zu Sterblichen neigt.

Seyd dankbar, seegensvolle Länder!
Sie nimmt, wie Carl, die theuren Pfänder
Des Gott gefälligen Bundes in Acht.
Auch dich, o Nachwelt, zu beglücken,
Sind von der Mutter weisen Blicken
Der zarten Jugend Gedanken bewacht.
Aus Ihrem Munde wird Sie hören,
Daß nur die Tugend Regenten erhebt,
So daß, nach Philippinens Lehren,
Der frechste Schmeichler vor Kindern erbebt.

Geh muthig in den edeln Schranken,
Prinz! der durch fürstliche Gedanken
Der Welt die Größe des Vaters verspricht!
Du wirst bemerkt von tausend Zeugen.
Doch laß sie mangeln! Laß sie schweigen!
Doch hörst Du freudig die Stimme der Pflicht.
Wie hoffnungsvoll ist Deine Jugend!
Du kennst den Vorzug, der Fürsten beglückt!
Er wird auch Dein, durch eigne Tugend,
Die mehr, als Opfer der Länder entzückt!

Wie muß nicht Deutschland voll Vertrauen
Auf unser Carolinum schauen,
Das Braunschweigs Herzog so prächtig erhält!
Dieß Zeugniß Seiner weisen Triebe,
Dieß Denkmal Seiner Menschenliebe
Verdient den ewigen Beyfall der Welt.
Du schickst den hoffenden Provinzen,
O Carl, die Jugend gebildet zurück.
Sie sahen Dich, und Deinen Prinzen;
Die Väter freun sich, und seegnen ihr Glück.

Herr! nur der Richter aller Thronen
Kann Dein so großes Herz belohnen,
Das Er zum Besten der Menschen Dir gab.
Du hörst des frohen Volks Getümmel.
Es wünschet zu dem offnen Himmel,
Und betet brünstig den Seegen herab.
Die Allmacht wird an Deinen Jahren,
Wo nichts an wahrer Zufriedenheit fehlt,
Mit Wohlgefallen offenbaren,
Daß Sie die Thaten der Mächtigen zählt.



Cantate
auf die hohe Vermählung des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
Herrn Ernst Friedrichs
Erbprinzen und Herzogs von Sachsen ꝛc. ꝛc.
Mit der Durchlauchtigsten Fürstinn und Frauen
Frauen Sophien Antoinetta
Prinzeßinn von Braunschweig und Lüneburg
im Collegio Carolino aufgeführt.

Aria.

Du Zierde der edelsten Seelen!
Komm, Liebe! die Opfer des Dankes zu zählen,
Der Dir von fröhlichen Völkern gebührt,
Da Friedrichs Hoffnung triumphirt!
Durch Antonettens siegende Blicke
Vermehrest Du der Länder Glücke,
Die Sie dereinst mit Ihm regiert.

V. A.

Recit.

Ja, Theurer Prinz, der Tag ist Deiner Freude werth.
Befrage nur Dein Herz, ob es noch mehr begehrt?
Selbst Antonette liebt, und wird dieß Herz belohnen,
Das so viel Tugenden bewohnen.
Die Welt, die Dich mit Recht zu weisen Fürsten setzt,
Und Deiner Länder Wohl nach Deiner Einsicht schätzt,
Preist die beglückte Wahl, und sieht aus Deinen Trieben,
Daß Fürsten, wenn die Lieb auch gleich Ihr Herz gewinnt,
Auch da zum Wohlthun mächtig sind,
Und uns beglücken, wenn sie lieben.
Wer kennt nicht Antonettens Geist,
Der Ihre Schönheit selbst erhebet?
Auch Sie hat längst den Ruhm erstrebet,
Nach welchem Braunschweigs Haus der Fürsten Muster heißt.
Du, Friedrich, wirst durch Sie Dein treues Erbland zieren;
Mit Euch wird Fried und Ruh und Ueberfluß regieren,
Und in den Gegenden, die Eure Blick erfreun,
Wird keine Tugend arm, kein Laster vornehm seyn.
Erwünschtes Fest! das so ein Paar verbindet!
Wie vieler Menschen Wohl ist nicht auf Dich gegründet!
Du machst, daß jedes Herz vor Lust und Hoffnung brennt,
Das Antonettens Huld und Friedrichs Großmuth kennt.

Aria.

Von diesen der Freude geheiligten Tagen
Wird die späte Nachwelt sagen:

Ihr

Ihr sollt stets gepriesen seyn!
Wie sollten nicht unsre frohlockenden Zeiten
Diesem Sieg der Zärtlichkeiten
Tausend treue Wünsche weyhn!

V. A.

Recit.

Princeßinn! Die Du bald ein andres Land beglückst!
Wenn Du bey Braunschweigs Lust auch Thränen mit erblickst,
So werden sie Dich mehr als Redner überführen,
Daß dieses Land erkennt, was wir an Dir verliehren.
Doch Seelen, deren Werth man aus der Großmuth lernt,
Sind allen Ländern nah, und nie zu weit entfernt.
Itzt bitten wir von GOtt nur Dein und Friedrichs Leben,
So wird uns Eure Huld hiervon Beweise geben.

Chor.

Laß, Höchster, Friedrichs Wohlergehen,
Laß Antonettens Glück bestehen!
Und seegne dieß Bündniß durch Alter und Ruh!
Laß nie den festen Grund der hohen Häuser wanken!
Wir werden es sehen, und jauchzen, und danken!
Was unsre Liebe wünscht, GOtt! das erhöre Du!

V. A.

Betrach-

Betrachtung
über die
Fehler des Temperamentes.

Ob es gleich eine gewisse Wahrheit ist, an welcher niemand, als nur ein allzu gelinder Richter der menschlichen Thaten zweifeln wird, daß die meisten Ausschweifungen und Laster der Menschen freye Handlungen sind, zu denen sie keine Nothwendigkeit treibt, welcher sie nicht hätten widerstehen können: So kann man doch auch nicht läugnen, daß sie zu einigen Handlungen mehr hingerissen werden, als daß sie sich dazu entschliessen. Ueberhaupt muß sich der Mensch mehr in seiner Gewalt haben, wenn er tugendhaft, als wenn er lasterhaft seyn will; und man findet, wenn man unpartheyisch über uns nachdenkt, daß eine größre Neigung zum Bösen, als zu dem, was edel und groß ist, in uns liege. Unser Herz steht allen Lastern mehr offen, als den Tugenden. Das ist schon eine traurige Anmerkung. Allein es scheint, daß bey einem jeden Menschen gewisse Laster den Weg zu seinem Herzen nicht allein leichter finden, als die Tugenden, sondern daß ihnen sogar darinnen von seiner Geburt an ein ordentlicher Sitz zubereitet ist. Wir fallen in viele Ausschweifungen mehr aus natürlicher Neigung, als aus Ueberlegung. Unsre meisten Laster sind nicht so alt,

als

als wir selbst; einige aber scheinen mit uns gebohren zu werden, und mit uns aufzuwachsen. Diejenigen Philosophen betrügen sich, welche unsre Seelen, wenn wir nur gebohren sind, für unbeschriebne Tafeln halten. Einige Fehler sind schon ziemlich deutlich darauf gezeichnet, ob sie gleich durch die Erziehung, durch die Vernunft und eine beständige Aufmerksamkeit auf uns, wo nicht völlig ausgelöscht, doch wieder sehr unkenntlich gemacht werden können. Alle Menschen werden die Wahrheit dieser Anmerkung allzusehr fühlen, als daß man sie erst mit weitläuftigen Beweisen davon zu überzeugen brauchte. Wenn uns alle andre Beweise, die man davon hat, fehlten: So ist das Beweis genug, daß die Leidenschaften eher in uns wirken, als die Vernunft. Und worauf gründen sich alle Laster, als auf die Unordnung, welche die Leidenschaften anrichten, die von keiner Vernunft regiert werden? Die Unordnung aber ist schon angerichtet, wenn die Vernunft erst zu herrschen anfangen soll. Wie viele Jahre liegt sie nicht, wie in einem tiefen Schlafe, begraben; da hingegen die Leidenschaften sich gleich nach der Geburt des Menschen äußern, und mit einem jeden Tage seines Lebens wachsen, und stärker werden. Der Sitz, den die Vernunft einst einnehmen soll, bleibt nicht leer; wenn sie kömmt, so findet sie denselben von den Leidenschaften schon eingenommen. Hierinnen sind alle Menschen einander ähnlich. Allein gleichwie ein Mensch von seiner Geburt an, sowohl was die natürliche Einrichtung seiner Seele und der verschiednen Kräfte derselben, als auch die na-

türliche Einrichtung seines Körpers, den Bau desselben, und die Mischung seiner mannichfaltigen Säfte betrifft, von andern unterschieden ist: So unterscheidet er sich auch in den natürlichen Fehlern des Temperamentes von andern. Auf diesem Herzen ist dieses Laster, auf einem andern Herzen ist ein anders gezeichnet. Denn so verderbt sind die Menschen doch nicht, daß alle Laster gleich deutlich und kenntlich in ihnen abgezeichnet liegen sollten. Nein, ein Mensch ist immer mehr zu diesem, ein andrer zu einem andern geneigt. Eigentlich ist der Fehler des Temperamentes noch kein Laster zu nennen, so wie eine Zeichnung noch kein vollkommnes Gemälde ist. Aber leider! bilden es eine unordentliche Eigenliebe, eine verderbte Erziehung, die Nachläßigkeit und der Umgang mit andern schon völlig gebildeten Lastern gar bald völlig aus. Wenn wir gewohnt wären, mehr, als gemeiniglich geschieht, auf dasjenige, was in Kindern und Knaben vorgeht, auf die Bewegungen und Handlungen derselben, die den unachtsamen und allzuzärtlichen Aeltern vielleicht sehr viel Freude verursachen, aufmerksam zu seyn, und darüber nachzudenken: So würden wir sehr zuverläßig die Laster der Männer und Greise daraus vorher sagen können.

Die Kinder neigen sich gemeiniglich zu denen Lastern, welchen ihre Aeltern ergeben sind. Man könnte dieses erklären, ohne daß man zu den Gebrechen des Temperamentes seine Zuflucht zu nehmen brauchte. Das erste, was die Menschen im Anfange ihres Daseyns thun, ist dieses, daß sie nach-

nachahmen. Ihr Herz bildet sich nach den Herzen, die sie immer vor sich sehen, und sehr viele Laster der Menschen sind also nicht angebohrne, sondern nachgeahmte Laster. Allein oft sind die herrschenden Fehler der Kinder von den Lastern ihrer Aeltern weit unterschieden, und so sehr unterschieden, daß sie ihnen ganz entgegen sind. Die Aeltern haben sich vielleicht sogar Mühe gegeben, sie unter die Herrschaft eben der Laster zu bringen, deren Knechte sie sind. Der Geizige versäumt bey seinen Kindern nichts, ihnen eine eben so niederträchtige Liebe zum Gelde einzuflößen, als er zum Reichthume hat. Das erste Wort, das er sie gelehrt, war Geld. Die Spielwerke, die er ihnen gab, waren Geld. Die ersten Grundsätze, die er in ihr Gemüth zu prägen suchte, giengen auf die Schätzbarkeit des Reichthums, auf das Glück, viel einzusammeln, und wenig auszustreuen. Alle seine Bemühungen, seinen Sohn eben so niederträchtig zu machen, waren verlohren. Das Kind warf das Geld weg, das ihm zum Spiele gegeben wurde; der Knabe gab es für Dinge hin, die seinen andern Begierden schmeichelten, und der Jüngling ward ein Verschwender. Man kann den Versicherungen des Vaters glauben, daß er es an nichts habe fehlen lassen, seinen Sohn vor der Verschwendung zu verwahren, und er versäumt gewiß noch nichts, ein Laster bey ihm auszurotten, um ein anders an dessen Stelle zu setzen. Woher rührt diese Abneigung gegen ein Laster, das von allen Seiten her in seine Seele dringen will, das ihn von seiner Kindheit an nicht verlassen hat, das ihm die

na-

natürliche Liebe zu seinem Vater und die Gewißheit, ihm damit zu gefallen, hätte beybringen können, wenn nicht die Zuneigung zu dem entgegengesetzten Laster in seinem natürlichen Temperamente zu suchen wäre? Worauf gründen sich die herrschenden Begierden, die einem Menschen von den andern unterscheiden, als auf die Verschiedenheit der Temperamente?

Wenn man die Gebrechen des Temperamentes in ihrer Kindheit entdecken will: So darf man nur den Eigensinn, der sich fast in allen Kindern äußert, in seinen Wirkungen beobachten, und auf die Beschaffenheit der Gegenstände merken, wobey er sich am ersten beruhigt. Alle Leidenschaften und Begierden der Menschen sind auf gewisse Dinge außer ihnen gerichtet; ohne die Gegenwart derselben fehlt ihnen gleichsam ihr Leben. Es ist also nothwendig, daß man die Kinder mit verschiednen Gegenständen der Begierden bekannt mache, wenn man wissen will, welche unter ihnen einmal die herrschende seyn wird, damit man ihre Herrschsucht bey Zeiten demüthigen, ihr auch einen Herrn geben, und das Gleichgewicht unter den Neigungen erhalten könne. Es ist freylich schwer, die Gebrechen des Temperamentes zu ändern, wenn die Menschen erwachsen sind. Man hat da immer einen Feind entweder nicht bemerkt, oder verachtet, da er noch klein war. Wenn man ihn bändigen will, so muß in den ersten Zeiten des Menschen der Anfang dazu gemacht werden. In der zartesten Kindheit muß man ihn aus der Höle hervorziehen, wo er, ohne bemerkt zu werden, auf künfti-

künftige Eroberungen arbeitet. Es ist mühsam, dasjenige wegzuschneiden, was mit uns aufgeschossen ist. Wie viel weniger Mühe wird man haben, die natürlichen Flecken der Seele zu verlöschen, und die Gebrechen des Temperamentes zu bessern, wenn sie noch nicht zu tief eingewurzelt sind. Man wird denen Neigungen, von welchen man befürchtet, daß sie sich des Menschen einst allzu sehr bemächtigen, und ihn zu unedlen Ausschweifungen verleiten möchten, bey Zeiten andre Neigungen entgegen setzen, und ihnen gegen sie aufhelfen können. Man kann die Natur zwar nicht ausrotten, aber man kann sie lenken. Wenn es nicht möglich ist, die natürlichen Fehler der Seele ganz zu vertilgen: So kann man doch verhindern, daß sie nicht in Laster ausbrechen, und zum wenigsten keine herrschenden Laster werden, wenn man auch einmal von ihnen überrascht wird.

Allein so gewiß als es ist, daß es Gebrechen des Temperamentes giebt, und man sich also wohl inacht nehmen muß, daß man nicht auf der einen Seite ausschweife, und sie leugne: So sehr muß man sich auch hüten, daß man nicht in die gegenseitige Ausschweifung falle, und sie weder für allzu groß und furchtbar, noch für zahlreicher halte, als sie sind. Die meisten herrschenden Laster der Menschen haben freylich auch ihren Grund in der Einrichtung ihres Temperamentes. Bey einem andern Naturell würden sie vielleicht nicht von diesen Lastern so sehr beherrscht worden seyn. So viel kann man einräumen. Allein wenn man einen Schritt weiter thut: So wälzt man alle Schuld von dem

Menschen, der ein Herr seiner Entschlüsse und Handlungen seyn soll, ganz auf die Natur. Es ist wahr, der Mensch ist immer zu einer Ausschweifung mehr, als zu andern, geneigt. Allein die Neigung ist noch nicht die Ausschweifung selbst. Man ist zu bedauern, daß man einen Hang von Natur zu diesem oder einem andern Laster hat; allein so lange man ihm keine Freyheit läßt: So ist man noch nicht lasterhaft, noch nicht ein fertiger und vollkommner Bösewicht. Keine Gebrechen der Natur sind so groß, daß sie nicht überwunden werden könnten, wenn der Mensch nur will. Die Fehler des Temperamentes sind die Quellen; die Laster sind die großen Ströme, welche daraus entspringen. Wenn sind aber Quellen jemals eben so groß, als die Ströme, gewesen; und würden wohl Ströme daraus herfließen, wenn man die Quellen verstopfte? Eben so sind die Gebrechen des Temperamentes bey einem Menschen nicht so zahlreich, als vielleicht die Laster und Ausschweifungen, die bey ihm anzutreffen sind Ein Strom würde nicht so groß seyn, und keine Ueberschwemmungen anrichten können, wenn sich nicht unzählige kleine Bäche darein stürzten, die nicht aus einer Quelle mit ihm entspringen, sondern ihm auf seinem Wege begegnen, und sich also mit ihm vereinigen.

Es ist wahr, daß der Ursprung der meisten herrschenden Laster der Erwachsenen in ihrer Kindheit und Jugend zu suchen sey; allein darum muß man sie nicht allezeit in besondern natürlichen Neigungen dazu finden wollen. Der Mensch bringt nicht die Eindrücke von allen Lastern mit auf die

Welt;

Welt; viele nimmt er auch an, und vereinigt sie mit denen, die er schon hatte. Wie viele Leidenschaften, deren Joch nunmehr schwer abzuwerfen ist, werden dem Temperamente zugeschrieben, welche doch der sorglosen Erziehung, den verderbten Beyspielen, und andern solchen Ursachen zugeschrieben werden sollten. Man hat die Kinder zu Ausschweifungen gewöhnt, und das ist freylich eben so viel, als wenn sie ihnen natürlich wären. Das ist eben das Verderben, der erste Grund zu den Thränen, welche Aeltern nur allzu oft zu spät über ihre Kinder vergießen müssen, daß sie ihren Kindern nicht eher eine Seele zutrauen, welche verderbt werden kann, als bis sie schon verderbt ist. Woher rührte sonst ihre Sorglosigkeit vor den Augen ihrer Kinder Schwachheiten, ich will nicht sagen, strafbare Ausschweifungen zu begehen? Wenn sie nun erwachsen, und in eben die Schwachheiten und Ausschweifungen fallen, wem gehören sie ihrem Ursprunge nach zu? Begehen sie wohl ihre eignen Schwachheiten, zu denen sie durch ihr Temperament einen besondern Hang hatten? Nein! Es sind die Schwachheiten und Ausschweifungen der Aeltern, die sie wegen der noch zarten Kindheit ihrer Söhne oder Töchter nicht vor ihrem Anblicke verbargen, weil sie nicht glaubten, daß sie auf ihre so unausgewickelten Seelen einen Eindruck machen würden. Ich stelle itzt nicht eigentlich eine Betrachtung über die Fehler der Kinderzucht an; sonst würde ich anmerken, daß man durch die Grundsätze, die man ihnen sowohl in ihrer Kindheit, als in ihren Knabenjahren, beybringt, und die so gar un-

unschuldig zu seyn scheinen, den Saamen zu künftigen Lastern und Ausschweifungen ausstreut, und selbst die natürlichen Tugenden des Temperamentes in Gebrechen verwandelt, darum weil man diese Grundsätze nicht mit andern eben so nöthigen Grundsätzen verbindet, welche alle mit einander vereinigt die Triebfedern unsrer Handlungen seyn müssen. Man würde also sehr irren, wenn man bey allen Lastern, welche bey den Menschen sehr früh eingewurzelt sind, allezeit natürliche Gebrechen des Temperamentes voraus setzen wollte. Zuweilen ist es so gar möglich, daß ein Mensch niemals in die Ausschweifungen fällt, zu denen ihn die Fehler desselben hätten verleiten können; theils weil sie keine Gelegenheit gehabt haben, sich zu äußern; theils weil sie von dem andern Unkraute, welches man in die Seele aussäete, überwachsen worden sind.

Einige Beyspiele können diese Anmerkungen in ein noch helleres Licht setzen. Akants herrschende Laster sind ein unerträglicher Eigensinn, und ein gewisses hartnäckiges Verlangen, daß alles nach seinem Willen, nach seinen Entschlüssen und Begierden erfolgen soll. Was ihm nur im geringsten entgegen ist, der geringste Schein eines Widerstandes, er mag herrühren, woher er will, empört seine ganze Ungeduld. Alsdann ist er mit dem Himmel, mit der Erde und mit sich selbst unzufrieden. Die besten Vorstellungen gewinnen nichts über seinen aufgebrachten Geist. Da er wirklich keine geringe Einsicht besitzt, und seine Handlungen lange überlegt, ehe er sie vornimmt; welche Ausschweifun-

fungen, wenn ihm einige plötzliche Hindernisse aufstoßen, und ihn den Weg nicht gehen lassen, den er einmal, und wie er überzeugt ist, durch die triftigsten Ursachen dazu bewogen, betreten hat! Er erhebt das unwilligste und unbesonnenste Geschrey wider den Himmel, und wünschte sich wohl die Macht, sich am Glücke rächen zu können. Menschen dürfen es nicht seyn, die seinen Eigensinn wider sich reizen und beleidigen; denn er wird auf alle nur ersinnliche Mittel denken, sie seine Rache fühlen zu lassen, und sie durch traurige Erfahrungen zu überzeugen, daß er sich für klüger halte, als sie. In einigen seltenen Minuten fühlt er selbst, daß sein Eigensinn, und seine Hartnäckigkeit, alles seinem Willen unterthan zu sehen, strafbare Ausschweifungen sind. Er gesteht sie, aber mit der Einschränkung: **Ich kann meine Natur nicht ändern, mein Temperament ist einmal nicht anders beschaffen.** Es ist wahr, sein trotziger Eigensinn, der sich wider Menschen, Schicksal und alles empört, ist ein eingewurzelter alter Eigensinn. Der alte Akant, der fähig ist, die unbescheidensten Klagen wider den Himmel auszustoßen, wenn er nicht in allen Dingen nach seinem Eigendünkel handelt, ist noch das eigensinnige Kind, welches sich vor dem aus dem Odem schrie, wenn sein kleiner Wille nicht befriedigt wurde; welches seine Aeltern so oft durch die fallende Sucht erschreckte. Was sind itzt in seinem männlichen Alter seine Klagen und Vorwürfe, die er bey den kleinsten unangenehmen Erfolgen der Vorsehung macht, anders, als eine Art einer fallenden Sucht? Itzt können

den stolzen und eigensinnigen Trotz dieses Mannes die vernünftigsten und sanftmüthigsten Vorstellungen nicht brechen, weil damals sein eigensinniger noch kindischer Trotz durch keine Ruthe gebrochen wurde. Der Grund seines itzigen Eigensinnes ist also in seiner ersten Kindheit zu suchen. Allein liegt er darum in dem Temperamente des Akants? Man wird stark daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß er ein einziger Sohn, ein lange gehoffter Sohn, und ein Sohn war, mit dessen Tode eine ganze Familie verloschen wäre? Welche Freude, und zugleich welch eine Sorgfalt bezeigten die Aeltern nicht gegen diesen letzten Zweig ihres Geschlechtes, durch den es, wie sie hofften, dereinst in neue Zweige ausschlagen könnte! Das geringste, was man ihm hätte versagen können, wäre seinem kostbaren Leben schädlich gewesen. Was man dem kleinen allerliebsten Sohne an den Augen absehen konnte, daß es ihm gefiel, das erhielt er. Was war natürlicher, als die Folge, die sein kleiner Geist daraus zog: **Alles, was ich will, das erhalte ich?** Und wie leichte ist dieser Gedanke mit einem andern verwechselt: **Alles, was ich will, das muß ich erhalten?** Er bewies es, daß er so schloß, indem er entsetzlich zu schreyen anfieng, wenn ihm einmal etwas versagt wurde. Er war so glücklich, daß man aus Furcht, er möchte einmal nicht wieder zu sich selbst kommen, wenn er zu heftig schrie, ihm alles verwilligte, was er verlangte. Daraus zog er den neuen Schluß: **Ich darf nur schreyen, wenn ich meinen Willen erfüllt sehen will;** und seit der Zeit ist Akant noch immer das kleine eigenwillige

sige Kind, das sogleich anfängt zu schreyen, wenn etwas nicht nach seinem Wunsche geht. Ich denke, daß seine Kinder, die das Beyspiel ihres eigensinnigen Vaters täglich vor Augen sehen, auch beständig schreyen sollen. Wo ist aber der Grund dieses herrschenden Lasters zu suchen? Gewiß nicht in einem besondern Gebrechen des Temperamentes, sondern in der verzärtelten und weibischen Erziehung des **Akants** in seiner Kindheit.

Die Lebhaftigkeit und die Munterkeit sowohl in der Seele, als im Körper, zeugen von einem glücklichen Temperamente; allein daß diese guten Eigenschaften desselben in Gebrechen ausarten können, wenn sie in der noch ganz ungebildeten Kindheit verabsäumt werden, das beweisen die Klagen **Chärephons** über seinen Sohn, der nunmehr bald zu den Jahren des Jünglings erwachsen ist, wenn er sich beschwert, daß er allzuwild und feurig sey, und die unordentliche Lebhaftigkeit durch keine Zucht überwältigt werden könne. Sein Geist erfindet, so jung als er ist, in der größten Geschwindigkeit Schelmereyen, die ein alter ausgelernter Schelm nicht so verschlagen hätte erfinden können. Er ist fähig, in aller Eil, wenn er eine Unwahrheit gesagt hat, sie durch eine ganze Reihe anderer Unwahrheiten zu unterstützen; und wenn er auf der Stelle ein ordentliches System von Lügen gebaut hat, so hängt es die meiste Zeit so künstlich zusammen, daß man der schärfsten Aufmerksamkeit nöthig hat, wenn man nicht von ihm hintergangen werden will. Er ist allzuflüchtig, als daß er nur auf eine kurze Zeit an einen ernsthaften Gegenstand geheftet werden könnte.

Es wird außerordentlich viel Kunst erfodern, wenn man itzt noch verhindern will, daß er nicht einst ein vollkommner und großer Bösewicht werde. Der Vater hat Ursache zu klagen; denn in den leichtfertigen Streichen, die itzt keinen sonderlichen Schaden anrichten, liegen die Bosheiten eines Mannes, welcher dem gemeinen Wesen sehr gefährlich werden wird. Allein **Chârephon** nennt die Unordnungen seines Sohnes mit Unrecht Gebrechen des Temperamentes. Es ist wahr, sein Temperament ist voll Feuer und Lebhaftigkeit. Allein woher kömmt es, daß dieses Feuer, diese Munterkeit, auf Laster gelenkt ist? Woher kömmt es, als daher, daß man in der Kindheit alle Wirkungen desselben ohne Unterschied billigte, sie für unschuldig hielt, und mit einer bewundernden Freude erhub? Hieß er nicht immer der kleine leichtfertige Chârephon? Es ist mir aus einer langen Erfahrung kein Lobspruch eines Kindes verhaßter, als wenn er von seinen Aeltern immer allen Leuten, als ein kleiner leichtfertiger Schelm angepriesen wird; weil ich immer befürchte, daß ein ungezähmter Muthwille eine Quelle großer und gefährlicher Laster sey. Die Lebhaftigkeit der Kindheit kann sich freylich nicht selbst regieren; das ist eine Pflicht der Aeltern. Sie äußert sich, ohne die Art, wie sie wirkt, und ohne die Gegenstände zu kennen, auf welche sie wirkt. Sie ist unordentlich, darum muß sie zur Ordnung gewöhnt, auf edle Gegenstände gerichtet, und bald erhöht, bald gemäßigt werden. Wenn man dieses nicht thut, so hat man kein Recht über das Temperament zu klagen, wenn die Lebhaftigkeit desselben

ben erst in Muthwillen und Leichtfertigkeit, und daraus endlich in eine erfindsame und verschlagne Bosheit ausartet.

Die Menschen, die sehr sinnreich und geschwind sind, Entschuldigungen und Ausflüchte für Ausschweifungen zu erfinden, weil sie Lust haben, sie wieder zu begehen, sind gemeiniglich sehr fertig, die freywilligsten Laster, denen sie sich mit vieler Ueberlegung preis geben, ihrem Temperamente zuzuschreiben. Um die Schuld derselben zu verringern, wollen sie uns bereden, daß es nicht freye Handlungen, sondern natürliche Fehler sind, von denen sie wider ihren Willen überrascht werden. So wird oft eine lang überlegte Rache, welche aber den niedrigen Namen der Rache nicht haben soll, mit einem hitzigen Temperamente entschuldigt. Man ist von seinem Zorne übereilt worden; man hat nicht immer die Gewalt, sich zu mäßigen, man konnte sich nicht sogleich wider seinen natürlichen Fehler waffnen, zumal da er gereizt wurde. Das sagt man, ungeachtet man denjenigen, an welchem man sich rächen will, mit einem sehr kalten Blute verwundet, und das Schwerdt langsam und bedächtig aufhebt, womit man die Wunden schlägt. Auf eben diese Weise sucht man Laster zu entschuldigen, die man so oft ausgeübt hat, daß man ihr Joch nicht so leicht wieder abwerfen kann; und man will, daß man unedle Gewohnheiten für Temperament halten soll. Allein man darf eben so scharfe Augen nicht haben, wenn man freywillige Laster von schnellen Uebereilungen der Natur entscheiden will. Und gesetzt, die Ausschweifungen eines Men-

schen gründeten sich auf gewisse Gebrechen des Temperamentes; so sind sie darum nicht weniger strafbar, weil es die Pflicht eines Menschen ist, über seine Natur zu wachen, und, wenn sie sich der Herrschaft seiner Vernunft entziehen will, sie im Gehorsam zu erhalten.

Atys ist so eitel, daß er für einen Menschen gehalten werden will, dem die Natur eine besondere Gabe der Lustigkeit und des Scherzes gegeben habe. Allein, da er wirklich keine von den Eigenschaften besitzt, die ein Mensch besitzen muß, der eine Gesellschaft durch seine Scherze aufheitern will: So hofft er, für sinnreich und munter angesehen zu werden, wenn er verläumdet. Seine Zunge vergiftet die unschuldigsten Handlungen, und bildet sich ein, gescherzt zu haben, wenn er geschmäht hat. Da er sich nach der Welt richtet, die allezeit geneigt ist, Bosheit für Verstand zu halten, und eine Ungerechtigkeit, die an den Verdiensten eines Menschen ausgeübt wird, für eine feine Spötterey zu erklären: So hat er nicht zu befürchten, daß sie ihm die Munterkeit läugnen wird. Allein wenn zuweilen die Tugenden wider seine Anfälle von einem rechtschaffnen Manne beschützt werden; wenn ihm seine Ungerechtigkeit unter die Augen gestellt wird, und er sich in der Gefahr sieht, den Ruhm eines aufgeweckten Spötters zu verlieren, und den Namen eines niederträchtigen Verläumders zu erhalten: So sucht er seiner Schande zu entgehen, indem er seiner lebhaften Gemüthsart die Schuld giebt. Es ist mein Fehler, sagt er, daß ich zuweilen mich vom Witze hinreißen lasse, und allzu lustig wer-

werde. Man muß sich an mein Temperament halten, dessen Lebhaftigkeit zu groß ist, als daß sie nicht die Grenzen zu Zeiten überschreiten sollte, die ich ihr setze. Der Betrüger, welcher ein Laster, das aus einem eiteln und zugleich boshaften Herzen kömmt, für einen Fehler der Natur gehalten haben will!

Die Gebrechen des Temperamentes sind also keine Rechtfertigungen der Laster und Ausschweifungen, welche daraus entspringen. Denn es giebt Mittel, ihnen zu begegnen, und, wenn man sie nicht völlig vertilgen kann, zum wenigsten die Gewalt über unsre Vernunft zu entreißen. Es ist schwer; es wird eine unpartheyische Einsicht in unser Herz dazu erfodert; man muß kühn genug seyn, freye Blicke hinein zu thun; und wenn man sieht, daß man nicht vollkommen ist, seine Ehre darinnen finden, daß man noch fähig ist, über sich roth zu werden. Ein Mensch, der die Fehler seines Temperamentes mit solchen Augen ansieht, hat sie schon halb überwunden.

Es giebt verschiedne Wege, sich zum Herrn über seine unnatürlichen Unvollkommenheiten zu machen, und sie zu zwingen, daß sie entweder keinen, oder nur selten einen Einfluß in unsre Handlungen haben. Man gewinnt viel, wenn man mit einer edlen Sorgfalt vor den Gegenständen flieht, von denen man weiß, daß sie unsre herrschenden Neigungen reizen. Dergleichen Gegenstände sind die ungesunden und vergifteten Gegenden, in die man sich nicht wagen muß, wenn man nicht angesteckt werden will. Die Leidenschaften, die sonst so furchtbar waren, wenn ihnen immer Gelegenheit gegeben wurde, sich zu äußern,

sern, gleichen alsdann müßigen Feinden, welche durch eine beständige Ruhe zum Streite untüchtig werden. Die größte Kunst, zu siegen, besteht oft nur darinnen, daß man seinen Feind in der Unthätigkeit erhält, und alle Gelegenheiten zum Treffen vermeidet.

Wie es kein so glückliches Temperament giebt, daß nicht einige Unvollkommenheiten haben sollte: So ist es auch bey keinem Menschen so fehlerhaft, daß es nicht einige gute Seiten haben sollte. Diese Gegenden unsrer Seele müssen von der Vernunft angebaut und gepflegt werden. Wie die fehlerhaften Neigungen unsers Herzens dadurch geschwächt werden, daß man ihnen alle Gegenstände entzieht, auf welche sie wirken: So werden hingegen die guten Neigungen durch eine beständige Uebung bestärkt. Das heißt im Frieden seine Unterthanen zum Kriege rüsten; man kann alsdann hoffen, glücklich zu seyn; man mag nun dereinst mit auswärtigen oder einheimischen Feinden zu streiten haben. Die Tugend macht den Menschen allezeit groß; keinen aber erhebt sie mehr, als denjenigen, dessen Temperament so unvollkommen, und dessen Seele mit so vielen fehlerhaften Neigungen erfüllt war, daß er zum Lasterhaften gebohren zu seyn schien, durch seinen unermüdeten Fleiß aber ein Sokrates wurde.

Die Sehnsucht nach seinem Freunde an Herrn S**.

Noch flieht mein Auge den Schlaf, und seine heiligen Träume,
Die Träume, die er für Dichter nur schafft.
Gebürg und Thäler sind still, und liegen im nächtlichen Thaue,
Der in die schlummernden Blumen sich schleicht.

Freund, alles schlummert, wo nicht der Weingott oder die Liebe
In einigen muthigen Jünglingen wacht,
Die sich umarmen, und dann sich größer und fürstlicher dünken,
Als die schon schlafenden Könige sind.

Da denk ich, zärtlicher Freund, in geliebter trauriger Stille
Mit starker inniger Ungeduld dich!
Dich denk ich, und die Entfernung! Ach wärst du, du mein Geliebter,
Schon von den seufzenden Armen umfaßt!

Wie

Wie weint dein klagender Freund nach deiner süßen Umarmung,
Aus der ein grausames Schicksal mich riß!
Du siehst es, Schicksal, wie sich die Edeln brüderlich lieben:
Doch = = Brüder lieben so zärtlich sich nicht.

Und doch, o Schicksal, zerstreust du die Edeln, die sich so lieben?
Und deine Weisheit erhebt doch der Mensch?
Es ist auch Weisheit; allein, für mich zu schreckliche Weisheit!
Mit welchem Kummer erfüllest du mich?

Das seufz ich alles, du Freund, gleich G **, meinem Geliebten,
Der mich nun auch nicht mehr tröstend umarmt!
Das seufz ich; traurig und still, gleich mitternächtlichen Stunden;
Und was ich seufze, das höre nur ich!

Ach! da versammelt der Schmerz die bald ausbrechenden Thränen!
Was seh ich für ängstende Bilder vor mir!
Brecht aus ihr Thränen! Ich seh das Bildniß meiner Geliebten,
Da liegt sie vor mir, und stirbt noch einmal!

Sie lächelt mich einmal noch an, und stirbt. Nun
schließt sich ihr Auge.
Ihr Auge schließt sich, und tröstet nicht mehr.
Mich wird der göttliche Mund nicht mehr zum Trost
vermahnen;
Der Mund von Gott und der Ewigkeit voll!

Die Göttliche strafet nicht mehr die stille heimliche
Thräne,
Die ihrem Muthe sich schüchtern verbarg!
Sie sah die Thräne bewegt, ward stark, und strafte
den Kummer;
Du, sprach sie, liebst mich, Geliebter, = = und weinst?

Schnell trotzt ich Schmerzen und Angst, und strafte
selber die Thräne,
Und überwand mich, und seufzte nicht laut.
Ach! wer verwehrt mir denn itzt die Thränen, und
ewige Klagen?
Ihr Mund vermahnt mich zum Muthe nicht mehr!

Ich seufz und streite zugleich mit meiner unsterblichen
Schwermuth,
Daß sie mich, wenn sie mein Genius ist,
Und über mir schwebet, nicht weniger liebe, daß sie
mich nicht strafe,
Daß ich nicht standhaft mich zeige, wie sie.

Wenn du noch Sterbliche liebst, noch schwache Freunde der Tugend,
Die du itzt unter Unsterblichen wohnst!
Ach richte, wenn du mich liebst, doch meine Schmerzen nicht himmlisch!
Ich bin, wie Menschen, und leide, wie sie.

Sey mir unsichtbar mein Trost, wie sonst dein trößtendes Auge!
Dann werd ich stärker, als Sterbliche, seyn!
Doch kann ichs eher auch seyn, als bis du mich, meine Geliebte,
Im Tode stark und gelassen seyn lehrst?

Ach! ewig, ewig werd ich die beste Freundinn beweinen!
Weint, ihr, noch ferne Nachwelten mit mir!
Weint, künftige Zeiten, vielleicht noch edler, denn unsre!
An ihrem Grabmale werden sie stehn,

Und Blumen pflücken, und streun, und ihren seufzenden Töchtern
Mit Thränen sagen: Seyd göttlich, wie sie.
Sie werdens schwören! Ach weint ich doch schon in deiner Umarmung,
Du Freund der Tugend! Du weintest mit mir!

❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀

Die Wiederkunft zu seinem Freunde.

an Herrn M. Cr**.

Grüßt den heraufgeseufzeten Tag! Ja seegnet ihn, Lieder,
Der wieder an meinem Himmel erscheint!
Bringst du mich nicht, du seliger Tag, den Umarmungen wieder,
Nach welchen ich Mitternächte verweint?

Zaudernde lange Minuten voll Qvaal, euch denk ich mit Zittern!
Ihr dehntet zu Winternächten euch aus;
Oder zu Sommertagen, erfüllt von bangen Gewittern.
Ich sah in die Zukunft geistlos hinaus.

Ich durchstrauchelte träumend mein misantropisches Leben.
Die Freundschaft entzog mir traurig die Hand.
Ach, war mir denn nicht mein fühlendes Herz für Freunde gegeben?
Doch ward ich aus ihren Armen verbannt.

Zeit, entflieh dem Gedächtniß, da mir kein dämmernder Morgen
Zur Freude nur ferne Hoffnungen gab!
Mein melancholischer Himmel blieb Nacht; er weinte nur Sorgen,
Unstillbare Sorgen in mich hinab.

Alle Sorgen zerschmelzten den Geist in tägliche Zähren;
Bald ward ihm die Last des Grames zu schwer;
Einsam und finster verschlief er die Stunden, die Last nicht zu mehren;
Schon stockte das Herz, und fühlte nicht mehr.

Es fühlte nicht mehr! Bald welkte vom Harm die Blüthe der Freuden,
Die ehemals meine Jugend geschmückt.
Ach! Es erstarb und fühlte nicht mehr, verschüttet vom Leiden,
Das immer mich mächtger niedergedrückt.

Zeiten, auf ewig entfallet dem Geist, wie in Gräber versenket,
Der Todte bald dem Gedächtniß entschlüpft.
Meine Seele hüpft freyer daher, sich wieder geschenket;
Sie fesselt sich los, und jauchzet, und hüpft.

Wie

Wie hinfällige Wolken des Staubs im Sommer verfliegen,
Zerfallen der Schwermuth Nebel um mich.
Ach wer ruft? Von den freundlichen Lippen träufelt Vergnügen.
Ach welch eine Göttinn reißt mich zu sich!

Bist du die Freude? Du bist es! Dich meldet ein lächelnder Morgen;
Die Fittige thaun unsterblichen Glanz.
Ströme der Wollust ergießen sich nach mir; schon sterben die Sorgen.
Sie hauchet mich an; ich fühle mich ganz.

Von den Empfindungen schwellen die Adern; mein Auge wird jünger
Und blickt zu der Göttinn offner hinauf.
Alle Runzeln verstreicht von der Stirn ihr göttlicher Finger,
Und ewiger Lenz blüht unter ihm auf.

Jüngling, spricht sie, verlangst du nach mir, so komm zu Aristen!
Dort wohn ich, seit ihn Charlotte beglückt.
Seit er geliebt, ward Paphos verödet, und Cypern zur Wüsten.
Dort wohne mit mir! Dort wirst du entzückt!

Jüngling, eile! Dir winket dein Freund. Du sollst ihn umarmen.
Vergiß nun bey ihm die übrige Welt.
Dieses sagt sie, und bringt mich im Flug den empfangenden Armen,
Die er schon für mich weit ausgestreckt hält.

Freund, dir jauchzet mein Geist, der vorhin vom Kummer verstimmet,
Harmonischer wird, und Zärtlichkeit tönt.
Fühle hier, Freund, dieß klopfende Herz, das in Fröhlichkeit schwimmet!
Dieß sagt dir, wie sehr sichs nach dir gesehnt.

Schmachtend an Charlotten gelehnt, siehst du nach mir, und küssest,
Und preisest mir dein unsterbliches Glück.
Da du dein Herz, in Empfindungen aufgelößt, in sie ergiessest:
So schickt sie sie dir verdoppelt zurück.

Von dem Anblick begeistert ergreif ich die Leyer, und spiele
Die schönre Natur hört lauschend auf mich.
Neben Aristen spiel ich. Mich höre die Nachwelt, und fühle,
Und taumle von voller Freundschaft, wie ich.

Auf den
Geburtstag seiner Freundinn.
An
Herrn M. Cr**

Der du dein Leben ganz besitzest,
Stets fühlest, wie beglückt du bist,
Und dein Gefühl doch nie vernützest,
Das stündlich reicher sich ergießt!
Verkündge Charlotten mit feurigern Küssen
Des heutigen Tages uns heiligen Glanz!
Freund, sammle dich, allen Geschäfften entrissen!
Ein festlicher Tag scheint, und fodert dich ganz.

Dein Herz wallt. Laß es überfließen,
Auf ihre Stirn herabgebeugt!
Und überschütte sie mit Küssen,
In denen ganz dein Herz sich zeigt!
Vom redenden Blick unterbrochen erzähle,
Daß in ihr dein ewiges Glücke dir blüh!
Nur Liebe, nur Zärtlichkeit fülle die Seele!
Dein einzger Gedanke sey heute nur sie!

Freund, ihres Lebens erste Stunde
Ward furchtbar für den finstern Harm.
Ihr Vater wünscht mit frohem Munde
Sein Kind sich wartend auf den Arm.
Er weinet Entzücken, da er sie umschließet,
Und blicket voll Dank zu dem Himmel hinan.
Sie lächelt, mit seegnenden Küssen begrüßet,
Den weinenden Vater, sich unbewußt, an.

Aus des bewegten Vaters Armen
Nimmt sie, von gleicher Freud entzückt,
Die Mutter hin, sie zu umarmen,
Die an ihr volles Herz sie drückt.
Die kleine Clarisse fliegt her, sie zu streicheln,
Und schwesterlich macht sie ihr Herz ihr bekannt.
Charlotte, begierig, ihr wieder zu schmeicheln,
Umschlinget schon dankbar die streichelnde Hand.

Für dich, Freund, jauchzte da die Liebe.
Sie ward gebohren, dein zu seyn.
Die Tugend goß erhabne Triebe
Mit mütterlichem Hauch ihr ein.
Zufriedenheit formte das wächserne Herze;
Die Seele belebte der feurige Witz;
Die Lippen umflatterten geistige Scherze;
Und Freundlichkeit wählte die Stirne zum Sitz.

Freund, fühlst du dich noch vor Entzücken?
Dieß alles ist dein Eigenthum.
Der Ruhm mag dich noch prächtger schmücken;
Dir bleibt doch sie dein größter Ruhm.
Freund, finde sie bald unter fröhlichen Müttern!
Es werde mein Lied ein prophetisches Lied!
Wie wird dir dein Herz vor Empfindungen zittern,
Wenn sie dir euch ähnliche Kinder erzieht!

Wie glücklich bin ich! Von Charlotten,
Von dir, und euerm Scherz beschirmt,
Kann ich der schwarzen Sorgen spotten,
Die sonst mein Leben kühn bestürmt.
Itzt, Sorgen, itzt rüstet euch mich zu bestreiten!
Bekrieget voll Grimms meine selige Ruh!
Ich singe die Freundschaft auf trotzenden Saiten.
Ich spiel euch hinweg, und die Freuden mir zu.



Brief an Herrn D. O**.

Mein liebster Freund,

Wird es Ihnen nicht wunderlich vorkommen, daß Sie von einem Menschen einen Brief bekommen, der (ich kann es, ohne roth zu werden, nicht gestehen!) drey Jahre lang von einem so rechtschaffnen Freunde, als Sie sind, hinweg gebannt gewesen, und alle diese drey Jahre hindurch geschwiegen hat? Mir ist es eben so unglaublich, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie geschrieben haben soll, als es ihnen seyn wird, daß ich itzt auf einmal aufwache; und ich würde mich gern eines andern überzeugen, wenn ich nur könnte. Fragen Sie mich nicht, wie es meinem Herzen so lange möglich gewesen ist, die Empfindungen der Freundschaft und Hochachtung nicht auszudrücken, von denen es gewiß allezeit gegen Sie voll gewesen ist. Ich habe diese Frage oft schon selbst an mich gethan, und sie eben so wenig zu beantworten gewußt. Geben Sie meinem melancholischen Leben, oder vielmehr den drey traurigen Jahren die Schuld, die mich aus dem zärtlichsten Freunde und fröhlichsten Jünglinge zu einem halben misantropischen Einsiedler umgeformt haben, und die ich aus meinem Leben ganz ausstreiche, wenn ich einige wenige Stunden ausnehme, die ich auch in dieser Wüsteney in den Armen der Freundschaft zugebracht. Messen Sie es der Unfähigkeit bey, so heiter zu denken, als ich in der Gesellschaft meiner Freunde, und also

also auch in den Briefen an dieselben, gern denken wollte. Halten Sie es für eine unvergebliche Trägheit! Alles gebe ich Ihnen Preis, wenn Sie nur meine Freundschaft nicht in Verdacht ziehen. Denn gewiß, mein liebster Freund, Sie würden mein zärtliches Herz auf das grausamste beleidigen, wenn Sie mir zutrauen könnten, daß ich an Sie eben so wenig gedacht, als geschrieben hätte. Nein, liebster Freund, ich habe an Sie gedacht; ich habe täglich an Sie gedacht; ich habe mit der lebhaftesten Erinnerung und zärtlichsten Schwermuth an Sie gedacht. Mein Herz, (denn ich hoffe, daß Sie auch diesen Zeugen gelten lassen werden,) mein Herz und unser G** te können es Ihnen bezeugen, daß ich mich sehr oft nach Ihnen erkundigt, und über die Nachrichten, die mir meine Freunde von Ihnen ertheilten, ein unbeschreibliches Vergnügen empfunden habe.

Wenn sich mein Herz ganz ausgeweint,
Und, daß es nun der Freunde Scherz vermißte,
In deren Arm es sich sonst stündlich heitrer küßte,
Seit sie das Glück mit ihm vereint,
In Klagen voller Harm sich leer geseufzet hatte;
In Klagen, wie sie sonst ein sehnsuchts voller Gatte
Nach der verlaßnen Gattinn weint,
Wenn das Geschick, das ihm erst günstig scheint,
Nun nicht mehr günstig, nun sein Feind,
Ihn von dem Herzen trennt, mit dem es ihn vereint;
Wenn sich mein Herz so ausgeweint,
Und leer und todt geseufzet hatte:
So ließ ich euch, die Seele zu vernenn,
Und wenigstens durch Träume zu erfreun,
Ihr edeln Freunde, bey mir seyn.

Bald sammelten sich da die göttlichsten Gestalten
Rings um mich her, und ich ward so entzückt,
So heiter, und so frey von allen finstern Falten,
Die, seit mich nun das Schicksal euch entrückt,
Und von der Freuden Chor weit, weit hinwegverschickt,
Des Unmuths dürre Hand, vor der der Scherz erschrickt,
Als Zeichen des Triumphs der Stirn tief eingedrückt,
Die ihren Lenz doch sonst im Winter selbst erhalten,
Weil sie mit diesem Lenz die Freundschaft ausgeschmückt;
Ich ward demnach so jung, so heiter, so entzückt,
Zu Scherzen, die uns mehr, als Sittensprüche, galten,
So umgeschaffen, und geschickt,
So trunken, als ihr mich in Leipzig sonst erblickt,
Da ich mich noch für eben so beglückt,
Auf meine Freunde stolz, gehalten,
Als sich die Jünglinge der Alten,
Horaz, Virgil, und Varus, ie gehalten;
Und alle Mächtigen, so sehr sie sich auch blähn,
Weil sie ihr Unglück nicht verstehn;
(Denn, Freund, welch Leben ist wohl ohne Freundschaft schön!)
So hohe Würden sie verwalten;
Und so kunstmäßig sie die Schmeichler auch erhöhn,
Die dem Geruch des Weins gewohnt sind nachzugehn,
Und tiefgebeugt, nur um sich satt zu loben,
Beschwören, daß sie sie ganz oben,
Als Lieblinge des Glücks, das willigst sie erhoben,
Ganz oben auf der Höh, wo keine Wetter toben,
Hart bey dem Himmel sitzen sehn,
In einer tiefen Kluft weit unter mir gesehn.

Da,

Da, da umarmt ich auch sehr oft, mein O**, dich.
Ich war, von dir geschützt, nicht mehr des Unmuths Beute,
Der gleich in aller Stille sich
Scheu nach der Thüre schlich,
Und eiligst dem Gefolg entwich,
Das mit dir kam; denn dir zur Seite
Gieng ein muthwillig Volk, vor dem von ieher sich
Der alte finstre Murrkopf scheute,
Der Spöttereyen Heer, das gleich um dich und mich
Die Wachen wohl versah, und nicht vom Posten wich,
Das warnend mit der Hand den fernen Sorgen dräute;
Noch eh ein Augenblick verstrich,
Die gegenwärtigen zerstreute;
Und dann des Siegs sich boshaftlächelnd freute.
Wer war nun muthiger, als ich?
Ich rüstete mit dir gemeinschaftlich
Mich auf die Thorheit kühn zum Streite,
Und ward der Dummheit fürchterlich.

Die ungesitteten Barbaren,
Die, bey dem Ueberfluß an Jahren,
In dem Geschmack auch noch nicht Kinder waren,
Die donnert ich zu ganzen Schaaren,
Von deinem edlen Eigensinn
Ganz durch und durch entflammt, zu unsern Füssen hin;
So vornehm auch die Narren waren:
So lachten wir sie doch zum tiefsten Pöbel hin,
Zu dem wir ewig sie verbannten,
Ob gleich den Muth, von dem die Ahnen brannten,
Aus

Aus mancher siegerischen Schlacht,
Die unser Deutschland frey gemacht,
Die Hunnen und Vandalen kannten;
Ob sie gleich unter den Verwandten
Auch Fürsten, deren Ruhm die Tugend noch bewacht,
Und Kayser ihre Väter nannten;
Weil sie, aus Friedrich Rothbarts Zeit,
Mit ihrer Ahnen Tapferkeit,
Mit Tugenden, die sich in ihnen nicht mehr regen,
Wie wenig sie sind, uns belegen.

Doch, liebster O**, dieser flüchtige Trost hatte nicht so lange Kraft auf mein Herz zu wirken, daß es nicht seine Einöde sogleich wieder hätte empfinden sollen. Narren mögen vor mir in dem Schooße ihres phantastischen Glücks sich mit sich selbst und andern Kleinigkeiten beschäfftigen, die nichts wichtiger, als sie selbst, sind! Sie mögen in der Narrheit immer wechselsweise über einander wegklettern, und mehr lärmen, als nöthig wäre, alle Klugen ins Grab zu ärgern! Ich mag ihnen gern nicht furchtbar werden, wenn ich nur nicht unter ihnen zu leben gezwungen bin. Ich will gern in einem glücklichen Winkel der Erde verborgen bleiben, wenn ich in demselben nur von der Freundschaft umarmt werde. O mein liebster Freund! Ich habe es aus eigner Erfahrung, wie traurig ein Leben ohne Freundschaft ist.

Itzt fühl ich erst der Freundschaft ganzen Werth,
Den ich zwar auch in jenen Stunden,
Da Herzen, die geseufzt, daß sie sich noch entbehrt,
Und die, sich unbewußt, einander längst begehrt,

Sich unverhofft zusammenfunden,
Jedoch so lebhaft nicht empfunden.
Itzt fühl ich erst der Freundschaft ganzen Werth,
Bey der mein Geist den Reichen, der bethört,
In Demuth seinen Reichthum ehrt,
Der öfters ihm nichts nützt, als daß er ihn beschwert,
Bedauert oder auch verlachet;
Die nur allein die Freuden mir gewährt,
Wo mitten im Genuß der Ekel nicht erwachet,
Und, wo nicht durch die Reu des Herzens Unruh mehrt,
Das Herz doch leer läßt stehn, und den Geschmack nicht nährt;
Die mir Minuten kostbar machet,
Und Augenblicke mich haushaltig nützen lehrt.
Itzt fühl ich erst der Freundschaft ganzen Werth;
Wie der des Lebens ganzen Werth
Aus den Gefahren erst erfährt,
Der, auf der See von einem Sturm ergriffen,
Auf einem schwanken Rest von den zerschlagnen Schiffen
Ihm zu entrinnen sucht, und, da er ihm entflieht,
Euch, Wasserberge, nun vom Ufer übersieht,
Durch die er sein von euch verfolgtes Leben,
Ob er sich gleich schon dessen halb begeben,
Doch durch die Angst gestärkt, arbeitend und bemüht,
Als eine Beute durchgerettet,
Die ihr, wenn er sie kaum von einer Well errettet,
Beynah aufs neu entrissen hättet.

Itzt fühle ich iede zärtliche Empfindung, iede freundschaftliche Liebkosung meines Freundes, dem mich mein gütigeres Geschick wieder zugeführet hat, doppelt so stark, als vorhin; ob gleich vorhin mein Herz

Herz unter der Freude alsdann schon untersank. O was für glückliche Tage lebe ich hier! Für eine jede Stunde derselben will ich mit Freuden ein ganzes Jahrhundert Nachruhm, ja für einen einzigen Tag, den ich hier in C**z durchlebe, oder an dem glückseligen Orte durchleben würde, dessen anmuthige Gegenden Ihre witzige, und was noch reizender ist, auch freundschaftliche Gesellschaft Ihnen verschönert, die ganze poetische Ewigkeit dahin geben. Itzt kann ich mir eine recht lebhafte Vorstellung machen, wie heiter Ihnen Ihr Leben verfließen muß. In meines Cr**s Umarmungen stelle ich mir vor, wie viel Sie bey den Liebkosungen Ihres G**ken empfinden, und in dem Umgange einer Cr**inn fühle ich, wie entzückend Ihnen die Gesellschaft einer Sch**inn seyn muß.

Der du des Tages kleinste Theile,
Wie ich, des Umgangs Freuden gönnst;
Und nur dem Namen nach die finstre Langeweile,
Und auch, wie ich, dem Namen nach kaum, kennst;
Weil eine Sch**inn dort den Eingang fest bewachet,
Weil eine Cr**inn sich hier ihr furchtbar machet,
Und Scherz und Munterkeit stets in Bereitschaft stehn,
Sie bey der Thüre wegzuweisen:
Wie, O**, könnten wir uns wohl so glücklich sehn!
Und uns nicht selig preisen!

Noch seliger aber, mein liebster Freund, wollten wir uns preisen, wenn wir unsre beyden Gesellschaften mit einander vereinigen könnten. Diese

Vor-

Vorstellung ist meiner Seele allzu angenehm, als daß ich sie für unmöglich halten, und gleich aufgeben sollte. Nein! Ich hänge ihr vielmehr mit einem solchen Vergnügen nach, daß mein Geist recht reich wird, alle die Freuden zum Voraus zu empfinden, mit welchen unsre Herzen alsdann überschüttet werden würden. Ich weis schon alle die Beschäfftigungen, zu welchen wir unsre Stunden alsdann anlegen werden. Verlangen Sie, sie zu hören?

Wir wollen uns dann doppelt stark erfreun,
Und keine Stunden ie bereun,
Weil wir, zufriedne Freundschaft, dein,
In unsrer Neigung überein,
Von dem Geschmack gewöhnt, in der Empfindung fein,
Und froh, wie die Natur, zu seyn,
Dem Umgang alle Stunden weihn.
Dann wollen wir, den Sorgen ganz entrissen,
Und immer heiter, immer jung,
An rauschenden umwachsnen Flüssen,
Den kühlen Schirm, die grüne Dämmerung
Der Büsch, in deren Schutz die Blumen gern entsprießen,
Die einen Kreis rund um uns schließen;
Die Thäler, wo im Teich die Wolken sich besehn,
Und Wogen, wenn sie kaum entstehn,
Die leichten Weste gleich verwehn,
Wo Heerden, welche nichts vom Haß und Zwietracht wissen,
Gesellig bey einander gehn;
Die Hayne, wo vergnügt von Zweigen, die sich küssen,
Der Vögel Stimmen uns begrüßen;

Die

Die Ebnen, die voll Seegen stehn,
Und sich an ferner Berge Füßen
Verlaufen, und dem Aug entgehn;
Und alle Gegenden genießen,
Die die Natur für uns, weil uns ihr Reiz bewegt,
Für all, in denen sie, so wie in uns, sich regt,
Für Freundschaft und Geschmack gutthätig angelegt,
Weil Freundschaft und Geschmack sie nur zu nützen
wissen.
O wie wird es die Sorgen nicht verdrießen,
Daß sie beym ersten Sturm, den sie auf uns gewagt,
Weil ihr sie in die Flucht gleich schlagt,
Zurück zu Rechnungen, womit sich Harpax plagt;
Zu Reimen, die Gargil, wenn kaum der Himmel tagt,
Aus allen Ecken schon voll Schweiß zusammen jagt;
Zu den Paragraphen, wo in abstracten Schlüssen
Der bösen Welt Cleanth die Wahrheit sagt,
Und scientifisch sie beklagt;
Zum Syllogismus fliehen müssen.

Wir wollen vor dem Anlaufe der Sorgen wohl sicher seyn; denn sollten sie wohl so hartnäckig seyn, und Stand halten können, wenn Freundschaft und Geschmack vereinigt auf sie losgehen? Vor den Narren haben wir uns auch nicht zu fürchten. Sie sollen uns in unsrer Freystadt nicht finden. Sie sollen uns gewiß nicht finden, da uns der Geschmack leitet, und sie nicht. Wenn uns die Thorheit aber ja von ohngefähr aufstoßen sollte; desto schlimmer für sie! Sie soll ihren unzeitigen Einfall, uns zu stören, gewiß genug bereuen.

Mein Cr**, Freund, und du mit ihm,
Ihr sollt sie offenbar bekriegen.
Sein unbezwungner Muth, dein edler Ungestüm
Wird über sie bald siegen.
Und desto schleuniger zu siegen,
Soll G**ke, der Krieger voller List,
Verschmitzt, als deckt er ihre Schwächen,
Auf ihrer Seite stehn, dann, sich und uns zu rächen,
Schnell ihnen in die Flanken brechen,
Bis ihre Macht ganz aufgerieben ist.
Und G**ken will ich mich zugesellen,
Durch Parodien sie zu fällen.

Doch ich besinne mich. Wozu wollten wir so fürchterliche Anstalten gegen sie machen? Habe ich schon vergessen, daß uns alsdann eine Sch**inn und eine Cr**inn in ihren Schutz nehmen?

Ich wette drauf, sie wirds nicht wagen.
Und wagt sie es; was hats zu sagen?
Ein einzger Blick der Cr**inn
Scheucht sie zum nächsten Sumpfe hin;
Ein Blick der Sch**inn wird ihr Heer zu Boden schlagen.

Ist es nicht Schade, daß ein so schöner Plan nicht sogleich ausgeführet werden soll? Verdient er nicht wenigstens, daß man, der Schwierigkeiten ohngeachtet, an seiner Ausführung nicht ganz verzweifelt? Mein Herz will mich so gar überreden, daß ich fest darauf hoffen könne. Das Ihrige wird bey Ihnen vermuthlich eine gleiche Beredsamkeit

anwenden, da ich weis, daß Sie sich in der Freundschaft von niemanden überholen lassen. Wir wollen alle Zweifel abweisen, und unsern Herzen ohne Untersuchung hierinnen glauben, wenn sie uns auch betrügen sollten. Indessen wollen wir unser gegenwärtiges Glück genießen, und es dadurch noch vergrößern, daß wir unsre beyden Gesellschaften in den Gedanken so oft zusammen versetzen, als wir nur können. Mein Geist soll die Ihrige mit Ihnen in unsre schönsten Gegenden heraufträumen; dagegen werden Sie es über sich nehmen, uns Ihrer schattichten Lauben und blumigten Wiesen mit genießen zu lassen. Nicht wahr, mein liebster Freund, Sie gehen diesen Vertrag ein? Wenigstens kann ich Ihnen von meiner Freundschaft die Versicherung geben, daß ich Sie in den Gedanken noch eben so oft umarmen werde, als ich Sie im Geiste schon umarmt habe. Daran werden Sie nicht zweifeln, wenn Sie anders, wie ich gewiß hoffe, glauben, daß ich noch immer sey

Ihr

zärtlichster Freund,

Lälius.



Klagen

Klagen eines Bruders bey dem Tode Johann Elias Schlegels.

Hast du, o Gram, mir nicht schon Jahre gnug entrissen?
So soll mein ganzer Lenz, mit deinen Finsternissen
Umhüllt, vorüberfliehn? Wohl, Wütrich, nimm ihn dir!
Verfinstre nicht nur ihn! Nimm auch mein übrigs Leben!
Schwarz, wie der Gräber Nacht, zwing es mich, stets zu beben,
Und keine Tröstung strale mir!
Schwermüthge Klagen! Ihr, sein folterndes Geschlechte!
Zerrüttet meinen Geist! Mein ganz Gefühl sey Pein!
Und ihr, ihr alle mögt, ihr meine Mitternächte!
In Thränen hingewachet seyn!

Wie lange hat nunmehr mein Himmel schon gestürmet,
Und über meinem Geist das Leid sich aufgethürmet,
Das jeder bängre Tag mit schwerern Lasten häuft?
Was hilfts ihm, daß er kühn mit seiner Schwermuth streitet,
Da, wenn er unterm Gram sich noch hervorarbeitet,
Ihn eine neue Well ergreift;

Die ihn, wenn er sich kaum, von einzeln schwachen Stralen
Der Hoffnung angefrischt, aus einer Tief erlöst,
In einen Ocean der ungestümsten Qvalen
Mit stärkerm Grimm hinunterstößt?

Ach Freude! Wärst du mir doch ewig fremd geblieben!
Warum ergossest du in allzusanften Trieben
Dich in mein offnes Herz, das willig dich empfieng?
Warum gabst du dem Gram nicht alle meine Stunden?
Ach! Daß mich nicht so gleich, da ich mich erst empfunden,
Des Unglücks finstrer Arm umfieng!
Auf seinem bangen Schooß bey Thränen auferzogen,
Hätt ich die Schultern jung zu seiner Last gewöhnt;
Dann hätte mein Gefühl, durch steten Schmerz betrogen,
Nicht trostlos sich nach dir gesehnt.

Ein Bruder öffnete zuerst für deine Triebe
Den Weg in meinen Geist. Ich fühlte seine Liebe;
Da Freude fühlt ich dich, die ich schon längst begehrt.
Daß mir in Zukunft nie dein reinster Reichthum fehle,
So pflanzt er den Geschmack in meine junge Seele;
Er bildet selbst mein Herz, und macht es seiner werth.
Wenn ihn sein kühner Flug weit von der Erd erhoben,
Wallt auch in meiner Brust sein edler Ungestüm.
Gieb, Nachwelt, wenn dieß Lied einst deine Thränen loben,
Des Lobes ersten Antheil ihm!

Ich war, da meinen Geist, der alle Stunden nützte,
Mit treuen Fittigen die Bruderliebe schützte,
Noch glücklich; denn mein Herz war mir zum Glück genug.
Wir brauchten noch der Ruh, die gern bey uns verweilte,
Da uns ein jäher Sturm, der früh uns übereilte,
Gewaltsam aus einander schlug.
Was, Bruder, fühlt ich da! Ach wie viel Thränen flossen
In unsern letzten Kuß! Wie klopfte dieses Herz,
Das du erst dem Gefühl der Freundschaft aufgeschlossen!
Ach was weissagte mir sein Schmerz!

Als noch die Arme sich das letztemal umfiengen;
Als meine Lippen noch an deinen bebend hiengen,
Weil diese Sprach allein der Schmerz uns übrig ließ:
Was prophezeihte mir der Aufruhr meiner Triebe?
Was prophezeihte mir dein banger Blick voll Liebe,
Der deine Brust mir offen wies?
Mein Geist empfand ihn ganz, ward durch und durch erschüttert;
In trüben Ahndungen verlohr sich mein Gesicht.
Vergebens hast du nicht, mein ängstlichs Herz, gezittert!
Ich glaubte deiner Sprache nicht.

Kein Trost vermochte da, des Herzens Wunsch zu stillen.
Es suchte Freuden auf, sein Leeres auszufüllen;
Doch einsamer und scheu floh es in sich zurück.
Auch mitten im Geräusch empfand es seine Schmerzen,
Zu grobem Glück zu stolz, denn es begehrte Herzen.
Es jauchzte, denn es fand sein Glück.

Die Freundschaft eilte her, mich tröstend zu umfangen,
Mich überströmte nun der Freuden Ueberfluß.
Sie trocknete mir sanft die Wehmuth von den Wangen;
Und meine Seufzer hemmt ihr Kuß.

Ich seegnete mein Glück. Doch da es kaum begonnte;
Eh noch sein seligs Licht an meinem Horizonte
In vollem Mittag prangt: Verscheucht es mein Geschick.
Es heilte meinen Geist, ihn feindlicher zu schlagen.
Die Freundschaft selbst ward mir ein Qvell der bängsten Klagen,
Die Freundschaft, sie, mein Ruhm und Glück!
Von G * * es Großmuth fern, und fern von E * * ts Küssen;
Von Cr * * rs offner Treu, von R * * rs Scherz verbannt;
Gleich meinem G * * ken, den Freuden früh entrissen;
Ward ich vom Gram bald übermannt.

Noch hatte durch dieß Leid der Himmel seine Blitze
Nicht gegen mich erschöpft. Es brach auch meine Stütze.
Mein Vater starb mir! Er, mein Vater, und mein Freund!
Der du mit frommer Hand, die uns getreu begleitet,
Dem Gott, der dir uns gab, uns wieder zu geleitet!
Wirst du wohl ie genug beweint?
Ach! Ich war nicht bestimmt, dein Auge zuzudrücken.
Beflügelt von der Angst, hab ich umsonst geeilt.
Dein sterbend Auge hat mit väterlichen Blicken
Nicht seinen Seegen mir ertheilt.

Der du (Wie könnte wohl ein Vater edler lieben!)
Dein Unglück seegnetest, weil es uns angetrieben,
Selbst Schöpfer unsers Glücks, und deiner werth, zu seyn!
Wie oft lag ich vor Gott mit allen deinen Kindern!
Wie eifrig bat ich ihn, dein hartes Leid zu lindern!
Doch er beschloß noch unsre Pein.
Vergebens weinten wir! Gott schlug dir deine Wunden;
Er ließ die Wetter dir von allen Seiten drohn.
Nachdem er dich geprüft, und groß genug befunden:
Beschloß er gütig deinen Lohn.

Das Glück, um dich nicht bloß im Stillen mich zu grämen,
Und einen Theil der Last dir hülfreich abzunehmen,
Wies mir die Vorsicht schon. Du, Vater, freutest dich!
Aus Großmuth freutst du dich, daß ich nun danken könnte!
Ach, daß der Himmel mir ein solches Glück nicht gönnte!
Ach schien es ihm zu groß für mich!
Ein Leben voller Dank bezahlet nicht das Glücke,
Von dir geliebt zu seyn, nicht eine Wohlthat dir.
Doch ich war ganz belohnt. Nur einer deiner Blicke
Vergalt mein Herz voll Liebe mir.

Ach! Es vermißt dich noch, und wallt nach deinem Herzen.
Nie, Vater, nenn ich dich, daß die Gewalt der Schmerzen

Die Stimme nicht erstickt, die deine Lieb erhebt;
Daß sich ins halbe Wort nicht bange Seufzer mengen,
Und die Empfindungen hinauf ins Auge drängen,
Und mein zerktirrschter Geist erbebt.
Ach! Dränge bis zu dir der Jammer meiner Seele.
Du würdest noch gerührt. Dein Mitleid war ja mein.
Mitleidig zitterte vielleicht in seiner Höhle
Noch itzt dein schlummerndes Gebein.

Von langen Kämpfen matt, von stetem Schmerz
zerrissen,
Wandl ich mit bebenden kraftlosen schwanken Füssen
Auf deinem Grabe noch, das meine Wehmuth nährt.
Mein volles Herz will hier sich in der Nächte Stille
Der Last entledigen, und seufzt, daß seine Fülle
Ihm selbst der Klagen Trost verwehrt.
Da es, vom Leide wund, in Thränen sich verblutet:
So stürzet auf mein Haupt ein neuer Schlag daher.
Er donnert mich schon hin, eh ich ihn noch vermuthet.
Ich sink, und fühle mich nicht mehr.

Auch du, mein Bruder, stirbst? Nun mag das Unglück
toben!
Sein Arm sey über mir stets feindlich aufgehoben!
Ich achte nun sein Drohn, und seine Schläge nicht.
Auch du, mein Bruder stirbst? Ich kann euch mir nicht
wehren.
Ihr überwältigt mich. Strömt hin, gerechte Zähren,
Und überschwemmet mein Gesicht!

Starr,

Starr, geistlos tauml ich hin, und zögernd steht das Leben
In allen Adern still. Ein Ach steigt schwer herauf.
Mein Herz, dem Ungestüm der Leiden übergeben,
Quillt von verschloßnen Seufzern auf.

Ach! Mich erfreute schon der Aufgang deines Glückes,
Du fandest da, wo dich die Güte des Geschickes
Fern von mir hinverpflanzt, ein Vaterland für dich.
Du singst. Ein König hört, der uns noch dann entzückte,
Wenn sein gesalbtes Haupt auch keine Krone schmückte,
Denn seine Seel ist königlich.
Welch Glück, wenn dein August dich hört, und deine Lieder
Als Kenner nicht verwarf, als König sie vergalt!
Die Welt hofft mehr. Dein Tod reißt ihre Hoffnung nieder,
Und raubt dich deinem Ruhm zu bald.

Die Dichtkunst seufzt, daß ihr ihr Sohn so früh entfliehet;
Denn du verwelkst, da du erst völlig aufgeblühet.
Dein ganzes Leben war ein kurzer Frühlingstag.
Der Schauplatz liegt verwäyst, da du dein Auge schliessest,
Den du, sein Schöpfer, erst bey uns der Nacht entrissest,
In der er ungeformet lag.
Wenn du, der du das Herz, und seine Klüfte kanntest!
Heldinnen bildetest, wo Trotz den Muth nicht bricht;
Und Schmerzen, die du schufst, in unsre Seelen sandest:
Wer war so hart, und weinte nicht?

 Wenn

Wenn du für Freud und Ruh des Menschen Herz
begehrtest,
Und die Geselligkeit, der Menschheit Ruhm, es lehrtest:
So hört es dich, ward froh, pries deine Kunst, und dich.
Du stirbst schon? Ich verstumm, und mein Gedanke
stocket,
Und alle, welchen du einst Thränen abgelocket,
Betäubt der jähe Schlag, wie mich.
Schlagt, Schwestern, eure Brust! Weint, ihr bestürz-
ten Brüder!
Weint frey, denn euer Leid ist kein gemeines Leid!
Mit euch beweinen ihn die Kenner seiner Lieder,
Und loben eure Menschlichkeit.

Ach! hält die Gattinn dich durch Klagen trüber Blicke
Und durch ihr girrend Ach nicht auf der Flucht zurücke?
Die Seufzer bahnen schon sich einen freyen Lauf.
Der Tod, vor dessen Hauch die Lippen sich entfärben,
Braust über dir schon hin, und deine Blicke sterben.
Ihr Auge weint zu GOtt hinauf.
Und deine kalte Hand streckt sich, sie aufzurichten,
Halbstarr nach ihrer hin, die sie zum Abschied drückt.
Du stirbst; sie sinkt auf dich, und alle Freuden flüchten,
Durch die du iemals sie entzückt.

Du, seiner Liebe Pfand! Du Säugling! Ist dem
Leiden
Dein Leben ganz bestimmt? Ach wie so kurze Freuden
Erweckte der Bericht, daß du gebohren seyst!
Dein Vater hat noch kaum dich seegnend angeblicket;
Kaum hat er einmal dich an seine Brust gedrücket;
Da dir dein Unglück ihn entreißt.

Was fühlest du, wenn itzt die Mutter dich umfangen
An ihrem Herzen hält, dich voller Mitleid küßt,
Wehmüthig auf dich blickt, und deine zarten Wangen
Mit Thränenströmen übergießt!

Doch schon verwäyst, da dich die Mutter kaum
gebohren;
Unglücklicher, daß du nicht fühlst, was du verlohren;
Weißt du es itzt noch nicht, daß dir dein Vater fehlt.
Nie soll dein junger Mund an seinem Halse lachen!
Nie soll die Freud in dir an seinem Mund erwachen,
Mit der ein Vaterkuß beseelt!
Ach! Uebe früh den Mund zu thränenreichen Klagen,
Und stammle deinen Schmerz, sobald sein Band sich löst.
Das Lob der Welt wird dir des Unglücks Größe sagen,
Das deines Führers dich entblößt.

Wie zärtlich er geliebt, das will ich einst dich lehren.
Euch, Stunden, ehr ich noch, und werd euch ewig ehren,
Wo ich in seinem Arm sein ganzes Herz empfand!
Sein edles Herz bog sich nach andrer Gram und Freude.
Ich, ich sah oft, wie ihm, bey unsers Vaters Leide,
Des Mitleids Thrän im Auge stand.
Es öffnete sich schon das Grab, mich zu begehren;
Nur seine Sorgfalt rief ins Leben mich zurück.
Ward ich vom Tod verschont, noch seinen Fall zu hören?
O mir zu schreckliches Geschick!

Gedanke, schwer von Leid, der du dem engen Herzen
Oft zu gewaltig wirst, so daß es seine Schmerzen,

Sich selbst zur Last, auch nicht durch Klagen lindern mag!
Du schleuderst oftmals mich, im abgelegnen Hayne,
Durch finstre Sträucher hin. Ich sink ins Gras, und weine.
Mein scheues Auge haßt den Tag.
Ihr düstern Fichten rauscht! Ich will mein Leid euch spielen!
Mein seufzender Gesang sey schwermuthsvoll, wie ihr!
Ach meine Seel erliegt, und mich verdreußt, zu fühlen,
Und vor den Freuden ekelt mir!

Ach Gott, beglückst du mich, mich tiefer zu verwunden?
Ach hab ich deinen Zorn nicht schon genug empfunden? = =
Verwegne Klagen, schweigt! Was rechtet ihr mit ihm?
Wie labyrinthisch sind, Allweiser, deine Wege!
Du schlägst zu hart. Vergieb! Die Schwere deiner Schläge
Riß meinen Geist zum Ungestüm.
Ich will ihn bändigen. Gelassen will ich klagen;
Du strafst kein stilles Leid. Das Herz darf menschlich seyn.
Du, meines Schicksals Herr! Ich will mein Unglück tragen;
Du legst es auf, und ich bin dein.



Ode
an Herrn Kl**ck.

Wie in einsamer Nacht eine verlaßne Braut,
Der des Vaterlands Noth ihren geliebtesten,
Ihren zärtlichen Jüngling
Aus dem schmachtenden Arme riß,

Hin, wo Opfer des Schwerdts wartende Gräber schon
Schaarenweise gefüllt; wie die Verlaßne da
Lange traurige Stunden,
Tief vom Schmerze gebeugt, verweint.

Der Entzückungen Bild, die sie an seiner Brust
Sonst mit Wollust berauscht, fühlt nun ihr Herz nicht mehr,
Und, zu Thränen gewöhnet,
Kennt ihr Auge den Schlummer nicht.

Oft, im Schatten verwirrt, sieht sie des Jünglings Haupt
Ganz mit Blute bedeckt, hört wie er nach ihr ruft,
Sie bey Namen noch dreymal
Röchelnd nennet, und niedersinkt.

O! Da stürzt sie aus Angst zu ihm, und weinet laut,
Bis der dämmernde Tag halb schon die Nacht verscheucht,
Und ihr kraftloses Auge
Sich zu schrecklichern Träumen schließt:

Freund, so klagt ich um dich, als dich mein Herz verlohr!
Lange zweifelt ich noch, ob es sich nicht betrog,
Doch du wagtest es grausam,
Weinend küßtest du mich, und flohst.

Voll Verzweiflung und wild folgte mein Blick dir nach,
Bis das ferne Gewölk hinter dir niederfloß.
O! Da stand ich, und bebte,
Stumm und fühllos, gleich Sterbenden.

Im Getümmel des Kampfs, der mir das Herz zerriß,
Sank ich matt und betäubt und wie im Taumel hin.
Schmerz! Du währst noch, in lange
Finstre Traurigkeit aufgelöst!

Dort im schattichten Hayn, wo die Zufriedenheit
Uns sonst lächelnd empfieng, hab ich dich oft gesucht.
Doch die Spuren im Grase,
Wo wir schlummerten, fand ich nur.

Dort am Bach, der vor uns süß, wie ein tejisch Lied,
Im harmonischen Ton lispelnd, vorüber schlich,
Girrt ich oftmals, und klagte,
Und er murmelte trauriger.

Jene Buchen, die oft, wenn du ein Lied begannst,
Ihr ehrwürdiges Haupt zu dir herabgeneigt,
Fragt ich; wenn ich sie fragte
Seufzt in ihnen die Dryas laut.

Wenn der Abendstern kam, wenn sich die Rose nun,
Vom liebkosenden West nicht mehr geschmeichelt, schloß:
Da entrann ich dem Hayne,
Und schlich einsam die Fluren durch.

Nicht voll Freude wie erst, nicht wie ich sonst umringt
Vom sanfttönenden Laut lesbischer Lieder kam,
Dem mit goldgelben Haaren
Patareischen * Phoebus gleich;

Damals floß noch mein Lied voll von Beredsamkeit,
Die der Mädchen Herz rührt. Oft hat Cythere selbst
Die vom Hayne herabstieg,
Mit den Gratien mich behorcht.

Voll

* Delius & Patareus Apollo. Horaz.

Voll jungfräulicher Schaam, die auf den Wangen saß,
Wie mein Mädchen voll Reiz, tanzten sie rings um mich;
Da entwölkte der Mond sich
Und hieng aufmerksam über uns.

Nein, die Stunden sind hin, itzt haucht der Abend mir
Keine Freude mehr ein, seit mir von seinem Reiz,
Der mich vormals entzückte,
Nur die Einsamkeit übrig blieb.

Freund, wie flüchtig und schnell schlüpfte die güldne Zeit
Meiner Jugend vorbey? Da, als ich dich besaß,
Und mit Rosen umkränzet
Deinen Armen entgegen kam!

Stunden, eilet zurück! Laßt mich ihn wiedersehn!
O! Dann soll ihn mein Arm fassen, und rings um mich
Soll ein ewiger Frühling
Auf den frölichen Fluren blühn!



* *

Das Vorrecht der Dichter.

Phyllis, du wirst mich verlieren,
Wenn mein Herz vom Zwange matt,
Und mein Mund, erschöpft von Schwüren,
Keinen Kuß zur Nahrung hat;
Wenn ich länger seufzend klagen,
Und die Augen ehrfurchtsvoll,
Wie vor Müttern, niederschlagen,
Und dich nie umarmen soll.

Zum Beweise meiner Triebe
Prüfe meinen Ungestüm,
Und daß ich dich zärtlich liebe,
Traue meinem Kuß und ihm.
Soll ich deiner Liebe glauben,
Küsse mich, so glaub ich dir.
Laß mich halbe Küsse rauben,
Volle Mäulchen gieb du mir.

Zwar, wenn ich kein Dichter wäre,
Seufzt ich, wie ein Celadon;
Doch, wie du, hat ja Neäre
Nie Tibullens Kuß geflohn.
Dichter durften so nicht schmachten;
Mädchen wohl so schön, wie du,
Mädchen, die sie ewig machten,
Küßten sie die Liebe zu.

 Um

Um des Mädchens Nacken hängen,
Das von dem Gefühl betäubt,
Und voll Furcht und voll Verlangen
Halb schon nachgiebt, halb sich sträubt;
In Entzückungen zerfließen,
Die das Herz kaum fassen kann,
Das wars, was sie Liebe hießen,
Und ihr Stern war schuld daran.

Mädchen krönten sie mit Rosen,
Die sie ihrer Brust entwandt.
Jede Kunst, sich liebzukosen,
Die ihr dichtrisch Herz erfand;
Jedes Lied belohnten Küsse;
Jeden Kuß ein zweyter Kuß.
Siehst du, daß ich richtig schließe,
Und mein Recht gebrauchen muß?



Die Nachahmung.

Ahmt, sprach des Alterthums Verehrer,
Cäcil, mein ehrlich alter Lehrer,
Roms und der Griechen Dichter nach.
Er hatte Recht, der Zeit von Eisen
Den Glanz der güldnen anzupreisen;
Wie weise war nicht, was er sprach!

Sein Grab noch dankbar auszuschmücken,
Soll itzt mein Mädchen Rosen pflücken;
Die will ich seiner Asche weihn.
Ich folgte treulich seinem Rathen,
Und thu itzt, was die Alten thaten,
Sich ihres Lebens zu erfreun.

Ihr Dichter, lehrtet meine Jugend
Die schönsten Pflichten eurer Tugend
Empfindung, Liebe, Scherz und Lust.
Wenn ich, von sanften Küssen trunken,
An meiner Phyllis Brust gesunken,
Seegn ich euch noch an ihrer Brust.

Wenn, keine Wollust zu versäumen,
Vom Rheinwein volle Becher schäumen,
Besingen wir euch bey dem Schmaus,
Und trinken dankbar euch zur Ehre
Den Wein, der euch zu stark itzt wäre,
Auf eurer Schatten Wohlseyn aus.

Entfernt von ungestümen Sorgen,
Durchscherz ich meiner Jugend Morgen,
Und kenne keiner Sehnsucht Schmerz.
Der Thoren Glück nicht zu beneiden,
Schenkt mir mein Schicksal heitre Freuden,
Und meiner Phyllis zärtlich Herz.

Die Unschuld leitet unsre Triebe.
Sie fühlt die süße Macht der Liebe,
Und lehrt sie mich durch jeden Blick.
Geliebt zu seyn, und es zu wissen,
Sich zu umarmen, sich zu küssen,
Ach! kennt ihr wohl ein größer Glück?

Homer sang mit verbuhltem Feuer
Der Griechschen Mädchen Abentheuer,
Doch dieses merkt kein Scholiast;
Ihr Lob hat er und seine Siege,
Daß er den Müttern sie verschwiege,
In dunkle Fabeln eingefaßt.

Er sang; wie Zevs, von Lieb erfüllet,
Mit Junon sich in Wolken hüllet,
Als käm es so von ungefehr;
Und wie betrogen er erwachte.
Sein Mädchen sah ihn an, und lachte,
Und winkt, und sie verstand Homer.

Mein Mädchen in den Busch zu laden,
Sing ich in ganzen Iliaden
Von ihrem Haar, und ihrem Blick.
Mir freundlich wieder liebzukosen,
Wirft sie mich mit geküßten Rosen,
Und flieht, und sieht nach mir zurück.

Anacreon, der weise Zecher,
Lacht, wenn der leckre Wein im Becher
Ihm durch Lyäens Machtwort quillt.
Des Zechers Weisheit war Vergnügen.
Ihm hat sein Gott zu langen Zügen
Mit edlem Wein die Hand gefüllt.

Er trinkt, und bringts dem Mädchen wieder,
Und stammlet jugendliche Lieder,
Und tanzt mit trunknem Ungestüm.
Sie zanket ernstlich, wie sie glaubet,
Um ihren Ring, den er ihr raubet,
Und doch verschwindet sie mit ihm.

Beym Scherz, bey sanften Schmeicheleyen
Entriß am zwanzigsten des Mayen
Sich Phyllis schnell von meiner Brust.
Den kleinen Eigensinn zu brechen,
Gieng ich, beym Weine mich zu rächen,
Und halb ersetzt er den Verlust.

Ich sang von meines Weinstocks Seegen.
Mein jauchzend Herz wallt ihm entgegen,
Und reizte meiner Phyllis Zorn.
Berauscht lernt ich mich erst recht schätzen,
Und zu der Freude Göttern setzen,
Zum Chaulieu und Hagedorn.

Mein Mädchen wieder aufzusuchen,
Gieng ich, bis unter düstern Buchen
Ich sie im Hayne schlummernd fand.
Noch war der Zorn ihr nicht vergangen;
Noch sah ich ihn auf ihren Wangen;
Ich küßte sie und er verschwand.



* *

Mein Thun und Wandel.

Lern als Doctor in Gerichten,
Sprach mein Oheim, Händel schlichten,
Statt von Lieb und Wein zu dichten,
Vetter, sonst enterb ich dich.
Vetter, nimm es wohl zu Ohren,
Lieb und Wein sind nur für Thoren,
Du bist nicht für sie gebohren,
Du mußt Doctor seyn, wie ich.

Gut, ich thats. Doch Phyllis Blicke
Riefen mich sogleich zurücke,
Und ich bin zu meinem Glücke
Noch vom Doctor weit entfernt:
Aber mir die Zeit vertreiben,
Manchmal auch ein Trinklied schreiben,
Und der Mädchen Liebling bleiben,
Oheim, das hab ich gelernt.

Busen, die voll Sehnsucht wallen,
Seufzer, die gebrochen lallen,
Worte, die nur halb erschallen,
Merk ich und versteh sie.
Aber unsrer Vorwelt Schätze,
Alte römische Gesetze,
Manches Bartolus Geschwätze
Merk ich nicht, versteh ich nie.

Augen, die nicht geistreich klagen,
Und den Minen, die nichts sagen,
Bin ich kalt, gleich Wintertagen,
Gleich Satyren, reich an Spott:
Aber wenn die Mädchen fühlen,
Schmeichl ich, wie die West im Kühlen,
Die um ihren Busen spielen,
Scherz ich, wie ein Liebesgott.

Fürsten werd ich nie beneiden,
Noch um ihre wilden Freuden
Mich aus Lottchens Armen scheiden;
Denn da herrsch ich Fürsten gleich.
Und die Lust, die wir empfinden,
Unsre Seelen zu ergründen,
Und uns da geliebt zu finden,
Tausch ich um kein Königreich.

Meere mögen Schätze senden,
Die mit nimmer satten Händen
Geizige dem Ost entwenden.
Ich bin froh, so arm ich bin.
Jenen Bach, wo die Najaden
Mich und Phyllis, uns zu baden
Oft mit Gaukeln eingeladen,
Geb ich um kein Weltmeer hin.

Phyllis lacht und stellt sich spröde,
Wenn ich vor der Mutter blöde
Nur durch Blick und Minen rede;
Darf ich ganz verständlich seyn?
Doch die Mutter wacht oft lange.
Ich erzähl, erzürnt vom Zwange,
Geistermärchen; ihr wird bange,
Und sie läßt uns gern allein.

Spröder Mädchen Herz zu rühren,
Zu besitzen, zu verlieren,
Und ein schönres auszuspüren,
Sind acht Tage lang genung.
Mädchen schlüpf ich aus den Händen,
Die der Jahre Lenz verschwenden,
Eh sie den Roman vollenden;
Denn ich bin nur einmal jung.



Die ersten Mädchen.

Phyllis, den Gebrauch der Jugend
Lehret uns die güldne Zeit,
Freude nur war ihre Tugend,
Ihre Weisheit Zärtlichkeit.
Seufze nicht bey ihrem Glücke,
Sprich nicht: es verschwand zu früh;
Komm in meinen Arm zurücke,
Komm und laß uns seyn, wie sie.

Junge frische Mädchen küssen,
Zärtlich scherzend sich erfreun;
Hieß der Jahre Lenz genießen,
Hieß den Göttern ähnlich seyn.
Phyllis, siehst du jene Lauben?
Komm, mein Kind! Hier wollen wir
Ihnen noch den Vorzug rauben!
Hier werd ich ein Zevs mit dir!

Als noch keine Mädchen waren,
Ach! da war noch böse Zeit,
Da hat unser Herz erfahren,
Daß ihr sein Beruf nur seyd.
Endlich ließ sich Zevs bewegen,
Und schuf euch, und als er schuf,
Flogt ihr uns auch schon entgegen,
Voll vom ähnlichen Beruf.

Zevs stand da und triumphirte
Beym Geschöpfe seiner Hand,
Das der Reiz der Neuheit zierte,
Die mit Schönheit sich verband.
Voll von süßer Schöpferfreude
Uebersah ers; doch sein Blick
Kam von dieser Augenweide
Mehr als väterlich zurück.

Euer Blick, der furchtsam lauschte,
Mädchen, euer junger Fuß,
Der durch Blumen flüchtig rauschte,
Und der Mund, reif für den Kuß,
Eure Grübchen in den Wangen,
Und die stolze volle Brust,
Alles gab ihm ein Verlangen
Nach noch ungefühlter Lust.

Bey dem Reize, der nicht blendet,
Schien der Göttinnen Gestalt,
Die den größten Putz verschwendet,
Ihm ganz abgeschmackt und alt.
Amor kam indeß geflogen,
Und, als er die Mädchen sah,
Spannt er boshaft seinen Bogen;
Schnell stund Zevs getroffen da.

O, wie haßt er nun den Namen,
Den sein Schöpferrecht ihm gab!
Einem Jüngling nachzuahmen,
Legt er seine Gottheit ab.
Sein Geschöpfe liebzukosen,
Tanzt er durch die Fluren hin,
Scherzt und krönte sich mit Rosen,
Und die Mädchen liebten ihn.

Wächter zu betriegen wissen,
Schlau dem Schäfer widerstehn,
Drauf ihm mit verbuhlten Küssen
Künstlich den Genuß erhöhn:
Alles dieß hat sein Exempel,
Phyllis, damals euch gelehrt.
Sprich war Jupiter der Tempel
Je wohl mehr, als damals, wehrt?

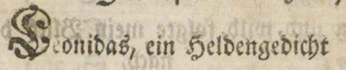




Verzeichniß

der in diesen sechs Stücken enthaltenen Schriften.

Im ersten und zweyten Stücke.



Im dritten Stücke.

Das

Im vierten Stücke.

Im fünften Stücke.

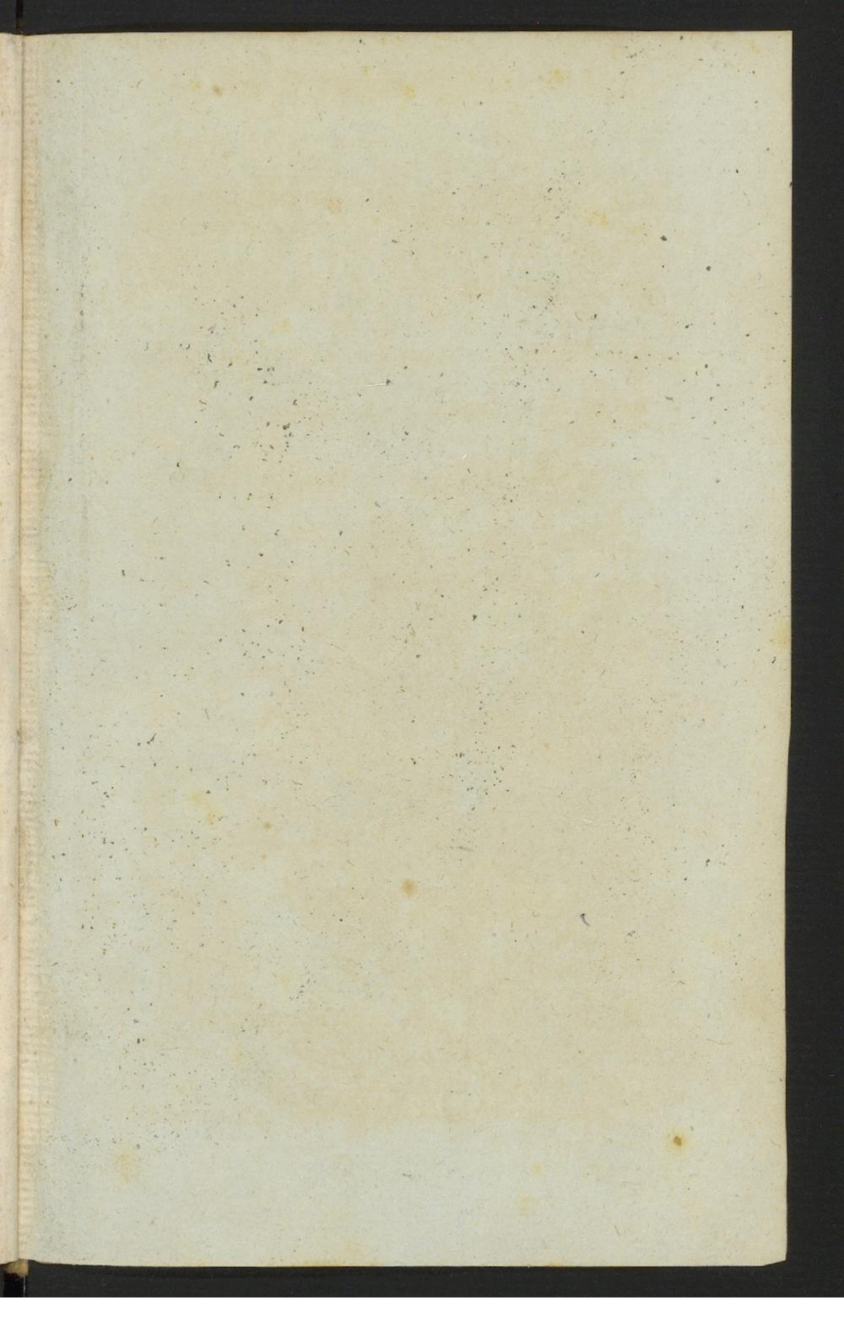
Im sechsten Stücke.

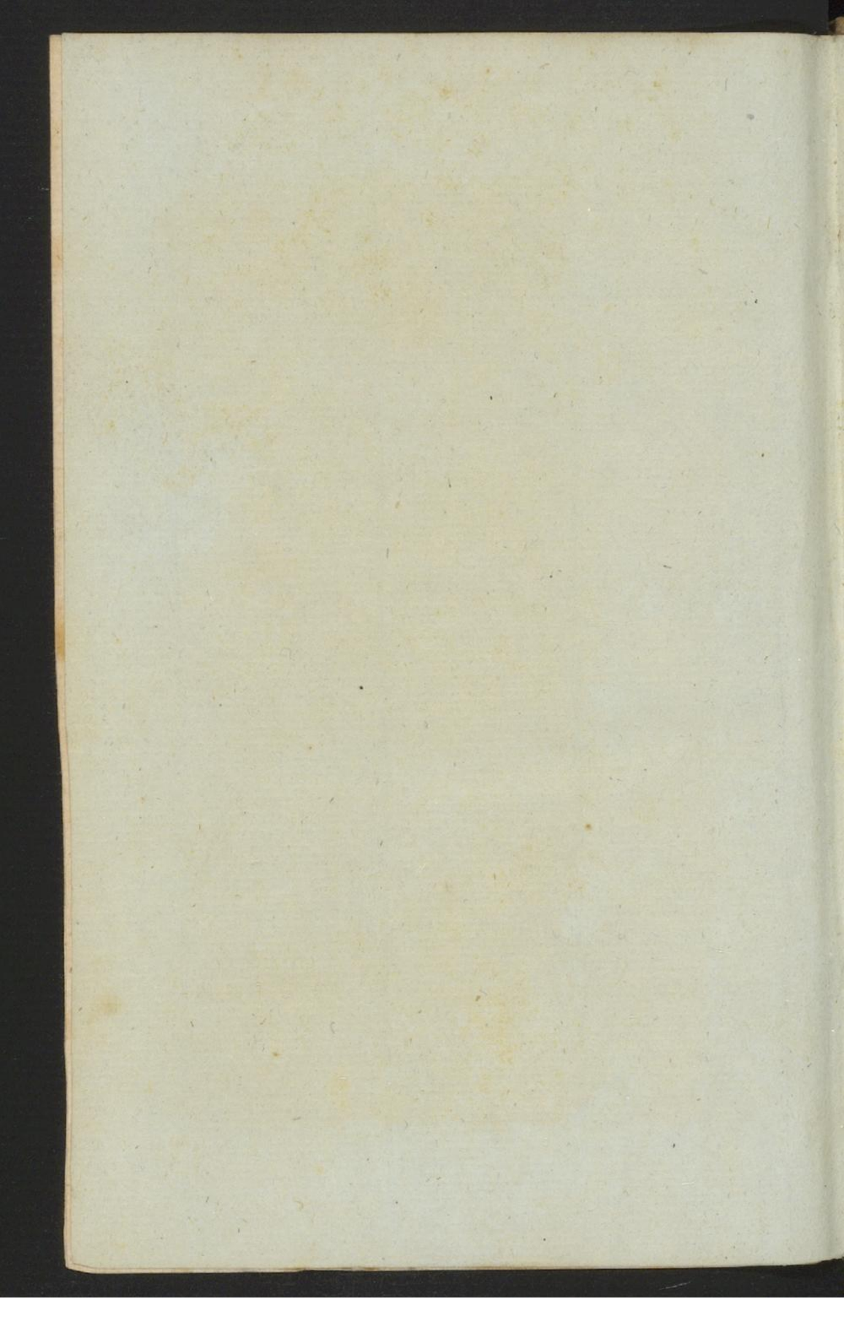
Can-

Druckfehler.

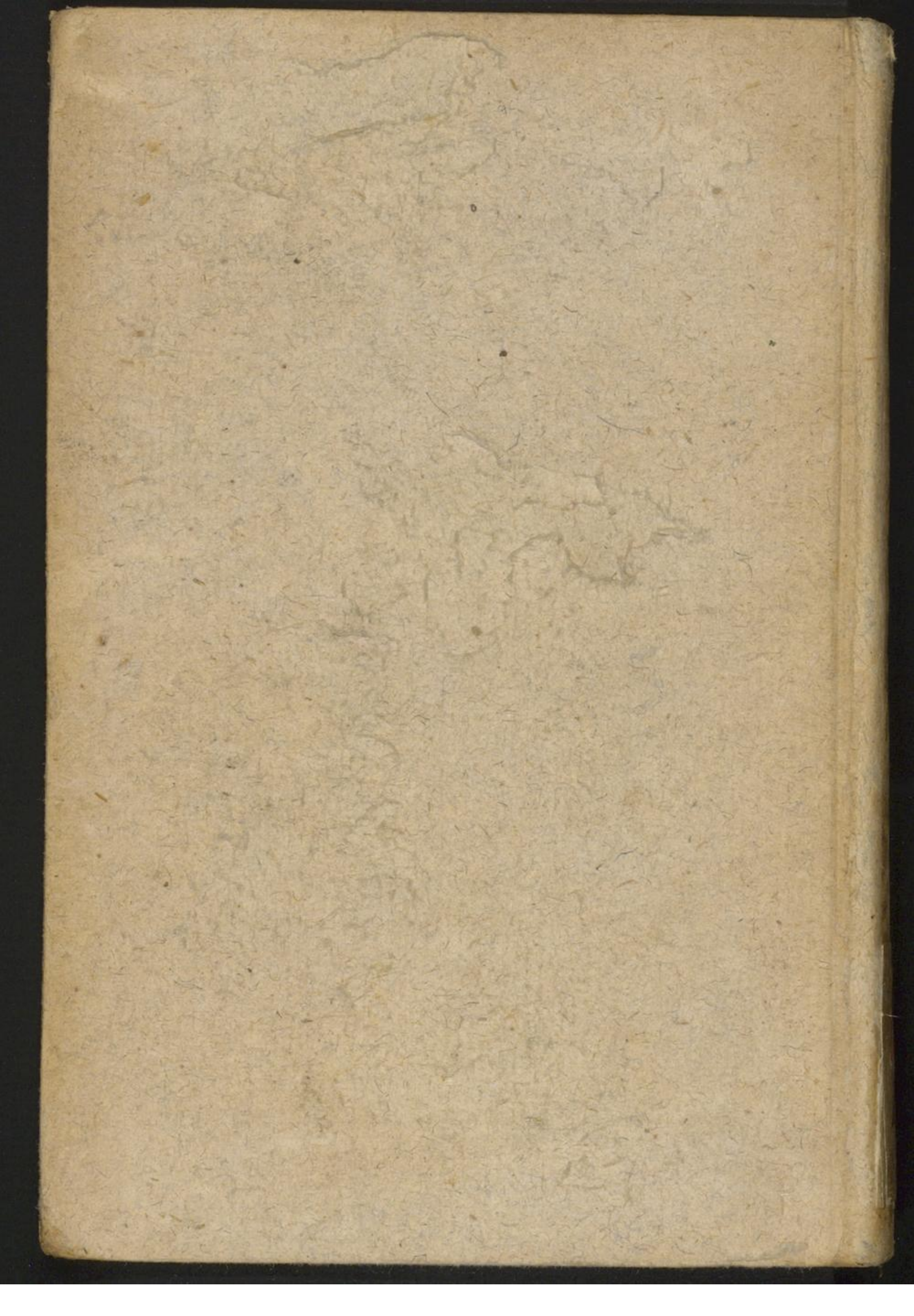
A. d. 379. S. d. 4. Z. lies keinen für: Kein.
a. d. 408. S. d. 6. Z. l. nur Trunkne für: nun trunken.
a. d. 410. S. d. 21. Z. l. wilder für: milder.



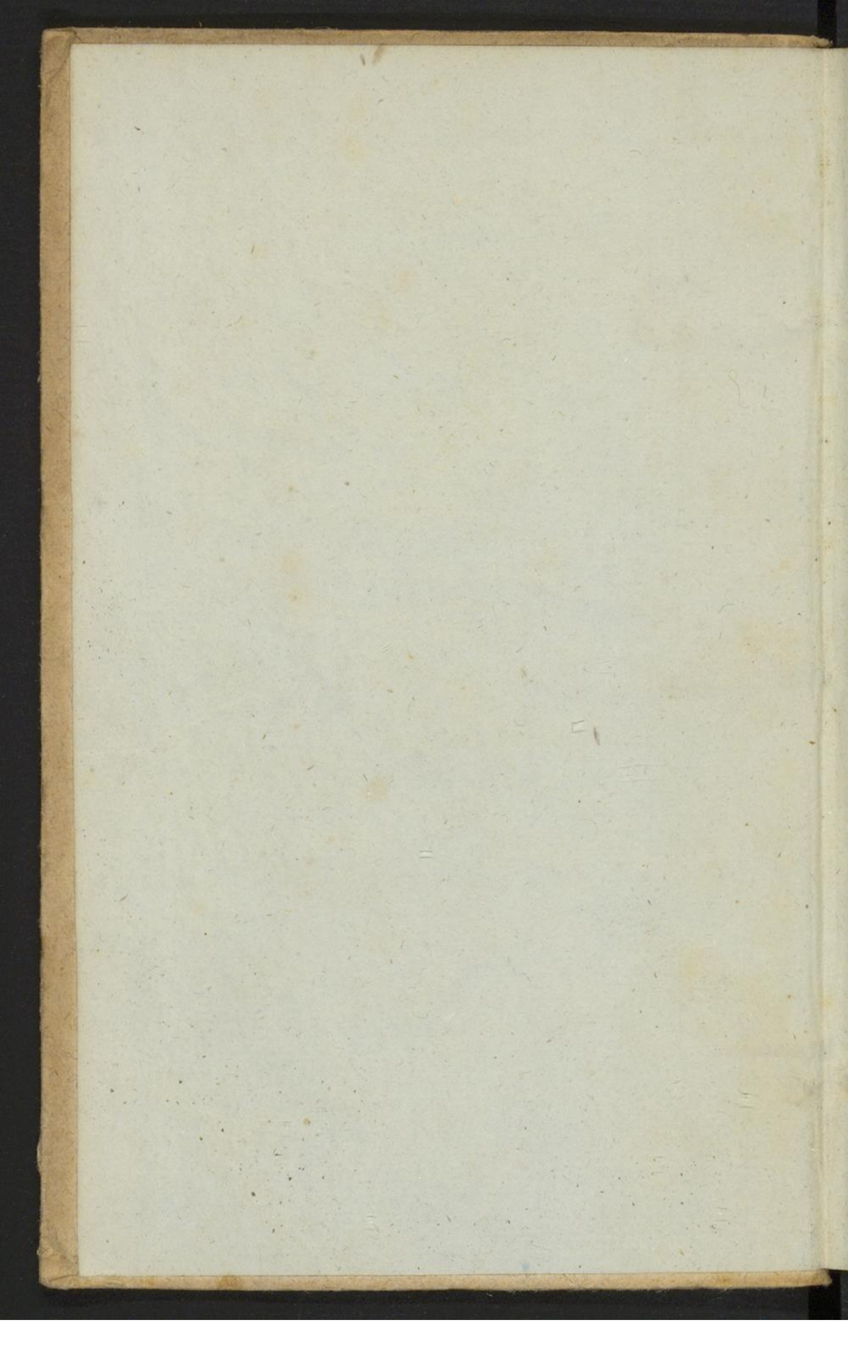


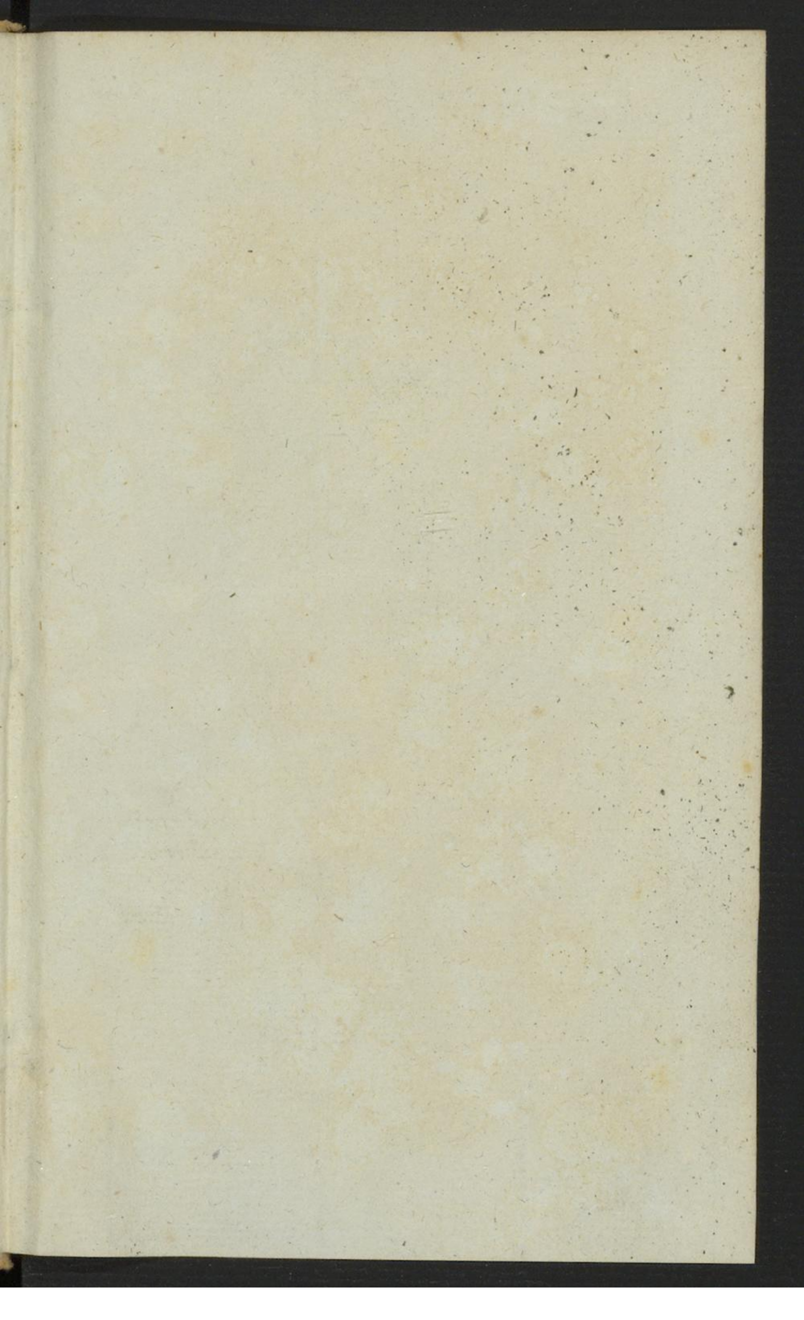


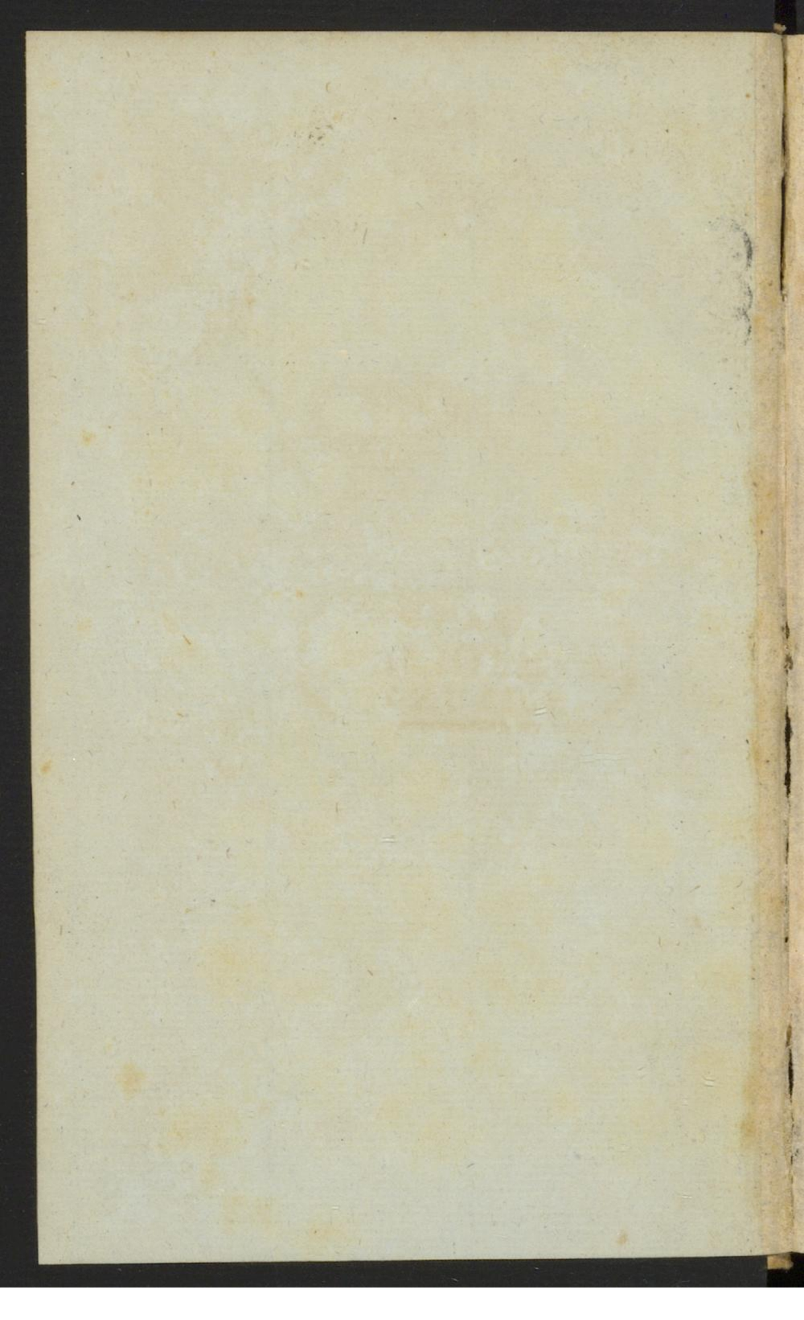





STADT-BIBLIOTHEK
ZÜRICH.







Sammlung
Vermischter
Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Zweyten Bandes I. Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1750.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode an Lucinden.

Vortreflichste deines Geschlechts, in deren göttliche Seele
Der Schöpfer alle die Tugend gehaucht,
Durch die oft ein irrdischer Geist, zum Thron der Gottheit gerissen
Sich unter heilige Seraphim drängt.

Die Seraphim lieben ihn schon, und die Unsterblichen Gottes
Erziehn ihn um sich zur Ewigkeit auf:
Und lehren auf Erden ihn schon ein Lied zum Lobe der Allmacht
Und in die güldenen Harfen ein Lied.

Ach daß noch, Lucinde, mich nicht die hohe Sängerinn lehret,
Die G = = C = = und K = = gelehrt!
Sie, welche hoch über mir stehn, sie würden dich edler besingen,
Und deine würdigern Herolde seyn.

Doch wie? Soll noch länger mein Herz die stillen Lieder ersticken,
Die deine Tugenden in ihm erzeugt?
So schallte mein kühner Gesang von deinem Werthe begeistert,
Nicht in die hellere künftige Welt?

So hätte dein Auge noch nicht, wenn es bezwingender lächelt
Als von dem Himmel ein lichtes Gewölk
In mein sonst gleichgültiges Herz die heilge Flamme gegossen,
Die zu unsterblichen Trieben mich zwingt;

So hätte mir deine Hand nie den Gram vom Auge getrocknet
Der sich in blutigen Thränen ergoß,
Der Stirne die Jugend entzog und den gewaltigsten Schmerzen
Zum Opfer aller Verzweiflung mich gab;

So hätt ich nicht Thränen gesehn, durch die die mächtige Liebe
Dein blaues siegendes Auge getrübt;
So hätt ich nicht Seufzer gehört, und unnachsprechliche Worte,
Die eine Seele der andern nur sagt.

Du Tag, da ihr sanftes Gesicht, wie die Frühlings-
sonne, mir aufgieng!
Sey du mir ewig ein festlicher Tag!
Da sagte mein klopfendes Herz, und sagt es voller Be-
wegung:
Das ist Sie! Und ich empfand es, Sie wars.

So lächelt an Even vordem ein heitres Auge voll
Unschuld,
Und fröhlich hüpfte die junge Natur:
Wie ihr triumphirender Blick, der aus unschuldigen
Augen,
Tief in die öffnende Seele mir drang.

Die Seele verlohr sich in sie, und ward erhabner
gebildet,
Und schloß sich süssen Entzückungen auf:
So wie durch den mächtigen Stral die junge Rose
sich öffnet
Und froh des Morgenthaus Seegen empfängt.

Mein weichergebildetes Herz empfand nun höhere
Freuden,
Als die, so flatternd die Jugend durchflog.
O wie paradiesisch ward mir das Thal ehrwürdiger
Eichen,
Das dich zu mir, o Lucinde, geführt!

Da sah ich den Himmel zuerst von Lenz und Freude vergüldet;
Da erst verstand ich der Büsche Geräusch;
Da gieng der holdselige West zuerst gefühlt mir vorüber;
Und fühlend hört ich der Nachtigall Lied.

Wie hab ich nicht damals entzückt den selgen Himmel geseegnet,
Der über schimmernden Gegenden hieng,
Und glückliche Thäler umfloß, wo Blumen, die du mir pflücktest,
Der Tugend einsame Thräne benetzt!

O könnt ich, Lucinde, dir doch der Stunden eine belohnen,
Die in unmäßigen Freuden entflohn!
Nur eine der Zärtlichkeit Macht entfallne redende Thräne!
Nur einen mir unvergeßlichen Blick!

Zwar danket dir, Vorsicht, mein Herz für die mir kostbaren Stunden,
Die Lieb und Freundschaft mit Freude gekränzt,
Ach wenige Stunden sinds nur! Der melancholischen Tage,
Und der durchweinten Nächte so viel!

Doch

Doch wollt ich mit ruhigem Blick den halbverblühe-
ten Frühling
Gleich schwarzen Wintern dahin stürmen sehn;
Wenn nicht in dem mächtigsten Leid der letzte Trost
der Verlaßnen,
Die Hoffnung selbst meinen Armen entflöh.

Willst du auch, o Hoffnung, mich fliehen? Soll ich
noch trostloser weinen,
Als G = = Sch= = und G = = geweint,
Die ihr unerbittliches Loos den besten Freunden ent-
rissen,
In bange Wüsteneyen verstieß?

In trostloser Hoffnung, wein ich, als ein unglückli-
cher Jüngling,
Der sich, zum Treffen und Tode bereit,
Noch einmal mit sehnlichem Blick der Himmelsgegend
zuwendet,
In welcher seine Geliebte verzagt.

O kehre doch wieder zurück in die verödete
Seele,
Die deine schmeichelnde Macht nur erhält!
Entdecke mir, Hoffnung, den Trost auch in der fer-
nesten Aussicht,
Lucinden einmal nur wieder zu sehn.

Schreiben an eine englische Dame

die vor kurzen

an einen Marquis in Frankreich vermählet worden.

Vorbericht.

Wir hoffen unsre Leser uns verbindlich zu machen, wenn wir ihnen die Uebersetzung eines Briefes liefern, welcher unter uns so bekannt noch nicht ist, als er es zu seyn verdient.

Er schildert uns den Charakter des Lächerlichen, welches noch in dem letztern Augustmonate in Paris unter Leuten vom Stande Mode war.

Wir haben mit der Uebersetzung geeilt, weil wir nicht ohne Grund befürchten mußten, daß diese Moden vielleicht im Jenner künftigen Jahres altvätrisch seyn möchten. Die Franzosen sind viel zu erfindsam, als daß sie eine Thorheit länger als einen Monat beybehalten sollten; sie erfinden eine neue, und wir Deutsche sind von so gutem Geschmacke, daß wir die alten und die neuen Thorheiten zugleich nachahmen, und uns eigen machen.

Man glaubte es sey nicht möglich diesen Brief in die deutsche Sprache zu übersetzen, ohne die größten Schönheiten zu verlieren. Man hat es gewagt, und in der That mehr Schwürigkeiten dabey gefunden, als man anfangs vermuthet.

Die große Welt in Paris redet itzt eine ganz andere Sprache, als sie zu den Zeiten Ludewigs geredet. Ein Ausländer hat Mühe, sie zu verstehen. Es wäre wohl zu wünschen, daß jemand die Arbeit über sich nehmen, und uns den Richelet aus denen Büchern vermehren, und brauchbar machen wollte, mit denen sich itzo der französische Witz so rühmlich beschäfftigt. Wie fruchtbar ist dieses Volk nicht gegenwärtig an allen möglichen Hexenmärchen, und persianischen Erzählungen? Können wir Deutsche wohl an den Zuzu, Angola, Ecumoire, bijoux indiscrets, und tausend solche Werckgen gedenken, ohne eifersüchtig zu werden? Aber, was hilfts! Einmal sind wir nur Deutsche! Denken können wir nicht; genug daß wir noch können übersetzen, und nachahmen.

Es finden sich in diesem Briefe so viele Gebräuche, ganz neue Worte, und Moden, welche man im Deutschen schwerlich ausdrücken kann. Jede Sprache hat ihre Schönheiten, welche sich nicht übersetzen lassen. Wir haben uns hierbey geholfen, so gut als es hat möglich seyn wollen. Anfänglich hatten wir in Willens selbigen mit Noten heraus zu geben. Und da der Uebersetzer ein sehr belesener Mann ist, so hätte es leicht geschehen können, daß ein Folioband draus geworden wäre. Der Verleger wünschte es, weil

er glaubte, man werde es desto eher für ein deutsches Original halten, da ein gelehrter Deutscher nicht leicht eher aufhört zu schreiben, als bis er zehn Alphabet voll allegirt hat. Wir haben uns aber anders entschlossen, und sind so ehrgeizig, verschiedenen der neuesten französischen Schriftsteller nachzuahmen, welche kurz schreiben und wenig denken.

Wir können uns nicht helfen, wenn nicht alle Leser unsere Uebersetzung verstehen. Diejenigen welche nicht wissen, daß in Paris Cometen ein Spiel, und zugleich eine Frauenzimmertracht sind, welche noch nicht gehört haben, daß Rhinoceros ein Kopfputz ist, der drey Tage nach den Cometen entstanden, die werden sich noch vier Wochen gedulden müssen. Es giebt Patrioten, welche Anstalt gemacht haben, sie zu verschreiben, und die Tochter meines Wirths hat mir versprochen künftige Lichtmesse en Rhinoceros in der Thomaskirche zu erscheinen. Bis dahin müssen sich meine Leser beruhigen.

Wem unbekannt ist was das Dictionaire neologique sagen will, nach welchem ein Mann von der großen Welt ganz anders reden muß, als ein vernünftiger Mann redet; der mag sich nur im Stillen schämen, wir wissen ihm nicht zu helfen. Der ganze Brief wird ihm griechisch vorkommen; er ist aber auch für ihn eben nicht geschrieben.

Wir wissen nicht, wie wir die Vapeurs deutsch ausdrücken sollen. Es ist eine Frauenzimmerkrankheit, die in Frankreich lange Mode, bey uns

aber

aber unter diesem Namen länger nicht als seit der letzten Sonnenfinsterniß bekannt ist. Der Uebersetzer hatte Dünste gesetzt; aber es ward ausgestrichen. Ein unachtsamer Leser würde es für eine politische Krankheit gehalten haben. Das Hypochonder gefiel einigen, allein wir Mannspersonen sind noch zu stolz, diese Krankheit dem Frauenzimmer zu überlassen. Die meisten Frauenzimmer von Stande sitzen zu wenig am Nährahm, und am Pulte, als daß sie hypochondrisch werden sollten. Diese Krankheit kleidet niemanden besser, als einen Philosophen; und es ist eine Art einer gelehrten Coqvetterie, hypochondrisch zu thun. Ein Freund von uns hat sich die Mühe genommen, verschiedene verheyrathete Männer von Einsicht darüber zu befragen. Er hat ihnen gesagt, Vapeurs wären, nach dem Füretiere, die Dünste, welche aus dem Magen in den Kopf stiegen, eine Frau mürrisch gegen sich selbst, ungeduldig gegen ihren Mann, neidisch gegen andere Weiber, heftig gegen die Bedienten, mit einem Worte unerträglich, und vernünftigen Zuschauern lächerlich machten. Ein jeder von diesen Männern hat die Achseln gezuckt, und ihm versichert, seine Frau habe eben diese gefährliche Krankheit, und gleichwohl hat auch nicht ein einziger gewußt, wie diese Krankheit auf deutsch heiße. Sie mag also Vapeurs heißen, so lange bis unsere kritische Aerzte einen deutschen Namen für sie ausgefunden haben. Vielleicht wird ihnen dieses schwerer, als wenn sie einen griechischen Namen schaffen sollten.

Eben

Eben diese Freyheit haben wir uns bey einigen Moden genommen. Wir nennen Pompons, Aigretten ꝛc. und glauben, man werde uns verstehen. Was Pantins sind, das wissen wir alle; dem Himmel und den weisen Männern sey Dank, welche sich den sauren Weg nicht haben dauern lassen, sie selbst aus Paris zu holen, und ihr Vaterland damit zu bereichern.

Es ist in Paris gewöhnlich, daß bey den heiligen Reden der Modeprediger (ein Wort, das bey uns auch nicht bekannt ist) die Kirchenstände sehr theuer vermiethet werden; dieses bezieht sich auf die Stelle, wo der Engeländerinn der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich für zween Kreuzer erbaue. Wir erinnern dieses denen zum besten, welchen diese Gewohnheit unbekannt ist, und welche glauben könnten; es sey die Rede von einer Comödie.

Leipzig am 13. des Christmonats 1749.



Madame,

Wenn Sie zu Paris gebohren wåren, so würde Sie die Erziehung vor vielen lächerlichen Gewohnheiten bewahren, die Sie aus London mitgebracht haben. Hätten Sie auch nur eine an Sich, so würde man darüber lachen, und andere zu lachen machen, ist gleichwohl eine große Demüthigung. Ich der ich nicht mitlache, unterstehe mich, mit Ihnen davon zu reden. Aber werden Sie nach diesem auch meine Freundinn bleiben. Sie würden noch eine Engelländerinn seyn, wenn sie es blieben, und mein Zweck ist doch, Sie ganz französisch zu machen. Es ist nicht genug, daß Sie durch Ihre Heyrath eine Französinn geworden sind; nein, Sie müssen es auch in Ihrer Lebensart werden. Lernen Sie doch dieß liebenswürdige Volk kennen, daß Sie unter seine Bürger aufnimmt. Es wird Ihnen das Lasterhafte allemal vergeben, aber niemals das Lächerliche. Und dieses sieht man an Ihnen in Ihrem Hause; dieses nehmen Sie mit in die Gesellschaften; Dieses tragen Sie so gar an den öffentlichen Oertern mit sich herum.

Man sieht es an Ihnen in Ihrem Hause. Sie sind schon seit sechs Monathen verheyrathet, und noch itzo lieben Sie Ihren Mann. Ihre Modenkrämerinn hat gegen ihren Mann eben die Schwachheit. Allein Sie sind ja eine Marquisinn.

Wer-

Werden Sie noch lange das eingezogene Betragen an Sich behalten, das sich für verheyrathete Personen so schlecht schicket, und das man niemanden als den Candidatinnen des Ehestandes zu gute hält. Ein Cavalier findet Sie schön. Sie werden darüber roth. Thun Sie doch einmal die Augen auf. Bey uns werden die Damen nicht roth, außer wenn sie sich schminken.

Warum sind Sie so unachtsam auf Sich selbst, wenn Ihr Mann abwesend ist? Kaum kömmt er wieder, so putzen Sie Sich. Ich hielt Sie für sehr jung, aber Sie sind leider schon sehr alt. Sie gehen in die Zeiten der Patriarchen zurück. Borgen Sie Sich doch das Gesetzbuch von dem neumodischen Putze; Sie werden darinnen finden, daß man sich einem Liebhaber, der Welt oder sich selbst zu Gefallen putzt.

Wenn ich wollte, Madame, so könnte ich Sie auf einmal um Ihren guten Namen bringen, ich dürfte nur bekannt machen, wie Sie den Morgen zubringen. Um acht Uhr sind Sie schon aufgestanden. Wenn Sie um diese Zeit von einem Ball nach Hause kämen, so lebten Sie ordentlich. Und was thun Sie alsdenn? Sie unterreden sich mit Ihrem Koche und mit Ihrem Haushofmeister. Lernen Sie doch, daß Rechnen und Bezahlen für den Mann gehöret, ob man gleich bey niemanden als bey der Frau vom Hause speiset. Womit beschäfftigen Sie Sich weiter? Sie schreiben an Freunde die so kalt sind als ihr Vaterland, und von nichts wissen, als von Tugend, Freyheit und Vernunft. Ja sollte mans wohl glauben? Sie

lesen

lesen Moral und Historie, zu einer Zeit in der unsere französischen Federn alle Tage ganze Bände voll Witz zur Welt bringen. Wie viel lustige Einfälle würde man in Paris hören, wenn dieß alles von ihnen bekannt werden sollte.

Endlich fällt es Ihnen ein, daß Sie bey dem Nachttische zu thun haben. Aber wie wenig kennen Sie die Wichtigkeit, die Ordnung und die Pflichten des Nachttisches. Sie sind erst achtzehn Jahr alt, und sind bey Ihrem Nachttische ohne Mannspersonen. Sie haben niemanden bey Sich als zwey Kammerfrauen, die Sie noch dazu niemals anfahren. Die erste Garnitur die man Ihnen bringet, ist für Sie gleich die rechte. Das Kleid, das Sie gefordert haben, ziehen Sie wirklich an. Ihre Cammerfrauen sind ganz erstaunet, daß Sie mehr Zeit nöthig haben, sich selbst anzuziehen, als ihre gnädige Frau zu putzen. Ich muß es Ihnen im Vertrauen sagen, sie gerathen auf den Verdacht, daß Sie nicht von guter Familie sind. Aber wer sollte es glauben, unter diesen beyden Frauen, behalten Sie die eine die Ihr Mann für Sie angenommen hat, und der andern, der bewundrungswürdigen Frau, die der Hof gebildet hatte, geben Sie den Abschied.

Nunmehr schlägt die Tischglocke, und kaum hat sie ausgeschlagen, so sind Sie schon in dem Zimmer in welchem sich die Tischgesellschaft versammelt. Hatten Sie keine Bänder mehr anders zu stecken, um auf Sich warten zu lassen? Aber wie groß wird unsere Verwunderung! Ihr Haushofmeister kömmt herein und meldet dem Herrn;

es sey angerichtet. Ich weiß, daß Sie ihm diese niedrige Sprache vorgeschrieben haben. An andern Orten macht man dieß Compliment allezeit der Gnädigen Frau!

Wir setzen uns zur Tafel, (ich lache noch, aber in der That mit Verdrusse,) Sie beten vor Tische; wir glaubten bey dem Pfarrer aus dem Kirchspiele zu seyn, doch dieser hätte uns vielleicht mit dem Gebete nach dem Essen verschonet; Sie aber waren so gefällig nicht.

Nach Tische wollten Sie die Gesellschaft mit Reden unterhalten. Denken Sie doch daran, daß Sie in Paris sind. Die lange Weile brachte uns sehr bald zum Spiele. Ich sahe sie gähnen, und es war doch das Cometspiel, das Spiel des Hofes. Bey dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß man es schon seit vier Tagen gespielet hatte, als Sie fragten, was das für ein Spiel wäre? Eine Bürgerfrau aus der Vorstadt that diese Frage an eben dem Tage. Die erste Partie machte es nothwendig, mehrere zu spielen. Wie kann man ohne Spiel leben? Doch man brachte zur Abwechselung die Neh- und Strickbeutel hervor. Und was langten Sie aus dem Ihrigen heraus? Manschetten für Ihren lieben Mann. Hat denn Frankreich die Knötchens umsonst erfunden, um die Hände einer Frau vom Stande von bürgerlichen Händen zu unterscheiden?

Was für eine schöne Gelegenheit hatten Sie nicht den Augenblick Ihren Schmuck zu vermehren. Die Diamanten, die sich unvermuthet in Ihrem Nehbeutel fanden! Wie schönes Feuer hatten

hatten die nicht? Wie sehr übertrafen sie nicht die Ihrigen? Dieß war ein Einfall von Ihrem Manne. Aber wie schlecht war er angewendet! Sie bewundern seine großmüthige Freygebigkeit und sind von seiner Achtung für Sie mehr gerühret, als von der Kostbarkeit der Brillianten. Sie geben sie ihm wieder, und wollen, daß er das Geld dafür, zu Bezahlung eines Kaufmanns anwenden solle, dem er die Ehre erwies, schuldig zu seyn. Das heißt pöbelhaft denken, wenn man sich über seine Schulden beunruhiget; die Schulden sind es, die die Größe des Ranges ankündigen und bestätigen. Man kann sicher wetten, daß wer zwey Millionen geborget hat, ein noch einmal so vornehmer Herr ist, als derjenige, der nur eine schuldig ist.

In Wahrheit Madame, kein guter Freund kann mehr in ihr Haus kommen; er muß sich bey dem ersten Schritte in Ihrem Namen schämen.

Man sieht Ihren Kutscher mit den Stallknechten zusammen die Pferde striegeln. Ihr Vorzimmer erwecket Mitleiden. Bediente die nicht müßig stehen und Ihre Befehle erwarten; die glauben, daß sie dem Herrn eben so wohl als der gnädigen Frau aufwarten müssen; die sich vorstellen, daß sie nur im Hause sind, um zu arbeiten; die sich gegen einen ehrlichen Mann, der zu Fuße in Ihr Haus kömmt ehrerbietig bezeigen; die eine silberne Uhr herausziehen, wenn man fragt wie viel es geschlagen; Kerle ohne alles Ansehen, und denen noch drey ganze Zolle an der gehörigen Länge fehlen. Madame, dergleichen Leute gehö-

ren hinter den Pflug, oder zu einem Canzeley-schreiber. Es ist kein Wunder, daß sich die Bedienten Ihres Gemahls beständig über die Ihrigen lustig machen.

Doch wollte der Himmel, daß Ihr lächerliches Bezeigen in die Mauren ihres Hauses eingeschlossen bliebe.

Sie nehmen es mit in die Gesellschaften. Sie kommen in dieselben mit den Farben, die die Natur Ihrem Gesichte gegeben hat. In eben der Gestalt zeigt sich die ehrliche Hausfrau des Schweizer, der Ihnen die Thüre aufgemacht hat. Wollen Sie so erscheinen, wie Sie sind, so reisen Sie wieder zurück nach Engelland.

Es sind sechs Damen, in der Gesellschaft und Sie küssen nur eine von ihnen. Und warum das? Weil Sie nur mit einer genau bekannt sind. Aber Sie erkennen ja die andern, denn Sie sehen sie zum zweitenmal. Ist das nicht genug, ganz die Ihrige zu seyn, und Ihr Herz auf ihre Lippen zu drücken?

Sie setzen Sich nieder, ohne es erst den Spiegeln vorzusagen, daß Sie zum Erschrecken schlecht aussehen; daß Sie aussehen als wenn Sie nicht recht klug wären. Und dieß wird gleichwohl das erste Wort der ersten Herzoginn seyn, die in die Gesellschaft kömmt. Bemühen Sie Sich doch, Sich nach großen Mustern zu bilden. Gewöhnen Sie Sich den gothischen Geschmack ab, daß man niemals von sich weder Gutes noch Böses reden dürfe. Es giebt eine Kunst, das Gespräch auf sich selbst zu lenken.

Und noch mehr Kunst gehöret dazu, die Unterredung mit einer gewissen Leichtigkeit zu unterhalten. Wie viel artige Sachen, wie viel nützliche Anmerkungen hören Sie nicht über die Kleider so sich zur Jahrszeit schicken, über die Bänder, über die Halsschleifen, über die Art sich anzuziehen? Wie kommt es, daß dieser Strom von Beredsamkeit Ihre Zunge nicht in Bewegung setzet? Sie sind stumm. Sie können nicht einmal lachen. Dieser Mensch nach der Mode, der von einer Schönen zu der andern herumhüpfte, der das lustige Wesen durch hundert ergötzende Erfindungen überall ausbreitete, den man mit einem lauten Beyfall beehrte, ehe er noch geredet hatte, konnte der von Ihnen auch nur ein Zeichen der Freude erzwingen? Was ist das für eine Schlafsucht?

Sie wachten nicht ehe auf als bey der Zeitung, die der alte Officier erzählte, damit er nicht umsonst in der Gesellschaft gewesen wäre. Sie ergriffen die Gelegenheit. Sie erzählten eine ähnliche Historie. Sie sprachen von Staats- und Regierungssachen. Aber wissen Sie auch, was man sagte, als Sie aufgestanden waren? Man müsse Sie zum Staatsminister oder zum Geschichtschreiber des Königs machen. Sie wollen in einem Lande denken, in welchem man nur reden will.

Gestern hörte ich, wie sehr eine Herzoginn, die ihren Stand der Finanz zu danken hat, Ihre Einfalt lobte. Sie haben bey ihr gespeiset. Man trug eine Schüssel mit frühzeitigen Garten-

gewächsen auf, die nicht mehr als funfzig Gulden kostete. Sie glaubten, man redete von der Schüssel, und nicht von den Gartengewächsen. Die Herzoginn lachte noch darüber und fragte mich, mit welcher Landkutsche Madame angekommen wären, und ob Sie verlangten, daß sie ihren Goldschmid zu Ihnen schicken sollte.

Was für eine Person stellten Sie nicht neulich bey der kleinen Gräfinn vor. Man brachte eine Spatzierfarth in das Holz von Bulogne in Vorschlag; Sie fragten, ob Ihr Mann auch dabey seyn würde. Ihr Mann weiß zu leben; er schlug es ab; dieß war eine neue Ursache mitzufahren; allein Sie zerrissen die Gesellschaft. Das außerordentlichste in Ihrer Aufführung ist, daß Sie Sich Rechnung darauf machen, Ihrem Gemahl damit zu gefallen.

Und dieß ist Ihre ganze Sorge von dem Morgen an, bis in die Nacht. Im Vertrauen, Madame, sind Sie nicht etwan eine Pamela, die ein unvermuthetes Glück aus dem Staube erhoben hat? Die Regel erfordert es, daß es einem Manne in gewissen Fällen, wenigstens einmal des Tages, leid seyn muß, daß er eine Frau hat. Der Ihrige beklaget Sich über nichts, als daß Sie ihn zu sehr lieben. Seine Freunde besorgen, daß Sie ihn endlich verderben werden. Er fängt schon an, die Tänzerinn weniger schön zu finden, welche ihm den Vorzug vor zwanzig Nebenbuhlern gegeben hat, die alle weniger Geld hatten. Man weiß es, ob ers gleich nicht gestehen will, daß er mit Ihnen in einem Wagen auf sein Landgut gefahren ist.

Sein

Sein letzter Wagen kostet ihm nicht mehr als fünf tausend Gulden, und er ist fast entschlossen, seinen Läuffer abzuschaffen. Ums Himmels willen, Madame, bringen Sie ihm nicht Ihre lächerliche Sitten bey. Je mehr ich davon schreibe, je mehrere fallen mir ein. Ich werde gewiß einige vergessen.

Ist es nicht genug, daß Sie dergleichen in Ihrem Hause an Sich sehen lassen? Ist es nicht zu viel, daß Sie dieselben mit in die Gesellschaften nehmen? Müssen Sie Sich überdieß an den öffentlichen Oertern damit zum Gelächter machen?

Sie gehen an den Opertagen in die Thuilleries, und an den andern Tagen in den Schloßgarten. Sie machen es noch schlimmer. Man siehet Sie daselbst des Morgens. Aber was für Gesichter sehen Sie da? Weiber, die auf keine Eroberungen mehr Anspruch machen. Staatsleute, denen alle Oerter gleich bequem sind, unsere Feinde zu demüthigen. Philosophen, die frische Luft schöpfen wollen. Fühlen Sie nicht, daß dieß um die Zeit kein Ort für Sie ist? Man sollte fast glauben, daß Sie bloß zur Erhaltung der Gesundheit spatzieren giengen. Allein, wenn Sie auch an den gesetzten Tagen und in den gehörigen Stunden daselbst erscheinen, wie sind Sie gekleidet? Sie tragen nicht mehr als für 3000 Gulden Edelgesteine, und die Elle von Ihren Spitzen kostet nicht über 50 Thaler. Entsagen Sie doch dem Vorurtheil, welches Sie mit vom Hause gebracht haben, daß man sich einen Grad unter seinen Stand kleiden müsse. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, Sie wollen beständig denken, das ist ein Fehler Ihres Vater-

 landes.

landes. Wenn man die Verschwendung einschränken wollte; so würden die Familien und die Staaten gar zu lange bestehen. Ist es aber nicht verdrießlich, beständig einerley Dinge zu sehen?

Auf was für einem Wege waren Sie nicht neulich, Sich lächerlich zu machen? Die Pferde waren angespannet, Sie wollten in die Comedie fahren, Sie verließen sich darauf, daß Ihr Gemahl mitfahren sollte. Ihr Gemahl, der ein französischer Gemahl ist? Wollten Sie denn in der Comedie selbst eine Comedie spielen? Er hatte sich heimlich in sein Gartenhaus begeben, und endlich haben Sie es gelernet, daß es sich nicht schicke, ihn daselbst zu stören. Was für Mühe hat es nicht gekostet, ehe man es Ihnen begreiflich gemacht, daß eine Dame, wenn Sie frische Luft schöpfen will, Ihres Mannes Gartenhaus dazu nicht erwählen dürfe.

Wenigstens sollten Sie an denen Orten nicht Gelegenheit zum Lachen geben, an denen man sonst nicht lachet. Was machten Sie den letzten Sonntag des Morgens um zehn Uhr in Ihrer Pfarrkirche? Schon völlig angekleidet? und wer wird es glauben? Ohne Sich das Gebetbuch nachtragen zu lassen? Schickt es sich für eine Frau vom Stande, auf diese Art, und um 10 Uhr, und noch dazu in der Kirche, in die sie eingepfarrt ist, die Messe zu hören? Ist es wahr, daß Sie auch in die Vesper gehen? Der Marquis beschuldiget Sie dessen, und erzählt, daß Sie in der Kirche Ihr Abendgebet in aller Einfalt hersagen. Man könnte es geschehen lassen, daß Sie in die Kirche giengen, wenn ein Prediger

der

der Mode ist, sich hören läßt, und dieses kann man aus der Menge der Carossen vor den Kirchthüren, und aus dem Preiße der Kirchstühle leicht wissen. Es läßt bürgerlich, sich für zween Kreutzer erbauen. An dem ersten Tage in der Fasten, müssen Sie schon an die Andacht in der letzten Woche denken. In einem prächtig gemahlten leichten Wagen, und anf dem Wege nach Longchamps müssen Sie Ihre Andacht unterhalten.

Es ist nicht genug, Madame, daß Sie das Lächerliche vermeiden. Sie müssen auch durch wirkliche Annehmlichkeiten zu gefallen suchen. Diejenigen, die Ihnen die Natur gegeben hat, sind so viel nicht werth, als die, so Ihnen die Kunst verschaffet. Es giebt Annehmlichkeiten im Anzuge. In Ihren Kleidern ist Geschmack; aber man sieht es, daß die Garnituren nicht von der Dûchapt sind. Ihr Reifrock ist im Diameter eine halbe Elle zu enge, und nicht bey der berühmten Meisterinn gemacht. Ihre Diamanten sind schön, aber sie sind nicht vom l'Empereur gefaßt. Alles dieß fällt in die Augen. Ueberdieß fehlen nur noch zween Finger breit, so würden Ihre lange Pandeloquen tief genug herunter hängen; wenn Sie an jedes Ohr einen Kronleuchter hängen könnten, so wäre der Putz vollkommen. Man hat Sie in der Oper mit dem Cometenkopfzeuge gesehen, da man schon seit zween Tage die Rhinocerosse trug.

Es giebt Annehmlichkeiten, die durch eine glückliche Kunst dem Körper eigen werden. Einige sieht man, andere empfindet man durch den Geruch. Es ist ausgemacht, daß Ihr Geschlecht

die Nase sowohl rühren muß, als die Augen. Ja ich will noch mehr sagen. Der Geruch zeiget den Rang an. Man führe mich mit verbundenen Augen in eine Gesellschaft; bin ich unter Leuten vom Stande, so wird es mir die Nase sagen.

Nebst dem was vornehm riechet, müssen Sie Sich auch der Schminke bedienen. Ja, Madame, fangen Sie endlich an, an der Farbe Ihres Gesichts zu arbeiten. Sie haben geglaubet, daß die Schminke nur erfunden sey, die Runzeln zu verstecken, und das, was häßlich ist, zu überkleistern. Lernen Sie die Sache besser einsehen. Wenn Sie das Alter wird verstellet haben, alsdann wird man Ihnen erlauben, Sich in Ihrer natürlichen Gestalt sehen zu lassen.

Es giebt Annehmlichkeiten der Sprache. Sie haben es in Erlernung der Sprache weit gebracht, und Sie suchen sich durch Lesung des Brüyere, Racine, Montesquiou und Fontenelle darinnen vollkommener zu machen. Es ist wahr, Sie werden aus diesen Schriftstellern Ihre Begriffe ordentlich, deutlich und richtig ausdrücken lernen. Allein Sie werden aus ihnen nicht die glänzenden Ausdrücke lernen, durch die sich die große Welt unterscheidet. Zum Exempel, von einer Sache die so ist, wie sie ordentlicher Weise seyn soll, sagen Sie schlechtweg, sie ist gut; dagegen spricht eine Dame aus der großen Welt, das ist bewunderungswürdig, das ist göttlich. Sind Sie etwas ermüdet, so müssen Sie nach der hohen Sprache ganz verzehret, ganz vernichtet seyn. Hat der Wind eine Locke in Unordnung gebracht, so müssen Sie

nicht

nicht sagen, daß Sie darüber verdrießlich sind, sondern daß Sie rasend werden möchten. Sie fehlen so das gar wider A B C in der Sprache der grossen Welt. Wie Sie aus der letzten Oper giengen, sagten Sie zu Ihrem Kutscher: Fahrt nach Hause! da doch neben Ihnen die Frau eines königlichen Pachters schrie: A l'Hôtel! Erwarten Sie nicht, daß ich aus meinem Briefe ein vollständig Wörterbuch mache. Geben Sie Acht wie die Damen mit schönen Aigretten und die jungen Herren mit rothen Absätzen zu reden pflegen.

Es giebt Annehmlichkeiten des Eigensinns in Veränderungen. Sie befehlen, um sechs Uhr soll angespannet werden, und um sechs Uhr sieht man Sie schon in dem Wagen. Das Spiel so Sie einmal vorgeschlagen haben, spielen Sie wirklich. Die Person, die Sie gestern gütig aufgenommen haben, der begegnen Sie heute auf gleiche Art. Sie sind allemal Sich selbst ähnlich. Ist das nicht zum Lachen einförmig?

Es giebt Annehmlichkeiten, in der Art sich über Unpäslichkeiten zu beklagen, die man wirklich empfindet. Ihre Schwangerschaft wird Ihnen dazu Gelegenheit geben. Folgen Sie nicht etwan dem Exempel der kleinen Gräfinn, die Sie so sehr loben, und die, wenn sie gleich schwanger ist, doch geht, sich bewegt, und alles ohne Unterscheid vornimmt. Es ist wahr, sie ist bey diesem elenden Verhalten glücklich, sie ist schon mit Ihrem sechsten Kinde und allemal zur rechten Zeit in die Wochen gekommen. Allein man lacht die gute Mutter aus, und die medicinische Facultät verdammet sie.

Wollen Sie Sich nach der Mode wohl befinden, so müssen Sie von der ersten Muthmaßung der Schwangerschaft bis zur Entbindung auf Ihrem großen Stuhle sitzen, und beständig klagen.

Es giebt Annehmlichkeiten in der guten Art sich über Unpäslichkeiten zu beklagen, von denen man nichts empfindet. Sie, Madame, bringen Ihre Tage ohne Kopfweh zu. Dieß könnte man Ihnen endlich noch zu gute halten. Allein auch ohne Vapeurs! Das heißt die Erlaubniß gesund zu seyn, wie die schlechteste Bürgersfrau misbrauchen.

Es giebt endlich Annehmlichkeiten im Erschrecken. Aber das muß nicht auf die Art geschehen, wie Sie es neulich machten. Es kam jemand herein und sagte Ihnen etwas ins Ohr. Die Unruhe bildete sich in Ihren Augen ab, und Sie giengen ohne ein Wort zu sagen heraus. Die Gesellschaft glaubte, Ihr Schoßhündchen hätte ein Bein gebrochen, man beklagte Sie, man ängstigte Sich an Ihrer Statt. Aber wie sehr hatten wir uns geirret! Es war Ihr Kutscher, der sich durch einen Fall Schaden gethan hatte. Können Sie nicht bey dem geringsten Schlage Ihres Wagens schreyen? Schickt es sich, daß Sie so gelassen und ruhig sitzen, als eine von Ihren Cammerfrauen? Erinnern Sie Sich noch an den Ochsen, der auf Ihrem Landguthe auf Sie zukam; Sie giengen so getrost vorbey als ein Verwalter. Man muß nicht einmal die großen Gelegenheiten erwarten, um zu erschrecken. Wählen Sie Sich ein Thier wofür Sie einen natürlichen Abscheu haben wollen, das Ihnen zu aller Zeit und an allen Orten zum Vorwande dienen kann;

eine

eine Maus, eine Spinne, eine Fliege. Wenn man diese gleich nicht sieht, so kann man doch vermuthen, daß sie in dem Zimmer sind.

Die Begebenheit mit dem Schiffe, das wir von ungefähr auf dem schönen Canale antrafen, gab uns einen neuen Beweis von Ihrer schlechten Erziehung. Unter allen Damen war nicht eine einzige, die nicht wider das Einsteigen gestritten, und als Sie Sich endlich bereden ließen, geschrien hätte. Aber was thaten Sie? Sie sprachen den andern einen Muth ein. Das Schifferweib selbst fragte ob Sie nicht eine gute ehrliche Bürgerfrau aus der Nachbarschaft wären. Das Donnerwetter, so den Nachmittag kam, hat uns Ihren Charakter völlig entdeckt. Die Presidentinn suchte eine Zuflucht hinter den Vorhängen des Bettes. Die Marquisinn schrie so oft als es blitzte. Der Ritter ergriff sein Paternoster, und machte ein Kreuz nach dem andern. Nur Sie und Ihr Gärtner ließen Sich nicht aus der Gelassenheit bringen.

Kurz zu sagen, Madame, (denn ich bin müde Ihre Aufführung weiter zu zergliedern) Sie finden das Geheimniß, in einer Stadt, die gemacht ist, alle Annehmlichkeiten mitzutheilen, ohne alle Annehmlichkeiten zu bleiben. Und bey aller Ihrer Vernunft, bey Ihren edlen Gesinnungen und bey Ihren richtigen Grundsätzen, sind Sie voll von allem, was lächerlich ist.

Ich sehe Ihre Einwürfe zum voraus. Der beste ist, wenn Sie gar keinen machen. Sind wir nicht in dem Grundsatze einig, daß Frankreich das Muster aller andern Länder ist? Wenn Sie

daran zweifelten, so würde es Ihnen die ganze Nation gemeinschaftlich sagen; und saget sie es Ihnen nicht alle Tage, ohne versammelt zu seyn? Wer kan uns besser kennen, als wir selbst? Und haben wir nicht außerdem den Beyfall der Ausländer für uns, die wir mit unsern Moden, mit unsern Reverenzen, und mit unserer Küche bereichern, die unsere Pantins angebetet haben, und die sich unsere Equipagen, unsere Pompons und unsere Perûquen zu eigen machen? Sehen Sie nicht, daß die Fremden haufenweise zu uns kommen, um sich bey uns zu bilden? Gehen wir zu Ihnen? Schließen sie aus diesem Grundsatze weiter und bessern Sie sich. Paris den 7ten August 1749.



Auszug

Auszug
aus
Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht.

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern, wie solche zu verstehn und zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht unsern Verleger an, uud wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Voraltern und von seinen eignen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anecdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Qvixots, die wir noch

zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Panßa von Mancha sein Urältervater gewesen sey. Da er nach dem Tode seines Ritters der witzigste und weiseste Kopf in ganz Mancha gewesen: so habe er sich durch eben diesen Witz und seine weisen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geistlichen des Orts übersehn zu können, und deswegen habe er sich lieber, in der Gesellschaft seines Esels und seiner übrigen Familie, eingeschlossen, als daß er mit jenen die alte Freundschaft hätte fortsetzen sollen. Dieses sey der Grund zu seinem Unglücke gewesen. Der Geistliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Christ sey, und kein Schweinfleisch esse. Die Inquisition sey aufmerksam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil sie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiser gesprochen, als die alten Christen ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtschaffene Sancho sey also wirklich verbrannt, und der erste Märtyrer der Sprüchwörter geworden. Dieses Unglück habe seine ganze Familie zerstreut. Des Herrn Verfassers Aeltervater, welcher sich durch seine hohen Gemüthsgaben, schon bis zur Würde des untersten Schulzens im Flecken Mancha empor geschwungen gehabt, habe sich entschlossen, lieber seinem Vaterlande, als seinem angebohrnen Verstande zu entsagen. Er sey mit seinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Lissabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn

der

der heilige Haß des Geistlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder sey er den Händen der Inquisition entronnen und in die Niederlande gekommen, wo er sein Leben witzig und kümmerlich zugebracht und eine zahlreiche Familie hinterlassen. Hier giebt der Herr Verfasser noch viele Nachrichten von seiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig sind. Wir können mit seiner Erlaubniß nicht unerinnert lassen, daß er bey dieser Gelegenheit den Stolz seines Vaterlandes ein wenig zu sehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meisten Witz seiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt diese lächerliche Einbildung so hoch, daß er glaubt, verschiedene ihrer größten Kunstrichter hätten die Geschicklichkeit, andere mit ihren Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolg, die Kunst gelehrt zu schreyen, wie ein Esel *.

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eigenen Leben beygefügt, können uns auch gleichgültig seyn. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J . . . einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

Die drey letzten Seiten seines Schreibens bestehn in den gewöhnlichen Autorcomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des

* S. Don Quixote 4 Buch. 27 Cap.

des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefähr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Jung gewohnt, alt gethan. Guth macht Muth. Ehrlich währt am längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. Alte Liebe rostet nicht. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. Frisch gewagt ist halb gewonnen; und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieses Buch Beyfall finden werde, da man es außerhalb Westphalen schwerlich verstehn, am wenigsten aber das Feine davon einsehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern und die beyden Artikel: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und Kleider machen Leute, als einen Versuch abdrucken lassen. Von der Aufnahme dieses Auszugs wird das Schicksal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieser wider Vermuthen Beyfall finden: so ist er entschlossen, diese Abhandlung einer Sammlung andrer solcher Schriften vordrucken zu lassen.

Wem

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgends ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird: so ist es dieses, wenn man sagt: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.** Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen: so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches noch in den blinden Zeiten des Pabstthums, und, wie ich aus verschiednen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: **Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand;** und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten

der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: **Wem er ein Amt giebt** rc. Beyde Lesarten haben ihren guten Grund, und beyde sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einiger maßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhme unserer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu suchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich iemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort sey. Ich glaube es selbst; aber das thut nichts. Es ist dieses immer noch eben so rühmlich, als es einem gebohrnen Römer ist, der sich vor dem Seegen des heili=

heiligen Vaters niederwirft, und in seinem Herzen über ihn lacht.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker und Herrnhuther halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man durch die Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat haben verhungern müssen: (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen:) wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige

Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den Uebrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advocat, das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedne Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben; aber ein Edler Wohlweiser Rath sahe die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmanninn die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterinn war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhte, bis diesem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß

man

man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangt ist, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landsherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Tummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heyrathen, welcher sehr viel daran lag, einen tummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn

weil er in der ganzen Gegend den besten Brandtwein brennt: so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt, und die Unterweisung der Jugend anzuvertraun.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Diese Ausschweifung würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand: auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advocat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen. Die letzten fühlen

dabey

dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daß Gott, welcher nach ihrer Meynung so vielen Narren Aemter giebt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen.

Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bey verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eigenen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand: so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eigenen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amtes die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in

ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, die Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre, diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt: so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, oeconomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht,

macht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viel gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Aeltervaters immer noch anhängt: so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen großen schwarzgekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Mine, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er ist Magister und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Es ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus.

Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Aeltervater, Sancho Panßa, mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. So gleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: Komm er, komm er, Herr Magister, trink er das Glas Brandtwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er sich ab, das leide ich mein Seele nicht, und wenn er einmal auf mich schmält: so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen lasse, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächlend auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sahe die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. Weis er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panßa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoß, und Herr Panßa hat noch ketzerisch Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden: so hätte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte

mich

mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daß sich dieser Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihre Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihre Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne = = = Ach, sagte er, was Verstand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand! Er ist mein Informator gewesen, ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deßwillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verspreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird schon werden. Saufen kann er wie ein Teufel! Hier verstummte ich auf einmal. Ich sahe, daß der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloß, daß er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eigenen

genen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieses Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hiervon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, daß man bey der Besetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allen eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit des Candidaten, fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, mein itztlebendes Vaterland zu schreiben, sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daß ich von der zwoten Gattung der Menschen ein Paar Worte sage, denen unser Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigen Troste gereichet. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daß sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Mistrauen, welches ihrer

männlichen

männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande, und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genießen bey dieser narhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weynachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amtes, und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben Kinder dieser Väter Aemter

ter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eigenen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestalte Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestalt hervor gebracht. Und da der Körper das vornehmste an den Menschen, wenigstens heut zu Tage, ist, so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französinn entreissen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nätherey, und versteht die Schattirung der bunten Nath besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre

er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen: so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften, und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuren Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehn, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Cammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald außer sich gekommen, als ihr die alte Französinn, bey der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen ließ. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand,

der

der zu einem solchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteste Musketier, er säuft wie ein Corporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einige mal widersetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allen gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl iemand geglaubt, daß, bey einer solchen Erziehung, derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur gebohren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land seyn, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bey denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehn, daß nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann; sondern daß wir durch die weise Sorglosigkeit unserer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Tummheit des größten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld wird in den Messen sehen lassen. Ich bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen,

nen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen draus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeygehn ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen: so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Cassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann: so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, ausser in seiner Casse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen gebohren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinen werthgeschätzten Herrn Vater die Casse

erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er itzo, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weis, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn: so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so tumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so tumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt: so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt; und beyde sind einmüthig darauf gefallen, der Junge sollte ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor

zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfodert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehn. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitzt, die dazu erfodert werden, und ich glaube, daß er im kurzen eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allen dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rok zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand: so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache,

als das Sprüchwort ist: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, so lange aufgehalten habe: so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station, und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deßwillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkohren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die Englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Capriolen werde machen können, als mein seliger Aeltervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt: so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel gesunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebohrnen

Narrn

Narrn ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüpel bliebe: so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weiten nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon: so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in so gefährliche Umstände verwickelt sehn sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Feder, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr, als einmal, um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die die Tugend glückselig und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maßen gelitten wird. Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflich-

ten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten male wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Ihro Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Ihro Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Laqvey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er erkennt den Cammerdiener an der wichtigen Mine, die ihm vor der Livrey den Vorzug behauptet. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Ihro Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dörfte. Kommt der Herr morgen wieder, es ist heute Gesellschaft im Zimmer! Aber wäre es nicht möglich = = = Kurz, nein! Ihre Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten, der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinen Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen

guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Witwen und Waysen schützt, niemanden um das Seinige bringt, da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung der Antichambre zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Cammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn, es wird Lärmen darinnen, man wirft die Karten hin. Ihre Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narrn, welcher die Treppe herauf geraßelt kömmt, und den Schweiß seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist, sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel es ihm seine vornehme Tummheit zuläßt. Er hat das geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm selbst dienen könnte, und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Ihre Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz

vergessen,

vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entronnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschicht ihm recht. Der Thore! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht, aber man muß ihr die Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusche aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Ihre Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie tumm sehn Ihre Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Mine ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verlohren. Man führe ihn in die Loge. In eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen als sonst. Man lacht darüber. Er

will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narrn, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erste mal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschten ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse; es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmacke; man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, wel-

cher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Ihre Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste, denn man sieht seine prächtigen Kleider. Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben: so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus Nichts hervor springen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuff. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch

auszu-

auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschiessen lassen, um seine hochadlichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junge Stutzer, liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Packt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler, und andre niedere Geschöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stilleschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsre Pflicht auch alsdann eine demüthige Mine anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehn.

So

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbey gehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragnen Rok eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rok gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbe-

zeigun-

zeigungen, welche diesen Kleidern gemacht worden, niemals auf ihre Rechnungen annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehn, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen: so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: **Mein Herr, ich habe die Gnade, ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrok der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre!** u. s. w.

A. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr großthun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches

oder

„oder seidnes Kleid anziehen soll, bis er es be„zahlt habe, und ein jeder soll zu dem Ende alle„zeit die Quittung von dem Schneider und Kauf„manne bey sich tragen.„ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehne Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in = = = = = = und bey vornehmen Versammlungen seyn!



Isinene

Ismene auf den Daphnis.

Die Reu, die Unruh, diese Thränen;
Dieß Herz, das keine Freuden fühlt;
Dieß von Verzweiflung volle Sehnen;
Dieß ist das Glück, so ich von dir, o Lieb, erhielt.

Wo bliebst du Frühling meines Lebens?
Du flohst mir, wie ein Augenblick.
Man liebte mich; allein vergebens.
Ich siegte tausendmal, und fühlte nie mein Glück.

Das Schmeicheln eitler Buhler nährte
Die blendende Zufriedenheit;
Die Siege, die ich täglich mehrte,
Gewöhnten meinen Geist zur Unaufmerksamkeit.

O hätt ich, dankbar meinem Glücke,
Vor allen deinen Werth erkannt,
Herz, welches ich von dem Geschicke
Für meine Reizungen so sehr erweichet fand!

Was überwölkte meine Triebe
Für eine feindliche Gewalt,
Daß ich, o Daphnis, so viel Liebe
Dir mit so vielem Haß, so ungerecht, vergalt!

Wenn

Wenn die Erobrer um mich schwärmten,
Wie schüchtern warb dein Aug um mich!
Ich beugte Narren, welche lärmten,
Ward durch den Sieg berauscht, und merkte kaum auf dich.

Wenn deine Quaal zu meinem Herzen
Den Weg durch meine Buhler fand,
Entriß ich mich den edeln Schmerzen,
Und haßte dein Verdienst, weil es mich überwand.

Du liessest endlich mich, gezwungen
Durch dein freundschaftlicher Geschick.
Durch mich, durch meinen Trotz verdrungen,
Flohst du mich, und sahst oft mitleidig noch zurück.

Unedler sind mir die entflogen,
Und nicht so weggescheucht, wie du,
Die ich dir eitel vorgezogen;
Sie flohn, und störten noch durch Spotten meine Ruh.

Mein Herz, nun satt der leichten Siege,
Ward von der Liebe mir entführt.
Geschmückt durch ihre falschen Züge
Täuscht mich Montan, der mich zu meiner Strafe rührt.

Von mir getrotzt, von mir betrogen,
Wie schrecklich wird mir ihre Macht!
Den hab ich zärtlich vorgezogen,
Der Thränen mir erpreßt, und grausam ihrer lacht.

Das Auge muß ich ewig ehren,
Dem ich ein Abscheu worden bin.
Nur meine Foltern zu vermehren,
Ist es beredt, und nur der Nebenbuhlerinn.

Wie? da du schienst mich hochzuachten,
Warum, meineidiger Montan : : : ?
Doch, fahre fort, mich zu verachten,
Und räch an mir, was ich am Daphnis einst gethan!

Ein jeder Morgen meines Lebens
Weckt mich zum Gram, zum Haß, zur Reu.
Ich rufe Trost, allein vergebens;
Nie wein ich Schmerzen weg, die alten wein ich neu.

Dem Lenz, den ich verlohren habe,
Folgst du beschleunigt, rauhe Zeit!
Wo man sich nach dem öden Grabe
Aus Ueberdrusse sehnt, und aus Fühllosigkeit.

Ich kann den Tod nicht mehr entbehren;
Denn zu tyrannisch ist mein Schmerz.
Mein Blut, entbrannt sich zu verzehren,
Läuft durch die Angst noch um; Verzweiflung klopft mein Herz.

Vom Leben und vom Stolz verlassen,
Wie langsam geb ich dir noch Recht!
Dich, Daphnis, nur kann ich nicht hassen,
Sonst haß ich alles; mich, die Lieb und dein Geschlecht.

Daphnis auf Jsmenen.
Parodie voriger Ode.

Die Ruh, die Wollust, diese Freuden;
Dieß Herz, in das kein Gram sich schleicht;
Die Hoheit, nichts mehr zu beneiden;
Dieß Glück ist es, so ich durch dich, o Lieb, erreicht.

Vom ersten Frühling meines Lebens
Durchliebt ich jeden Augenblick.
Wie stark liebt ich, und wie vergebens!
Doch ahndete den Geist der Liebe fernes Glück.

Ich floh beglückter Buhler Tücke
Mit tugendhaftem Unverstand:
Und stets beseelte meine Blicke
Nur ein bescheidner Wunsch, der selten überwand.

Ich dank es itzt noch meinem Glücke,
Daß deine Schönheit mich entbrannt,
Du, deren Herz ich vom Geschicke
Für meine Zärtlichkeit so sehr verhärtet fand.

Nie zwingen Herzen sich zur Liebe!
Vielleicht verstieß dein Schicksal mich!
Dein Herze neigten seine Triebe
Zu meinem Herzen nicht; und dieß entschuldigt dich.

Es mochten noch so viel dich lieben;
Sie kannten doch nicht deinen Werth.
Sie opferten dich eiteln Trieben;
Von keinem, nur von mir, ward dein Verdienst verehrt.

Wenn kostete dich mein Vergnügen
Wohl ie Verwirrung? Wenn Gefahr?
Ich liebte nicht aus Geiz nach Siegen;
Ein Blick berauschte mich, der minder zornig war.

Ich mußte dich zuletzt verlassen,
Mitleidig zog mich mein Geschick.
Ich nahm dir, ohne dich zu hassen,
Mein Herz, und wünschte dir ein angenehmers Glück.

Habt mindstens Ehrfurcht vor Ismenen,
Wenn ihr durch Untreu sie betrübt!
Ihr, die ihr meinen treuen Thränen
Ihr junges Herz entführt, sie nie, wie ich, geliebt!

Doch, dir nur galten alle Schmerzen;
Dich sucht ich, theure Sylvia.
Vergieb den Irrthum meinem Herzen!
Es glaubte dich zu sehn, da es Ismenen sah.

Mit Augen, welche deinen glichen,
Wie liebenswürdig war sie mir!
Wie hätt ich ihr nicht gern gewichen!
Sie war ein schwaches Bild, doch stets ein Bild, von dir.

Wie reich belohnend hat die Liebe
Mich, Sylvia, durch dich beglückt!
Dir sterben niemals meine Triebe;
Du machst mich jeden Tag durch neuen Reiz entzückt.

Nie werd ich müde, zu betrachten,
Wie viel Ismene mir gewährt!
Es hat ihr glückliches Verachten
Mein Herz für dich gespart, der es allein gehört.

Ein jeder Morgen unsers Lebens
Trift uns in jungen Freuden an.
Droht uns ein Gram, er droht vergebens;
Die Liebe schützet uns, die alles trotzen kann.

Sie wird uns späten Winter geben;
Sie hält uns in der schönen Zeit,
Wo man ein tausendfaches Leben
Zu leben wünscht, zertheilt in zu viel Frölichkeit.

Du kömmst einst wider mein Begehren,
Nothwendger Tod! Gut! Weis ich doch,
Wenn Freude kann das Leben nähren;
O so verjünget uns der Enkel Freude noch!

Zeit meines Lebens! Zeit der Küsse!
Wenn deinen kleinsten Augenblick
Ich für der Erde Schätze misse:
So hasse Sylvia den Kuß, mich, und mein Glück!

Der zufriedne Bauer.

Macht mir vom Volk, das vornehm geht,
Nur nicht so viel Geplerr.
Ein Bauer, der sein Feld versteht,
Hats besser, als ein Herr.
Der Schulze selbst, so groß er thut,
Hat seine liebe Pein,
Und immer keinen rechten Muth.
Ich möchte Schulze seyn!

Er gafft mir vielmal ins Gesicht,
Und spricht: Ich wär gesund.
Ja, ja! Was thut die Arbeit nicht?
Bey der ißt man sich rund.
Er speist sein Fleisch, und trinkt sein Bier;
Und nichts will ihm gedeihn.
Je so! So schade doch dafür!
Ich möchte Schulze seyn!

Ein Amt! Was das für Mühe macht!
Man hat mit sich zu thun.
Ich dächt, er könnte keine Nacht
Vor lauter Sorgen ruhn.
Und welcher von den grossen Herrn
Büßt seine Ruh gern ein?
Ich dankte; denn ich schlafe gern.
Ich möchte Schulze seyn!

Es geht ihm manchmal wunderlich;
Er wird es nicht gestehn.
Er hat der Sachen viel auf sich.
Wie bald ist was versehn?
Ich weis es wohl, er steckt im Amt
Gar manchen Wischer ein.
Das ärgert einen doch verdammt!
Ich möchte Schulze seyn!

Der Schulzen Weiber sind wohl schön;
Allein sie sind auch schlau.
So knapp darf Liese mir nicht gehn,
Wie unsre Jungefrau.
Für wen putzt sie sich so heraus?
Für ihren Mann allein?
Ja! Käm kein Junker in ihr Haus.
Ich möchte Schulze seyn!

Ich habe keinen Herrensinn.
Was geht michs Großthun an?
Ich bleibe, wer ich lange bin,
Und was ich bleiben kann.
Ein Grosser fällt, eh ers gedacht,
Und wird dazu noch sein
Von allen Leuten ausgelacht.
Ich möchte Schulze seyn!

Ode
An Mademoiselle Nikolini.

Abgöttinn unsers Geschlechts in Logen und im Parterre,
Du siegst, o Heldinn, noch fort?
O Siegerinn, siege nicht mehr, schon sind der seufzenden Sklaven,
Und der Trophäen zu viel.

Grausame, liegen nicht schon so viele funkelnde Westen,
Und manch gepuderter Kopf,
Und das halbsehende Volk, das erst ein Fernglas gebrauchet,
Eh es sich in dich verliebt?

Du schauest siegend umher. So sieht die Göttinn der Wälder,
Auf ihren Jagdspieß gelehnt,
Das vor ihr blutende Heer von sechzehnendigten Hirschen
Mit wilder Frölichkeit an.

Dein Sieg, was nützet er dir? Du liebest dennoch nicht wieder,
So sehr dich alles auch liebt.
Wie sehr beklag ich dein Herz! Du scheinst so viel zu empfinden.
Wird niemand von dir geliebt?

An wen verschwendest du denn die unvergeßlichen Blicke,
Wenn dein Sirenenmund singt?
Bestimmst du keinem das Glück, daß deine Seufzer ihn gälten,
Und dein erröthend Gesicht?

Dein Vater, welch ein Barbar, daß er die Liebe dich lehret,
Und zu gefallen dich zwingt!
Kunstmäßig liebst du und rührst, damit er Schätze sich sammle,
Die deine Seufzer erkauft.

Du liebtest im Ernste vielleicht; nur wehrt es sein hütender Argwohn.
O schlief er einmal doch ein!
Ach! daß man nichts anders seyn soll, um dein Geliebter zu werden,
Als Tänzer oder Acteur!



Der errettete Arzt.

Ein Arzt, der in sehr wenig Jahren
Den Todtengräber reich gemacht,
Sollt itzt zu jenen Schatten fahren,
Wohin er manches Kind und manche Braut gebracht.
Er lag schon in den letzten Zügen;
Und jeder sah ihn mit Vergnügen
Auf seinem Sterbebette liegen.

Der Tod kam; ihn verdroß das jauchzende Vergnügen.
Er hörte Jung und Alt mit einer Stimme schreyn:
Bald wird die Stadt befreyt von ihrem Mörder seyn.

Ihr guten Leute, nein!
Ich, sprach der Tod, sollt euch befreyn?
Wie schlecht säh ich nicht meinen Vortheil ein!
Vergebt! so früh nehm ich ihm nicht das Leben.
Er tödtete bisher nur aus Unwissenheit.
Forthin soll er auch aus Erkenntlichkeit
Euch meiner Herrschaft übergeben.



Der glückliche Vorsatz.

Mag doch der Winter toben!
Wir wollen uns itzt freuen,
Wie wir im Lenz uns freuten.
Der Vorsatz, uns zu freuen,
Ist in dem Lenz nicht unser.
Da müssen wir uns freuen,
Weil die Natur uns nöthigt!
Da werden uns vom Zufall,
Wie durch den Tod des Oheims
Dem Neffen seine Schätze,
Die Freuden zugeworfen!
Itzt soll man uns bewundern.
Mag doch der Winter toben!
Wir wollen, ihm zum Trotze,
Aus unserm eignen Reichthum
Der Freuden Vorrath nehmen.



Der Camin.

Mag doch der Winter toben!
Wir wollen am Camine
Sein Toben nicht empfinden.
Er mag die Auen tödten!
Wir wollen am Camine,
Wie auf den Auen, hüpfen.
Er mag die Büsch entblättern!
Wir wollen am Camine,
Wie hinter Büschen, küssen.
Er mag die Laub entblößen,
Wo uns., bey langen Festen,
Der Mond oft zugesehen,
Und bey den vollen Römern,
Der Morgen noch gefunden!
Wir wollen am Camine,
Wie in der heilgen Laube,
Dem Vater Bacchus opfern,
Und durch den Muth der Tänze,
Und durch der Küsse Feuer,
Und durch den Geist des Weines
Mit neuer Glut beseelet,
Bald den Camin nicht brauchen.



Der

Der alte Jüngling.

Weiser Patriarch der Wollust!
Cyperns erster Staatsminister,
Und des Vaters Bacchus Günstling!
Muntrer Trunkenbold aus Tejos!
Du, Anakreon, mein Lehrer!
Du bliebst stets der Zeiten Meister.
Das ist keine Kunst, zu trinken,
Wenn uns unsre Jugend einlädt.
Das ist keine Kunst, zu küssen,
Wenn das Herz noch feurig klopfet.
Jeder unverwöhnte Jüngling
Trinkt, und küsset ungeheissen.

Aber du trankst noch im Alter
Muthiger, als andre tranken.
Auch noch da bliebst du ein Jüngling,
Und verbargst die kahle Glatze
Unter frischen Rosenkränzen.
Da noch wählten dich die Trinker
Bey dem Trinkfest stets zum König.
Du, du küßtest, noch im Alter,
Feuriger, als andre küßten.
Vor dem Geist der schlauen Augen

Sah man nicht der Stirne Runzeln.
Durch die Jugend deiner Scherze,
Durch die Munterkeit der Seele,
Bliebst du noch der Schönen Liebling.
Mich nimmt ihr Geschmack nicht Wunder.
Hast du, wenn du freye Mädchen
Frisch in Reihen hüpfen sahest,
Nicht den Stock oft weggeworfen,
Und so frisch, als sie, gehüpfet?
Du, du bist der ältste Jüngling,
Den die Zeiten jemals sahen.
Lehr auch uns, du alter Jüngling,
Durch die Scherze deiner Lieder,
Noch im Alter jung zu bleiben!



An den Winter.

Störer jugendlicher Chöre!
Ebenbild der Philosophen!
Finstrer Graubart! Rauher Winter!
O was lärmst du an den Fenstern?
Bleib in Grönland, deiner Heimath,
Und laß uns in Ruhe trinken!
Oder mußst du ja zu Zeiten
Auch die andre Welt durchreisen;
Braus, so lang es dir beliebet,
Auf der Berge nackten Gipfeln!
Stürm in Höhlen, tob in Klüften!
Ueberstreu mit Schnee die Felsen!
Wirf das Meer gleich bis zum Himmel!
Aber uns nur laß zufrieden!

Doch du lärmest immer stärker?
Willst du etwan uns erschrecken,
Und uns auseinander scheuchen?
Meynst du etwan uns zu zwingen,
Daß wir gleich, nach deinem Beyspiel,
Uns in Pelze ganz vermummen,
Und wie du entweder poltern,
Oder stumm in Winkeln klappern,
Und um Gnade bitten sollen?
Du betrügst dich, guter Winter!
Wenn wir keine Mädchen hätten;

Wenn

Wenn wir keinen Rheinwein hätten:
Möcht es dir vielleicht gelingen.

Brüder, trinkt, daß uns die Mädchen
Unsre Becher wieder füllen!
Trinkt, und laßt den Murrkopf lärmen!
Hört ihrs nicht; wie wild er brauset?
Hört ihrs nicht? Er schäumt vor Zorne.
Singt, daß wir ihn übertäuben,
Und vor unserm frohen Lärmen
Nicht sein mürrisch Lärmen hören.
O, wie wird er sich nicht ärgern,
Daß wir seinen Zorn verlachen,
Und ihn noch mit Liedern trotzen!



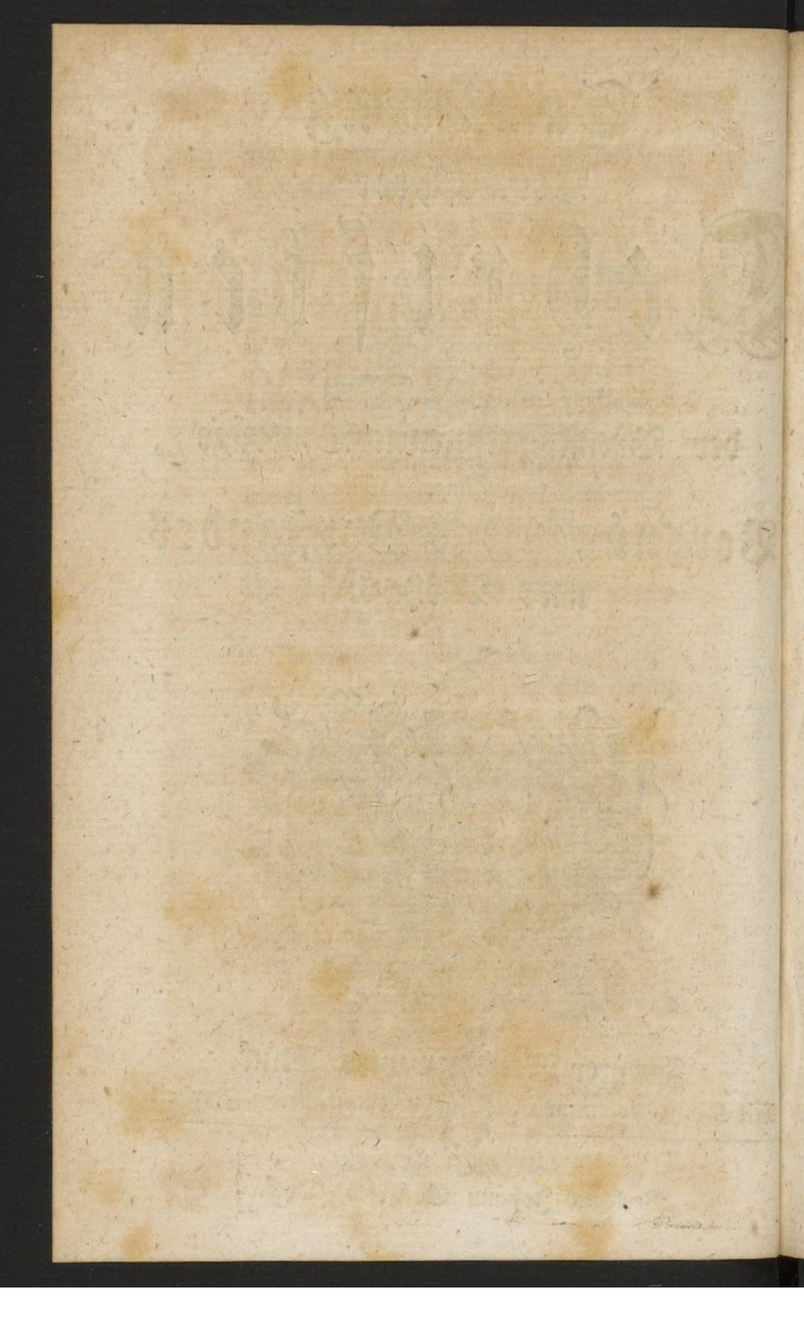
Sammlung
Vermischter
Schriften
von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.



Zweyter Band, zweytes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1750.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.





Der Christ.

Entfernet euch, unselge Spötter!
Ihr zittert, wo der Fromme glaubt.
Mein Herz hat einen Gott zum Retter
Und eine Hoffnung, die nichts raubt.
Ich sehe meinen Heiland leben;
Ich weis, daß ich nicht sterben kann;
Ich weis, mit diesem Fleisch umgeben,
Schau ich den Gott der Himmel an.

Was seyd ihr, stolze Weltbezwinger,
Wenn euch die prächtge Hoffnung fehlt?
Gott achtet eure Macht geringer,
Als ihr den Sklaven, den ihr quält.
Wie kurze Zeit, mit wie viel Sorgen
Genießt ihr eurer Ehrsucht Raub!
Ihr sieget heut, man haßt euch morgen;
Ihr waret Götter, und seyd Staub.

Ihr Buhler um die niedern Freuden,
Die stete Wollust trunken macht!
Ein Christ soll euer Glück beneiden?
Folgt es euch in des Grabes Nacht?
Ihr rechnet frech von eurem Gute
Des fernen Tages Wollust aus;
Die nahe schreckliche Minute
Tilgt euer Glück auf ewig aus.

Ihr seyd dahin. Des Christen Größe
Geht auf, besiegt die kurze Nacht,
Am Tage, da Gott eure Blöße
Zum Schauspiel aller Augen macht.
Der Tag macht Könige den Knechten
Und Bettler den Monarchen gleich;
Der Tag giebt Adel dem Gerechten,
Und macht des Christen Seele reich.

Ein Blick in meine Zukunft treibet
Verdruß und Angst aus meiner Brust;
Ein Herz, das nicht auf Erden bleibet,
Ist sich des Himmels stets bewußt:
Kein Unglück kann mich niederschlagen,
Ich weis, mein Glück entgeht mir nie;
Ich darf vor Feinden nicht verzagen,
Ich weis, mein Tod entwaffnet sie.

Du letzte Stunde meines Lebens,
Die du dem Christen heilig bist!
Ich warte nicht auf dich vergebens;
Ich thu, was deiner würdig ist.
Du lehrst mein Leben mich genießen;
Du bist mein Lohn aus Gottes Hand.
Wie sanft wird sich mein Auge schließen!
Mein Geist erblickt sein Vaterland.



Siegfrieds von Lieberosa Fortsetzung seiner Gedanken

über die Frage:

Ob der Mensch eine Maschine sey?

Worinnen der Satz:

Der Mensch habe eine Seele,

mit der Erfahrung bestätigt wird.

Erster Abschnitt.

Als die Hitze des Streites über die Frage, ob der Mensch eine Maschine sey, ein wenig erkaltet war: So wagte ich es, den Gelehrten meine Gedanken darüber mitzutheilen. Ich hatte die gerechtesten Ursachen, zu glauben, daß meine Arbeit von beyden streitenden Theilen wohl aufgenommen worden seyn müsse. Ich hörte in meiner Gegend nicht, daß man den Streit noch fortsetzte; ich erfuhr vielmehr, daß alles ruhig geworden wäre. Ich kann nicht leugnen, daß ich auf diese Nachricht einigermaßen über die Ehre stolz zu werden anfieng, entweder der einzige, oder doch einer von den ausserordentlich seltnen Gelehrten zu seyn, welche das Glück haben, daß zwo uneinige Par-

teyen sich den Ausspruch derselben über ihren Streit gefallen lassen; zumal wenn sie sich unberufen zu Schiedsrichtern aufwerfen. Denn wenn es überhaupt gefährlich ist, Schiedsrichter zu seyn, so führt doch das Amt desselben nirgends so viele Gefahren mit sich, als in der Republik der Gelehrten. Gemeiniglich wird derjenige, welcher zwo streitende gelehrte Parteyen mit einander vereinigen will, damit belohnt, daß ihn beyde Theile noch weit feindseliger anfallen, als sie erst gegen einander selbst stritten. Die Neutralität ist wirklich unter den Gelehrten immer das beste, was man wählen kann. Doch ich bin bey dem Versuche, die streitenden Parteyen zu beruhigen, nicht so unglücklich gewesen, als man sonst zu seyn pflegt.

Allein ich glaube auch, wenn ich etwas zu meinem Ruhme sagen darf, eine solche Entscheidung der streitigen Frage gefunden zu haben, daß beyde Theile damit zufrieden seyn konnten. Ich zeigte nämlich, daß sowohl der Satz: **Der Mensch sey eine Maschine, und habe keine Seele**, als auch der Satz: **Der Mensch sey keine Maschine, und habe eine Seele**, wahr seyn könnten. Diese Auflösung war leicht; aber ist wohl ein Philosoph vor mir darauf gekommen? Da ich diesen Weg gieng, so wurde derjenige befriedigt, der durchaus eine Maschine seyn wollte. Sein Beweis, welcher die Menschen dazu machen sollte, war in Absicht auf ihn so gründlich, daß ich mich wunderte, wie ihn noch einige für mehr, als Körper, halten konnten. Meine Beobachtungen hatten mich in den Stand gesetzt, daß ich eine Gesellschaft von

Maschi-

Maschinen zu ihm bringen konnte. Zu seiner noch größern Befriedigung bewies ich so gar, es gäbe selbst unter denen, welche sich Philosophen hießen, welche dafür gehalten würden, und also billig eine Seele haben sollten, Maschinen.

Die Gegenpartey hatte auch keine Ursache, sich über mich zu beschweren. Ich hatte nicht allein eingeräumt, es sey möglich, daß ein Mensch eine Seele haben könnte, sondern auch, daß derselbe bestimmt sey, eine zu haben. Ich hatte versichert, mir sey ausserordentlich viel daran gelegen, eine Seele zu haben. Ich setzte nicht mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß auch noch andre so denken würden. Es ist wahr, ich führte keine Beyspiele beseelter Menschen an, ob ich gleich genug Maschinen beschrieb. Allein darum leugnete ich das Daseyn derselben nicht. Ich hätte einen vertrauten Freund von mir beschreiben können, der ein rechtschaffner, kluger und tugendhafter Mann ist, und also gewiß eine Seele hat, wenn er mich damals nicht auf das ernstlichste ersucht hätte, seiner gar nicht zu gedenken, wie ich denn itzt nichts mehr von ihm sagen darf. Vor diesem Streite traute ich den meisten Menschen eine Seele zu, weil ich auf die wenigsten genau acht gab. Philosophen sind immer in sich gekehrt. Allein da ich mich in diese Materie einließ, so mußte ich mich nothwendig erst um Erfahrungen bemühen. Welch eine Menge von Maschinen entdeckte ich nicht! Ohne Zweifel war diese große Menge Ursache, daß ich vor derselben die geringere Anzahl von Seelenmenschen nicht sehen konnte. Es ist ja etwas be-

kanntes, daß man in unsern Zeiten Weisheit und Tugend da suchen muß, wo man sie billig suchen sollte.

Ich glaubte zwar hie und da einige beseelte Menschen zu bemerken; doch konnte ich damals nicht völlig gewiß werden, ob sie es auch wirklich wären. Wenn mich nun ein Schein geblendet hätte? Ich mußte aber hier überall, so viel mir nur möglich war, vorsichtig gehen. Seit der Zeit habe ich einige beseelte Menschen entdeckt, denen ich itzt durch ihre Beschreibung die Ehre geben will, die ich ihnen geben kann. Ihre Anzahl ist klein; allein man wird doch dawider nichts einzuwenden haben, daß ich zur Zeit nicht mehr habe finden können. Diese beseelten Menschen sind allein aus der Gegend, über die ich in gewissen Dingen eine Aufsicht haben muß. Ich wünsche nichts eifriger, als daß man weit mehr beseelte Menschen an andern, und zumal an großen Orten finden möge.

Als ich mich vor einiger Zeit Amts wegen in Wittersdorf, nicht weit von Lieberosa gelegen, befand, und mit der dasigen Gemeine etwas zu thun hatte, so bemerkte ich einen alten stillen Mann, der meiner Aufmerksamkeit würdig zu seyn schien. Ich erkundigte mich bey einigen aus dem Dorfe nach diesem Manne. Die meisten sagten: Er ist nun so für sich hin; er arbeitet und arbeitet, und erwirbt doch immer nicht viel; der Morgen ist nicht einmal angebrochen, so liegt er schon im Felde; ja gewiß der gute Andres hat sichs recht sauer werden lassen, und kömmt doch zu nichts. Es ist auch kein

kein Wunder, Herr; es ist gar gut, daß man den Armen giebt; aber wenn man selbst nichts übrig hat, und doch allen Armen geben will, = = = Wer kann ihm helfen? Wie es einer macht, so hat ers. Es war mir itzt nicht gelegen, über diejenigen, die mir diese Nachricht gaben, Untersuchungen anzustellen. Ich war bloß begierig, den mir beschriebnen Alten selbst genauer kennen zu lernen. Daß er nichts übrig hatte, und doch allen Armen gab, das hatte meine Aufmerksamkeit noch vermehrt. Ich hatte Gelegenheit, vertraut mit ihm zu werden, weil mich meine pflichtmäßigen Arbeiten nöthigten, wohl acht Tage in Wittersdorf zu verziehen. Ich sprach selbst mit ihm; ich gieng zu ihm in seine kleine Hütte, wo zwar alles dürftig, aber doch reinlich und ordentlich war. Ich gab ihm verschiedne Lobsprüche, auf welche er alle weiter nichts zur Antwort gab, als das: Herr, was er lobt, das muß seyn. Ich habe reiche Nachbarn in unsrer Gemeine bloß dadurch arm werden sehen, weil sie ihre Sachen nicht ordentlich gehalten haben. Ich will euch also nicht loben, weil ihrs nicht haben wollt, versetzte ich. Ja, Herr, das thue er; ich höre mich niemals gern loben; was einmal zu thun befohlen ist, das thue ich gern, wenn ich nur kann. Aber das kann ich euch doch nicht verhalten, fuhr ich fort, daß euch das ganze Dorf das gute Zeugniß giebt, daß ihr in eurer Arbeit auf dem Felde und im Hause recht fleißig, und fast gar ein wenig zu fleißig seyn sollt. Und das habe ich mit vielem Vergnügen gehört. Ich dächte, Herr, ich hätte es nöthig, fleißig zu seyn, war seine Antwort.

wort. Viel Feld habe ich nicht; meinem König will ich Steuern und Gaben richtig und zu rechter Zeit geben; ich bin nicht einmal gern im Dorfe etwas ſchuldig; viel Kinder habe ich auch. Indem er dieſes ſagte, ſo ſang ein Armer vor der Thüre. Er gieng ſogleich hinaus, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach, um das Bezeigen meines Alten gegen ihn zu beobachten. Er gab ihm einen Pfennig, und da der Arme klagte, daß er heute noch nicht gegeſſen hätte, ſo gieng mein freygebiger Andres geſchwind hin, und gab ihm noch ſo viel zu eſſen, als er zu Stillung ſeines Hungers brauchte. Und das that er alles mit einer recht guten Art. Als wir wieder in der Stube waren, ſagte ich: Ihr ſeyd ſehr freygebig, da ihr doch kein großes Vermögen habt. Ihr gebt doch nicht allen Armen einen Pfennig? Denn das Geld iſt auf dem Lande ſehr ſelten. Herr, gab er zur Antwort, ein Pfennig für die Armen muß immer da ſeyn; man muß es an einem andern Orte erſparen. Was ich ihnen gegeben habe, das hat mich noch in keine Schuld gebracht. Mein Vater ſagte mir immer: Mein Sohn, gieb allen Armen! Du wirſt wohl dabey fahren. Sein Wort hat mich nicht betrogen. Und was würde ich reicher ſeyn, wenn ich nun das wenige behielte, das ich den Armen gebe? Viel Kinder habe ich; Herr, das weis er; wie viel würde nun einmal, wenn ich alle die kleinen Allmoſen zurückbehalten hätte, ein Kind mehr von mir erben? Würden ſie wohl alsdann andre Hülfe nicht bedürfen? Ich weis wohl, daß mirs für übel gehalten wird. Ich denke aber; wer an-

dern

dern hilft, dem hilft man wieder. Ich habe meine Kinder zu allem Guten angehalten, und sie sind mir auch immer gehorsam gewesen. Deswegen hoffe ich, daß sie allemal Hülfe finden sollen, wenn sie sie brauchen. Freylich müssen sie immer so bleiben, wie sie itzt sind. Das war es ungefähr, was der ehrliche Andres zu mir sagte. Nachdem ich hierauf das Gespräch auf gleichgültigere Dinge gelenkt, und mich noch einige Zeit mit ihm unterhalten hatte, so verließ ich ihn voll Freude und Bewunderung. Welch ein Entzücken für mich, nach so langem Nachsuchen einen beseelten Menschen in Wittersdorf, und zwar in einer so schlechten Hütte entdeckt zu haben! Welch eine Seele! Ja gewiß eine Seele von der besten und vortrefflichsten Art! Hier habe ich die Philosophen, welche vielleicht noch einräumen, daß es Maschinenmenschen gebe, vor einem großen Irrthume bewahren wollen, worein sie leicht fallen können. Vermuthlich möchten sie die Maschinen am ersten und meisten auf dem Lande suchen. Was thun die Leute da; würden sie sagen? Zum Pflügen und Dreschen, zum Essen und Schlafen brauchen sie keine Seele. Abstrahiren, definiren, distinguiren, demonstriren, das können sie nicht. Was sie wissen, ist nur ein intuitivisches Erkenntniß. A priori wissen sie nichts. Wie können sie eine Seele haben? Mein Andres ist ein Beweis, daß man, ohne ein spekulativisches Erkenntniß zu besitzen, beseelt seyn kann. Es ist wahr, er kann die Mildthätigkeit nicht definiren, aber er kann sie ausüben, und sein Leben ist eine beßre Sittenlehre,

tenlehre, als das beſte Syſtem davon. Er hat deswegen in meinen Augen eine größre, weiſere und erhabnere Seele, als viele ſehr berühmten Philoſophen; das war ein Scholion für ſie.

In Raſchwitz, welches ebenfalls in meiner Gegend liegt, habe ich auch einen Menſchen mit einer recht edeln Seele kennen lernen; und der iſt ein Pachter. Ich bin davon durch viele große und einer Seele würdige Handlungen, die er gethan hat, überzeugt worden. Ueberhaupt iſt dieſer Pachter ein geſetzter, erfahrner, friedliebender und dienſtfertiger Mann. Doch ich will etliche edle Handlungen von ihm erzählen, die uns an ſeiner Seele gar nicht zweifeln laſſen. Es ſind wohl ſchon acht Jahre, daß ein kleiner armer Knabe von ungefähr ſechs Jahren vor ſeine Thüre kömmt, und ihn um eine Gabe bittet. Er betrachtet denſelben und fragt ihn verſchiednes; der kleine Knabe ſcheint ihm ſowohl Verſtand, als ein ehrliches Herz zu haben. Kurz, er entſchließt ſich ſogleich, weil er ſelbſt keine Kinder hat, und doch einiges Vermögen beſitzt, denſelben zu ſich zu nehmen. Er kleidet ihn ſogleich reinlich, hält ihn zur Schule, und wendet alles auf ihn, um der Republik ein nützliches Mitglied an demſelben zu erziehen. Sein edler Fleiß ſcheint mir auch von einem ziemlich glücklichen Erfolge zu ſeyn. Ich will, ohne Anmerkungen über dieſe Geſchichte zu machen, noch eine andre faſt eben ſo edle That von ihm erzählen, durch die er nicht lange nach der erzählten Begebenheit ſeine Seele wieder auf eine unſtreitige Art bewieſen hat. Er hat in unſerm kleinen Marktflecken

flecken einen Anverwandten, der damals einen kleinen Sohn, fast von dem Alter des kleinen armen Bettelknabens hatte. Ungeachtet der Vater keine Unkosten sich dauern läßt: So lernt sein kleiner Sohn dennoch nichts. Unser Pachter erfährt solches, geht zu seinem Anverwandten, und dringt so lange in denselben, bis er ihm seinen einzigen Sohn zu erziehen giebt. Welch eine Freude für ihn! Er läßt ihn gehörig unterrichten, hält, ungeachtet seiner vielen Arbeit, die genauste Aufsicht über ihn, und nimmt sich die Mühe, was beyde gelernt haben, mit ihnen zu wiederholen, und selbst noch hier und da aus seiner Erfahrung gute Lehren hinzuzusetzen! Hat man in den größten Städten von den Reichen und Vornehmen wohl gehört, daß sich viele, oder auch nur wenige, gegen ein armes unbekanntes Kind so großmüthig bezeigt hätten, und daß ihnen an der Erziehung der Kinder ihrer Verwandten so viel gelegen wäre? Mein Pachter hat das gethan; das ist gewiß! Hat er nicht eine Seele?

Nunmehr komme ich mit einer ungemeinen Freude auf einen Mann, der in einem solchen öffentlichen Amte stehet, welches einen jeden, der die Pflichten desselben gehörig erfüllt, besonders vor andern aller Hochachtung und Ehrerbietung würdig macht. Meinem Freunde, dessen ich im Anfange gedacht habe, habe ich meine Bekanntschaft mit diesem redlichen Lehrer zu danken. Ich habe nunmehr das Glück, sein Freund zu seyn, und darum will ich nichts mehr sagen, als was mir, ehe mir etwas von ihm bekannt war, mein Freund

von demselben in einem Briefe schrieb. Ich muß erst noch anmerken, daß ich mich nicht getraue, weder seinen Namen, noch den Namen seines Orts ganz anzugeben. Doch wenn ich sage, daß der seinige ein K, und der Name seines Orts ein G zum Anfange hat, so werden ihn vielleicht einige errathen können. Mein Freund schreibt mir also: **Unser K. ist ein alter grundehrlicher, frommer, christlicher Mann, und ein wahres Genie, welches sich wegen der noch finstern Zeit, wo er zu studiren angefangen, ohne fremde Hülfe selbst hat ausbilden müssen. Er ist ein erbaulicher, und, obgleich seine Reden nicht allezeit nach den strengsten Regeln der Beredtsamkeit eingerichtet sind, ein sehr rührender Prediger, ein ungeheuchelter und unscheinheiliger Christ, ein empfindlicher Mensch, und ein vernünftiger und angenehmer Gesellschafter. Er hat nunmehr seine dritte Frau, und von diesen Frauen noch acht Töchter und drey Söhne am Leben. Unter diesen Kindern ist noch eins ein Säugling. Sie sollten aber ganze Jahre da seyn, ohne an dem Verhalten der Kinder gegen die Mutter, oder an dem Bezeigen der Mutter gegen die Kinder zu merken, daß diese Kinder von drey Frauen gebohren sind. Sie können daraus schließen, daß sowohl die Mutter, als die Kinder, sehr gut geartet seyn müssen, und das sind sie auch so sehr, daß in dem Hause dieses Predigers der Gemeine mehr gute Exempel gegeben**

werden, als in den übrigen Häusern des Kirchspiels böse. Reich kann er wohl nicht seyn, denn er ist ein Prediger, und nicht geizig. Aber er ist doch so reich, als ich hoffe, daß alle rechtschaffne Männer seyn werden. Nämlich er hat viele Kinder, die er doch alle auf eine anständige Weise erhalten kann, ob er ihnen gleich kein großes Erbgut nachlassen wird. So gern ich hier schlösse; so will ich ihnen doch das Vergnügen vergrößern, welches ihnen unfehlbar mein Brief machen muß, und ihnen Luisen, die älteste Tochter, ganz kurz beschreiben. Muthen sie mir aber nicht zu, diese Beschreibung lang zu machen, denn das verbietet mir die Menge ihrer Verdienste, und überdieß verliere ich allzu viel, wenn ich nur eine Minute von ihrer Gesellschaft verliere. Könnte ich nur genug von ihrem Herzen sagen! Es ist, was man brav nennt, aufrichtig, offen, zärtlich, und auf eine fast mehr, als männliche Art, großmüthig. Sie erträgt die schwersten Zufälle standhaft, und sie hat Beweise davon gegeben. Sie ist mit allen Umständen zufrieden, und die beste Wirthinn. Sie fühlt das Schöne, und, wenn ihr Geschmack noch nicht der vollkommenste ist, so wird er es gewiß sehr bald seyn. Sie scherzt angenehm, und in ihrer Gesellschaft weis man nicht, ob es Zeit giebt, oder nicht. Ihr Gesicht, der Bau ihres Leibes, ihr ganzes Ansehn ist schön; ihre Hände besonders,

ob

ob man es ihnen gleich ansieht, daß sie arbeiten können. Doch ist ihr Herz immer noch schöner. Wie vollkommen wird dasjenige seyn müssen, das ihrer werth ist! Ich führe izt hier ein paradiesisches Leben, welches mir dadurch noch paradiesischer wird, daß Luise insonderheit eine Schwester hat, die ihr ähnlich ist, und Luisen auf eine ganz besondre und in meinen Augen entzückende Art liebt; von derselben aber auch wieder auf eine vorzügliche Art geliebt wird! Das ist die Beschreibung, die mir mein Freund von diesem Hause machte, und ich habe nun durch die Erfahrung gefunden, daß sie zwar richtig, aber noch sehr mangelhaft und unvollkommen ist. Doch dafür hat er sie selbst ausgegeben. Hier ist doch eine Familie voll Menschen mit Seelen, und zwar mit solchen Seelen, wie sie seyn müssen, wenn sie diesen großen Namen verdienen sollen. Wenn es nur mehr dergleichen Häuser gäbe, ich bin überzeugt, daß wir weniger Maschinen unter den Layen haben würden. Ich könnte freylich hierüber verschiedne Anmerkungen machen. Allein da ich, wie man sagt, ein Laye bin; so möchte ich vielleicht von vielen für einen Menschen ohne Tugend und Religion, und also für einen Menschen ohne Seele erklärt werden, wenn ich sagte, daß ich glaubte, in dem ehrwürdigsten Stande Menschen bemerkt zu haben, die gewiß Maschinen sind, und wie ich, nach ihrem Bezeigen, zu bekennen gezwungen bin, wohl noch etwas ärgers seyn mögen. Vielleicht aber

schweige

schweige ich, der Wahrheit zu Ehren, doch nicht ganz und gar.

Weiter habe ich, was mich anbetrifft, von beseelten Menschen noch nichts in Erfahrung bringen können. Unterdessen leugne ich nicht, wie ich schon gesagt habe, daß ihrer mehr seyn können. Ich habe in meiner ersten Schrift von dieser Materie eine vornehme und gewaltige Maschine beschrieben, deren Kenntniß ich eigentlich meinem Freunde zu danken habe, der von seinen Reisen her keine geringe Kenntniß der großen Welt besitzt. Ich wollte itzt gern auch einen Großen beschreiben, der durch eine Seele mit den edelsten Eigenschaften, und mit der göttlichen Begierde, diejenigen, so unter ihm sind, glücklich zu machen, seiner Geburt, seines Ranges, und seiner hohen Würden werth wäre. Allein mein Stand und mein Amt entfernt mich allzusehr von denen, die den Namen der Gewaltigen haben, als daß ich solche Untersuchungen mit ihnen anstellen könnte, die man anstellen muß, wenn man gewiß werden will, ob sie die Seele haben, die sie besitzen sollten. Aus der Geschichte weis ich einige. August in Rom hatte einen Agrippa und Mäcen. An dem Hofe des Nero war Seneca und Burrhus, und so lange ihnen dieser Kayser folgte, war er selbst ein Mensch mit einer Seele, obgleich mit keiner kayserlichen. So bald er aber ihren Rath verachtete, wurde er noch weniger, als eine menschliche Maschine, nämlich die Maschine eines Krokodills. Es ist wahr, daß man sagen kann; es könne sich in tausend und mehr Jahren sehr viel ändern, und sich sehr viel

ganz verlieren. Ich will aber doch lieber glauben, daß es dennoch auch itzt, da doch die entferntesten Zeiten immer mit einander eine Aehnlichkeit haben, unter den Großen einige geben wird, welche mit den ihnen anständigen Seelen ausgeschmückt sind. Allein ich kann keine Nachricht geben, wo sie sich befinden, weil ich keine Kenntniß von der großen Welt besitze. Alle beseelten Menschen, die ich vorhin beschrieben, und nach fast unglaublicher Mühe gefunden habe, sind weder von einem hohen Stande, noch reich, und wenn auch ihr Stand verehrungswürdig ist, so ist er es doch nicht in den Augen der Welt. Ich kenne in meiner Gegend, und auch in größern Städten, viele reiche Leute theils von einem etwas höhern, theils von einem mittlern Stande. Aber die Wahrheit zu gestehen, so habe ich gefunden, daß die meisten bloße Maschinen sind. Was die übrigen betrifft; so habe ich, ungeachtet alles meines Fleißes, doch noch nicht zur Gewißheit kommen können, ob sie Seelen haben, oder nicht. Es sind bey den Reichen, wenn sie auch Seelen haben, doch allzuviele Hindernisse, die einen Philosophen nicht bis zu denselben dringen lassen. Der Weg zu ihnen ist gar zu besetzt, ich weis nicht, sind es ausgestellte Wachen, oder nicht; wenn man nur etliche Schritte näher hin will, so wird man abgewiesen oder gar zurück gestoßen. Wenn Seelen da sind, so muß es ihnen selbst sehr schwer seyn, sich aus dem Chaos von Materie, womit sie umgeben werden, hervorzuarbeiten, und sich andern Seelen zu erkennen zu geben. Der Reichthum, den sie besitzen, ist ein Gefängniß für den Geist, und die meiste Zeit wird

dieses Gefängniß noch von den Schmeichlern bewacht. Wie wollen solche unglückliche Seelen durchkommen? Uebrigens hat mich die Erfahrung vieler Jahre gelehrt, daß es erstaunliche Mühe koste, bey dem Besitze eines großen Vermögens, seine Seele zu behaupten. Sie verliert sich gar zu leicht in Capitalien, Zinsen und andre solche Dinge, und wenn das geschieht, so ist der Besitzer des Reichthums ganz gewiß eine Maschine. Sollte es also Reiche mit vernünftigen und edeln Seelen geben, so müssen sie mir es verzeihen, daß ich sie nicht kenne, und nicht beschreiben kann. Wollen die Reichen mir selbst Beschreibungen von ihren Seelen einschicken, so können sie gewiß seyn, daß ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren und ihre Beschreibungen drucken lassen will. Diese Freyheit gebe ich hiemit überhaupt allen Personen beyderley Geschlechts, welche von sich glauben, daß sie keine Maschinen sind. Die Welt wird alsdann über ihre Beschreibungen ein unparteyischer Richter seyn.

Zweyter Abschnitt.

Worinnen die erste Schrift über diese Materie wider eine Beurtheilung derselben in den zu Zürch herauskommenden freymüthigen Nachrichten gerettet und mehr bestätigt wird *.

* Siehe den I. B. der Samml. V. S. von den Verfassern der Br. N. B. auf der 276. S. und das 37. St.

Man wird aus allem demjenigen, was ich gesagt habe, sehen, daß man gewiß die größte Ungerechtigkeit gegen mich begeht, wenn man aus meiner ersten Schrift die verhaßte Folge zieht, daß ich gar keine Menschen mit Seelen glaubte. Und gleichwohl ist eine so große Ungerechtigkeit öffentlich gegen mich begangen worden. Dieses hat auch gegenwärtige Arbeit zum Theil mit veranlaßt. Was mich, und wie ich hoffe, auch meine Leser in keine geringe Verwunderung setzen wird, so kömmt dieses ungerechte Bezeigen von keiner der streitenden Parteyen her, zwischen denen ich Schiedsrichter seyn wollen. Beyde Theile haben sich ruhig gegen mich verhalten. Der Sturm hat sich von den Alpen her wider mich aufgezogen. Diejenigen in Zürch, welche den vormaligen deutschen Witz aus Hochachtung gegen die Alten, die Franzosen und Engelländer angegriffen haben; diese haben auch mich angefallen. Ich hätte mir nichts weniger vermuthet, da ich öffentlich gesagt habe, daß ich bloß für einen Philosophen gehalten seyn will. Bald sollte ich auf die Gedanken kommen, daß sie eine philosophische Schrift in einer Sammlung sinnreicher Schriften nicht haben leiden können. Daß ich meine Schrift den Herren Verfassern der B. S. zuschickte, that ich in der besten Absicht. Man hat ihnen sehr oft Schuld gegeben, daß sie keine Phi-

37. St. der in Zürch herauskommenden Freymüthigen Nachrichten auf der 251. u. f. Seite, wo eine Beurtheilung der ersten Schrift über diese Materie befindlich ist.

Philosophen wären. Dasjenige, was sie schrieben, wäre nur Witz. Diese Vorwürfe kamen von Philosophen her. Ich hatte aber längst schon gemuthmaßt, daß die Herren Verfasser der V. S. Philosophen seyn möchten. Ich las deswegen diese Sammlung noch einmal recht aufmerksam und unparteyisch, und ich wurde überzeugt, daß ich richtig gemuthmaßt hätte. Kann man mehr von ihnen, als Ordnung und Deutlichkeit, und wo es nöthig ist, auch Gründlichkeit verlangen? Alle diese Eigenschaften fand ich bey ihnen. Denn ob ich mich gleich bestrebe, ein systematischer Philosoph zu seyn, so bin ich doch so unparteyisch, daß ich die systematische Lehrart nicht für die einzige philosophische Art zu denken halte. Doch das können die Herren Verfasser nicht leugnen, daß alles in ihren Sammlungen bloß praktisch ist. Es fehlt ihnen an Abhandlungen aus der höhern speculativischen Philosophie, zum Exempel, an Abhandlungen vom Raume, von dem Grundwesen der Dinge, und andern solchen schweren Materien. Diesem Mangel wollte ich abhelfen und schickte ihnen deswegen meine Gedanken über die Frage zu, ob der Mensch eine Maschine sey. Nun haben sie doch auch etwas aus dem schweren Theile der Weltweisheit; denn die Philosophen halten die Moral für den leichtesten. Jedoch mein Dienst, den ich der Sammlung der V. S. erwiesen habe, hat nur in Zürch keinen Beyfall gefunden. Man hat mich angegriffen. Ich könnte nun, wenn ich nicht gern überall redlich seyn wollte, meinen Lesern viele Vorurtheile wider die Herren Zürcher beybringen. Ich könnte zum

Exempel ſagen: Es gäbe viele, welche von ſich feſt glaubten, daß ſie große deutſche Dichter, Kenner und Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften wären, und dieſe eben hätten die zürchiſchen Kunſtrichter ohne alle Scheu und Ehrfurcht vor ihrem Rufe, vor ihren Würden und Titeln angefallen, und wohl gar lächerlich machen wollen. Sie hätten ſo gar verſtorbne Dichter, und wenn ſie auch Hofräthe, und wer weis was geweſen ſeyn ſollten, angegriffen. Ich könnte ſagen, daß ihnen von einer großen Menge in der Republik der deutſchen Gelehrten Schuld gegeben würde, ſie hätten durch die Engelländer, Franzoſen und auch einige deutſche Dichter, die doch niemand verſtünde, und von deren Verſen man nicht einmal wüßte, ob es Verſe wären oder nicht, den guten Geſchmack verderbt. Geſetzt, ich ſagte dieſes wider mein beßres Wiſſen, ſo könnte ich es doch ſagen. Aber nein, ein Philoſoph greift zu beſſern Waffen. Nur darüber muß ich noch eine Anmerkung machen, daß ſie ſagen: **Sie wollten meine Schrift nicht aus ihrer Dunkelheit ziehen.** Das müſſen ſie doch bey ihren Schriften auch nicht thun wollen. Es wird auf keinen Schulen über dieſelben geleſen, obgleich itzt überall auf denſelben Dichtkunſt und Beredtſamkeit gelehrt werden ſoll. Und ob mir gleich ihre kritiſchen Schriften gefallen; denn ich bin ſelbſt gegen meine Feinde unparteyiſch, ſo höre ich doch nicht, daß viele neue Auflagen davon gemacht würden. Was hingegen die vielen Bücher der oben erwähnten großen Leute betrifft; ob ſie es wirklich ſind, oder nicht, das habe ich nicht unterſucht; ſo höre ich, daß ſie gar nicht in der Dunkel-

Dunkelheit bleiben, sondern mehr als zu häufig den Tag sehen sollen. Bleibt also meine Schrift in der Dunkelheit, so widerfährt ihr kein schlimmres Schicksal, als den Schriften meiner Widersacher.

Ehe meine Gegner sich zur Beurtheilung meiner Schrift selbst wenden, so wollen sie mir gern meinen Namen und den Ort meines Aufenthaltes absprechen, und belegen mich mit der verhaßten Benennung eines **verkappten Siegfrieds von Lieberrosa.** Das ist nun zu boshaft, als daß ich dazu ganz stillschweigen kann. Ich weis nicht, warum ich nicht Siegfried heißen soll? Und zweifeln sie denn etwa gar, ob es ein Lieberrosa in Sachsen giebt? Sollten sie keine Charte von Sachsen in der Schweiz haben? Es haben wohl eher deutsche Gelehrte, die unstreitig doch wohl von den Rechten eine Kenntniß haben müssen, bloße beurtheilende Schriften als Injurienschriften angesehen. Warum betraf aber diese an sich unschuldigen kritischen Schriften dieses so schreckliche Schicksal, daß man sie als Injurienschriften, oder als Schriften wider den Staat verdammen lassen wollte? Darum, weil entweder kein Name, oder doch ein offenbar erdichteter Name vor denselben stund. Sollten wohl meine Gegner die boshafte Absicht gehabt haben, mich etwan auch in diese Gefahr zu bringen? Doch ich will großmüthig seyn, und nichts mehr davon sagen. Genug Lieberrosa existirt, ich existire auch, und alle unsre Einwohner sollen es bezeugen, wenn es die Noth erfordern sollte, daß ich **Siegfried** heiße, und auch nicht das niedrigste

Amt bey ihnen bekleide. Doch vielleicht schließen sie es schon aus demjenigen, was ich weiter oben gesagt habe.

Nunmehr treten meine Gegner einen Schritt näher zu der Materie, obgleich wie mich dünkt, sehr furchtsam, oder vielmehr mit einem unruhigen Gewissen. Sie machen mir ein Verbrechen daraus, daß ich mich während des Streites selbst, ob **nämlich der Mensch eine Maschine sey**, neutral verhalten habe, und ziehen die boshafte Folge daraus: **Ich selbst sey meinem vornehmern Theile, meiner Seele nämlich, ungetreu geworden.** Sie würden, wenn sie sichs nicht einmal vorgenommen hätten, meine Schrift in ihrer Dunkelheit zu lassen, sich auch aus meiner ersten Schrift zur Gnüge haben überzeugen können, daß mir mein vornehmerer Theil außerordentlich lieb seyn müsse. Ich bin also gezwungen, die Absicht meiner damaligen Neutralität etwas umständlicher zu entdecken. Die Schuld der Weitläuftigkeit komme über meine Gegner! Die erste Ursache steht gleich im ersten Perioden dieser Fortsetzung. Die andre und wichtigste Ursache war meine Furcht, daß die Maschine*, die den ganzen Streit veranlaßt hatte, wenn ich sie im Streite selbst in andre ruhigere Bewegungen zu setzen suchen wollte, noch weit gewaltsamere und unordentlichere Bewegungen machen möchte. Ist sie doch nach der Zeit, da ihr ihre Gegner, den edlern Theil geben wollen, in eine neue noch schrecklichere Unordnung gerathen.

* Nun weis man auch, daß sie den Namen de la Mettrie hat.

gerathen. Sie hat nämlich ein Schreiben an ihren Geist hervorgebracht. Ein Schreiben einer Maschine an ihren Geist! Kann etwas maschinenmäßiger seyn? * Wäre in einer Seele so etwas widersprechendes möglich? Dieses Schreiben hat so gar alle ihre Gegner überzeugt, daß sie wirklich keine Seele haben müsse. Meine Furcht hat mir also so gar die Möglichkeit vorgestellt, daß die **Maschine**, wenn man weiter an ihr künsteln und bessern wollte, wohl gar ein Mittelding von Maschine und Geist werden könnte, und das müßte ein schreckliches Ungeheuer seyn. Da sind mir denn das menschliche Geschlecht, und selbst die nicht so gar schlechten Maschinenmenschen unter demselben noch zu lieb dazu.

Nunmehr trifft der Sturm meiner Tadler die Abhandlung endlich selbst, und geht auf den gänzlichen Umsturz derselben, und der Ehre ihres Verfassers. Doch dieser Sturm wird sich nun legen. Das Fürchterliche, was sie vorbringen, besteht darinnen. Sie schreiben mir ein Geständniß zu, daß ich mich den Satz: **Es gebe Menschen mit Seelen, gar nicht zu beweisen getraute, und ich nähme ihn nur an, weil mir an der Wahrheit desselben allzu viel gelegen wäre.** Und was folgt aus meinem Geständnisse? Weiter nichts, als daß ich damals, als ich meine erste Abhandlung schrieb, noch keine Beyspiele von beseelten Menschen anzuführen wußte. Es ist überhaupt etwas überflüßiges zu beweisen, daß es

* Die bekannte Epitre à mon Esprit.

Menſchen mit Seelen geben kann. Denn wer wirklich eine Seele hat, der wird ihr Daſeyn gleich fühlen, und dieſes Gefühl wird es ſo gleich dahin bringen, daß ihm allzu viel an ſeiner Seele gelegen iſt, als daß er ſelbſt ſich den geringſten Zweifel dagegen machen ſollte. Und das iſt natürlich; wer ein großes Gut beſitzt, dem iſt es lieb. Diejenigen, welche dieſes Gefühl einer Seele nicht haben, ſind unſtreitig Maſchinen. Warum ſoll man es ihnen beweiſen, daß es Menſchen giebt, die neben dem Leibe auch einen vernünftigen Geiſt beſitzen? Was können meine Gegner hierauf antworten?

Doch dabey bleiben ſie nicht ſtehen. Sie fangen an wider mich zu behaupten, mein Satz: **Daß ſo viele Menſchen Maſchinen ſind, könne mit dem andern Satze: Der Menſch könne eine Seele haben, unmöglich beſtehen. Folglich ſey es eben ſo viel, als ob ich das Daſeyn der Seelen überhaupt, und alſo auch der meinigen leugne. Und ſie, meine Gegner, wären auch überzeugt, daß dieſes meine wahre Meynung ſeyn müßte.** Hier nun muß ich auf einige Zeit die heitre Stirn ablegen, die ich bisher ſtets zu erhalten geſucht habe, um nicht auch, gleich den ganz alten Weltweiſen, mit finſtern Runzeln der Philoſophie Schande zu machen. Ich bitte meine Leſer um ihre ganze Aufmerkſamkeit, und um ihre Vergebung, wenn ich nunmehr mich gezwungen ſehe, meiner Gegner wegen einige Zeit meiſtentheils mit den Ausdrücken der Schule zu reden. Ich muß, da ſie mit Er-

fahrungen nicht zufrieden sind, theoretisch demonstriren, daß beyde Sätze: **Es gebe Menschen mit Seelen, und Menschen ohne Seelen,** vollkommen wahr sind. Ich will also bloß mit meinen Gegnern reden; die Leser mögen die Zuschauer und Richter unsers Kampfes seyn.

Ich will also mit Ihnen, meine Herren Gegner, reden, und ich werde Ihren entscheidenden Ton vom weiten nachahmen; denn sie sollen sehen, daß ich systematischer seyn werde, als sie gewesen sind. Ehe ich Ihnen die Gründe meines Lehrgebäudes sagen kann, so müssen sie erst mit einigen Erklärungen bekannt werden, die Sie billig aus so vielen andern Lehrbüchern wissen sollten. Verstehen nicht die allermeisten Philosophen in unsern Tagen; merken Sie es wohl, daß Sie alle ihre Begriffe dem bloßen Nachdenken und keiner erhabnern Anleitung verdanken wollen; verstehen sie nicht alle unter der Seele ein Wesen, dessen Grundeigenschaften Verstand, Wille und Freyheit sind? Den Verstand, sagen sie sodann, nennen wir eine Kraft der Seele, sich von allen Dingen die gehörigen und richtigen Vorstellungen zu machen, um zur Wahrheit zu kommen; der Wille ist eine von der Seele unzertrennliche Kraft, nach demjenigen zu trachten, was ihr zuträglich ist, und wirkliche Handlungen vorzunehmen, alles in Absicht auf ihre Glückseligkeit; die Freyheit ist eine Kraft der Seele, ihren Willen nach Gefallen auf diese und jene Weise zu lenken, wie es derselben am anständigsten ist. Nun nehme ich aus diesen Philosophen noch folgende Erklärung des Men-

schen

ſchen an: Der Menſch iſt ein Ganzes, das aus einem organiſirten Körper, (das iſt die Maſchine) und aus einer vernünftigen Seele beſteht. Sehen Sie, das ſind alles Sätze der neuen Philoſophen, die am meiſten in ihren Schriften von ihrer Seele, von ihrer Vernunft und Tugend reden, und alle die aus ihnen angeführten Sätze demonſtrirt haben wollen. Wie beſtimmt drücken ſie ſich nicht aus? Die Seele iſt das; die Seele hat die Kraft; der Wille trachtet nach der Glückſeligkeit, er thut alles, was er thut, in der Abſicht auf dieſelbe. Sie hüten ſich auf das ſorgfältigſte, etwan folgenden Ausdruck zu gebrauchen. Die Seele ſollte dieſe Kraft haben; der Verſtand ſollte die Wahrheit zu erkennen ſuchen; der Wille ſollte alles um ſeiner Glückſeligkeit willen thun. Ich will Ihnen, meine Herren Gegner, noch mehr ſagen. Dieſe Philoſophen halten folgenden Satz für einen unleugbaren Grundſatz: **Der menſchliche Verſtand iſt von Natur richtig, er hat in ſich ſelbſt die nöthige Kraft, die Wahrheit zu erkennen, und ſie vom Irrthume zu unterſcheiden, zumal in Dingen, die ſeine Pflichten angehen, und die Menſchen zu einem rechtſchaffnen, tugendhaften und ruhigen Leben bringen ſollen** *. Ich aber

* Dieß ſind die eignen Worte eines der neuſten Philoſophen des Herrn J. J. Burlamaqui in ſeinen Grundſätzen des Naturrechtes, die nur 1747. zu Genf herausgekommen. Siehe auch Nouv. Biblioth. germanique T. V. part. I. p. 69. 70. Siegfried von Lieberroſa. Ich muß anmerken,

aber brauche nicht einmal so weit zu gehen. Ich darf mich gar nicht darauf einlassen, ob eine Seele alle die von den Philosophen angegebnen Eigenschaften wirklich und in der von ihnen angegebnen Vollkommenheit, und ferner, ob sie dieselben von Natur hat. Genug, wenn sie dieselben haben soll. Höhere Lehren, als die Lehren der Philosophen, widersprechen ihnen sehr. Doch ich eile zur Erläuterung dieses Absatzes.

Auf diese Sätze solcher Philosophen, die man einmüthig in der Republik für groß, oder zum wenigsten für gründlich erklärt hat, könnte ich mein ganzes System gründen. Denn wenn derjenige, welcher, den Augen nach, das Ansehen eines Menschen hat, die von den Philosophen angegebnen Merkmaale eines Menschen nicht besitzet, und ich vielmehr Dinge an demselben finde, welche jenen Merkmaalen gerade entgegen sind, so ist ja ein solcher nach den Erklärungen der Philosophen, kein beseelter Mensch, sondern wirklich bloß ein organisirter Körper in Bewegung, oder, einen gleichgültigen Ausdruck zu gebrauchen, nur eine menschenähnliche Maschine; und nennt man sie noch Mensch, so

ken, daß der Herr Siegfried folgende Worte weggelassen: Wofern er anders seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf richtet. Vermuthlich hat er sie für ganz überflüßig gehalten. Denn wenn der Mensch nach den Sätzen der meisten neuern Philosophen von Natur alle diese Kräfte nothwendig hat, so muß nothwendig auch Sorgfalt und Aufmerksamkeit darinnen liegen. Der Herausgeber.

so hat es in der That keine andre Bedeutung, als eine menschliche Maschine. Kann ein Schluß wohl richtiger seyn?

Ich will Ihnen also einen gewissen Richter beschreiben, den ich kenne, und den man an dem Orte, wo er sich aufhält, durchgängig so nennt. Ich weis gewiß, daß Sie am Ende der Beschreibung sagen werden, es gebe solche ähnliche Geschöpfe in allen Ländern, und auch unter Ihrer Nation. Dieser Richter nun thut weiter nichts, als daß er, so bald die gewöhnliche Gerichtsstunde schlägt, in das öffentliche Zimmer, wo Gericht gehalten zu werden pflegt, zuweilen geht, oder sich tragen oder fahren läßt, es müßte ihn denn ein noch nicht entwichner Rausch in Unordnung gebracht haben. In diesem Zimmer setzt er sich in den obersten Stuhl, nachdem er den Beysitzern einige Complimente gesagt hat, die er alle Tage nach einander in eben der Ordnung, und mit eben dem Tone sagt. Darauf beobachtet er ein tiefes Stillschweigen; er müßte denn zuweilen ein ungeschicktes Ja oder Nein vorbringen; mit einigen nichtsbedeutenden Minen husten, oder die Acten in die Hand nehmen, und wieder hinlegen. Ist endlich die Zeit, welche zum Gerichte bestimmt ist, bald verflossen, so nickt er mit dem Haupte, worauf ein gewisser andrer Beysitzer aufsteht, und mit einer vom Richter unbeantworteten Verbeugung ungefähr sagt: Ein edler Richter hat dieses oder jenes beschlossen; oder er will, daß die Sache zu fernerer Ueberlegung genommen werden soll. Ich weis aber aus den sichersten Nachrichten, daß er auch davon, wenigstens seit vielen Jahren,

ren, nichts weis. Wenn diese Handlung vorbey ist, so steht dieser edle Richter auf, geht mit einigen Verbeugungen vor den übrigen vorbey, und begiebt sich sodann entweder zu Fuße, oder in der Sänfte oder in der Kutsche in sein Haus. Kann ich nun, wenn wir die Erklärungen und Sätze der Philosophen nur zum Theile annehmen, einen andern Schluß machen, als daß dieser Richter eine Maschine, und noch dazu eine sehr unthätige Maschine, seyn müsse? Wo findet man die geringsten Spuren einer Seele, die von Natur schon so viele herrliche Eigenschaften hat? Wo ist **der Mensch** bey ihm, das ist, das Wesen, das neben einem organisirten Körper auch eine vernünftige Seele besitzt? Erfüllt er die Pflichten, wozu der Mensch einen richtigen Verstand mit der nöthigen Kraft, sie zu erkennen, und einen Willen mit der nöthigen Kraft, sie zu thun, hat, weil eben die Erfüllung dieser Pflichten seine Glückseligkeit ausmacht? Antworten Sie mir also, meine Herren Gegner.

Unterdessen wollen wir weiter gehen, und ich will Ihnen zeigen, daß ich mein System auf sehr feste Gründe gebaut habe, die ich in meiner ersten Schrift nicht anführen wollte, weil ich glaubte, die angeführten Erfahrungen und Exempel würden nicht leicht einen Zweifel wider meine Meynung aufsteigen lassen. Ich will Ihnen der Kürze wegen nur zween Grundsätze sagen, worauf sich meine Abhandlung stützen kann. Der erste Grundsatz ist dieser: **Wo man zur Erklärung gewisser Wirkungen und Erscheinungen keine Ursache braucht, die eigentlich nur größre und** **erha-**

erhabnere Wirkungen, als jene sind, hervorbringen muß, und eine geringere Ursache da ist, woraus jene hergeleitet werden können; da muß ich die höhere und nicht die geringere Ursache annehmen. Dieser Satz und der folgende sind von solcher Wichtigkeit, daß ich alle beyde durch die Erfahrung erläuterrn und bestätigen will.

Gertrud, die ihrer Jahre wegen eine von den eingezogensten Matronen seyn sollte, solches aber durchaus nicht seyn will, kleidet sich in ihrem höchsten Winter mit allen Farben des Frühlings, in die sich nur die jüngste Phyllis kleiden kann. Sie thut alles das, was Selinde thut, deren Abbildung ich in meiner Arbeit gemacht habe. Ist sie aufgestanden, so setzt sie sich auch gleich an den Nachttisch; sie wählt eben so lange, als Selinde, über einem Bande; sie studirt noch länger auf die Minen, die sie ihrem Gesichte geben will; es ist unstreitig, daß sie es nicht sehen und wissen muß, wie fürchterlich ihr ganzes Ansehen ist. Sie erscheint in allen Schauspielen, Concerten, und großen Gesellschaften, und es scheint, als habe sie ein Recht, zu verlangen, daß man überall mit Vergnügen auf sie sehen soll. Die erstorbnen Augen wollen frey und feurig, die eingefallnen und, aller Schminke ungeachtet, runzelvollen Wangen wollen voll Anmuth seyn. Die Bewegungen ihrer Hände, die sehr wohl thäten, wenn sie sich versteckten, wollen bezaubern. Sie redet, wie Selinde, von Moden, von Bändern, von den Kleidungen andrer Frauenzimmer, und so gar von Bällen und Redouten.

douten. Und davon redet der frauenzimmerliche Schatten, Gertrud, deren Beschäfftigungen uns überreden sollten, sie sey eine junge achtzehnjährige lebendige Puppe; deren Gesicht hingegen, so stark es nur kann, uns beweist, daß sie eine siebzigjährige Maschine sey? Kann ich sie wohl nach dem kurz vorher angeführten unläugbaren Grundsatze anders nennen? Sollte die Seele, die zu so erhabnen Handlungen bestimmt ist, eine Ursache so lächerlicher und nichtswürdiger Handlungen seyn? Hätte sie eine Seele nach unsrer Erklärung, so würde sie, zumal da alle Seelen mit der Zeit an Vollkommenheit noch wachsen, ganz gewiß glauben, es sey ihrem Adel entgegen, ihren geringern Theil noch für schön zu halten, wenn ihn das Alter aller Anmuth und alles Glanzes der Jugend beraubt hat? Sie würde zu sich selbst sagen: Wenn ich durch meine Ernsthaftigkeit, durch meine Eingezogenheit, und dadurch daß ich mir die Ergetzlichkeiten verweigere, die nur gewissen Jahren, den meinigen aber nicht gehören, mein wahres Alter aufrichtig gestehe: So werde ich in den Augen der Klugen nicht so alt seyn, als wenn ich meine Jahre läugnen, und mich mit Gewalt in die Jugend zurück drängen wollte. Mir scheint also eine beseelte Gertrud etwas widersprechendes zu seyn. Da alles das, was sie thut, so gar sehr einförmig ist, und sie wenigstens von ihrem achten Jahre an nichts anders gethan hat, so kann man sie ohne Bedenken zu den Maschinen zählen. Ein junger und ein alter Pavian wird fast alle Bewegungen und Stellungen ihres Leibes mit der größten Aehnlichkeit nachahmen, und ein

Papogoy alle ihre nichts sagenden Gespräche lernen und nachplaudern können. Ein deutlicher Beweis, daß **Gertrud** eine Maschine ist; sie hat vor dem Pavian und dem Papogoy nur den Vorzug, daß ihre Maschine zugleich solche, eigentlich nur den Pavianen anständige Bewegungen, und zugleich auch Gespräche, die sich am besten für den Papogoy schickten, hervorbringen kann. **Gertrud** erläutert also den ersten Grundsatz zur Gnüge.

Ich komme zu meinem andern eben so unläugbaren Grundsatze. **Wenn zwey ganz verschiedne Dinge, von denen eins edler, das andre geringer ist, ein wirkendes Ganzes ausmachen sollen, so muß nicht allein die genauste Verbindung unter ihnen seyn, sondern der edlere Theil muß die Wirkungen des geringern allezeit ordnen, und selbst mehr wirken, als dieser.** Die Seele ist der edlere Theil; ich berufe mich auf die oben von den Philosophen angenommne Erklärung derselben; der organisirte Körper ist die Maschine und der geringere Theil. Sehe ich nun in allem demjenigen, was der Körper vornimmt, gar keine Spur von der Verbindung der Seele und keine Mitwirkung mit demselben, so muß derjenige, in dem ich eine Seele hätte suchen können, eine bloße Maschine seyn. Philosophire ich nicht so strenge, als man es nur verlangen kann?

Alfons, ein Bürger und Künstler, dessen Aufenthalt ich nicht nennen will, weil es anderswo, als in unsrer Gegend, mehr **Alfonse** geben kann, besaß sonst ein gutes Vermögen, welches er geerbt

und erheirathet hatte. Allein dadurch, daß er seine Kunst gar nicht treibt, ist dasselbe weit über die Hälfte verringert worden. Denjenigen Theil vom Vormittage, welchen sein Schlaf übrig gelassen hat, ist er schläfrig und verdrossen, so lange bis der Tisch gedeckt wird. Man kann also leicht denken, daß er in dieser kurzen Zeit nichts arbeitet. Der gedeckte Tisch heitert ihn auf; aber immer müssen es die besten Gerichte seyn, welche vielleicht die reichsten Personen vom Stande nur bey gewissen Gelegenheiten haben. Ein guter Wein muß nicht fehlen; doch das ist wahr; Weib und Kinder, deren er, wo ich nicht irre, schon sechs an der Anzahl hat, sind von dem Genusse der guten Gerichte und des Weins allezeit ausgeschlossen, und sein Gesinde mag sehen, wie es satt wird. Man weis nicht, daß er bey Tische reden sollte, er müßte denn, wenn ihm die Speisen nicht völlig nach seinem Geschmacke sind, seiner Frau Verweise geben, wie sie der unterste Pöbel giebt. Darauf geht er entweder in Spielgesellschaften, oder in Weinhäuser. Sein Körper ist nicht fähig, allzuvieles starkes Getränke zu ertragen; täglich kömmt er also betrunken zu Hause. Thut er nun einen falschen Tritt auf der Gasse; so trifft seinen ältesten Sohn, der an der Thüre seines Hauses wartet, ganz gewiß seine Hand, die sich itzt weit heftiger, als sonst bewegt. Wird er auf der Treppe wieder so unglücklich seyn, daß er noch einen Fehltritt thut, wie unglücklich ist seine Frau! Wie unzählige Scheltworte und ungegründete harte Vorwürfe donnern alsdann auf sie! Dieses hält nun an, bis er in dem weichsten

Bette liegt, und eingeschlafen ist, welches denn, zum Glücke seines Weibes, gemeiniglich sehr schnell zu geschehen pflegt. Wo sieht man hier in allen diesen Bewegungen des Körpers die Spuren einer Verbindung mit einem so edlen Theile, als die Seele ist? Viel weniger sieht man Spuren einer Mitwirkung derselben! Widersprechen nicht solche Handlungen unserm Begriffe von der Seele ganz offenbar? Was soll ich also für einen andern Schluß nach dem obigen Grundsatze aus dem Bezeigen des **Alfons** machen, als daß er keine Seele haben müsse.

Ich will dieses noch durch einen Mann erläutern und bestätigen, von dem man mit allem Rechte eine Seele vermuthen kann, weil er ein Amt führt, das uns mit größern und erhabnern Wahrheiten bekannt macht, als noch nie ein Philosoph gelehret hat; ein Amt, welches in meinen Augen ewig das wichtigste und das verehrungswürdigste seyn wird, wenn ihm auch gleich ein gewisser äußerlicher Glanz fehlt, der zwar viel zu versprechen scheint, die meiste Zeit aber unsre Hoffnung betrügt. Dieser Mann also, der ein so erhabnes Amt bekleidet, und deswegen billig eine Seele haben sollte, erfüllt die Pflichten desselben auf eine so frostige Art, daß ich die Mitwirkung einer Seele dabey ganz nicht hoffen und vermuthen kann. Unmöglich kann ein Geist, wenn er auch nur die geringsten guten Eigenschaften besitzt, bey dem Vortrage der besten und erhabensten Lehren kalt und ungerührt bleiben. Nein, er wird gewiß die schönen, und edeln Empfindungen, und die feurigen

und

und lebendigen Bewegungen eines von solchen Wahrheiten ganz begeisterten Herzens dem mündlichen Vortrage, den Mienen des Gesichtes, und dem ganzen äußerlichen Ansehen seines Leibes mittheilen. Er wird hier gleichsam aus seiner verborgnen Wohnung hervorgehen, und sich unsern Augen in seiner Vortrefflichkeit sichtbar zeigen. Allein ich kann mich nicht erinnern, daß ich an dem Manne, der sein Amt nicht haben sollte, auch nur ein einziges mal bey dem Unterrichte seiner Untergebnen eine Seele hätte erblicken können. Diese beschweren sich, daß sie nichts von ihm hörten, was nicht in gewissen Büchern, die sie selbst besitzen wollen, von Wort zu Wort stünde. Ein Lehrer mit einer Seele, ich verlange wieder nicht die vollkommenste, wird außer den öffentlichen Geschäfften seines Berufs auch daheim kein geringes Vergnügen an der Betrachtung derjenigen Wahrheiten finden, die er verkündigen muß, und diese Beschäfftigung muß seine Seele nothwendig noch vollkommner machen, als sie schon ist. Jedoch derjenige, von dem ich rede, muß dieses Vergnügen nicht kennen. Denn so bald er von den öffentlichen und nothwendigen Verrichtungen seines Amtes frey ist, so thut er weiter nichts, als daß er seine Einkünfte berechnet, in seiner Wohnung mit einem Auge, das scharf sehen will, überall hin und her schleicht, oder ganze Tage mit seinem Knechte auf seinen Feldern zubringt. Was verbindet mich nun, zu glauben, daß dieser Mann eine Seele habe? Ich gebe ihm also den Namen einer Maschine so lange ohne Scheu, bis mir jemand einen

andern Namen angiebt, der ihm noch mehr zukömmt.

Mein Syſtem iſt nunmehr auch durch theoretiſche Gründe befeſtigt; ich dürfte daher die übrigen Einwürfe gar nicht beantworten. Jedoch um Sie, meine Herren Gegner, ganz auf meine Seite zu bringen, will ich ſolches in aller Kürze thun. Sie ſagen: **Mein Lehrgebäude ſey unbegreiflich.** Das mag es ſeyn, aber wenn ich bey allen den Menſchen, von denen ich bewieſen habe, daß ſie Maſchinen ſeyn müſſen, das Daſeyn einer Seele glauben ſoll, ſo iſt mir ſolches noch viel unbegreiflicher. Soll ich glauben, ein gewiſſer Ehemann ſey beſeelt, dem ſeine noch kleinen, aber überaus wohlgebildeten und liebenswürdigen Kinder ſogar gleichgültig ſind, daß ihn ihr ſchwächſtes Gewimmer aus dem Hauſe jagt, daß er deswegen die beſte Frau, ſo lange ſie ihre Kinder ſelbſt noch ſäugt, ſelten und ungern beſucht; wofern ſie ſich nicht etwa ſelbſt noch einigemal zu dem Unempfindlichen hindrängt; daß er ſeine Kinder, von denen eins noch kein völliges Jahr, das andre nur etwas über einen Monat alt iſt, in ihrem Leben noch nie auf ſeinem Arme gehabt, und kaum dreymal oder viermal mit einem froſtigen Geſichte angeſehen hat? Soll ich, ſage ich nochmals, glauben, daß dieſer Ehemann, der überdieß wenig oder gar nicht für die Erhaltung ſeiner Frau und ſeiner Kinder ſorgt, eine Seele habe? Muß ich da nicht etwas glauben, das weit unbegreiflicher iſt, als wenn ich glaube, daß er eine Maſchine ſey, die keine Empfindungen der Seele hervorbringen

gen kann? Der alte weise Cato hatte das ernsthafteste Ansehen, und man hätte ihn, nach seinem Aeusserlichen, für ganz unempfindlich in seiner Ehe halten sollen, da er überdieß ein Stoiker war; und dieser Cato hielte es für eine größre Ehre, ein zärtlicher Ehemann und Vater, als ein römischer Senator zu seyn. Ja er schämte sich nicht, seine Kinder selbst einzuwickeln, sie auf seinem Arme zu tragen, und alsdann mit ihnen zu spielen, wenn er sich vielleicht kurz vorher mit den wichtigsten Angelegenheiten der Republik beschäfftigt hatte. Das ist in meinen Augen ein beseelter Ehemann und Vater! Und jener Ehemann soll auch eine Seele haben? Das ist gewiß unbegreiflicher, als wenn ich sage, daß er keine hat? Doch vielleicht ist die Zärtlichkeit und liebreiche Sorgfalt eines so weisen und ernsthaften Cato gegen sein Weib und seine Kinder den heutigen beseelten Menschen weniger anständig und rühmlich. Ich muß dieses sagen; obgleich ein Philosoph sonst nicht spottet, noch aus seiner Gelassenheit zu setzen ist. Eben so unbegreiflich ist mirs, wenn man diejenigen vornehmen Frauen (oft sind sie solches nicht einmal) für beseelt erklären kann, welche ihre Kinder gleich nach der Geburt elenden Weibsbildern übergeben, daß sie an ihnen die Stelle einer Mutter vertreten sollen; Mütter, welche darauf sich weiter um diese Kinder wenig bekümmern, und welche alles dieses blos darum thun, damit sie desto eher wieder in ihren bunten Kleidungen öffentlich erscheinen, und das, was ihr Mann gern hätte, nicht thun; damit sie die Hälfte des Tages und die Hälfte der Nacht

hindurch entweder mehr als ihr Vermögen, dem Spiele aufopfern, oder die Zeit auf Bällen, bey Maskeraden oder wohl gar vor fremden Wochenbetten zubringen können. Solche Mütter, welche nicht eine von den Empfindungen haben, die auch den unvollkommensten mütterlichen Seelen so gar eigen sind, können unmöglich Seelen haben. Ich kann ihre Unempfindlichkeit gegen ihre Kinder weit leichter begreifen, wenn ich annehme, daß sie Maschinen sind. Denn sie thun noch weniger, als Thiere gegen ihre Jungen thun, die von der Sorgfalt ihrer Alten nicht eher verlassen werden, als bis sie zu einem gewissen Alter gekommen sind, wo sie sich selbst erhalten können. Eher will ich noch den Thieren die Ehre erweisen und sie nicht für Maschinen halten, als solchen Frauen die Würde beseelter Mütter einräumen. Ich muß mir hier, meine Tadler, die Freude machen, und Sie noch mehr in die Enge treiben. Also ist Ihnen begreiflicher, daß Menschen beseelt sind, die ihr ganzes Leben hindurch weiter nichts thun, als daß sie beständig nur Reime ohne Gedanken mit Mühe zusammen häufen, sich verlachen sehen, und dann wieder Gedankenlos reimen? Ferner ist es ihnen begreiflicher, daß Menschen beseelt sind, die weiter gar nichts thun, als alles ihr Vermögen auf eine Art, die sie und andre nicht einmal vergnügt macht, ohne die geringste Ueberlegung verschwenden, vermuthlich um recht geschwind kein Vermögen mehr zu haben? Auch dieses können so weise Tadler denken, daß diejenigen Männer Seelen haben, welche zwar ihr Alter, ihr Amt und Rang ernsthaft machen

chen sollte, weiter aber nichts thun, als Scaramutze bey noch höhern und vielleicht eben so alten Scaramutzen abgeben, die mit ihnen in der That nichts poßirlicher sind, als diejenigen, so man in den Marionettenbuden findet? Weiter ist auch das nichts unbegreifliches, daß Menschen beseelt sind, welche durchaus Gelehrte seyn wollen, und doch seit dem Anfange ihrer gelehrten Existenz nur stets Wörterbücher in vier oder mehr Foliobänden vor sich liegen gehabt, und dieselben auf und zugeschlagen; welche unter gute Bücher elende, unter elendere Bücher noch elendere Noten hingeschrieben, welche alte verloschne Münzen viele Monate und wohl ganze Jahre umgewendet, und dann wieder umgewendet, und endlich wieder sehr viel, das auf denselben stehen soll und nicht darauf steht, darauf gesehen, selten eine Gesellschaft besucht, oder doch nichts geredet, mit einem Worte, weiter nichts, als was ich erzähle, gethan haben? Daß nun alle diese Creaturen beseelt sind, dieses ist Ihnen begreiflicher, meine Herren Zürcher, als wenn ich sage, daß dieselben nicht beseelt sind? Im Ernste; kömmt Ihnen mein Lehrgebäude nicht begreiflicher vor? Werden Sie noch ferner demselben den Vorwurf der Unbegreiflichkeit machen? Ehe ich ganz davon abgehe, so will ich noch eines Nebeneinwurfes gedenken, den Sie mir machen, und der mit der kurz vorher beantworteten Einwendung verwandt ist. Sie sagen: Es sey leichter, die Weisheit abzulegen, als die Seele zu verlieren. Ich will mich itzt nicht in eine weitläuftige Untersuchung dieses Satzes einlassen, weil er ohnedieß nur ein Nebensatz war. Allein ich sage

nur ſo viel: Man müſſe wenigſtens bey den Frey-geiſtern annehmen, daß ſie zu der Zeit, wenn ſie die Religion angreifen, ganz gewiß Weisheit und Seele verlohren haben müſſen. Denn wie kann man glauben, daß ein beſeelter Menſch nach meinem Begriffe die Religion angreifen könne, welche die Seelen allein recht glücklich macht?

Sie führen, meine Herren, zwo Erfahrungen aus meiner erſten Schrift an, nämlich den Cäcil, welcher nichts thut, als calculirt und Geld zählt, und die Maſchine, deren Bewegungen bloß Eſſen, Verdauung und vornehmlich Lachen ſind. Die Anmerkung wider mich iſt dieſe. **Ich geſtehe, es iſt viel körperliches in dieſen Handlungen.** Es ſoll alſo nicht alles körperlich darinnen ſeyn. Warum haben ſie denn das, was geiſtig darinnen iſt, nicht angezeigt? Sie mögen immer wider mich ſagen: **Geſetzt der Körper kann alles dieſes thun: Iſt darum die Seele nicht da?** Ich verliere mein Recht nicht, denjenigen, deſſen Handlungen alle nur körperlich ſind, für eine Maſchine zu halten. Wenn auch eine Seele in ihm zugegen wäre, ſo kann ich ſie nicht für ſeine Seele halten. Denn ſonſt würde ſie den Körper nicht alles ohne ihr Vorwiſſen und ohne ihren Befehl thun laſſen.

Endlich kommen Sie, meine Herren, zum Schluſſe Ihrer Beurtheilung wider mich, und hier entdeckt ſich die ganze Abſicht derſelben deutlich. Sie haben eigentlich die **Sünder**, und zwar **Sünder, die ſich nicht für zu vornehm halten, ſo zu heißen, wegen des traurigen Gedankens**

dankens beruhigen wollen, daß sie darum, weil sie Sünder sind, unbeseelt seyn sollen. Ihre Critik wider mich sollte also die Aufschrift haben: **Eine Schutzschrift für die Seelen der Sünder.** Was nun die Ruhe der Sünder anbetrifft, so glaube ich, daß sie mein System, wenn es auch falsch seyn könnte, und sie wirklich Seelen hätten, dennoch mit Freuden annehmen würden. In einer jeden Seele, sie mag nun beschaffen seyn, wie sie will, sie mag so gar nicht die besten Eigenschaften haben, muß doch nothwendig ein Gewissen seyn. Dieses Gewissens wegen mußte Sündern der Gedanke: **Wir sind Sünder und dabey beseelt**, weit schrecklicher werden, als der Gedanke: **Wir sind zwar Sünder, aber wir haben doch eine Seele.** Sie würden sich also um jenen schrecklichen Gedanken zum wenigsten zu unterdrücken, wo nicht ganz zu vertilgen, gern alle Mühe geben, zu glauben: **Wir sind zwar Sünder, aber das ist unser Trost, daß wir Maschinen sind.** Hätten alle diejenigen Maschinen, die ich in der ersten Schrift und nun noch in der Fortsetzung beschrieben habe, Seelen, und sie sollten ihre Critik wider mich lesen, welch ein Ungewitter würde sich nicht wider dieselbigen aufziehen! Alle würden einmüthig ausrufen: Was? Sünder und Sünderinnen nennt man uns. Und das öffentlich? Welche Verwünschungen würden nicht die scheinheiligen Maschinen, wenn sie Seelen hätten, wider Sie, meine Gegner, ausstossen! Diese scheinheiligen Sünderinnen müssen sich ihrem Charakter nach eine solche Seele zueignen, welche

von

von sich glaubt, daß sie mehr Tugend besitze, als andre Menschen zusammen nicht haben können. Und solche wagen Sie sich, Sünderinnen zu heißen? Welche Folgen kann dieses nicht haben? Nein, in der That; der Schluß der wider mich gerichteten Beurtheilung ist der allerunvorsichtigste, den nur eine Kritik haben kann.

Nun kann ich also den Kampfplatz verlassen; und ich glaube, daß ich mir Hoffnung machen darf, meine Gegner werden sich für überwunden erkennen. Ich könnte also auch diesen langen Abschnitt beschließen, wenn ich nicht noch einen Brief beantworten wollte, den mir ein unbekannter Freund zugeschickt hat. Dieser Brief, welcher aus Vorsorge für mich geschrieben ist, findet hier den besten Platz. Ich will ihn also selbst einrücken, und hernach eine kurze Antwort hinzufügen.

Hochzuehrender Herr Siegfried.

Dero Vereinigungssystem über die Frage: **Ob der Mensch eine Maschine sey, oder nicht;** hat sehr viele Probabilitäten für sich, und ich neige mich fast, aber nur ingeheim, auf ihre Seite. Aber darf Ihnen ein unbekannter Freund seine Furcht entdecken, die er in Ansehung dieser neuen Meynung Ihrer Person selbst wegen empfindet? Vielleicht haben sie Feinde; diese könnten ihr System leicht für gefährlich halten, und sie gar beschuldigen, als wollten sie der Obrigkeit die Gewalt nehmen, Strafen und Belohnungen auszutheilen. Denn Maschinen dürfte sie nicht bestrafen, weil alle Wirkungen derselben nothwendig erfolgen. Eben diese Feinde könnten auch die Welt

zu

zu überreden suchen, daß sie neue Sekten stiften wollten, welche mit der Zeit für den Staat ebenfalls gefährlich werden müßten. Wiederrufen sie lieber bey Zeiten, mein Herr Siegfried von Lieberrosa; unsre Welt kann so tiefe Lehren noch nicht fassen. Diesen unmaßgeblichen Rath giebt Ihnen

ein unbekannter Freund,

Rudolph Staritz.

Da mich die von meinem unbekannten Freunde befürchteten Gefahren zeither noch nicht betroffen haben, so bin ich wegen meiner künftigen Sicherheit noch außer Sorgen, ob es gleich im Anfange vorsichtiger gehandelt gewesen seyn möchte, wenn ich meinen Namen verschwiegen hätte. Ich will nur meinen liebreichen Herrn **Rudolph Staritz** wegen der Furcht beruhigen: Man könnte mich nämlich beschuldigen, daß ich Lehren wider die Obrigkeiten vortrüge. Ich sage ihm demnach, als ein Freund, daß noch keine Obrigkeiten solche Maschinen, wie ich sie zeither beschrieben, ihrer lächerlichen, oder unbegreiflichen oder widersprechenden oder verwirrten Bewegungen wegen bestraft haben; gesetzt auch, daß es in der That nicht bloße Maschinen wären! Vermuthlich haben sie solches darum nicht gethan, weil diese unbeseelten Menschen auf keine sehr merkliche Weise den öffentlichen Frieden stören. Für das größere Glück der beseelten vernünftigen Menschen wäre es freylich gut, wenn man entweder auf weniger solche Maschinen stieße, oder wenn sie lieber ganz aus dem Staate weggeschafft würden. Zu Recruten unter Armeen schickten sie sich am besten.

Doch

Doch wenn Obrigkeiten dieſes wirklich bewerkſtelligen wollten; ſo würde der Staat nicht volkreich genug zu ſeyn ſcheinen. Denn ſolche Maſchinen kommen uns doch, dem erſten Anblicke nach, als Menſchen und Mitglieder des Staates vor. Man muß hoffen, daß vielleicht einmal zukünftige Beherrſcher dieſes oder jenes Staates den an ſich rühmlichen Entſchluß faſſen, alle dieſe Maſchinen entweder mehr in ihren Bewegungen einzuſchränken, oder ſie ganz aus ihren Ländern zu verweiſen. Lehrt uns doch die Geſchichte, daß ehemals große Monarchen aus ihren Reichen viele Millionen Menſchen, von denen, nach allen Regeln der Wahrſcheinlichkeit, die allermeiſten mit den beſten, erhabenſten und gehorſamſten Seelen ausgeſchmückt geweſen ſind, blos wegen ihrer ſtandhaften Treue gegen die Wahrheit, mit der ſtrengſten Gewalt in das Elend verjagt, und es nicht geachtet haben, daß ihre Staaten ſo vieler Bewohner beraubt worden ſind. Nun ſind ſie zwar meiſtentheils wider mit Maſchinen beſetzt, aber Maſchinen ſind doch keine Menſchen mit den beſten, erhabenſten und großmüthigſten Seelen.

Hiermit endige ich dieſen meinen zweyten Abſchnitt, und verlaſſe den Kampfplatz, auf welchem ich erſcheinen müſſen, weil mich meine Zürchiſchen Gegner mit Gewalt auf denſelben fortgeriſſen. Da alle Abſchnitte Ruhepunkte ſind, ſo können ſich die Zuſchauer bey meinem Streite Zeit nehmen, wieder Leſer zu werden. Denn mein letzter Abſchnitt erfodert noch weit mehr Aufmerkſamkeit und tiefes Nachdenken, als die beyden vorhergehenden.

Dritter Abschnitt,

Worinnen neue Anmerkungen über diese Materie vorgetragen werden.

Ungeachtet mein Lehrgebäude über eine so schwere Materie, als die gegenwärtige ist, von dem Angriffe, welchen man von den Alpen her auf dasselbe unternommen hat, nicht erschüttert worden ist; und ungeachtet ich mir alle Mühe gegeben habe, dasselbe mit recht starken Gründen zu befestigen, so könnten doch mit der Zeit andre Gegner kommen, welche mich nicht allein vorsichtiger, sondern auch gründlicher angriffen. Ich beschloß also gleich, da ich die Widerlegung der Zürchischen Beurtheilung unternahm, mein eigner Gegner zu werden, wenn ich dieselbe zu Stande gebracht hätte. Ich beschloß die sorgfältigste Betrachtung anzustellen, ob vielleicht sich Schwierigkeiten wider mein System fänden, die ich vorher nicht bemerkt hätte. Und dieses that ich darum, daß ich dadurch in den Stand gesetzt werden möchte, meine Lehre von dieser Materie entweder zu bestätigen, oder mehr zu bestimmen und einzuschränken, oder sie ganz zu verlassen. Ich bin auch durch mein Nachdenken hierüber auf Anmerkungen gekommen, die zwar mein Lehrgebäude nicht umwerfen, aber doch wirkliche Schwierigkeiten sind. Ich bin zu unparteyisch, als daß ich sie der Welt nicht in aller ihrer Stärke vorzutragen suchen sollte, und ich versichre, daß wenn sie durch andre

Gelehrten noch mehr beſtätigt und erwieſen werden, ich von meiner erſten Meynung, die mir itzo noch die gründlichſte zu ſeyn ſcheint, dennoch ſogleich abgehen will.

Erſte Anmerkung.

Ich höre zuweilen von vielen, an denen ich weiter nichts, als maſchinenmäßige Handlungen, bemerkt habe, gewiſſe Handlungen erzählen, die in der That die Mitwirkung einer Seele vorausſetzen, und durch die Maſchine allein nicht hervorgebracht werden können. Es kann ſeyn, daß ſich die Erzähler irren, und dieſe Handlungen nicht genau genug beobachtet haben; aber das Gegentheil für ganz unmöglich zu erklären, das getraue ich mich auch nicht. Denn ich habe in der Geſchichte hier und da ſelbſt Beſchreibungen ſolcher Perſonen gefunden, deren meiſte Thaten ſich zwar aus der Einrichtung der Maſchine herleiten laſſen; mit einigen wenigen aber hält es doch überaus ſchwer. Hierzu kömmt noch, daß zuweilen bey Menſchen, die gewiß Seelen haben, der Leib auf eine, wiewohl ſehr kurze Zeit, ganz allein für ſich wirkt. Wenn man nun bey Maſchinenmenſchen einigemal ſolche gute Handlungen bemerkte, zu deren Hervorbringung nothwendig eine Seele gehörte, ſo wäre dieſes wirklich ein Zweifel wider mein Lehrgebäude, deſſen Auflöſung zwar nicht unmöglich, aber doch ſehr ſchwer ſeyn würde. Wenn zum Exempel jene gewaltige Maſchine eine wirklich große That verrichtete, die einem Großen anſtändig iſt; wenn jener Landjunker einmal ſeinen Unterthanen den

Verlust, den ihre Saaten durch seine Jagd leiden, freywillig und aus wahrer Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sey, ersetzte; wenn jener artige Herr nach der Mode, eine Maschine, die mit einem Pantin die meiste Aehnlichkeit hat, auf einen Tag nur ein solcher artiger Herr würde, wie ihn der Zuschauer beschreibt; wenn man Selinden, diese schöne Marionette, einmal, wie ein Frauenzimmer, das eine schöne Seele hat, reden hörte; wenn Cäcil, diese calculirende Maschine, auf eine Art, an der man die Mitwirkung einer Seele deutlich erkennen könnte, nur einmal in seinem Leben zu seinem Sohne sagte: Geh! Gieb dieser oder jener armen Wittwe Pfand und Interessen wieder; kurz wenn alle von mir beschriebnen Maschinen solche Handlungen vornähmen, die ohne eine kluge und vernünftige Seele nicht geschehen könnten: So würden sie mir, wenn ich alsdann erst auf die Auflösung dieser wundervollen Begebenheiten denken sollte, sehr viele Mühe machen. Ich könnte vielleicht wegen gedachter Fälle ganz ruhig seyn; doch wie viel wunderbares hat sich nicht zugetragen, das man noch nicht erklären kann?

Ich habe also auf wahrscheinliche Auflösungen dieses Problems gedacht: Wenn Menschen, die doch Maschinen sind, zuweilen Handlungen verrichten, aus denen deutlich die Mitwirkung einer vernünftigen Seele hervorleuchtet, wie geht dieses zu? Man wähle unter folgenden zwo wahrscheinlichen Auflösungen diejenige, welche einem jeden die beste zu seyn scheint.

Vielleicht ſind die Seelen, welche eine verderbte Erziehung, eine falſche Nachahmung, die Mode oder das Temperament des Leibes, aus ihren Körpern, über die ſie herrſchen ſollten, vertrieben hat, auf ihre verlohrne Herrſchaft eiferſüchtig, und ſuchen ſich ihres erſten Sitzes wieder zu bemächtigen. Gelingt es ihnen nun zuweilen entweder durch ihre eignen Kräfte, oder durch eine fremde Beyhülfe, daß ſie auf eine, obgleich ſehr kurze Zeit wieder regieren, ſo ſind die guten Handlungen eines Menſchen, der die meiſte Zeit nur maſchinenmäßige Bewegungen hervorbrachte, Früchte des kurzen Daſeyns der Seele. So bald aber ein Maſchinenmenſch aufhört, kluge und vernünftige Thaten zu verrichten, ſo iſt das ein ſichres Kennzeichen, daß die Seele ihre Regierung wieder verlohren, und von neuem hat weichen müſſen. Vielleicht werden ſolche Seelen dadurch dafür beſtraft, daß ſie ſich vertreiben und im Anfange ihre Regierung über den Körper haben rauben laſſen. Denn da alle Menſchen doch einmal Seelen gehabt haben, ſo muß nothwendig wo nicht alle, doch zum wenigſten die meiſte Schuld von dem Verluſte ihrer Herrſchaft über den Körper auf ſie ſelbſt fallen. Vielleicht müſſen ſie von ferne das Seltſame, das Lächerliche, die Verwirrung, und andre Unordnungen in den ihnen ehemals zuſtändigen Körpern anſehen, und über lang oder kurz dadurch gequält werden. Indeſſen bleibt der Menſch, der ſeine Seele eingebüßt hat, es mag nun ſolches zugegangen ſeyn, wie es wolle, ſo lange eine bloße Maſchi-

ne,

ne, bis sie wieder in seinen sich selbst überlaßnen Leib zurückgebracht wird.

Allein es ist nicht zu läugnen, daß diese Hypothesis, die ich itzt vorgetragen habe, in der Absicht, das schwere Räthsel damit aufzulösen: **Wie doch ein Maschinenmensch zuweilen vernünftige und edle Handlungen thun könne?** nicht von allen Schwierigkeiten frey, und zum wenigsten sehr mühsam zu erweisen ist. Ich bin also bey weiterm Nachdenken auf eine andre Hypothesis gekommen, die ich zwar auch noch nicht demonstrativisch darthun, durch die ich aber die aufgeworfne Frage noch bequemer beantworten kann. Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß vernünftige und edle Handlungen vernünftige und edle Ursachen voraus setzen. Könnte es nun nicht seyn, daß die guten Seelen, wenn sie lange genug der Erde Ehre gegemacht, die ihnen anvertrauten Körper auf eine ihrem Adel anständige Weise beherrscht, endlich ihre mühselige Regierung niedergeleget haben, und nunmehr nach herrlichern Gegenden eilen; könnte es nicht seyn, daß diese Seelen ihren Weg alsdann durch die in Maschinen ausgearteten Menschen nehmen müßten? Und sollten in diesem Falle die edlen, großmüthigen und erhabnen Thaten, die man zuweilen Maschinenmenschen verrichten sieht, nicht von den vortrefflichen Seelen herrühren, welche ihren Durchweg durch eben diese Maschinen nehmen? Vernünftige und tugendhafte Geister werden gewiß auch alsdann noch, wann sie schon ihren Körper verlassen haben, sich überall herrliche Denkmaale ihres ehemaligen Daseyns stiften, wofern es

nur einigermaßen in ihrer Gewalt ſteht. Und warum ſollten wir daran zweifeln? Es iſt nichts glaubwürdiger, als daß ſie dieſe Gewalt haben. Sollte alſo jener Richter, der immer ſtumm iſt, und, weil er keine Seele hat, niemals für die Gerechtigkeit redet, ſondern andre in ſeinem Namen Urtheile ſprechen läßt, ſie mögen gerecht oder ungerecht ſeyn; ſollte er auch einmal einen Ausſpruch thun, der mir eine gerechte und weiſe Seele ſo deutlich zeigt, daß ich an ihrem gegenwärtigen Daſeyn nicht zweifeln kann, ſo wird vermuthlich gleich der Geiſt eines beſſern Richters durch dieſen ſtummen und unbeſeelten Richter ſeinen Weg nehmen, und durch den Mund deſſelben das Urtheil fällen, das man von einer Maſchine nicht vermuthen kann. Finde ich vielleicht einmal unter den elenden Reimen, die von einer poetiſchen Maſchine herrühren, einige erhabne, neue und große Gedanken, ſo werde ich nach der gegenwärtigen Hypotheſis mich nicht darüber wundern. Zu der Zeit, da die erhabnen und edeln Gedanken unter die elenden nichts ſagenden Reime geriethen, gieng ohne Zweifel die Seele eines großen Poeten durch das Gehirn des unbeſeelten Reimers, und es blieben einige Ausflüſſe ſeines Geiſtes da. Wenn es mir noch gelingen ſollte, dieſe Hypotheſis auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu bringen, ſo könnte dieſelbe vielleicht fruchtbarer an andern ſchönen Folgen werden, als ich und meine Leſer itzt nicht vermuthen. Ob ich mir gleich die gewiſſe Hoffnung dazu nicht machen will, daß ich dieſe Hypotheſis auf eine vorzügliche Art werde wahrſcheinlich

lich machen können, so sieht man doch daraus, daß die Schwierigkeit, die ich selbst wider meine Meynung gemacht, nicht ganz unauflöslich sey. Ich komme nun zur zweyten Anmerkung, die, wenn sie gleich auch mein System nicht umstoßen, mich doch zum wenigsten nöthigen würde, einige Aenderungen darinnen vorzunehmen, wofern dieselbe, als völlig wahr, sollte erwiesen werden können.

Zweyte Anmerkung.

Ich habe gefunden, daß vielleicht ein tiefsinniger Leser mir auch folgenden Einwurf wider meine Lehren über diese Materie machen könnte. Er könnte sagen: Meine Meynung lasse gar zu wenig Menschen auf der Erde; es sey allzu unbegreiflich, daß derselben gegen so viele tausend Millionen unbeseelter Menschen eine so gar geringe Anzahl seyn sollte. Dieses aber folge aus meinem Systeme. Ein solcher Leser könnte fragen: Warum die Seele derjenigen, die ich nur für wahre Menschen hielte, gerade das Muster seyn müßten, nach welchem ich die Beschreibung der Seele und ihrer Eigenschaften überhaupt einrichtete? Bey denen, die ich allein für beseelte Menschen erklärte, regierte freylich ihr Geist die allermeisten Handlungen der ihr untergebnen Maschine, und diese könnte ohne jenen wenig Bewegungen hervorbringen.

Aber es könnte ja wohl auch Menschen geben, wo sich die Seele freylich mehr nach ihrer Maschine, als diese nach ihr sich richtete, wo die Seele zwar an den äußerlichen Handlungen des Leibes nicht den vornehmsten und meisten, aber doch einigen Antheil

theil haͤtte. Alles dieſes, was ich ſelbſt in der Perſon eines Leſers geſagt habe, iſt eine neue Schwierigkeit wider meine Lehren, und das iſt die wichtigſte. Es iſt wahr, ich erſchrecke ſelbſt davor, wenn ich erwaͤge, daß meine Lehren dem Erdboden ſo gar wenig Seelen laſſen. Aber ich weis auch gar nicht, wie ſeit ſo vielen Jahrhunderten die allermeiſten, wo nicht alle Philoſophen, eine ſolche Erklaͤrung von der Seele haben machen koͤnnen, die uns noͤthigt, das Daſeyn derſelben ſo vielen unzaͤhligen Myriaden abzuſprechen, die, zuſammen genommen, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche das menſchliche Geſchlecht heißen? Sollte keiner von dieſen Weiſen etwas, das ſo ſehr in die Augen faͤllt, bemerkt haben? Dieſes muß eine Urſache haben; aber was kann dieſes fuͤr eine ſeyn? Hier bin ich nun, um dieſes einigermaßen zu erklaͤren, auf eine Muthmaßung gekommen, die den Gelehrten ein weites Feld zu großen Unterſuchungen und zur Verfertigung weitlaͤuftiger Schriften oͤffnet. Sollte es wohl einmal vor undenklichen Jahrhunderten mehr ſolche beſeelte Menſchen gegeben haben, welche die allermeiſten Philoſophen noch itzt, und auch ich, wiewohl mit mehr Einſchraͤnkung, als ſie, uns zum Vorbilde nehmen, wenn wir von der Seele uͤberhaupt eine Beſchreibung machen? Es iſt ſolches eben deswegen wahrſcheinlich, weil die Beſchreibungen, die die Philoſophen aus allen Jahrhunderten von der Seele machen, ſich ſo aͤhnlich ſehen. Doch man muͤßte auch annehmen, weil itzt der beſeelten Menſchen eine ſo keine Anzahl iſt, und gegenwaͤrtig der allergroͤßte

Theil

Theil des menschlichen Geschlechtes entweder aus bloßen Maschinen, oder doch aus Menschen mit solchen Seelen besteht, die nicht weit über die Maschinen hinaus seyn können; man müßte, sage ich, auch annehmen, daß selbst in jener glücklichen Zeit, von der ich nicht sagen kann, wenn sie gewesen seyn muß, einige von dieser itzigen so gar schlechten Art der Menschen existirt haben müssen. Sie brauchen nicht einmal so gar schlecht gewesen zu seyn, als sie itzt sind. Was schlecht ist, verschlimmert sich freylich durch die Länge der Zeit eher, als daß es besser wird. Vielleicht sind die damaligen schlechten Seelen den vernünftigen und rechtschaffnen Geistern viel näher gekommen, als ihnen die itzigen kommen. Wenn nun die Philosophen dieser mir verborgnen Zeit eine Erklärung von der Seele des Menschen haben machen wollen, so hat sie nothwendig, wie die heutige, gerathen müssen, weil ihnen vermuthlich gar keine andern Menschen, als vernünftige und tugendhafte vorgekommen sind. Denn hätten sie einige der geringern Art von Geistern entdeckt, so würden sie gewiß entweder mein System erfunden, und dieselben auch für bloße menschenähnliche Maschinen erklärt, oder, wenn sie dennoch noch Seelen in ihnen geglaubt, eine noch allgemeinere Erklärung von der Seele gegeben haben, welche sich so wohl auf die hohe, als auf die niedrige Classe von Geistern hätte anwenden lassen. Wie glücklich muß diese unbekannte Zeit gewesen seyn! Zu derselben durften also Tugend, Vernunft und Religion ihr Haupt frey aufheben. Alle, die an der Regierung des Landes Antheil

theil hatten, waren bloß für das Glück der Länder besorgt; die öffentlichen Aemter wurden mit der größten Treue gegen dieselben verwaltet, und nur die Verdienste machten vornehm und groß. Die Reichen waren reich, damit sie ihre Uneigennützigkeit, Großmuth und die edle Begierde, ihren Ueberfluß mit den Dürftigen zu theilen, durch ihre Thaten zeigen könnten. Es gab auch Arme, unvermögende Wittwen, und andre Unglückliche zu der Zeit; aber keine Bedrängte und Verfolgte; denn wer hätte sie verfolgt, da die Richter gerecht waren? Die Armen waren nur der Großen und Reichen wegen da. Gab es also hier und da Maschinenmenschen, oder, wenn man will, Menschen mit nicht so edeln Seelen, so wurden sie damals, weil ihre Anzahl so gar klein war, eben so wenig bemerkt, als man itzt die Vernünftigen und Tugendhaften bemerkt. Doch diese Zeit ist seit undenklichen Jahrhunderten nicht mehr. Diese große Anzahl Vernünftiger und Tugendhafter muß nach und nach immer schwächer geworden seyn; vielleicht, daß sie sich nicht so geschwind und stark vermehren können, als Maschinenmenschen. Denn diese wachsen ja so geschwind und häufig in unsern Zeiten, daß man ihre so plötzliche Vermehrung nicht begreifen kann, da hingegen die schon so kleine Zahl der Klugen und Edeln von Tag zu Tage mehr abnimmt, und man den allergrößten Fleiß anwenden muß, wenn man hier oder da noch einige entdecken will. Sollte es also, wie mir denn diese Muthmaßung immer wahrscheinlicher wird, einmal eine solche Zeit gegeben haben, wo die Anzahl der vernünfti-

nünftigen und tugendhaften Menschen, und also die Zahl solcher Seelen, wie ich sie beschrieben habe, die größte gewesen ist; hat die Anzahl derselben so gar klein werden können, daß uns fast nur der Begriff davon übrig geblieben ist, und sollte überdieß der Satz seine Richtigkeit haben, daß sich alles auf der Erde stets mehr und mehr verschlimmre: So befürchte ich, daß vielleicht bald eine Zeit kommen könne, wo es nicht allein gar keine klugen und tugendhaften Seelen mehr geben, sondern wo sich vielleicht auch der bloße Begriff davon endlich ganz verlieren wird. Schon itzt fodert der größte Haufen derjenigen, die man Menschen nennt, zum Menschen weder Vernunft noch Tugend. Hat der Mann Vermögen? Gilt er unter den Großen viel? Steht er bey den Damen in Ansehen? So fragt man; und wenn die Frage bejaht wird, so heißt es: Das ist ein Mann! Im übrigen mag er der schlechteste Maschinenmensch seyn; genug, er hat jene Eigenschaften! Ich glaube also, daß ich dem menschlichen Geschlechte keinen geringen Dienst erweise, wenn ich irgend eine Akademie der Wissenschaften bewegen kann, daß sie meine Muthmaßung: **Ob es wirklich eine Zeit gegeben habe, wo die größte Anzahl des menschlichen Geschlechtes vernünftig und tugendhaft gewesen sey,** den Gelehrten zur Untersuchung aufgiebt. Ich selbst will nicht mit arbeiten, um zu zeigen, daß ich ohne allen Eigennutz hierbey verfahre. In einer solchen öffentlichen Schrift, die den von der Akademie ausgesetzten Preis erhalten wollte, müßte vornehmlich

untersucht werden: Ob es eine solche Zeit gegeben; wenn sie ungefähr gewesen sey; warum sich die Tugendhaften nicht so vermehren, als die Maschinenmenschen; endlich ob es möglich gemacht werden könne, jene so glückliche Zeit zurückzubringen? Was das letzte betrifft, so werde ich noch in der letzten Anmerkung etwas davon sagen.

Man wird angemerkt haben, daß ich zwar immer diejenigen, welche keine vernünftigen und tugendhaften Seelen haben, für Maschinen erklärt, aber doch einmal von einer Classe schlechter Seelen geredet habe. Ich machte nämlich gleich im Anfange dieser Anmerkung, in der Person des Lesers, mir diesen Einwurf: Diejenigen, welche ich für bloße Maschinen erklärte, könnten Seelen haben, die an den äußerlichen Handlungen derselben zwar nicht den vornehmsten, aber doch einigen Antheil hätten. Ich kann meinen Maschinen solche schlechte Seelen zugestehen, und sie bleiben doch wirklich das, wofür ich sie erklärt habe. Denn da in der That die Maschinen, worein man Seelen setzen will, das meiste thun, und diese Geister sich entweder nur nach ihnen richten, oder sich dasjenige, was sie nicht verursachen, gefallen lassen: So müssen sie dem Körperlichen sehr nahe kommen, und können nicht so geistig seyn, als die edeln und tugendhaften Seelen. Sollte es also Geister von einer so geringen Art geben, so wünschte ich, daß die Gelehrten sich auf die Abzeichnung derselben legten, sie unter gewisse Classen brächten, und für jede Classe gewisse Hauptnamen erfänden, durch welche diese verschiednen Gattungen sogleich erkannt werden könn-

könnten. Man würde dadurch nach und nach in den Stand gesetzt, solche Menschen, die so geringe Seelen haben, daß sie, ungeachtet derselben, den Namen der Maschinen mit dem größten Rechte führen, von andern Menschen, die mit bessern und höhern Seelen ausgeschmückt sind, sehr leicht zu unterscheiden. Es wäre nur zu wünschen, daß sich große Herren, welche auf ihre Naturaliencabineter so viele Kosten wenden, von den Sittenlehrern Seelencabineter anlegen ließen, die mit den Abbildungen der unzähligen Arten solcher Insekten unter den Seelen, wenn ich so sagen darf, ausgefüllt werden könnten. Man würde in einem solchen Cabinete, das die niedrige Classe der Seelen enthielte, allezeit so viel Vergnügen finden, als in einem Cabinete, wo man die verschiednen Arten von Schmetterlingen, Vögeln, Gewürmen, Eydexen, Scorpionen und andern solchen Merkwürdigkeiten antrifft. Ich habe kurz vorher gesagt, daß man für die verschiednen Classen der Maschinenmenschen und ihrer Seelen Hauptnamen erfinden sollte, welche die vornehmsten Beschaffenheiten, die sie vor andern haben, ausdrückten. Vielleicht könnte man sie mit aus den Naturaliencabinetern entlehnen. So gehörten zum Exempel eine schöne **Selinde**, deren ganze Beschäfftigung Putz, Spiel und Ball sind, und der artige Herr, der sich gefällt, wenn er nur ein kostbar Kleid und einen schönfrisirten Kopf hat, unter die Classe, die den Namen der **Schmetterlinge** führen könnte. Freygeister, Lasterhafte, Tartüffen, und andre Schelme,

Schelme, welche die ſchädlichſten Maſchinen ſind, und die abſcheulichſten und ſchlechteſten Seelen haben müſſen; (denn dieſe ſind es allein, die ich ſonſt auch für etwas mehr, denn bloße Maſchinen gehalten habe;) alle dieſe gehörten unter die Claſſe, die etwa den Hauptnamen führen müßte: **Giftige Inſekten.** Dieſe Seelencabineter würden ſehr weitläuftig werden. Aber ein Cabinet von klugen und edlen Seelen würde nicht ſtark ſeyn, weil deren ſo wenige ſind. Doch ich will dieſe Anmerkung beſchließen, und nur noch wiederholen, daß, wenn auch alle diejenigen, die ich für Maſchinen erklärt habe, noch Seelen haben, wie ich ſolches ſelbſt in meiner erſten Schrift nicht ganz geläugnet, ſie doch von einer ſo ſchlechten und ſo körperlichen Beſchaffenheit ſeyn müſſen, daß ſich kein Name beſſer für die Beſitzer derſelben ſchickt, als der Name: **Maſchinenmenſchen**; zumal wenn man ſie von denen recht genau unterſcheiden will, welche edle und vernünftige Seelen haben. Sollten Menſchen mit ſchlechtgearteten Seelen, und Menſchen mit edeln Seelen nicht verſchiedne Namen haben? Jene werde ich alſo ſtets Maſchinenmenſchen, dieſe aber beſeelte Menſchen nennen; ein Name, der nach meinem Begriffe einer der erhabenſten iſt.

Dritte Anmerkung.

Da man nicht läugnen kann, daß die Anzahl der Maſchinenmenſchen, wenn man ihnen auch eine Art von Seelen zugeſteht, dennoch die größte iſt,

ist, und die Welt von ihren Seelen nicht viel Ehre haben kann, so wäre nichts mehr zu wünschen, als daß wenigstens ein Theil derselben wieder in Menschen mit bessern Seelen verwandelt werden könnte. Es ist kein Gedanke trauriger, als dieser, daß die Anzahl der Vernünftigen und Tugendhaften, die ihr Leben den edelsten Beschäfftigungen widmen, so gar klein ist, und daß dieselbe von Zeit zu Zeit immer noch kleiner wird. Die Möglichkeit, daß sie nach und nach mit ganz umgebildeten Maschinenmenschen vermehrt werden könne, kann nicht ganz geläugnet werden. So viel habe ich schon eingestanden, daß kein Mensch ohne Seele gebohren wird. Die Verbannung, oder die Verschlimmerung der Seelen fängt sich also dann erst an, wann sie schon ihre natürlichen Rechte über ihren Körper zum wenigsten einigermaßen gebrauchen, und schon vollkommen zu werden suchen sollten. Sorgen sie nicht alsdann schon für ihre Rechte, und bemühen sie sich nicht, sich vollkommen zu machen, so werden sie gewiß verwiesen oder verderbt. Wie ist nun eine Verbesserung derselben möglich, und wie verwandelt man Maschinen in beseelte Menschen? Dieses zu erfahren, muß man vor allen Dingen die Ursachen wissen, wodurch dieselben es geworden sind. Da es auch gewiß ist, daß die weisesten und tugendhaftesten Menschen solches nicht von ihrer Geburt an gleich gewesen, sondern nur nach und nach zu der Höhe von Tugend und Weisheit gelangt sind, auf welcher sie in ihren reifern und ältern Jahren stehen, so muß man

man ferner untersuchen, was diese für Mittel angewendet, ihre Seelen zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen. Ich habe schon in meiner ersten Schrift die Erziehung, die Nachahmung, die Gewohnheit, und die Mode, als Ursachen, angegeben, wodurch Menschen in Maschinen verwandelt werden, da sie doch in ihrer Geburt Seelen empfangen, die ebenfalls der Vernunft und Tugend fähig sind. Denn ich merke es noch einmal an, daß ich hierinnen von den übrigen Philosophen abgehe, welche der Seele eine natürliche Kraft geben, tugendhaft und weise zu seyn, und sie so beschreiben, als ob sie es seyn müßte, da ich hingegen der Seele nur die Fähigkeit, beydes zu werden, mittheile. Ich sage also, daß es nicht ganz unmöglich sey, die Maschinenmenschen wieder zu beseelten Menschen zu machen, nur muß man alle Ursachen wissen, wodurch sie es geworden sind, und dann auf Mittel denken, diese Ursachen unwirksam zu machen. Aber wie unzählich können diese Ursachen seyn! Und wie schwer wird dadurch die Verwandlung, die so sehr zu wünschen ist! Giebt es nicht solche Maschinenmenschen, die, wenn man ihnen auch eine Unordnung abgewöhnt, gewiß an ihre Stelle sich zehn andre Unordnungen angewöhnen? Im Vorbeygehen sage ich, daß diese Gattung in einem Seelencabinete unter die Classe käme, welche die Aufschrift führen könnte: **Lernäische Schlangen.** Alle weisen und tugendhaften Menschen arbeiten schon so lange an der Verbesserung der schlechten Sorten von Menschen; aber noch zur Zeit sind

fast alle ihre Bemühungen fruchtlos gewesen. Ihre Arbeit ist mit der Bemühung derjenigen zu vergleichen, welche das Geheimniß suchen, unedlere Metalle in beßre zu verwandeln. Vielleicht hat noch kein Adept dieses Geheimniß gehabt, und wenn ich recht viel einräume, so ist es zum wenigsten nur einem oder dem andern bekannt gewesen. Vielleicht hat es auch einem oder dem andern weisen Manne geglückt, einem Maschinenmenschen die Seele entweder wieder zu geben, oder wenn er eine schlechte gehabt hat, ein solches unedles nichtshaltiges Metall in Gold zu verwandeln. Vielleicht wird einmal dieses wieder einem glücken; aber es ist sehr zu zweifeln, daß man das Geheimniß entdecken werde, eine sehr große Menge von solchem schlechten Metalle in edleres Metall zu verändern. Was würde nicht also der allen Republiken für Dienste leisten, der zur Verwandlung der menschlichen Maschinen in beseelte Menschen, wie ich verlange, einen Stein der Weisen erfände! Unterdessen mag derselbe auch das Glück dieser Erfindung nicht haben; sein Fleiß mag in so weit verlohren seyn; er wird dennoch der größten Belohnungen werth bleiben, und gewiß auf eine edlere Art unsterblich werden, als jene Adepten, die sich zwar gerühmt haben, daß sie schlechte Metalle in beßre verwandeln könnten, vielleicht aber alle zusammen, keinen einzigen ausgenommen, elende Betrüger gewesen sind.

Das

Das

Reich des Meßias.

Eine Nachahmung des 2. Psalmes.

Der Völker Arm ist aufgehoben!
Warum ergrimmen sie und toben?
Wer hat die Heiden aufgebracht?
Warum erhebt in seinem Grimme,
Der Mensch mit frevelhafter Stimme
Doch so vergeblich seine Macht?

Der nahe Streit wird schrecklich werden!
Empörte Könige der Erden
Beschließen eine große That.
Die Herren halten, Gott der Götter,
Selbst wider dich, und unsern Retter,
Den Gott Meßias einen Rath.

Laßt uns ihr Joch, hörst du sie sprechen,
Laßt ihre Fesseln uns zerbrechen.
Wie leicht zerreißt sie unser Muth!
Gott wohnt und hört in seinem Himmel
Der stolzen Könige Getümmel
Und lacht und spottet ihrer Wut.

Er wird den Völkern sich entdecken.
Sein Grimm wird reden, wird sie schrecken
Und des Gesalbten Rächer seyn.
Wem, spricht er, wollt ihr widerstehen?
Ich setzt auf meinen heilgen Höhen,
Auf Zion ihn zum König ein.

Dann sollen große Tage werden,
Wenn dieser König aller Erden
Sich aufmacht, und den Himmel neigt.
Wenn er, erst niedrig und verschmähet,
Aus seinem Staube sich erhöhet,
Und Heiden ihren Heiland zeigt!

Die Welt wird seine Stimme hören:
Ich will den ganzen Erdkreis lehren:
Der Herr, mein Vater, sprach zu mir:
„Den ich zu Zions König weihte,
„Du bist mein Sohn, dich zeugt ich heute;
„Sohn, was du bittest, geb ich dir.

„Dir sollen alle Heiden dienen,
„Und die Gewaltigen aus ihnen;
„Die Erde sey dein Königreich!
„Umsonst daß die Tyrannen wüten.
„Du sollst Tyrannen auch gebieten;
„Denn mir und dir ist niemand gleich.

„Wenn sie sich zu empören wagen,
„Soll sie dein eisern Scepter schlagen,
„Dann sey in Strafen auch mein Sohn.
„Du sollst, wie Töpfen die zerschmeißen,
„Die dein so leichtes Joch zerreißen,
„Und tollkühn deinem Stuhle drohn.

Beherrscher, laßt euch unterrichten;
Lernt, lernet des Gehorsams Pflichten,
Ihr Richter auf der Erde, gern.
Ihm unterthan seyn, das ist leben.
Dient ihm mit Furcht, freut euch mit Beben,
Und ehrt und küßt den Sohn des Herrn.

Küßt ihn, daß nicht sein Zorn erwache!
Eilt, eilt, ihr Opfer seiner Rache,
Den Aufruhr itzt noch zu bereun.
Der Zorn des HErrn wird bald entbrennen.
Heil allen denen, die ihn kennen,
Und ihm ihr ganz Vertrauen weihn!



Gedanken über die Frage:
Warum die Schriften wider die Religion so viel Aufsehen machen?

Wenn man eine Menge freygeisterischer Schriften mit Aufmerksamkeit und mit unparteyischen Augen gelesen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt ist, so sollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufsehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, sie mag so elend seyn, als sie will, bleibt niemals oder nur sehr selten in der Dunkelheit, worinnen sie begraben seyn sollte. Die allgemeine Ursache davon ist freylich die natürliche Abneigung des menschlichen Herzens wider die strenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch sie ist nicht die einzige, und man kann noch einige andre Ursachen angeben, die eben so viel als jene zu dem Aufsehen beytragen, das freygeisterische Schriften machen. Diese sind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwägenheit, und die Seltenheit solcher Bücher.

Der menschliche Verstand, der nicht allezeit so stolz ist, daß er sich nicht in tausend Dingen beherrschen lassen und ein freywilliger und mehr als demüthiger Sklav werden sollte, verlangt nur in Meynungen, welche die Religion angehen, eine

Freyheit ohne Einschränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion ist, so viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meynung noch mehr als neu seyn, wenn sie Beyfall finden soll. Sie veraltet mit der Zeit, sie mag so ungewöhnlich seyn, als sie will, und wenn sie falsch ist, verliert sie ihr Ansehen sehr bald und wird vergessen. Man mag sie wieder hervorsuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; sie bleibt alt, und hier ist der menschliche Verstand allzu ehrgeizig, als daß er sich mehr als einmal hintergehen lassen sollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er seinen Ehrgeiz, und seine Rechte. Einerley Einwürfe, einerley Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft sind sie nicht widerlegt und beschämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verschiedenheit der Sprachen ist allein hinreichend, ihnen das Ansehen der Neuheit zu erhalten. Ein englischer Freygeist sagt etwas wider die Religion, das ist neu; ein deutscher Freygeist sagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das ist auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unser Verstand ist, so weis ich nicht, was unsern Stolz demüthigen soll.

Es ist wahr, der Betrug hat vielerley Gestalten angenommen; aber es ist doch allezeit eben der Betrug gewesen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht

recht zu erhalten gesucht, daß sie einerley Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern gesucht haben. Einige wünschen sich einen Betrug, der eine tiefsinnige Mine, und das Ansehen der Scharfsinnigkeit, Vernunft und Gelehrsamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu untersuchen scheint. Daher sehen einige Schriften wider die Religion so metaphysisch und mathematisch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und spottenden Angesichte, der ihnen den schlüpfrigen Weg, den sie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen bestreuen soll. Daher kommen die Spöttereyen über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche sie ihre Einwürfe als Räthsel einkleiden, damit sie dieselben in Randglossen und in einem besondern Schlüssel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüssel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung solche vortreffliche Werke aufweisen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Priestern des Molochs vergleichen, welche der Grausamkeit, mit welcher sie junge unschuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Musik ein fröhliches Ansehen zu geben suchten. Noch andre lieben einen scheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und so gar Frömmigkeit zu predigen scheint, und sie doch von dem Gehorsame gegen die Offenbarung befreyt. Ein andächtiger Freygeist, das ist etwas,

das gar zu neu und seltsam ist. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freygeiste lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen diese mehr? Eine neue Maske; nur schade, daß es eine Maske ist. In so viel neue Gestalten haben die ausländischen Freygeister ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden gesucht! Die deutschen Deisten geben sich so viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion so schön vor, daß ein **Tindal** oder **Collin** durch einen **Edelmann** und andre solche deutsche Freygeister vielleicht am leichtesten hätten bekehrt werden können.

Das Ansehen der Verwegenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, ist auch eine Ursache, warum sie bey denen so viel Eindruck machen, die entweder im Herzen schon mit der Religion unzufrieden sind, und sich nur nicht getrauen, ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigsten von der Religion noch keine recht feste und gewisse Ueberzeugung haben. Die Verwegenheit erwirbt sich allemal eine gewisse Ehrfurcht, wenn sie auch tadelhaft ist, und wenn sie so gar bestraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die so viele und starke Beweise der Wahrheit für sich haben, das ist dem menschlichen Stolze ein angenehmes Schauspiel. Er glaubt eine gewisse Größe des Geistes darinnen zu bemerken, die er bey der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorsame gegen die Offenbarung scheint einige

Furcht verbunden zu seyn; ein Freygeist hingegen scheint nichts zu fürchten. Man bildet sich aber ein, daß der größer sey, der nichts fürchtet, als der, der etwas fürchtet. Doch man betrügt sich sehr, wenn man nur die Verwegenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell so viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan seines Fürsten? Es ist zwischen einem Leichtgläubigen, und zwischen einem Ungläubigen kein andrer Unterschied, als dieser, daß die Raserey des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben so lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geistes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Rasenden zu bewundern.

Unterdessen ist es diese falsche Ehre, welche sowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meisten Menschen würden sich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widersetzen, und wenn sie auch falsch seyn sollte. Wenn es aber andre thun, so sehen sie solches als einen Muth an, und diese Zaghaften wollen sich ihnen dadurch nähern, daß sie ihn zu bewundern und mit ihrem Beyfalle zu belohnen wissen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als sie sind, das ist die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche

sich der Wahrheit annehmen. Es würden tausend Schriften wider die Religion nicht so viel Aufsehen verursachen und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn sie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend ist nicht, daß ich ein Beyspiel anführe, der Beweis, daß der Mensch eine Maschine sey, und wie viele haben sich nicht gefunden, die denselben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele Deisten werden erst verwegen, weil sie für verwegen und kühn gehalten werden.

In der That sind die Verfasser der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie viele giebt es nicht, deren ganze Verwegenheit der Hunger ist! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnsucht bezahlt, so wären sie vielleicht bey aller ihrer Unwissenheit so kühn, und schrieben für die Religion, wenn sie nur wüßten, daß sie eben so viel dabey gewinnen würden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Freygeister in verdrießlichen Umständen die feigsten Geschöpfe sind. Sie sind die außerordentlichen Leute nicht die sie sich zu seyn einbilden, und weit gefehlt, daß sie sich von dem großen Haufen absonderten, weil sie eine Religion nicht annehmen, die so sehr bestätigt ist, daß sie sich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es ist wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derselben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß so viel Muth

und

und Verwegenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und diese Verleugnung durch einige Zweifel und scheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menschen her. Die Freygeister haben eine große Menge von Lasterhaften und Niederträchtigen zu Gesellschaftern, die eben so muthig seyn würden, als sie, wenn sie bey ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit so sehr liebten. Ein jeder Freygeist will nicht auch Autor seyn.

Doch man kann so freygebig seyn, und den Freygeistern den Ruhm der Verwegenheit lassen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger suchen wird. So viel lehrt uns ihre Geschichte, daß die Verwegenheit ihrer Meynungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derselben hatten weit größre Absichten. Sie wollten alle Religion umstoßen und suchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen diese Verwegnen sind die itzigen Ungläubigen mit allem ihren Muthe nur Kinder. Die Atheisten haben sich in Deisten verwandelt. Der Unglaube suchte den Verlust des Muthes durch die List zu ersetzen, Es schien, als wollte er sich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und diese falsch und ungegründet wäre. Er beredete sich, daß der Umsturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umsturz der natürlichen Religion nach sich ziehen würde. Als er verzwei-

feln mußte, bey diesem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel sowohl wider die Geschichte des Glaubens, als wider die daraufgebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er sich auf eine andre Seite, gieng bey der christlichen Religion, als einer unüberwindlichen Vestung vorbey, und fiel die jüdische Religion und das Ansehen des ersten göttlichen Gesetzgebers an. Die Freygeister scheinen einzusehen, daß auf dieser Seite auch nichts auszurichten seyn werde, und aus Verdruß darüber wenden sie die Waffen wider sich selbst, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil sie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das ist die Geschichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt sie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind sieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er ist, wenn man ihn am Tage und in der Nähe betrachten kann. Dieses Schicksal haben die meisten Schriften wider die Religion. Sie sind selten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit sollte eben ein Beweis von ihrem schlechten Gehalte seyn. Allein diejenigen, welche die freygeisterischen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenschaften aufsuchen, wollen weder ihre Mühe

noch

noch ihren Aufwand ganz verlohren haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zusammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betriegt man sich, wenn man sich betriegen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften kömmt gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit her. Sie haben weise Ursachen, sie zu unterdrücken. Denn wenn sie gleich weder so gründlich noch so schön sind, daß sie bey unparteyischen Gemüthern einen Eindruck machen werden, so sind sie doch gefährlich genug, unter dem unverständigen und leichtsinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Wesens zu stören. Eine gründliche Widerlegung ist nicht allemal hinlänglich, diesen Schaden zu verhindern. Denn sie ist ohne Nutzen, wenn sie nicht gelesen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung solcher Schriften ist das kürzeste und sicherste Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will itzt nicht sagen, daß es der Obrigkeit anständig ist, gegen alles, was die Seulen der öffentliche Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur sagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Rechte einer Tyranney über die Gewissen beschuldigen kann. Es ist nicht erlaubt, der Freyheit zu denken mit dem weltlichen Arme Gesetze vorzuschreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos seyn. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren,

daß

daß jemand irre. Aber das kann sie von ihren Unterthanen verlangen, daß sie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, andre, die noch nicht irren, damit anstecken, und das Laster einführen. Allein indem einem größern Uebel gesteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Absichten derselben bey der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man sie untersagt, weil man sie nicht widerlegen könne. Je seltner also die Schrift eines Freygeistes ist, desto gefährlicher und wichtiger wird sie ihnen. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es selten ist, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbstständiges wird, weil sich auch wohl Herzhafte davor entsetzen.



Das

Das

Singen.

Fülle meine Seele!
Süsse Kraft der Kehle!
Gütiger Gesang!
Bey des Oheims Lehren
Wird mir, unterm Hören,
Zeit und Weile lang.

Dieser Wunsch der Ohren
Wird mit uns gebohren;
Stammt, Natur, aus dir.
Die, die vor uns waren,
Die in spätern Jahren,
Alles singt, wie wir.

Sagt, ob wir als Knaben
Nicht gelächelt haben,
Wenn ein Lied erklang.
Wir sind aufgesprungen,
Haben mit gesungen,
Was die Muhme sang.

Die geliebten Schmerzen
Jugendlicher Herzen
Machen Mägdchen laut;
Mägdchen, die die Menge
Zärtlicher Gesänge
Tröstet und erbaut.

Daß wir singen sollen,
Brüder, dieses wollen
Jugend, Lieb und Wein.
Nach der alten Sage
Sollen unsre Tage
Nur ein Trillo seyn.

Wenn ein Feind der Lieder,
Der Natur zuwider,
Fröhlich ist, und schweigt:
Gleicht nicht diese Freude
Fast dem stummen Leide,
Das den Murrkopf beugt?

Glücklich ist zu preisen,
Wer es jungen Greisen
Niemals nachgethan!
Folgt dem klügern Franzen,
Der sein Leid vertanzen,
Und versingen kann!

Das

Clavier.

Freund! Wie mächtig kannst du siegen!
Welch ein Schöpfer von Vergnügen
Ist dein zauberndes Clavier!
Bändiger der finstern Klagen!
Allen Gram kannst du verjagen!
Alle Sorgen fliehn vor dir!

Freund, tritt ans Clavier, und spiele!
Sieh, ich höre, sieh, ich fühle
Mit Entzückung jeden Ton!
Harte Menschen, die die Saiten
Zum Gefühl der Lust nicht leiten,
Leben der Natur zum Hohn.

Orpheus spielt, und wilde Tyger
Lagern sich um ihren Sieger
Mit abscheulichfrohem Blick.
Laßt die schönen Lügen fahren!
Die besiegten Tyger waren
Die Verächter der Musik.

Der Gewalt beredter Saiten
Mit Verstockung widerstreiten,
Ist vergebne Ruhmbegier.
Wie die stolzen Töne wollen,
Daß wir seyn, und werden sollen,
Also sind, und werden wir.

Unermüdlich will ich hören!
Spiele glückliches Bethören!
Spiele Lust und Traurigkeit!
Ich will zweifelhaftig scheinen;
Ich will lächeln; ich will weinen,
Wie es dein Clavier gebeut.

Künstler, siehe deinen Willen
Meine ganze Seele füllen!
Sieh es aus der Augen Müh!
Aber, ach Musik! ich schwöre:
Wenn ich Phyllis spielen höre,
Fühl ich mehr, als Harmonie.



Sammlung
Vermischter



von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Zweyter Band, drittes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1750.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Des Grafen von Halifax Neujahrsgeschenk an seine Tochter,

aus dem Englischen übersetzt.

Ich fühle, daß selbst die Gedanken, die uns die angenehmsten sind, die Unruhe lieben. Sie wollen in Bewegung seyn, und so lange die Seele von einer kühnen Leidenschaft beherrschet wird, kann sie keine Ruhe vertragen. Ihr seyd gegenwärtig der vornehmste Gegenstand meiner Sorgen sowohl, als meiner Zärtlichkeit. Bisweilen überlasse ich mich Träumen von eurem künftigen Glücke, die mehr mit meinen partheyischen Wünschen für euch, als mit dem, was ich vernünftiger Weise hoffen kann, übereinstimmen. Ein andermal, wenn meine Furcht die Oberhand gewinnt, entsetze ich mich, als von einem plötzlichen Streiche gerührt, vor dem Anblicke der Gefahr, der ein junges Frauenzimmer nicht ausweichen kann. Je schöner ihr blüht,

desto leichter könnt ihr verletzt werden; denn die zärtesten Pflanzen beschädigt der Frost am ersten. Noch da ihr voll Unschuld spielt, werdet ihr den Zahn der Bosheit fühlen, wofern euch eure Wachsamkeit nicht beschützt. Der Mangel der Vorsicht also, meine liebste Tochter, kann niemals entschuldigt werden, da er in dieser Welt eben die Folgen hat, als der Mangel der Tugend. Ein so zeitig sprossender Verstand braucht es desto mehr, durch einige Regeln bedeckt zu werden; so wie man über zarte Blumen, sie vor Schaden zu bewahren, etwas ausbreitet. Ihr müßt es mit Dank annehmen, daß ihr von einer so liebreichen gütigen Hand, als die Hand eines Vaters ist, beschnitten werdet. Im bloßen Gehorsame mag wohl einige Bitterkeit stecken; die natürliche Freyheit wird selbst den Befehlen eines Vaters den Eingang schwerer machen helfen, und eine innerliche Widersetzlichkeit wird sich regen, wenn wir der Macht und nicht unsrer Wahl folgen sollen. Allein wenn ein Vater sein Ansehen weglegt, und bloß durch seine Zärtlichkeit überredet, so würdet ihr es niemals bey euerm guten Herzen verantworten können, wenn dieses bey euch kein Gewicht haben sollte.

Ein großer Theil von dem, was ich in folgender Abhandlung sagen werde, wird die gegenwärtigen Kräfte eures Verstandes übersteigen. Allein, da derselbe mit jedem Tage zunimmt, so wird er bald so weit reichen, daß euch dieses alles leicht werden wird. Ich will gern den Anfang zu eurer Unterweisung machen, ehe sich noch der Verstand

stand ganz gebildet hat; da derselbe zu der Zeit am geschicktesten ist, eine dauerhafte Gestalt anzunehmen. Wenig Dinge lernen wir vollkommen, die wir nicht durch einen frühen Unterricht begriffen haben. Allein wenn wir ihn alsdann wohl fassen, so werden sie uns natürlich, und wir sind nicht eher sicher, daß wir etwas schätzbares nicht wieder verlieren können, als bis wir es zu einem Ganzen mit uns gemacht haben.

Es kann noch ungewiß seyn, ob ich geschickt genug bin, das Bild eines vollkommenen Frauenzimmers zu entwerfen; aber das ist gewiß, daß ich das Bild eines gütigen Vaters entworfen habe. Wofern ihr nur jenes an euch genau auszudrücken willens seyd, so will ich auf das Werk meiner Hände so stolz seyn, und euch dafür stehen, daß ihr keine schlechte Person vorstellen sollt. Traut mir nur so viel, daß ihr einen Versuch damit macht, so wird sich keiner von uns dabey in seinen Hoffnungen betrogen sehen.

Die Religion.

Das erste, was eure Aufmerksamkeit verdient, ist die Religion. Auf dieselbe müssen alle eure Gedanken gerichtet seyn, weil es etwas sehr vergebenes seyn würde, wenn ihr nur für eure Aufführung in der Welt sorgen, und an die Aufführung nicht denken wolltet, welche ihr dem schuldig seyd, der sie gemacht hat.

Im genauesten Verstande ist die Religion das einzige Nothwendige. Ihr müßt sie zuerst in

euern Verstand, und von da in euer Herz aufnehmen, und sie darinnen so fest verschließen, daß ihr sie niemals verlieren könnt. Allein dazu ist nöthig, daß ihr die wahre von der unterscheidet, die es nur seyn will.

Die Religion besteht nicht darinnen, daß ihr die Erzählungen von Hexen, Unholden, Wunderzeichen und Wahrsagungen glaubt, die euch zugleich mit der Milch eingeflößt werden. Wir saugen indessen diese zeitigen Irrthümer so begierig ein, daß es uns bey reiferm Verstande viele Mühe kostet, unsre Seelen von diesem Unrathe zu reinigen. Diese Mährchen sind so unterhaltend, daß wir sie nicht allein glauben, sondern auch wieder erzählen; und dieses macht uns nachher die Entdeckung der Wahrheit schmerzhaft. Wir müssen ein ganzes Feld von Thorheiten aufgeben, mit denen wir uns würden haben belustigen können; nicht zu gedenken, daß wir die Scham, sie jemals willig aufgenommen zu haben, dabey überwinden müssen. Dieses heißt die Welt zu einer Komödie machen, und den allmächtigen Gott beschuldigen, daß das Amt, das er dem Teufel angewiesen, darinnen bestehe, daß er mit dem Menschen Possen und blinde Kuh spiele. Dieß ist so wenig Religion, daß es nicht einmal gesunde Vernunft ist, und kann nur auf den Namen derjenigen Religion, die unstreitig die Unwissenheit zur Mutter hat, einen Anspruch machen. Ihr müßt also diese Irrthümer zugleich mit euerm Laufzaume ablegen, und euch eben so sehr schämen, wenn man sie bey euch antrifft, als wenn man euch in denjenigen Jahren,

wo

wo man andre Beschäfftigungen von euch erwartet, noch mit Puppen spielen sähe.

Und eben so wenig besteht nun auch die Religion in lauter Gesprächen mit Gott, in andächtigen Verzückungen in der Kirche, und in einer ausserordentlichen Art, zu beten. Manche Frauenzimmer sind so äußerst unruhig in der Kirche, daß man schweren sollte, der Wurm ihres Gewissens lasse ihnen so wenig Ruhe. Andre theilen ihr Gesicht zwischen einer andächtigen Unbeweglichkeit der Augen, und einer anlockenden Freundlichkeit der Blicke; so daß durch diesen unnatürlichen Mischmasch ihre untadelhaftesten Blicke zugleich lächerlich werden. Alle diese gezwungnen Gestalten sind eben so verdächtig, als die stark riechenden Salben, deren Gebrauch nicht für das beste Kennzeichen gehalten wird. Verspart also euern Ernst in euer Cabinet, wo ihr Gott allein vor euch habt; an öffentlichen Oertern hingegen seyd stille und ruhig, und zeigt zwar keinen unanständigen Leichtsinn, doch auch auf der andern Seite keinen Zwang in Geberden.

Es ist keine wahrhafte Verehrung Gottes, wenn ihr euch gegen alle diejenigen, deren Ueberzeugung von der eurigen unterschieden ist, mit einem heftigen Eifer bewafnet. Die Partheylichkeit gegen uns selbst macht sehr oft, daß wir es für eine Tugend halten, wenn wir bey dieser Gelegenheit über andre unbarmherzig herfallen. Durch diesen Selbstbetrug angetrieben, schlagen wir ohne Verschonen Wunden, und überreden uns, daß unsre Grausamkeit verdienstlich sey, und daß wir die

Sache Gottes verfechten, da wir doch dabey einzig und allein uns hervorzuthun suchen. Unsre Andacht kleidet sich nur zu oft in die Gestalt, die mit unsrer Gemüthsart am nächsten übereinstimmt. Ein Cholerikus wird alle diejenigen mit der härtesten Strenge verfolgen, die von seinen Meynungen abgehen, alle Sprüche aus der Bibel auffangen, die mit seiner Neigung übereinkommen, und weil der göttliche Eifer bisweilen entbrennt, den Zorn zu einer göttlichen Tugend machen. Er wird sich so wenig einbilden, daß sein übelgearteter Eifer eine Vertheidigung nöthig habe, daß er sich vielmehr dieses Fehlers wegen höher schätzen, und darauf stolz seyn wird.

Andre, deren Natur sich mehr, als gewöhnlich, zur Leichtgläubigkeit neigt, setzen ihrem Glauben weder Maaß noch Schranken. Sie sind auf die Erweiterung desselben eben so stolz, als Prinzen auf die Erweiterung ihres Gebietes. Sie bedenken nicht, daß unser Glaube eben so, wie unser Leib, überladen werden kann, und daß eben so, wie der letztere siech gemacht wird, wenn er mehr einnimmt, als er verdauen kann, auch unsre Vernunft unter der Last so vieler fremden Zusätze unterliegen muß; besonders wenn man uns nöthigen will, alles ganz und unzermalmt hinunterzuschlukken. Ein mürrischer und schwermüthiger Kopf wird den größten Theil seiner Religion in niedergeschlagne und traurige Blicke setzen. Er wird sein Gesicht mit Verdruß überziehen, und auf die unschuldigsten Vergnügungen des Lebens mit eben so großer Hitze losdonnern, als er nur immer wider

die

die größten Laster eifern könnte. Ueberhaupt ist diese so große Erbitterung gegen die Laster gemeiniglich nur eine Larve, hinter die man sich versteckt. Ein mürrisches Ansehen ertheilt keiner Sache einen Vorzug vor der andern, und es wäre etwas hartes, wenn man den Vorzug der Religion darinnen suchen wollte, die doch das beste unter allen ist. Indessen ist so viel wahr, daß diese finstre und trotzige Art der Andacht durch die Schrecken, die sie über die Seelen ausbreitet, in der Welt vielleicht weit weniger Schaden angerichtet hat, als schändliche Beyspiele durch ihr ansteckendes Gift gethan haben.

In diesen wenigen Exempeln, denen ich noch viel andre beygesellen könnte, habe ich euch gezeigt, was wahre Religion nicht ist. Es ist nun Zeit, daß ich entwerfe, was sie ist. Den gewöhnlichen Beschreibungen gleicht sie so wenig, als die Prinzen ihren Abbildungen auf den Postsäulen ihres Gebietes ähnlich sind. Die ungeschickten Maler in allen Zeitaltern haben sie mit so schlechten Farben entworfen, und ihre Züge so rauh gezeichnet, daß man unter der Hülle derselben ihre Schönheit nicht leicht bemerken kann. Sie haben ihr alle die widerwärtigsten Gestalten gegeben, die sich nur erdenken lassen. Man hat sie, damit ich nur einen von den vornehmsten Fehlern anführe, als eine unversöhnliche Feindinn unsrer Natur vorgestellt, da doch in der That Religion und Natur nicht allein Freundinnen, sondern auch Zwillinge sind, und da man ihnen allen beyden die größte Gewalt anthun muß, wenn man sie trennen will. Nichts

ist so sanft, nichts lockt uns mehr an, als eine wahre und von allen Sophistereyen gereinigte Religion. Sie beschwert unsre Natur so wenig mit unnöthigen Bürden, daß sie uns vielmehr von der schweren Last unsrer Leidenschaften und Vorurtheile befreyet. Statt, daß sie uns mit Strenge unters Joch bringen sollte, so erlöst sie uns vielmehr aus der härtesten Sklaverey, in der wir nur stehen können, und in der wir uns selbst halten, so lange wir von unsern ungebändigten und zügellosen Begierden beherrscht werden.

Nirgends werdet ihr so heitre Freuden antreffen, als bey der wahren Religion. Ihre Art ist es so wenig, daß sie mit einem vergnügten Sinne in beständigem Zwiste leben sollte, daß sie mit ihm vielmehr unzertrennlich verbunden ist. Nichts gehört ihr an, als was angenehm ist, ob sich gleich diejenigen, deren Hände sie unsern Seelen zur Nahrung zurichten, durch ihre Ungeschicklichkeit alle mögliche Mühe gegeben haben, einen Ekel vor ihr bey uns zu erwecken. Ein weiser Epikuräer würde sie um seines Vergnügens willen annehmen. Der Grund von dem Vergnügen sowohl, als von der Religion, ist der gute Verstand, und derjenige versteht sich auf die wahre Wollust sehr schlecht, der sie da sucht, wo diese beyden Dinge nicht verbunden sind.

Die Religion ist die erhöhte Vernunft, die von ihren gröbern Theilen gereinigt und geläutert worden. Sie wohnet in der obersten Gegend der Seele, wohin die wenigsten Wolken und Nebel dringen können, die sie zu verfinstern oder zu bedecken

decken vermöchten. Sie ist zu gleicher Zeit der Grund und die Krone aller Tugenden. Sie ist die Tugend selbst, die dadurch, daß man sie dem Himmel, als dem einzigen Sitze der Vollkommenheit, näher bringt, nur vollkommner gemacht, und auf ihren höchsten Gipfel erhaben wird. Sie reinigt unsern Verstand, und schüttelt den Staub ab, der an unsern Seelen hängt. Sie bedarf der Stützen, die man ihr in der **Furcht** und **Hoffnung** giebt, gar nicht. Sie braucht sich gar nicht herabzulassen, und von irgend einer andern Sache, die nicht sie selbst ist, einen Beweis für ihre Vortrefflichkeit zu entlehnen; denn sie faßt schon alles in sich, was uns zur Folgsamkeit gegen sie anreizen kann. Wenn wir der Religion unsre Dienste verkaufen sollten: So würde sie die verderbte Welt, dieselbe mag uns gleich alles antragen, was sie nur zu gewähren vermag, überbieten können; da sie unter ihnen beyden an allem dem am reichsten ist, worinnen der Ausspruch der Vernunft, als der wahren Richterinn des Werthes gilt.

Bey so bewandten Umständen verdient die Religion, daß ihr sie aus eigner Wahl ergreift, und euch zu ihr nicht bloß, als zu einer Zuflucht, wendet. Es giebt Frauenzimmer, die, wenn sie aus dem zu sichtbaren Verfalle ihrer Schönheit wahrnehmen, daß sie in diesem Glanze nicht lange mehr werden leuchten können, zu der Tünche einer angenommenen Gottesfurcht greifen, um nur noch etwas in der Welt vorzustellen. Sie fliehen zu der Kirche, als zu einer Freystadt wider die Verfolgungen der überhandnehmenden Verachtung, die

ihnen

ihnen aber unaufgehalten auch bis zu dem Altare nachfolgt. Eine so späte Buße ist nur eine Hülle für den nagenden Schmerz über den Verlust unserer Artigkeit. Dieses ist der tödtende Gedanke, der uns die Thränen und Seufzer abpreßt, die äußerlich eine weit beßre Absicht zum Grunde zu haben scheinen.

Es giebt Personen, deren fieberhafte Andacht mit Hitze und Frost abwechselt, einige Zeit außen bleibt, und sie sodann wieder mit desto größrer Heftigkeit anfällt. Diese Ungleichheit müßt ihr auf alle Art zu vermeiden suchen. Laßt euer Leben eine beständige Kette löblicher Handlungen seyn. Es fließe gleich einem sanften Strome dahin, und sey eine nieversiegende Quelle tugendhafter Thaten. Eure Frömmigkeit mag ernsthaft seyn, nur sey sie auch ungezwungen! Gleich andern Pflichten muß sie euer Vergnügen ausmachen, wenn sie von einiger Wirkung seyn soll. Dieses kann euch zu einer Regel dienen, nach welcher ihr euer eignes Herz am sichersten prüfen könnt. So lange euch eure Pflichten Freuden sind, so lange könnt ihr von der Aufrichtigkeit eures Eifers versichert seyn. So bald als ihr hingegen die Ausübung derselben für eine aufgelegte Buße ansehet, so könnt ihr glauben, daß eure Natur einigen Widerstand thut; und so lange dieser fortdauert, könnt ihr euch niemals gänzlich auf euch verlassen.

Eine allzuöftere Unruhe, und allzuzarte Empfindlichkeit über die Zufälle dieses Lebens ist gleichfalls ein Beweis, daß eure Gottesfurcht nicht von

ächtem Gepräge ist, und zu viel Zusatz hat. Eine wahre und reine Gottesfurcht wird allem dem, was euch beunruhigen könnte, seinen Stachel nehmen. Sie gleicht einem heilenden Balsame. Wie dieser die Schärfe aus dem Blute hinwegnimmt, so zertheilt und lindert jene den Schmerz eurer Seele. Eine andächtige Seele hat das Vorrecht von Leidenschaften frey zu seyn, wie es einige Gegenden giebt, die von allen Arten giftiger Geschöpfe befreyt sind. Mit dieser Hülfe werdet ihr euch über alle diese kleinen Unruhen erheben, denen andre in Ermanglung derselben ausgesetzt sind; und ihr werdet dadurch endlich zu einer Gemüthsart gelangen, die euch nicht zu einer dummen Unfühlbarkeit, sondern zu einer weisen Ergebung in alle Schicksale, die euch treffen können, führen wird; so daß ihr in der Welt lebt, als ob euch die Begebenheiten derselben gleich einem fliegenden Gewande um die Schultern leicht herumhiengen, nicht aber fest an euch anlägen. Hütet euch, daß ihr nicht in den gemeinen Irrthum fallt, und es wagt, besondre Vorfälle für göttliche Gerichte zu erklären. Unser Gewicht und Maaß ist viel zu unhinlänglich, als daß wir, nach dem Ausschlage desselben, Gnade oder Strafe austheilen könnten. Gott hat über diese Dinge eine Decke gezogen, und es ist also nicht allein eine Frechheit, sondern auch ein strafbarer Eingriff in die Rechte Gottes, wenn wir uns ohne seinen Befehl unterstehen, einen Urtheilsspruch hierinnen zu fällen.

Was euern Glauben insbesondre anbetrifft, so haltet euch zu der Religion, in der ihr erzogen seyd.

Ausser-

Ausserdem daß sie die beste ist, so ist der Grund, in derselben zu verbleiben, weil man darinnen erzogen ist, für euer Geschlecht etwas stärker, als für das unsrige, da man die arbeitsame Aufsuchung der Wahrheit in den vielen Büchern der verschiednen Partheyen von euerm Geschlechte weniger, als von dem unsrigen, sodert *. Das beste unter allen

* Der Verfasser macht sich hier einer Ungerechtigkeit gegen das weibliche Geschlecht schuldig, der billige Gemüther nicht beytreten werden. Warum sollte dasselbe von einer Untersuchung ausgeschlossen seyn, deren Endzweck für ieden, der eine Seele hat, so wichtig seyn muß? Beträfe dieselbe bloß eine verwickelte Frage aus den Wissenschaften, eine schwere Aufgabe aus der Gelehrsamkeit, und müßte man sich dabey in die Abgründe der Schwierigkeiten der einander bestreitenden Muthmaßungen, der Zweifel und Anführungen wagen, in welche die Gelehrten die Wahrheit öfters mit so vieler Mühe vergraben haben: So würde sich wider seinen Satz niemand auflehnen. Zudem braucht man sich bey der Untersuchung, welche Religion man mit Ueberlegung und vorzüglich wählen soll, nicht durch so viele Bände durchzuarbeiten, als der Verfasser meynt. Man mache nur sich selber erst unpartheyisch, so wird man uns die verschiednen Wege zur Religion bloß zeigen dürfen, und wir werden die gerade Straße von den Seitenwegen und Irrgängen sehr leicht unterscheiden können, ohne daß wir stets eine ganze Menge von Wegweisern und Handleitern um uns haben müßten. Die wahre Religion hat ein so heitres und ihr eigenthümliches Licht, daß es aller Schimmer und Firniß der falschen Religionen nie wird nachahmen können,

allen Büchern wird euch Anleitung geben, in euerm Glauben fest zu werden; und so bald ihr zu dieser Befestigung, zu dieser Gewißheit gelangt seyd, so werdet ihr am besten thun, wenn ihr alle unnützen Zweifel und Skrupel so weit von euch entfernt, daß sie euch niemals beunruhigen können.

Laßt euch endlich von mir in wenig Worten eine Regel vorschreiben, die euch vollkommen unterrichten wird, und bey der ihr niemals fehlen könnt. Sie ist die: Bemühet euch um Verstand, und übt Tugend. Seyd ihr so glücklich, daß ihr diese beyden Eigenschaften zu euerm Antheil habt, so könnt ihr versichert seyn, daß euch Gott zur Erkenntniß aller nöthigen Wahrheiten eben so gewiß erleuchten wird, so gewiß die Lehre von seinem Daseyn ist.

Der Ehemann.

Nach der Religion fodert die Betrachtung, wie ihr euch gegen einen Ehmann aufführen wollt, in euern Gedanken die nächste Stelle. Dieser Name ist von einem so weitläuftigen Umfange, daß

nen, sie mögen so sehr daran künsteln, als sie wollen. Man betrachte sie nur nicht mit blinzenden und schlaftrunknen, oder verdrehten Augen! Man folge der Natur, man blicke gerade vor sich hin, und schaue sie mit offnen Augen an. Man wird sie erkennen, wenn sie auch noch so viel Gestalten umgäben, die den Zügen derselben die ihrigen nachzubilden gesucht hätten; und ie näher die falschen Religionen bey der wahren zu stehen kommen, desto leichter werden sie uns die Entdeckung derselben machen.

daß man in Ansehung desselben wenig unveränderliche Regeln fest setzen kann. Sie sind eben so verschieden, als die Gemüthsarten derjenigen Personen, nach denen sie eingerichtet werden müssen. Demohngeachtet aber darf ich einige allgemeine Anmerkungen nicht mit Stillschweigen übergehen, welche euch, wenn ihr eure eignen Anmerkungen ihnen beygesellt, denjenigen Theil eures Lebens hindurch, von welchem eure Glückseligkeit am meisten abhängt, zu Handleiterinnen werden dienen können.

Man muß es mit zu den nachtheiligen Umständen zählen, welchen euer Geschlecht unterworfen ist, daß man jungen Frauenzimmern selten erlaubt, ihrer eignen Wahl zu folgen. Man glaubt, daß die Vorsorge und Erfahrung ihrer Verwandten weit sichrere Führer für sie sind, als ihre eignen Einfälle; und ihre Schamhaftigkeit verbietet ihnen oft, diejenigen auszuschlagen, die ihnen von ihren Aeltern angetragen werden, obgleich bey der Einwilligung das Herz mit dem Munde nicht vollkommen übereinstimmt. In diesem Falle bleibt ihnen weiter nichts zu thun übrig, als daß sie sich in das ihnen zugefallne Loos schicken, dasjenige, was ihnen an ihren Ehemännern nicht gefällt, sich klüglich zum Vortheile zu lenken wissen, und dadurch nach und nach die Fehler sich erträglich machen, die ihnen, bey Verabsäumung dieser Sorgfalt, bald einen Abscheu erwecken würden.

Zuvörderst müßt ihr dieß überhaupt als einen Grundsatz fest setzen, daß sich zwischen beyden Geschlechtern eine Ungleichheit findet, daß, zu besserer Einrichtung der Welt, die Mannspersonen, weil

sie

sie Gesetzgeber seyn sollten, einen größern Antheil von Vernunft erhalten haben, und daß dadurch euer Geschlecht zu derjenigen Biegsamkeit zubereitet werden sollte, die es zur Ausübung seiner eigenthümlichsten Pflichten nöthig hat. Dem ersten Ansehen nach scheint es, als ob dieses etwas ungalant mit euch verfahren hiesse. Doch nach einer genauern Untersuchung werdet ihr finden, daß die Natur hierinnen so wenig ungerecht mit euch umgegangen, daß sie sich vielmehr gegen uns partheyisch erwiesen hat. Sie hat die Ungerechtigkeit, die sie bey der ersten Austheilung an euch begangen zu haben scheint, durch so viele andre Vortheile ersetzt, daß nun vielmehr wir das Recht, über euer Geschlecht zu klagen, überkommen haben. Es steht in eurer Macht, euch nicht allein selbst in Freyheit zu setzen, sondern auch eure Herren unters Joch zu bringen, und die Vorrechte, die ihnen sowohl die Natur, als die Gesetze, verliehen haben, ohne alle Gewaltthätigkeit unter eure Füsse zu treten. Es sind uns zu dem Ende so verschiedne Eigenschaften anerschaffen worden, daß ein Geschlecht die Fehler des andern desto besser ersetzen möge. Ihr habt unsrer Einsicht zur Einrichtung eurer Aufführung, und unsrer Stärke zu eurer Beschützung nöthig. Wir hingegen bedürfen eurer Artigkeit, uns zärtlicher zu machen, und zu unterhalten. In den ersten Jahren unsers Lebens sind wir größtentheils euch allein unterworfen. Diese Zeit über herrscht ihr ungestört über uns, und dadurch erhaltet ihr den Vortheil, daß ihr die ersten Eindrücke in uns macht. Nach dem Verlaufe dieser Zeit

habt ihr einen noch stärkern Einfluß in uns, und, wenn ihr euch denselben klüglich zu Nutze zu machen wißt, so wird die Wirkung desselben alle unsre Vorrechte, und alle unsre Gerichtsbarkeit über euch zu euerm Vortheile überwiegen. Eure Blicke werden mehr vermögen, als unsre Gesetze, und eure Thränen mehr Gewalt haben, als unsre Schlüsse.

Es ist wahr, die Gesetze des Ehestandes klingen für euer Geschlecht etwas hart. Gehorsamen ist ein unfreundliches Wort, und es ist desto unausstehlicher, da dieser unhöfliche Unterschied selbst in die Worte des Contractes eingerückt wird, und zu dem ausserordentlich gefälligen Bezeigen, das vor demselben vorherzugehen pflegt, so wenig stimmt. Ueberdieß scheint gleich die Allgemeinheit der Regel zu einer Beschwerde Anlaß zu geben, und es scheint billig zu seyn, daß man von den ordentlichen Regeln wenigstens für ausserordentliche Frauenzimmer eine Ausnahme machen, und dadurch dem gerechten Einwurfe ausweichen sollte, der wider das falsche Maaß einer allgemeinen Gleichheit statt findet.

Euer Sachwalter könnte anführen; bey allen Gesetzen sey es erlaubt, in den Fällen, die es erfodern, von dem buchstäblichen Verstande zu der Billigkeit zu appelliren; und eben so billig sey es, eine höhere Curie zu errichten, vor der einige Frauenzimmer ihre besondre Sache führen könnten. Er könnte sagen, es sey billig, daß man denen Personen zum Besten, die durch die Güte der Natur über die Schranken ihres Geschlechts erhoben worden, von der Strenge der Gesetze, die man wider

das ganze weibliche Geschlecht gemacht hätte, etwas nachliesse. Die Ursachen zur Scheidung wären itzt so niedrig, daß wenig Frauenzimmer Herz genug besitzen würden, auf die Unkosten ihrer Schamhaftigkeit, die dadurch nicht wenig beleidigt werden müßte, ihre Freyheit zu erkaufen; und die Urheber der Gesetze hätten so wenig Verstand besessen, daß sie in Ansehung der Ungleichheit der Gemüther, der man doch vornehmlich hätte abzuhelfen suchen sollen, für gar kein Mittel gesorgt hätten.

Alles dieses und noch weit mehr würde sich anführen lassen, eurer Klage einen Schein zu geben. Allein hierauf läßt sich kurz antworten; die Einsetzung des Ehestandes sey allzuheilig, als daß man erlauben könne, Einwürfe dawider zu machen. Da man ohne Zweifel mit Grunde voraussetzt, daß euer Geschlecht das schwächere ist: So ist es der Vernunft gemäß, daß es der männlichen Herrschaft unterworfen werde; und da keine Regel so vollkommen ist, daß sie nicht ihre Ausnahmen litte: So haben in einem Falle, wo nur wenig Personen ein gegründetes Recht zu einer Ausnahme haben würden, die Gesetze es mit Recht für sicherer gehalten, einer Ungerechtigkeit in etlichen wenigen Exempeln nachzusehen, als eine Einrichtung umzustoßen, von welcher die Ordnung der menschlichen Gesellschaft so sehr abhängt. Ihr müßt also dasjenige, was die Gesetze und Gewohnheiten einmal festgesetzt haben, so gut ihr könnt, zu euerm Vortheile lenken, und euch nicht mit der thörichten Einbildung schmeicheln, daß man sie um euertwillen verändern werde. Glaubt ihr aber unter der Last einer Beschwerde zu

erliegen, der ihr euch niemals würdet entledigen können, so dürft ihr den Muth nicht ganz und gar verlieren. Bedenkt, daß es in eurer Gewalt stehen wird, euch alles, was einer Bürde ähnlich sieht, durch eine weise und geschickte Aufführung zu erleichtern. Euch desto besser dazu anzuführen, will ich euch ein Verzeichniß von den gewöhnlichsten Ursachen des Misvergnügens zwischen Eheleuten mittheilen. Eine solche Warnung kann euch geschickt machen, so wohl auf eurer Hut zu seyn, daß ihr auf den Fall, wenn ihr einmal verheirathet werden solltet, euch nicht allein wider die Fehler eures Ehmanns zu bedecken, sondern auch euern eignen zuvorzukommen wißt.

Ihr müßt also zuerst bedenken, daß ihr in einer Zeit lebt, in welcher gewisse Schwachheiten so tief eingewurzelt sind, daß sie auf eine sehr weite Nachsicht Anspruch machen. Die Welt verfährt hierinnen etwas ungleich, und unser Geschlecht scheinet den Tyrannen zu spielen, wenn es zu seinem Vortheile einen so partheyischen Unterschied macht, und dem Frauenzimmer dasjenige zum äussersten Verbrechen anrechnet, was man bey den Mannspersonen mit einem weit geringern Tadel hingehen läßt. Der Ursprung und zugleich die Entschuldigung dieser Ungerechtigkeit ist die Sorgfalt, die Familien vor aller schimpflichen Vermischung des Geblüths zu verwahren. So lange die Ehre unsrer Familien hierauf beruhen wird, so lange scheint es eine unvermeidliche Nothwendigkeit zu seyn, daß euer Geschlecht diesen Fehler am meisten büßen müsse. Wenn dieß aber auch mit einigem Nachtheile für

euch

euch verbunden ist, so belohnt euch dieses dafür mehr, als zu sehr, daß man die Ehre der Familien und ihre Erhaltung euern Händen übergiebt. Das Ansehen, das euch ein so großes Vertrauen auf euch ertheilt, ersetzt alles reichlich, und selten wird es kommen, daß es dieser Gewalt, die euch die Welt überlassen hat, nicht glücken sollte, der Strenge eines übeln Ehmanns Einhalt zu thun, und die Zärtlichkeit und Hochachtung eines gutgearteten zu vermehren.

Bey so bewandten Umständen merkt also wohl, daß ihr nach der Gefahr, selbst einen Fehler von dieser Art zu begehen, keine zu besorgen habt, die größer für euch wäre, als die Gefahr, dergleichen an euerm Ehemanne zu erblicken. Hierbey müßt ihr weder zu sehen, noch zu hören scheinen. Ist euer Mann ein Mann von Verstande, so wird er von sich selbst wieder umkehren; denn bloß die Thorheit seiner Aufführung ist schon so beschaffen, daß sie ihn zurückbringen wird. Ist er das nicht, so würdet ihr ihn zwar reizen, aber nicht bessern. Wolltet ihr ihn zur Rede setzen, so würde dieß einer Kriegserklärung und einer Zurüstung zu Repressalien ähnlich sehen; und einen nachdenkenden Ehemann würde ein solches Bezeigen auf eine sehr gefährliche Betrachtung führen. Ueber dieses ist die Ursache, der man es zuzuschreiben pflegt, wenn ein Frauenzimmer bey dieser Gelegenheit eine allzugroße Hitze äussert, allzu niedrig, als daß euch nicht die Regeln der Schamhaftigkeit sowohl, als der Klugheit, davon zurückhalten sollten. So unanständige Klagen würden gewiß ein Frauenzimmer

mer mehr zum Gelächter machen, als die Beschimpfung, die ihr dieselben abpreßt. Allein noch weit schlimmer und ungeschickter würde es gehandelt seyn, wenn sie das ihr angethane Unrecht selbst ausposaunen wollte, in der Meynung, daß die ganze Welt in Waffen treten sollte, ihre Parthey zu nehmen. Die Erfahrung würde sie lehren, daß dieses keine andre Wirkung hätte, als daß sie einige Zeit der vornehmste Spott der Gesellschaften seyn, und so lange die allgemeine Fabel der Stadt bleiben würde, bis eine neuere Thorheit, sie zu erlösen, auf den Schauplatz träte, und sie von demselben verdrängte. Die Unbesonnenheit dieser Aufführung leuchtet so sehr in die Augen, daß es überflüßig ist, sie mehr zu entblößen. Seyd also versichert, daß in allen diesen Fällen eure Klugheit und euer Stillschweigen die kräftigsten Vorwürfe seyn werden. Eine angenommene Unwissenheit, die sonst selten eine Tugend ist, ist hierbey eine große Tugend; und nichts wird euern Ehemann eher überreden können, nicht länger ungerecht gegen euch zu seyn, als wenn er bemerken wird, wie wenig ihr gesonnen seyd, ihn mit euern Klagen zu beunruhigen. Zudem wird ihn das natürlicher Weise geneigt machen, euch in andern Dingen desto mehr nachzugeben. Es sey nun, daß er damit sein Unrecht verdecken, oder vergüten wolle; so werdet ihr doch, so lange dasselbe dauert, die guten Wirkungen davon geniessen, und dabey die gegründetste Hoffnung haben, daß ihr ihn durch diese Aufführung endlich ganz und gar bekehren werdet. Nichts ist für ein Frauenzimmer rühmlicher, als ein Sieg, den sie auf diese Art gewinnt.

winnt. Einen Mann, den ihr durch diesen Weg zurückgebracht habt, hat sich eure Tugend von nun an auf ewig unterthan gemacht, und eure Geduld, mit der ihr einige Zeit seine Fehler trugt, ist durch einen Triumph, der so lange dauern wird, als sein Leben, mehr, als zu sehr, belohnt.

Nunmehr will ich annehmen, daß euer Mann den Wein mehr liebt, als es erlaubt ist. Ob es gleich kein Laster giebt, das tiefer eingewurzelt wäre, so muß man doch gestehen, daß wenig Laster häßlicher sind, als dieses, wenn es die Gränzen einmal überschritten hat. Allein bey allem dem sollte es doch selbst die Gewohnheit, die desto mehr beklagt zu werden verdient, ie allgemeiner sie ist, einem jeden insbesondre, der darunter leiden muß, erträglicher machen. Erstlich ist es also nichts neues, wenn ihr einen Trunkenbold zum Ehmanne bekommt, und es liegt euch schon in so vielen Exempeln der Beweis vor Augen, daß eine Frau ein solches Schicksal erleben kann, ohne darum die unglücklichste Person auf dem Erdboden zu werden. Nur unsre Eigenliebe legt uns die Worte in den Mund, die alles, was uns empfindlich fällt, so sehr vergrössern. Elend und Verderben sind die Benennungen, die wir allem dem geben, was uns nur unangenehm ist. Wir vergessen, daß ein ununterbrochner Genuß der Glückseligkeit gar nicht das Loos ist, das der Lauf der Dinge für uns bestimmt hat, und daß es die Absicht der Vorsehung ganz und gar nicht gewesen, uns vor aller Bekümmerniß zu verwahren. Wir sind glücklich, wenn wir dem Grade des Unglücks entgehen können, unter wel-

chem wir erliegen müßten, und wenn die Vorsehung so viel Vergnügen auf unser Antheil legt, daß uns die Süßigkeit desselben das Bittre in unsern übrigen Schicksalen weniger schmecken läßt. Ein iedes Ding hat zwo Seiten. Zu unsrer eignen Beruhigung sollten wir alle unsre Gedanken auf diejenige richten, die dem wenigsten Tadel ausgesetzt ist. Die schlimmste Seite eines Trunknen hat eine so unangenehme Aussicht, daß man sich ohnmöglich lange bey derselben aufhalten kann. Laßt uns daher die Augen auf die günstigere Seite richten, in so fern dieselbe eine Frau angeht.

Wenn sich die Unregelmäßigkeit des Ausdruckes nach der Strenge rechtfertigen liesse, so hätte ich Lust zu behaupten, daß eine Frau Gott für einen Ehmann mit Fehlern danken sollte. Merkt euch, meine liebste Tochter, diesen scheinbaren Widerspruch zu euerm eignen Unterrichte an; denn auf etwas anders ist er nicht abgesehen. Ein Ehmann ohne Fehler ist ein gefährlicher Aufseher; seine Augen sind so durchdringend, und vor ihren Blicken liegt alles so bloß und eben, daß es seinem ganzen Tadel offen steht. Zweifle ich gleich nicht, daß eure Tugend die schärfsten Untersuchungen aushalten werde, so werden doch wenig Frauenzimmer es ertragen können, daß sich alles, was sie sagen oder thun, in dem hellen Spiegel eines unfehlerhaften Verstandes vorstellt. Der Hochmuth unsrer Natur wird durch nichts mehr gedämpft, als wenn bey Bildung derselben einige Fehler zum Zusatz dazu gekommen sind. Diese lehren uns am besten, daß wir nicht so unbarmherzig auf andre losschlagen müssen, weil wir

selbst

selbst so oft Streiche verdienen. Sie halten uns mitten in unsrer Wuth auf, und reden uns, auch so dann, wenn wir Recht dazu haben, bey unserm Tadel Gelindigkeit ein. Die Ehemänner werden durch ihre Fehler und Ausschweifungen zu euch heruntergesetzt, und lassen sich so dann gefallen, nach gleichern Gesetzen mit euch zu leben, als iemals ein Ehmann ohne Fehler gutwillig eingehen würde. So stolz ist der Mensch, bis er durch die allgemeinen Schwachheiten und Mängel gedemüthigt wird, die bey unsrer itzigen Verderbniß mehr dazu helfen, uns verträglich zu machen, als alle Vorschriften der Weltweisen und Gottesgelehrten. Da die Fehler unsrer Natur den Abgang wieder ersetzen, den ihr in der Austheilung der Güter erlitten, so habt ihr mehr darauf zu sehen, wie ihr euch diese Wohlthat zu Nutze machen wollt, als euch über den Fehler zu beschweren.

Wenn euch also ein Ehemann, der den Trunk liebt, zufallen sollte, so werdet ihr, wenn ihr weise und geduldig seyd, sehr leicht seinen Wein gewinnen, und auf eure Seite locken können. Er wird über alle eure Fehler eine Decke ziehen, er wird allen euern Worten und Handlungen eine solche Gestalt geben, daß er mit denselben vollkommen zufrieden ist. Euer Ehmann wird andern weniger gefallen, und ihr werdet ihm vielleicht durch dieses Mittel destomehr gefallen. Hat er zu sehr geschmaust, und ihr empfangt ihn ohne Sturm und strafende Blicke, so wird sich der Wein natürlicher Weise in Zärtlichkeit verwandeln, die eine Frau noch mehr aufzumuntern suchen muß, wenn dieselbe auch in noch

so viel Ungezogenheit eingekleidet seyn sollte. Denn der Wein würde zu einer schäumenden Wuth aufkochen, wenn ihr ihm hart und gleich einer Furie begegnetet; und überhaupt ist dieses schon an sich selbst ein so unvernünftiges, ungesittetes und widerwärtiges Geschöpf, daß die Welt bey allem ihrem Reichthume, nichts, daß ihr gliche, aufstellen kann.

Ueberlegt, daß, wenn der Mann den Gebrauch seiner Vernunft so oft aufgiebt, die Frau sich indessen unvermerkt das Recht erwirbt, an seiner Statt zu regieren, und daß sie dieses zu einer weit höhern Würde, und zu einem viel größern Ansehen im Hause erhebt, als sie unter einem nüchternen Ehmanne, der sich nie außer Stand setzt, das Ruder zu führen, vielleicht jemals erlangt haben würde. Sind dieses keine vollkommnen Trostgründe, so sind sie doch wenigstens Hülfsmittel, einen gewissen Grad der Beruhigung zu erreichen. Sie werden freylich niemals die Trunkenheit zu einer Tugend, und einen Ehmann, der ihr ergeben ist, zu einer Glückseligkeit machen. Ihr werdet euch aber doch keinen schlechten Dienst erweisen, wenn ihr euch, wofern ein solches Schicksal auch euch betreffen sollte, dasselbe durch diese Mittel so leidlich zu machen sucht, als ihr nur könnt, und durch Hülfe einer weisen Achtsamkeit euern Schultern dasjenige zu erleichtern bemüht, was außerdem zu einer Last werden würde, die euch zu Boden drückte.

Ich will einen andern Fall annehmen. Euer Ehmann soll eine ungestüme und verdrießliche Gemüths-

müthsart an sich haben. Hierbey läßt sich erinnern, daß zornige Personen, beym Schlusse der Rechnung, gemeiniglich sich zu einem willigen Ersatze verstehen. Ein Mann, der sich den einen Tag durch alles ohne Ursache aufbringen läßt, ist den andern wieder mit eben so wenig Grunde gefällig. Wenn ihr also auf das Triebwerk wohl Achtung gebt, nach welchem sich die Räder in dem Gehirn eines solchen Mannes bewegen, so werdet ihr seine ganze Leidenschaft sehr leicht auf eure Seite bringen können. Statt von seinem Donner zur Erde geworfen zu werden, könnt ihr ihn sodann dahin richten, wohin ihr ihn zu lenken für gut findet. Auf diese Art werden die stärksten Gifte in die besten Arzneymittel verwandelt. Allein dazu müßt ihr freylich Kunst und eine geschickte Hand haben; denn sonst ist der kleinste Fehler tödtlich. Bey einem Manne von dieser Gemüthsart wird die größte Aufmerksamkeit erfodert. Ein heftiger Charakter entspringt aus dem Stolze, und macht einen Mann so partheyisch gegen sich selbst, daß er gegen den kleinsten Widerspruch aufschwillt, und sich einbildet, man nehme ihm etwas, wenn man sich ihm widersetzt. So lange also der Wind aus einer Gegend geht, aus welcher er euch ins Gesicht wehen kann, müßt ihr euch hüten, daß ihr nicht durch ein unbedachtsames Wort den Sturm vergrößert, oder das Feuer noch mehr aufblast. Ihr müßt klüglich in allem so lange nachgeben, bis er zu verkühlen anfängt. Dann könnt ihr euch langsam und nach und nach erheben, und den Vortheil über ihn gewinnen. Eure zu rechter Zeit an-

ge-

gebrachte Freundlichkeit wird seinen unzeitigen Zorn hinweg zaubern, und ein holdes Lächeln wird ihn wieder besänftigen, da eine hitzige ungestüme Antwort ihn noch mehr reizen würde. Sollten endlich andre Mittel zu schwach seyn, so müßt ihr, ehe ihr bey einer solchen Gelegenheit etwas versäumt, lieber zu einer kleinen Schmeicheley eure Zuflucht nehmen, die die Nothwendigkeit von allem Tadel lossprechen wird.

Wenn nicht eine offne und auffahrende Hitze, sondern ein unfreundliches und mürrisches Wesen die Krankheit eures Mannes ist, so zeigt sich auch hier ein Mittel, so mit derselben umzugehen, daß ihr auch diese Last werdet ertragen können. Zu diesem Ende müßt ihr zuvörderst wissen, daß der gute Verstand natürlicher Weise mit einem etwas finstern Blicke verbunden ist. Es giebt so viel Thorheit in der Welt, die noch dazu überall so triumphirt, daß die Gelegenheiten nur gar zu oft vorkommen, wo die Galle eines Mannes gereizt wird, der richtig zu urtheilen gewohnt ist. Das also, was man gemeiniglich eine verdrießliche Gemüthsart nennt, ist nicht allemal ein Fehler. Nur sodann wird sie dazu, wenn sie entweder bey einer unrechtmäßigen Gelegenheit ausbricht, oder allzu lange anhält. Ihr müßt euch daher nicht übereilen, und den mit einem schlimmen Namen be[illegible]gen, der ihn vielleicht nicht verdient. Und gesetzt auch, daß euer Mann über alles, was ihm einigermaßen unangenehm ist, allzuviel Verdruß empfände, so könnte es doch leicht kommen, daß ihr mit einem übeln Bezeigen dabey mehr Tadel ver-

dien-

dientet, als er mit seiner unzeitigen Verdrießlichkeit. Zeigt auch ein Ehmann bisweilen eine Gleichgültigkeit, die einer Frau beleidigend vorkommen mag; so handelt sie unrecht, daß sie dieselbe auf das schlimmste auslegt, so lange sie nur noch auf irgend eine Art eine beßre Auslegung leidet. Manche Frauen werden sich für berechtigt halten, schon das für eine solche Gleichgültigkeit zu erklären, wenn ihre Männer den Ton verändern, aus dem sie gesprochen haben, als sie sich zuerst um sie bewarben. Andere werden nicht die geringste Verminderung und Schwächung in den Ausdrücken der Zärtlichkeit erlauben wollen, da sie doch die Zeiten unterscheiden, und bedenken sollten, daß wir uns in derjenigen Höhe unsre ganze Lebenszeit hindurch unmöglich erhalten können, zu der wir in einigen ausschweifenden Augenblicken uns erhoben haben. Ein Mann kann bisweilen nicht alle Aufmerksamkeit bey Kleinigkeiten haben, und doch darf darum nicht Kaltsinn oder Mangel der Liebe die Ursache dieser Unachtsamkeit seyn; so wenig sich eine Frau gleich die Beschuldigung zuzieht, daß sie nicht zärtlich genug sey, wenn sie etwan einmal in ähnlichen Fällen ihre Foderungen zu hoch treibt. Wenn nun auch euer Ehmann wirklich von einem mürrischen Charakter ist, und ihn diese Zufälle so oft anwandeln, daß sie sich gar nicht mehr entschuldigen lassen, so müßt ihr nur euer Auge dazu gewöhnen, daß es die ersten Vorboten des trüben Wetters erkennen, und auf den Augenblick wachen lernt, wenn der Anfall vorüber ist. Dieser dauert selten lange, wenn man ihn

ihn nur seinen Weg gehen läßt. Allein so lange dem Gemüthe die Säure noch nicht entzogen ist, so vergällt es alles, und ihr müßt warten, bis die schwarzen Säfte sich selbst zu verzehren anfangen, eh ihr dazu kommt, und es wagt, die Cur zu übernehmen.

Wenn ihr in der Lotterie der Welt einen geizigen Mann ziehen solltet, so gestehe ich, daß ihr nicht Ursache habt, auf euer gutes Glück stolz zu seyn. Doch auch mit diesem werdet ihr auskommen können, wenn es gleich wenig unbiegsamere Leidenschaften geben kann, als der Geiz ist. Vor allen Dingen müßt ihr euch wohl vorsehen, daß ihr nicht gleich in dem Begriffe davon fehlt. Ihr müßt vorher alle Umstände genau untersuchen, in welchen sich das Vermögen eures Mannes befindet, und die Beschaffenheit jeder Anfoderung reiflich erwägen, ehe ihr ein Recht habt, diesen Ausspruch zu fällen. Diese Klage über die Ehmänner ist itzt so allgemein, daß dieses einen gerechten Verdacht giebt, daß sie oft ungegründet sey. Es ist unmöglich, daß sie diesen Vorwurf alle verdienen sollten, und es ist also gewiß, daß er oft unrechtmäßiger Weise gemacht werde. Der, der überall spart, ist ein Knicker; der, der niemals spart, ist ein Unsinniger; und einer läßt sich so wenig entschuldigen, als der andre. Die Mittelstraße ist, daß man in demjenigen spart, was sich am ersten entbehren läßt, und in demjenigen desto freygebiger ist, was unsre verschiednen Umstände von uns fodern. Aber dieß wird den wenigsten Weibern genug thun. Es giebt deren einige, die

gar

gar keine Regeln der Haushaltungskunst vertragen können, und deswegen geneigt sind, die Liebe ihres Mannes gegen sie in Zweifel zu ziehen, weil er es nicht ihrer eignen Phantasie überläßt, das Maaß ihrer Ausgaben zu bestimmen. Wenn ihr euch aber sicher zu seyn einbildet, daß ihr in diese gefährlichen Irrthümer niemals gerathen werdet, so muß diese Partheylichkeit gegen euch selbst einem verständigen Ehmanne so anstößig scheinen, und dieser Vorzug, den ihr euch vor der ganzen übrigen Familie, und dem gebt, was mit ihr in Verbindung steht, muß demselben so beleidigend vorkommen, daß er es niemals gelassen ertragen wird.

Allein wenn man nun auch das schlimmste einräumt, und euer Ehmann ein nichtswürdiger Hüter seines Geldes ist, von dem man eher alles, als einen Pfennig erpressen kann, so müßt ihr in diesem, wie in andern Fällen, euch eure Plage zu erleichtern suchen. Zuerst müßt ihr die Augenblicke, in welchen ihr eure Worte vorbringt, genau abzupassen wissen. Wenn ihr etwas vorschlagt, daß seiner herrschenden Leidenschaft entgegen läuft, so müßt ihr euch mehr der dritten Person und eines weisen Freundes bedienen. Dieser wird oft mehr ausrichten können, als ihr, und ihm wird eher erlaubt seyn ein Wort zu wagen, als euch in eurer eignen Sache vergönnt seyn wird. Bisweilen müßt ihr ihm in Dingen, wo sich seine herrschende Neigung am meisten bloß giebt, auf eine geschickte Art beyzufallen wissen, damit ihr desto beßre Gelegenheit habt, ihn in

Sa-

Sachen, in denen er gleichgültig ist, auf eure Seite zu bringen. Unsre Leidenschaften sind sich selten gleich, und sie können nach Verschiedenheit der Gegenstände, auf die sie wirken, steigen oder fallen. In Dingen, worauf sich unser Gemüth besonders geheftet hat, darf man sie niemals zurück halten, oder ihnen etwas in den Weg legen. In andern Fällen hingegen sind sie biegsamer; ja bisweilen sind sie so billig, daß sie Vorstellungen annehmen, und auf eine gute Art mit sich streiten lassen. Ja was noch mehr ist; selbst unter den Geizigen giebt es wenig Personen, die sich ihrer herrschenden Leidenschaft so völlig überlassen hätten, daß sie nicht zu einigen Stunden und bey einigen Gelegenheiten ihre Natur vergessen, und auf diese Zeit sich in Verschwender verwandeln sollten. Man lasse bey eben diesem Manne, der sich selbst oft die Nothwendigkeiten des Lebens versagt, den Stolz aufwachen, er wird in Verschwendung fallen. Ein andermal wird sein Zorn eben diese Wirkung haben; eine Anwandelung von Eitelkeit, Ehrgeiz, bisweilen auch Zärtlichkeit, wird seine enge Seele öffnen und erweitern. Ein Glas Wein wird auf seine zähe Gemüthsart wirken, und sie auf diese Zeit zertheilen. In diesem Falle müßt ihr alle eure Aufmerksamkeit zu Hülfe nehmen, auf diese entscheidenden Augenblicke zu wachen, und ihr müßt euch keinen einzigen entschlüpfen lassen, ohne ihn zu nutzen. Wenn sich eine Frau durch alle diese Mittel gegen die Verdrießlichkeiten, die ihr ein Ehmann durch diese niederträchtige Eigenschaft erwecken kann, nicht größtentheils in Sicherheit

zu setzen weis: So wird man ihr allemal einen Mangel der Klugheit vorwerfen können. Ich nehme aus, daß er ein so entsetzliches Ungeheuer wäre, als euch meiner Hoffnung nach niemals zu Theil werden wird.

Der letzte Fall, den ich annehmen will, ist dieser, daß ihr einen einfältigen Ehmann bekommt, der unvermögend ist, sich der Vorrechte zu bedienen, die ihm gehören. Man muß einräumen, daß sich gegen einen Mann von diesem Charakter sehr viele Einwendungen machen lassen. Allein Gott sendet uns selten eine Trübsal, daß er ihr nicht ein Gegenmittel oder wenigstens eine Linderung sogleich zugesellen sollte, die den größten Theil desjenigen, was uns beschwerlich fällt, versüßte.

Euch dieses Unglück leichter zu machen, müßt ihr zuvörderst erwägen, daß eine Frau sehr oft eine beßre Figur macht, weil ihr Mann sie nicht macht. Man sieht nicht ein, warum eine Frau, die sich ein Kammermädchen aussucht, das schlechter aussieht, als sie, nicht auch mit einem Manne zufrieden seyn wollte, der weniger Witz, als sie, hat. Müßt ihr euch in einigen Fällen eines solchen Ehmannes schämen, so werdet ihr dafür nicht so furchtsam zu seyn brauchen, als ihr bey einem weisen würdet seyn müssen. Seine unzeitige Schwachheit wird euch ohne Zweifel bisweilen empfindlich fallen, aber diesem Verdrusse setzt sodann den Trost entgegen, daß sie euch die Herrschaft in die Hände giebt, wenn ihr sie recht anzuwenden wißt. Ein einfältiger Mann ist nicht viel besser, als ein verstorbner; durch den Tod ihres Mannes

aber erhält eine Frau das Recht der Verwaltung. Ihr könnt also versichert seyn, daß, wenn ihr einen solchen blöden Mann habt, der Vortheil, seine Güter zu verwalten, euch allein zugehören wird. So ein guter Narr ist eine gefährliche Bestie, wenn ihn andre an ihrem Zaume führen, und ihr müßtet euern Vortheil sehr schlecht verstehen, wenn ihr auf den Fall, daß sich euer Mann einmal entschließt, ein Narr zu seyn, nicht dafür sorgtet, daß er der eurige wäre. Allein ihr müßt es klüglich anfangen, und euch vor allen Dingen hüten, daß ihr nicht in öffentlichen Gesellschaften merken laßt, in was für eine Classe euer Mann gehört. Das, was ihr in euerm Herzen von ihm denkt, muß euch nicht abhalten, ihm äußerlich die Achtung zu erweisen, die ihr ihm schuldig seyd. Wenn ihr ihm öffentlich geringschätzig begegnetet, so würde dieses einem scharfsinnigen Zuschauer, der es bemerkte, beherzt genug machen, sich näher an euch zu wenden. Und überdieß ist ein solches Bezeigen schon an sich selbst ein so unanständiges Mittel, sich über ihn hinweg zu setzen, daß es die zahmste Creatur reizen kann, sich loszureißen, und ihre Herrschaft um ihres Ansehens willen zu zeigen, da sie schon um ihrer Ruhe willen es zufrieden war, daß sie ihr abgenommen ward. Kurz, ihr werdet der sichersten und bewährtesten Methode folgen, wenn ihr mit ihm eben so verfahrt, wie ein kluger Minister mit einem gemächlichen Prinzen, und ihm vorher die Befehle gebt, die ihr nachher von ihm empfangt.

Aller dieser Vorstellungen ohngeachtet muß der Gegenstand aller eurer Wünsche ein weiser Mann seyn; ein Mann, der die Herrschaft zu führen weis, und aus eben dieser Ursache euch das Gewicht derselben weniger fühlen lassen wird; der durch seine Liebe euch eure Unterwürfigkeit so sanft zu machen weis, daß ihr ohne Einschränkung der Freyheit die Ruhe, als den Vortheil derselben, genießt; der endlich die gerechte Hochachtung, die ihr ihm erweist, mit so viel Zärtlichkeit vergilt, daß es euch niemals an Gewalt mangeln wird, ohngeachtet ihr selten darum sorgen werdet, wie ihr sie brauchen wollt. Ein Ehmann von dieser Art ist über alle andre Gattungen von Ehmännern eben so sehr erhaben, als eine vernünftige monarchische Regierung unter einem wahrhaftig großen Prinzen der Unruhe und den Unbequemlichkeiten einer unumschränkten Freyheit vorzuziehen ist.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, muß ich eurer Aufführung gegen die Anverwandten eures Mannes noch in ein paar Worten gedenken. Zu einer klugen Einrichtung derselben habt ihr alle eure Scharfsinnigkeit nöthig. Ihr müßt mit mehr Sorgfalt, als irgend ein Theil eures Lebens von euch fodert, darauf bedacht seyn, wie ihr mit denselben umgehen wollt; am allermeisten im Anfange, damit ihr nicht gleich bey euerm ersten Auftritte strauchelt. Die Familie, in die ihr versetzt werdet, wird überhaupt von euch erwarten, daß ihr gleich einem Fremden, der sich an einem ausländischen Orte aufhält, euch nach ihrer Art, zu leben, bequemt, nicht aber nach euerm Gutdünken

eure eigne einführt. Eine Ungerechtigkeit von dieser Art würde die Verwandten leicht reizen können, wider euch, als einen Feind, der einen unrechtmässigen Anfall thut, in Waffen zu treten; und darum müßt ihr mit der äußersten Vorsicht alles vermeiden, was dem nur im geringsten ähnlich sieht. Nichts ist erkenntlicher, als der Stolz, dem man Genüge gethan hat. Gewinnt sie also dadurch, daß ihr euch zeitig in sie schickt, so werden sie so vergnügt mit euch seyn, daß sie sich um die Wette bestreben werden, euch zu erheben. Wenn sie euern Mann in der guten Meynung von euch haben befestigen helfen, so braucht ihr euch selbst sodann den Vorschriften nicht so strenge zu unterwerfen, denen ihr, zu Erlangung ihrer guten Meynung von euch, folgen müßt, ob ihr gleich keine anständigen Mittel aus den Händen lassen dürft, euch darinnen zu erhalten. Ihr müßt erwägen, daß ein Mann, den seine Verwandten regieren, sehr leicht aufgebracht werden kann; und daß ein anderer Hochachtung für sie fodert, weil er sie um seiner eignen Person geehrt wissen will. Ein Mann kann seine Ehre sehr leicht in die Hochachtung setzen, die man seinen Verwandten erzeigt, und nichts könnte für euch gefährlicher seyn, als wenn ihr ihn zu Vorwürfen reiztet, die seinen Stolz zum Grunde haben. Der beleidigte Stolz ist die hartnäckigste und am längsten anhaltende Leidenschaft, die wir wider uns aufwiegeln können, und in einem Kriege, dessen erste Ursache sie ist, läßt sich ein dauerhafter Friede sehr schwerlich erlangen. Eure Vorsicht hierinnen ist also von der äußersten Wichtigkeit für euch.

Habt,

habt, desto glücklicher darinnen zu seyn, ein wachsames Auge auf die Ungezogenheit eurer Bedienten. Hütet euch, daß euch nicht ihr verdrießliches Wesen veranlasse, es durch Entschuldigungen zu bemänteln, oder daß die Freyheiten, die sie sich bey kleinen Gelegenheiten erlauben, nicht Folgen für euch haben mögen, die euch sehr nachtheilig werden können. Bedenkt, daß man bey einer königlichen Braut von allen denen, die um sie sind, argwohnet, daß sie ein Absehen auf einen fremden Nutzen mitbringen möchten, sie daher in den meisten Ländern unvermerkt auf eine sehr kleine Anzahl heruntersetzt, und auch selbst diese eine so schlechte Figur machen läßt, daß man über ihr Ansehen niemals eifersüchtig werden kann. Im Kleinen hat es nur nach dem gehörigen Verhältnisse mit jedem neuverheiratheten Frauenzimmer eben diese Bewandniß, und ihr werdet euch also besser rathen, wenn ihr die Bedienten gewinnt, die ihr in der Familie findet, als wenn ihr euch mit denen zu fest verbindet, die ihr in dieselbe bringt.

Ueber diese geringen Erinnerungen dürft ihr nicht, als über allzu niedrige und unbeträchtliche Anmerkungen, flüchtig hineilen. Wie die größten Ströme bey dem ersten Ausflusse aus ihrer Quelle nur in sehr wenigen Tropfen bestehen, so werden auch die wichtigsten Umstände unsers Lebens gewissermaßen von diesen anscheinenden Kleinigkeiten regiert, denen der Vortheil, die ersten Handlungen desselben zu seyn, eine weit größre Wirkung verschafft, als sie einzeln und ihrer eignen Natur nach zu haben verlangen könnten.

Ich will diesen Artikel mit dem Rathe beschließen, daß ihr, soviel nur in euerm Vermögen steht, die so große Nachsicht, die ihr zu Hause genossen habt, zu vergessen sucht. Nachdem ihr unter einer so gelinden Zucht gewesen seyd, wird euch alles hart vorkommen, sobald es euch nur nicht gefällt. Die Zärtlichkeit, die wir für euch, meine liebste Tochter, gehabt haben, ist von einer ganz andern Natur. Sie ist der Liebe der Aeltern allein eigen, und von derjenigen unterschieden, die ihr, in was für eine Familie ihr auch verpflanzt werden mögt, nun bald werdet kennen lernen; ohne daß darum dieser Unterschied weniger Liebe für euch anzeigen, und euch einige rechtmäßige Ursache zu klagen geben wird. Ihr dürft nicht vor dem ersten Anblicke einer neuen Scene erschrecken. Denn wenn ihr diese Veränderung gewohnt worden seyd, so werdet ihr das Haus, in welches ihr getreten seyd, mehr lieben, als dasjenige, das ihr verlassen habt; und die Zärtlichkeit eures Ehmanns wird so viele Vortheile über die unsrige gewinnen, daß wir gern von allem Wettstreite abstehen, und, so sehr wir euch auch lieben, dennoch wohl zufrieden seyn werden, daß ein solcher Nebenbuhler den Preis über uns davon trägt.

Das Hauswesen, die Familie und Kinder.

Ihr müßt euch vorstellen, meine liebste Tochter, daß es verschiedne Arten der Sorgfalt giebt, durch welche ihr euch in den abwechselnden Scenen eures Lebens die Hochachtung der Welt zu verdie-

dienen suchen müsset. Viele Handlungen werden die vortheilhafte Meynung, die man von euch gefaßt hat, noch mehr erheben, ohne daß euch eben die Unterlassung derselben so gleich Vorwürfe zuzieht. Andre hingegen, zu denen ihr offenbarer verbunden seyd, könnt ihr nicht verabsäumen, ohne euch eines solchen Fehlers schuldig zu machen, den man euch nicht vergiebt, und ohne euch einem Tadel Preis zu geben, der euch weit unerträglicher seyn wird, als die Beschwerlichkeit gewesen seyn würde, der ihr euch habt entledigen wollen. Unter diese letztere Art gehört die Regierung eures Hauswesens, eurer Familie, und eurer Kinder. Das ist das Amt, das euerm Geschlechte aufgetragen ist, und man erwartet von euch um dieser Ursache willen eine gute Verwaltung desselben. Verabsäumt ihr nun dasselbe entweder aus Nachläßigkeit, oder besitzt ihr nicht genug Geschicklichkeit und Klugheit dazu, so werdet ihr, anstatt der Familie, worein ihr getreten seyd, eine Hülfe zu seyn, ihr vielmehr eine Last werden.

Ihr müßt wissen, daß keine Ehrfurcht dauerhaft ist, die sich nicht auf einen gewissen Nutzen gründet, den wir denen zufließen lassen, welche sie uns erweisen. Wenn dieser wegfällt, so entfliehen zugleich mit ihm alle ihre Ehrenbezeugungen; ihre Ehrfurcht geht zu denen über, von welchen sie belohnt zu werden hofft. Nach diesem Grundsatze wird selbst die Ehrfurcht der Kinder und der Bedienten dem nicht lange treu bleiben, der sie seiner Sorge nicht für werth hält, und der alte Haushofmeister wird in der Familie eine beßre Figur ma-

 chen,

chen, als die Madam mit allen ihren schönen Kleidern, wenn sie ihre Rechte der Regierung gutwillig aufgiebt. Treibt also eure gute Lebensart nicht so hoch, daß ihr zu nichts nütze seyd, und euch wohl noch gar viel darauf einbildet. Einige stehen in den Gedanken, man könne sich kein größer Ansehen geben, als wenn man sich darüber hinaussetzt, und sich mit so geringen Kleinigkeiten, als Hauswesen und Familie sind, nicht einläßt. Andre wagen sich nicht, diesen Sorgen einen Zutritt zu sich zu verstatten, aus Furcht, sie möchten die Runzeln eher herbeybringen. Aus einem übelverstandnen Stolze denken einige, daß sie sich in ihrer Höhe behaupten und sich nicht zu Pflichten herablassen müssen, von denen sie glauben, daß sie nicht fein und edel genug sind, Beschäfftigungen vornehmer Damen zu seyn. Sie vergessen aber, daß das mehr ist, als die größten Prinzen thun können, nämlich sich im Ansehen erhalten, und zugleich doch ihre Schuldigkeit verabsäumen. Kein Zeitalter hat iemals unnützen Gottheiten Altäre aufgerichtet. Sie haben alle durch einige ihnen besonders eigne Vollkommenheiten die Verehrung des menschlichen Geschlechtes verdienen müssen. Nichts ist also unbilliger, als wenn ein Frauenzimmer die Hochachtung der Welt verlangt, und sie doch gleichwohl durch nichts verdienen will. Die Schönheit allein ist nicht Verdienst genug; sie ist nicht von einem so dauerhaften Werthe, daß man gewiß darauf bauen kann, und wenn sie auch länger verweilt, als es ihre Gewohnheit ist, so ist es doch auf keine Weise sicher von ihr allein abzuhangen. Denn wenn die Zeit

die erste Hitze der Liebe gedämpft hat, wenn der Reiz der Neuheit vorbey ist, so werden die Männer, wenn auch ein großer Theil ihrer Zärtlichkeit noch übrig bleibt, ihr Gesicht wieder erhalten, das vorher verblendet war, und sich nunmehr die Freyheit erlauben, euch eben so wohl zu tadeln, als zu bewundern.

Wird es wohl ein Ehmann lange mit Gelassenheit ansehen können, wenn er in seinem Hause ein müßiges eitles Geschöpf, ohne daß es die Absicht hat, etwas zu thun, auf und nieder wandern, und sich so darinnen umsehen sieht, als ob es nur darein gekommen wäre, einen Besuch darinnen abzustatten? Nachdem ihre kleine leere Seele eine lange Zeit um einige Tändeleyen äußerst geschäfftig gewesen ist, so nimmt sie eine Stunde vor der Mittagsmahlzeit das Frühstück ein, damit sie hernach mit desto größrer Freyheit die Gesellschaft mit ihren Gesprächen quälen könne. Nach dem Essen ruft sie nach der Kutsche, ihren Bekanntinnen beschwerlich zu fallen, die ihrer schon überdrüßig sind. Sie hat allezeit einige artige Gespräche im Vorrathe, durch welche sie ihre alberne Beredtsamkeit gleich bey dem Empfange an der Treppe sehen läßt. Bald darauf stößt sie, gleich einem Schiffe, mit Kleinigkeiten beladen wieder aus dem Hafen ab, und kömmt mit denselben nach Hause zurück. Bey ihrer Wiederkunft wiederholt sie ihrem getreuen Kammermädchen die Siege der Thorheiten dieses Tages, und legt sich endlich in Schmeicheleyen und feine Leinewand eingewickelt so vergnügt zu Bette, daß sie im Traume in einem Meere ihrer eignen Glückseligkeit

versinkt. Eine solche Frau ist selten mit einem andern, als mit ihrem Schneider, ernsthaft. Vielleicht denkt sie von ungefähr einmal an ihre Familie und Kinder; doch alles, was sie mit Vorsatz unternimmt, ist ausschweifend. Wenn nun ein Ehmann, den sein Amt aus dem Hause ruft, und dem die Verwaltung desselben gewissermaßen unanständig seyn würde, weder Ruhe noch Ordnung in seiner Familie findet, sondern allerley Klagen hören muß, die alle aus dieser Quelle entspringen: So wird eine solche Frau, die sich selbst betriegt, und alles damit gut zu machen denkt, daß sie sich auf eine wohlausgesuchte Art kleidet, endlich von ihrem Irrthume überführt werden, und sich mit Schmerzen den Strafen unterwerfen müssen, die für diejenigen gehören, welche mit Fleiß und Vorsatz unnütze seyn wollen. Erscheinet diese unangenehme Stunde, so wird ihre erste Empfindung der Verdruß seyn. Sie wollte vielleicht nunmehr, da die Zeit dazu vorbey ist, weiser werden, und bedenkt nicht, daß wir die Weisheit eben so wenig als die Anmuth gerade zu der Zeit haben können, wenn es uns einfällt, sie herbeyzurufen. Beyde haben ihre gewisse Zeiten und Perioden; haben wir diese vorbeystreichen lassen, so ist dieses die Strafe der Nachläßigkeit, daß sie unwiederbringlich sind, und daß uns alsdann nichts als eine vergebliche Reue übrig bleibt, daß wir sie aus den Händen gelassen haben. Ihr könnt denken, was für eine schlechte Person eine Frau vorstellt, die ihr eigner Fehler so weit heruntersetzt, da in der Ausübung eurer Pflichten nichts ist, was euch erniedrigen kann, als der Mangel der dazu nöthigen

Ge-

Geschicklichkeit. Ihr könnt eure Kinder lieben, ohne daß ihr euer Leben in der Kinderstube zubringen dürft; ihr könnt auf eine zärtliche und kluge Art für sie sorgen, ohne diese Sorgfalt in Gesellschaften allzusehr ausbrechen zu lassen, und ohne euch der Spötterey bloß zu stellen, die euch nicht verschonen wird, wenn ihr immer davon sprecht, welches bald so aussieht, als wenn ihr eure Kinder dem Kirchspiele vorstellen wolltet. Findet ihr auch einige, die euch ertragen, so werden sie doch ihre Gefälligkeit nicht so weit treiben, daß sie nicht zum wenigsten denken sollten, ihr würdet ihnen mit euern Kindern zur Last. Die Zärtlichkeit eines Weibes gegen dieselben ist unstreitig einer von den unbetrüglichsten Beweisen ihrer Tugend; doch ihr Ausdruck muß sich nach den Regeln einer guten Lebensart richten, und obgleich eine Frau von vornehmen Stande nicht weniger Liebe gegen ihre Kinder haben muß, als Mütter von dem niedrigsten Stande, so ist es ihr doch anständig, daß sie sich in der Art von jenen unterscheidet, und die gröbern Sitten vermeidet, die man an ihnen eher, als an ihr zu entschuldigen geneigt ist. Ihr müßt es bey Zeiten bey euern Kindern dahinbringen, daß sie euch lieben, damit sie euch gehorchen. Nirgends ist die Vereinigung der Ehrfurcht und der Liebe nöthiger, als bey Kindern. Ihr habt keine Gegenliebe von ihnen zu hoffen, wenn ihr nicht einige Nachsicht gegen sie habt. Dieses rührt nicht sowohl von einem Fehler ihres guten Herzens, als von den engen Grenzen ihrer Einsicht her. Das Unvermögen ihrer ersten Jahre macht, daß sie sich bey

bey allen ihren Bedürfnissen ganz auf ihre Aeltern verlassen. Das wird bey ihnen so zur Gewohnheit, daß sie sich Hoffnung machen, auch ihre unbilligen Wünsche von den Aeltern erfüllt zu sehen. So oft ihnen also etwas versagt wird, bilden sie sich ein, daß ihnen unrecht geschehe. Und so lange ihre Begierden noch stark sind, ihre Vernunft aber noch schwach ist, so sieht ihr Verdruß nicht weiter, als auf das, was sie verlangen und nicht erhalten; denn daß man ihnen dieses Misvergnügen um ihres eignen Besten willens macht, das ist eine Regel, die sie sehr langsam verstehen lernen. Daraus könnt ihr schließen, daß sich in die ersten Gedanken der Kinder nicht wenig Neigung zur Meuterey einmischt, welcher ihr euch, weil sie ihnen natürlich ist, nicht mit allzugroßer Schärfe widersetzen müßt, wenn ihr sie nicht vermehren wollt. Ihr müßt ihnen so selten etwas abschlagen, als ihr nur könnt, und wenn es nicht zu vermeiden ist, so müßt ihr es mit einer guten Art thun. Ihr müßt ihren Verdruß wegschmeicheln, und die erste Gelegenheit ergreifen, ihnen in einem andern Dinge ein Vergnügen zu machen, ehe sie es verlangen oder sich darnach umsehen. Dieses wird euch in euerm Ansehen befestigen, weil ihr sie dasselbe nicht fühlen laßt, und sie im Gehorsame erhalten, weil er ihr Nutzen ist. Seyd ihr unter euern Kindern, so müßt ihr so strenge über euch wachen, als ob ihr unter euern Feinden wäret. Sie sind geneigt, unrechte Folgerungen aus euerm Bezeigen zu ziehen, und alles, was ihr sagt oder thut, falsch auszulegen. Sie sind so schlau, daß sie aus halben

Wor-

Worten Aufmunterungen hernehmen, sich entweder von ihrer Pflicht etwas zu erlassen, oder ihre Freyheit weiter auszudehnen, als sichs geziemt. Sucht es dahin zu bringen, daß sie sich mehr vor eurer Liebe, als vor eurer Gewalt fürchten. Vor allen Dingen nehmt euch in acht, daß ihr keine Nachsicht gegen die Ausschweifungen eines Schooskindes habt; denn das würde den andern das Recht geben, auf eben diese Freyheiten einen Anspruch zu machen. Wenn ihr Kinder von beyden Geschlechtern habt, so überlaßt die Söhne der besondern Aufsicht des Vaters, damit ihr mit desto größerm Rechte eine unmittelbarere Gerichtsbarkeit über die Kinder eures Geschlechtes fodern könnt. Ihr müßt so mit ihnen umgehen, daß sie niemals vor eurer Gegenwart fliehen, als wenn sie gesündigt haben. Dann laßt sie zittern, daß sie den Unterschied zwischen einer guten und schlechten Aufführung machen lernen; doch laßt euern Zorn niemals zu lange anhalten, damit er ihren Verdruß über sich nicht versäure, und sie nicht etwa verhärte, an statt sie zu bessern. Gelindigkeit und Strenge müssen zu gehöriger Zeit abwechseln; aber ihr müßt die Güte allezeit mehr, als die Strenge brauchen, damit sich ihr Gehorsam mehr auf die Liebe, als auf die Furcht gründen möge.

Nach dieser Betrachtung folgt unmittelbar die Untersuchung, wie ihr mit euern Bedienten umzugehen habt. Hütet euch vor dem Irrthume, daß diese Wissenschaft allzuniedrig für euch sey, weil sie Lohn von euch empfangen, und so weit unter euerm Stande sind. Das wäre eben so, als wenn ein

Künst-

Künstler die Räder in seinen Maschinen verachten wollte, weil sie von Holz sind. Die Bedienten sind die Räder eurer Familie; eure Einrichtungen mögen noch so vortrefflich seyn, wenn diese Räder stocken, oder sich unrichtig bewegen, so wird der Umlauf dieser Maschine entweder bald gehemmt werden, oder ganz in Unordnung gerathen. Ihr müßt wegen der Ungleichheit, die zwischen ihnen und euch ist, nicht vergessen, daß die Natur keinen solchen Unterschied macht, sondern daß sie als unterthänige Freunde angesehen werden müssen, denen ihr eben so wohl ein freundliches und gütiges Bezeigen schuldig seyd, wenn sie es verdienen, als sie euch ihre Dienste schuldig sind, wenn ihr sie verlangt. Ein alberner Stolz in dem Tone der Sprache und in der Art, ihnen zu befehlen, ist an sich selbst schon unanständig. Zudem erweckt er in ihnen einen Abscheu vor euch, und unter den schlimmen Folgen desselben, die ihr befürchten müßt, ist diese noch die geringste, daß sie eure Befehle langsam und nachläßig erfüllen. Die Erfahrung wird euch lehren, daß man euch destowilliger gehorchen wird, je seltner ihr sie an eure Herrschaft erinnert. Seyd weder allzuhitzig, wenn ihr eure Befehle gebt, noch allzuaufgebracht, wenn sie nicht allzusammen erfüllt werden; am allerwenigsten werdet gar zu laut, oder laßt euch allzusehr aus eurem gesetzten Wesen herausbringen. Eine gewisse Gleichförmigkeit bey der Beobachtung ihres guten oder schlechten Bezeigens ist dasjenige, was euer Hauswesen allezeit in Ordnung erhalten wird. Nichts wird eure Geschicklichkeit auf einer so vortheilhaf-

ten Seite zeigen, als wenn es in eurer Familie so ohne Geräusch und so stille zugeht, daß sie einer Armee gleicht, bey welcher die Kriegszucht so vortrefflich ist, daß sie die Befehle schon thut, wenn sie merken, daß sie gegeben werden sollen. Ihr müßt niemals ein Geschäffte der gegenwärtigen Stunde verabsäumen, um etwas anders vorzunehmen. Wenn es auch an sich selbst besser ist, so verliert es darum seinen Werth, weil es zur unrechten Zeit vorgenommen wird. Setzt euch gewisse Stunden zur Aufsicht über euer Hauswesen aus; trennt sie von dem übrigen Theile eurer Zeit auf eine solche Art, daß diese nothwendigen Geschäffte eine solche Stelle einnehmen, wo sie weder einen Einfluß in eure Aufgeräumtheit haben, noch euch in andern Dingen stören. Auf diese Art werdet ihr euch bey euern Bedienten in Hochachtung setzen, von welcher ihr Gehorsam eine natürliche Folge seyn wird.

Ich würde bey einem von den wichtigsten Stücken des Hauswesens vorbey gehen, wenn ich nichts vom Aufwande sagte. Dieser muß so eingerichtet seyn, daß eine Frau weder im Maaße noch in der Wahl der Zeit fehle; widrigenfalls wird sie sich stets mehr Tadel als Lob zuziehen. Wenn man es recht untersucht, so wird man finden, daß man mehr ausgiebt, verlacht zu werden, als man in allen andern Dingen nicht aufwendet, wiewohl die wenigsten von denen, welche den Aufwand machen, dieses denken werden. Eine genau bestimmte Regel ist wie die Linie; so bald wir über sie hinaus sind, befinden wir uns unter einem andern Po-

len.

len. Eben so ist auch die erste kleine Abweichung von einer Regel ein Schritt zur Verwandlung dessen, was eine Tugend war, entweder in ein Laster oder zum wenigsten in eine Thorheit. Man kann die Kunst, seine Ausgaben auf eine weise Art einzurichten, nicht ohne viel Nachdenken erlangen, und diese Schwierigkeit ist bey einer Frau noch größer, die wegen der Fehler, die sie hierinnen begeht, ihrem Manne Rechenschaft geben muß. Es läuft so wohl sein Vermögen, als sein guter Name Gefahr, wenn eine Frau dasjenige, was ihrer Verwaltung anvertrauet ist, entweder auf eine unanständige Art spart, oder auf eine leichtsinnige Weise verschwendet. Ihr müsset zwischen diesen beyden Abwegen die Mittelstraße halten; aber da es nicht möglich ist, daß die Wage stets gleich inne stehen kann, so laßt sie lieber auf die Seite der Freygebigkeit den Ausschlag thun, da sich dieses mehr zu euerm Stande schickt, und euch weniger Vorwürfe zuzieht. Das wenige, das man zu viel ausgiebt, ist eher wieder zu gewinnen, als der gute Name, den man verliert, wenn man jenes auf eine schlechte Art gerettet hat. Ein vernünftiger Mann wird euch eine schimpfliche Sparsamkeit weniger vergeben, als eine kleine Ausschweifung in der Ausgabe, wenn sie nur nicht allzuoft wiederholt wird. Sein Wille muß hierinnen die vornehmste Richtschnur des eurigen seyn; ist die Gemüthsart desselben bekannt, und ihr richtet euch in Ansehung des Antheils, den ihr an der Verwaltung des Hauswesens habt, nach ihm, so wird das zu eurer Rechtfertigung genug seyn.

In

In eurer Kleidung vermeidet alles, was zu prächtig ist; bildet euch nicht ein, daß ein mit Gold besetzter Rock einen größern Werth giebt, und bedenkt, daß euch ein vernünftiges Wort und ein verbindlicher Blick mehr Ehrfurcht gewinnen werden, als alles das schöne Geschirr, womit man auch Pferde aufputzt. Es ist mein Wille nicht, daß ihr euch nicht auf eine anständige Art nach der Welt richten sollt, wofern ihr nur den weisern und nicht den närrischern Theil euers Geschlechtes zu euerm Muster erwählt. Es ist erlaubt, daß ihr euch einigermaßen von andern unterscheidet, wofern ihr euch hierinnen nur nach eurem Stande und Glücke richtet. Mir aber scheints, daß unter dem Aufwande zur Pracht eine ansehnliche Bedienung und ein kostbarer und wohlgewählter Hausrath den Vorzug verdienen, und euch mehr Ansehen geben werden, als das Schimmernde in der Kleidung, das mit leichterer Mühe von Personen unter euerm Stande nachgemacht werden kann. Doch laßt euch nicht verführen, alles andre, eure Zimmer ausgenommen, Noth leiden zu lassen, und, damit alles daselbst in einem desto größern Ueberflusse sey, dem untersten Bedienten Anlaß zu der Klage zu geben, daß es ihm am Nothwendigsten fehle. Vor allen Dingen laßt das euern unveränderlichen Grundsatz seyn, daß nichts wahrhaftig schön ist, als was sich schickt. Das, was gerade so schön ist, daß es mit allen euern verschiedenen Umständen übereinstimmt, ist schöner, als alles, was ihr hinzusetzen könnt. Wenn ihr einmal diesen Damm zerreißt, so gerathet ihr in eine See

von Ausschweifungen. Ihr werdet alles für unentbehrlich halten, wozu ihr Lust habt, und Lust werdet ihr dazu haben, nicht, weil es sich für euch schickt, sondern weil es eine andre hat.

Diese Frauenzimmerlogik, die als Vernunft aussehen will, entlehnt die Regeln des Anständigen nicht von der Natur der Dinge, sondern von den Personen, und appellirt von dem, was recht ist, auf einen jeden Narren, der im Irrthume ist. Das Wort, etwas nothwendig brauchen, wird entsetzlich gemisbraucht, bringt alle Familien in Unordnungen und wirft eben durch seinen Misbrauch alle Regierungen übern Haufen. Erwägt, daß Kinder und Narren alles brauchen, weil es ihnen am Verstande fehlt, die Dinge gehörig zu unterscheiden, und daß einen schwachen Verstand nichts mehr beweist, als wenn man ein allzuweitläuftiges Verzeichniß von unentbehrlichen Dingen macht, da doch die Anzahl derselben sehr klein ist. Wäg daher erst alles mit euerm Verstande ab, ehe ihr einem Dinge einen Platz in euerm Verlangen einräumt. Sonst wird es euer Mann für eine eben so große Nothwendigkeit halten, nicht in euer Verlangen zu willigen, als es eine Nothwendigkeit für euch seyn wird, alles, was unbillig ist, zu haben, und wofern ihr ihm diesen Vortheil allzuoft über euch einräumt, so werdet ihr ihn so sehr an abschlägliche Antworten gewöhnen, daß er euch auch billige Foderungen verweigern wird.

Es giebt gedankenlose Frauenzimmer, die nicht überlegen, wie wenig sich ihre eigne Figur zu dem schönen Geräthe schickt, auf das sie so stolz sind.

Andre lassen dasselbe, wenn sie es haben, nicht sichtbar werden; man kann es ohne Licht nicht sehen, und auch dieses scheint ihnen so frech und unverschämt zu seyn, daß sie ihm, gleich einem allzuvorwitzigen Liebhaber, keinen Eintritt in ihr Zimmer verstatten. Wenn ihr in ihre dunkle Putzstube geführt werdet, so geschieht es auf eine so feyerliche Art, daß man schwören sollte, man käme in ein Heiligthum, bis die ungeschickte Dame das Stillschweigen bricht und ein Geschwätz anfängt, welches ein Puppenspiel mit prächtigen Verzierungen entdeckt. Viele Frauenzimmer schätzen die Dinge nach der Mühe, die man sich geben muß, sie zu erhalten, und urtheilen nicht, ob sie der Mühe auch werth sind. Dieses hat das Ansehen, als ob es ihr Vortheil erfoderte, sich nach dieser Regel zu richten, weil der größte Theil ihres eignen Werthes davon abhängt. Die Wahrheit würde in solchen Fällen oft unhöflich seyn, und den Vorrechten vornehmer Frauenzimmer etwas entziehen, nach welchen sie andre Creaturen seyn wollen, als die übrigen ihres Geschlechtes, die unter ihnen sind, und zu denen man eher einen Zutritt haben kann.

In allen übrigen Dingen muß euch euer Stand die Richtschnur euers Bezeigens seyn, und also kömmt einer Frau keine andre als eine eingeschränkte Freygebigkeit zu. Was über diese Schranken ist, es mag sonst noch so viel Lob verdienen, als es will, gehört für den Mann, der beßre Mittel dazu in den Händen hat. Eine unzeitige Großmuth wird ein Laster. Sie ist keine Tugend mehr, wenn sie euch nicht zukömmt; die Tugenden müssen nach

 den

den verschiedenen Umständen weitere oder engere Grenzen haben. Wollte eine Privatfamilie die Gesinnungen eines Prinzen annehmen, so würde sie zu Grunde gerichtet werden. Wir erfüllen die Hoffnung der Welt von uns am besten, wenn wir dasjenige thun, was uns die verschiedenen Umstände unsers Lebens vorschreiben, ohne uns in die Pflichten zu mengen, welche uns so nahe nicht angehen.

Ich will die Betrachtung dieses Artikels vom Aufwande mit diesen kurzen Worten beschließen: Macht euch nicht selbst zur Sclavinn einer eingebildeten Nothwendigkeit, von dieser Seite in die Augen zu fallen, sondern erwägt, daß allezeit die Tugend der größte Schmuck, und eine gesunde Vernunft das beste Gefolge sey.

Die Aufführung und der Umgang.

Es ist Zeit, euch aus euerm Hause in die Welt zu führen. Ein gefährlicher Schritt, bey dem euch eure Tugend nicht allein in Sicherheit setzen kann, wenn sie nicht von einer großen Klugheit begleitet wird! Ihr müßt sie beyde zu Gefährten haben, und euch ohne sie nicht auswagen. Der Feind schweift draußen herum, und ihr werdet gewiß in seine Gewalt fallen, wenn er euch nicht in ihrer Gesellschaft findet. Eure Aufführung muß sich am stärksten auf die Seite der Eingezogenheit neigen. Euer Charakter muß unbeweglich auf diesem Grunde ruhen. Dieses aber schließt die Er-

Erlaubniß nicht aus, euch bisweilen einer größern Freyheit zu überlassen, wenn sie unschuldig ist und die rechte Zeit wählt. Die Ausschweifungen dieser Zeiten haben die Vorsichtigkeit noch nothwendiger gemacht. Aus eben dem Grunde, aus dem die allzugroße Verwegenheit einiger verderbten Mannspersonen den Verlust einer zugelassenen Freyheit auch für diejenigen nach sich gezogen hat, welche sie nicht gemisbraucht haben, fällt die Strafe der unerlaubten Ausschweifungen, denen sich einige von euerm Geschlechte überlassen, auch auf alle übrigen, die ihre Freyheit, wie jene, eingeschränkt sehen müssen. Und obgleich dieses die Natur der Dinge nicht so sehr ändern kann, daß dadurch etwas strafbar würde, was vorher gleichgültig war: So wird es doch gefährlich, und das ist genug, diese Einschränkung zu rechtfertigen. Eine eingezogne Lebensart verschafft allein der Tugend einen beständigen Sitz; nur bey ihr, und sonst nirgends findet sie eine vollkommne Sicherheit. Die Absonderung und Entfernung von den Gesellschaften sind die Außenwerke derselben, und diese muß man nicht verlassen, wenn man den Platz behaupten will. Sie bewahren uns nicht allein vor der Gefahr, eingenommen, sondern auch vor der Gefahr, angegriffen zu werden. Wird ein Frauenzimmer dieselbe gewahr, sie mag auch noch in einer so weiten Entfernung seyn, so ist es Zeit, daß sie ihre Freyheit in engere Grenzen einschließt. Will sie so weit gehen, als es die Gesetze erlauben, so ist sie der Gefahr nahe, darüber hinauszuschreiten, und diejenigen, welche im Hinter-

 halte

halte liegen, fangen schon an, Rechnung auf sie zu machen.

Da wir so wohl von der Eitelkeit, als von der Begierde versucht werden, so sind wir geneigt, alle Handlungen des Frauenzimmers auf der Seite anzusehen, die uns mit einiger Hoffnung schmeichelt, und wenige unterfangen sich, eher eine unverschämte Auslegung zu machen, als bis sie etwas entdecken, das das Ansehen einer Aufmunterung zu weitern Unternehmungen hat. Es ist also sichrer, diesem kühnen Vorwitze zuvorzukommen, als sich mit demselben in einen Streit einzulassen und ihn überwinden zu wollen. Die Kühnheit wird durch die erste Nachsicht stärker, und beruft sich auf ihr Recht, welches sie dadurch erlangt haben will, daß man sie einige Zeit ungestraft geduldet hat. Ihr müßt euch deswegen auf das sorgfältigste in acht nehmen, eine solche Höflichkeit zu äußern, welche als eine Einladung angesehen werden kann, und es ist nicht genug, daß ihr euch von allen strafbaren Verbindungen frey erhaltet. Denn wenn ihr nur die geringste Hoffnung und Nachrede erweckt, oder macht, daß man von euch spricht, so erhält euer guter Name eine Wunde, und diese Wunden sind desto schwerer zu heilen, da sie euch von der Eitelkeit der Mannspersonen, und von der Bosheit eures Geschlechtes geschlagen werden.

Die meisten Mannspersonen sind in einem gewissen Verstande platonische Liebhaber, so wenig sie auch diesen Charakter eingestehen wollen. Sie sind so weit Philosophen, daß sie einräumen, den größten Theil ihres Vergnügens genieße die Seele. Dieser

ser Regel zu folgen werden sie ihre Glückseligkeit mehr in der Meynung der Welt, daß ihre Liebe erhört sey, als in dem Glücke selbst suchen, ob sie sich gleich das Ansehen geben, daß sie den Werth desselben sehr hoch schätzten. Ihr müßt euch also diesen Camäläonen nicht um den Preis gefällig machen, daß sie Gelegenheit haben, eure Ehre zu verdunkeln, ob gleich euer Gewissen rein ist.

Euer eignes Geschlecht wird sehr bereit seyn, den geringsten Schein zu vergrößern, welcher ihnen Stoff zu einer schlimmen Auslegung an die Hand giebt. Die besten unter ihnen werden es mit Vergnügen sehen, wenn sich eine Gelegenheit ereignet, ihren eignen Werth dadurch zu vergrößern, daß sie euch herabsetzen. Sie nehmen sich mehr aus; ihr Ansehen steigt, und wie der Glanz eines Gemäldes sich mehr durch geschickt angebrachte Schatten erhebt: Eben so scheinen sie grösser zu seyn, wenn Frauenzimmer neben ihnen aufgestellt werden, die entweder nicht so unschuldig sind, oder nicht so an sich halten können, als sie. Da diese ihren Odem herleihen, diejenigen zu vergiften, die unachtsam genug sind, ihnen einen Vortheil über sich einzuräumen: Wie viel vergiftender wird denn der Hauch derjenigen seyn, welche, außer ihrer Bosheit und Misgunst, ihr Eigennutz anreizt, harte Urtheile über tugendhafte Frauenzimmer zu fällen? Sie glauben, die Last des öffentlichen Schimpfes, der auf ihnen liegt, zu vermindern, wenn sie einen Theil davon auf andre wälzen können. Sie werden nicht allein zu allem, was ihnen aufstößt, Zusätze machen, sondern sich auch alle Mühe geben, die kleinsten Fehler eines un-

schuldigen Frauenzimmers aufzuspüren, um sich an ihm wegen der Beleidigung zu rächen, daß es ein Leben führt, welches ein Vorwurf für sie ist. Gegen diese müßt ihr am meisten auf eurer Hut seyn, und sie weder zum Unwillen wider euch reizen, noch sie zu einer Vertraulichkeit mit euch einladen.

Gegen die Mannspersonen müßt ihr eine Aufführung beobachten, die euch in Sicherheit setzt, ohne daß ihr sie beleidigt. Ihr braucht in euern Sitten weder auf eine gezwungne Art furchtsam, noch rauh und wild zu seyn; diese Sitten sind euerm Geschlechte unanständig, und eure Tugend braucht einer solchen Hülfe nicht. Ihr müßt euch einer Lebensart befleißigen, die sowohl alle bittern Spöttereyen, als alle unhöflichen Freyheiten verscheucht. Eure Blicke müssen die Mannspersonen in der Entfernung von sich halten, ohne unhöflich zu werden, und verbindlich seyn, ohne sie anzulocken, und ohne die verwegnen Schlüsse zu veranlassen, welche ihre Eitelkeit bey den kleinsten Aufmunterungen zu ihrem Vortheile macht. Dieses ist so schädlich, daß es euch anreizen muß, mit aller möglichen Sorgfalt über eure Augen zu wachen. Ein einziger unbewachter Blick giebt ihnen oft stärkere Waffen wider euch, als hundert nicht genug überlegte Worte, weil die Sprache der Augen theils am meisten sagt, theils am meisten beobachtet wird.

Ihr müßt also die Gesetze der Höflichkeit niemals aus den Augen setzen; aber sie muß niemals in ein gewisses Verständniß mit den Mannspersonen ausarten, das euch in einen Abgrund verleiten könnte, aus welchem ihr euch schwerlich retten würdet.

det. Das zweydeutige französische Wort, Complaisance, hat euer Geschlecht in einen schlimmern Ruf gebracht, als alles andre zusammen nicht hat thun können. Dieses Wort hat nach und nach dieser und jener unter euch den Charakter gegeben, von dem man sagt: Es ist ein gutes Frauenzimmer, eine müßige gefällige Creatur, die weder Gutes noch Böses thut, es müßte von ungefähr und ohne ihre Schuld geschehen, die keine Gesellschaft verderbt, und die mit sich anfangen läßt, was man will. Die Zeit, die zu den Bedeutungen der Wörter immer etwas mehr hinzusetzt, hat diesen Ausdruck so erweitert, daß er in der neuern Sprache ein Frauenzimmer bezeichnet, welches in den Fehler der Grobheit zu fallen glaubt, wenn sie entweder ihre persönlichen Dienste, oder ihren freundschaftlichen Beystand denen versagen soll, die eine geheime Zusammenkunft, oder einen Vertrauten brauchen, und sie auf eine höfliche Art darum ersuchen. Sie ist ein Ding, das beständig bey der Hand ist, eine gute Gesellschafterinn, die allezeit mit unglücklichen Liebhabern ein Mitleiden hat, und nichts als die Strenge tadelt. Sie hat immer ein Pflaster für den verwundeten guten Namen bey sich, und sie hat es in dieser Art der Chirurgie außerordentlich weit gebracht. Sie hat keinen eignen Liebhaber, sondern sie lebt vom Mäckeln, und wartet auf die Brocken, die ihr andre gutwillig überlassen.

Es giebt einen andern Charakter, der zwar nicht so strafbar, aber nicht weniger lächerlich ist; das ist der Charakter eines lustigen Frauenzimmers, welches sich einbildet, daß sie beständig lachen muß,

 weil

weil ein lustiges Wesen gefällt, und welches glaubt, es sey weniger ungesittet, Unsinn zu schwatzen, als ganz in Gesellschaft stille zu schweigen. Präsidirt eine solche in einer Gesellschaft, und führt das Wort in einem Cirkel von Narren, und es kömmt noch ein angenehmer Geck dazu, so ist das Geschrey von Katzen ein viel angenehmerer Klang, als dieses Concert von frölichem Unsinn. Wenn sie Beyfall findet, so wird sie dadurch so aufgemuntert, daß sie, gleich einem Opernsänger, welcher gelobt wird, ihre Lunge noch mehr angreift, ganz ausgelassen wird, und die Gesellschaft mit vollen Strömen ihrer Lustigkeit überschwemmt. Sie glaubt, daß man gar nicht aufhören müsse, frölich zu seyn; sie wird die Lustigkeit allezeit zur Begleitung haben, und sie überall, auch selbst zu den Leichenbegängnissen, mitbringen. Wenn eine Mannsperson eine allzuvertrauliche Frage an sie thut, so wird sie nicht wissen, ob sie einen Verdruß darüber blicken lassen soll, oder nicht, aus Furcht, sie möchte nicht mehr das artige Geschöpf bleiben, das man ein aufgeräumtes Frauenzimmer nennt. Diese eingebildete Nothwendigkeit einer ununterbrochnen Lustigkeit ist ein gewaltiger Irrthum. Ein wirklich artiges Frauenzimmer braucht diesen Kunstgriff, zu gefallen, nicht, und an einem andern ist er lächerlich. Ich will damit nicht sagen, daß ihr das Lachen verschwören sollt; aber ihr sollt nur bedenken, daß man allemal die Narren in dieser Stellung malt, und daß dieses Kluge abschrecken muß, oft zu lachen, und sich dadurch einem Bilde zu nähern, das nichts reizendes hat. Vornehmlich müßt ihr euch hüten, daß ihr nicht

nicht laut lachet. Nicht zu gedenken, daß dieses ein unnatürlicher Ton ist, so macht ihr euch dadurch dem andern Geschlechte so ähnlich, daß nichts anstößiger seyn kann, als eben dieses. Diese lärmende Art der Frölichkeit streitet eben so sehr mit dem Verstande und den guten Sitten, als mit der Bescheidenheit und Tugend. Es ist dieses eine schlechte Eigenschaft; ihr nehmet dadurch eine niedrigere Gestalt an, und setzet euch selbst von dem Range derjenigen, die edlere Sitten haben, herab. Einige Frauenzimmer reden so laut, und machen so viel Geräusch, weil sie bemerkt werden wollen. Dieses sieht aus, als wenn sie die Trommel rührten, Freywillige anzuwerben. Sind sie so unglücklich, daß sich einige anmelden, so haben sie sichs selbst zuzuschreiben, wenn sie nicht wissen, wie sie sich anstellen und verhalten sollen.

Mit noch größrer Sorgfalt müßt ihr euch inacht nehmen, daß ihr nicht dem Beyspiele derjenigen folgt, die weiter nichts, als den eiteln Ruhm suchen, Eroberinnen zu seyn, und die sich allzusehr auf sich selbst verlassen, als daß sie glauben sollten, ihre Ehre könne dabey einen Anstoß leiden. Einige bilden sich gar ein, ihre Tugend werde im Dunkeln bleiben, und nicht bemerkt werden; es sey also nöthig, sie durch einige öffentliche Proben mehr ins Licht zu setzen, und in ihrer ganzen Größe zu zeigen. Diese Versuche sind gefährlich, und laufen gemeiniglich schlecht ab, weil sie auf keinem festern Grunde ruhen, als auf dem Vertrauen, das wir in uns selbst setzen. Mit dem Feuer zu spielen, und mit der Liebe zu scherzen, das ist eins so gefährlich, als das andre.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, die Freunde unter der Besatzung hat, und deswegen muß ein Frauenzimmer dieselbe in einer so weiten Entfernung von sich halten, als sie nur kann, damit sie nicht in die Gefahr komme, wider sich in eine Verschwörung zu treten, und das geschieht nur allzu oft in der Welt. Der demüthige Liebhaber, den ihr nur als einen überwundnen Sclaven mit euch herum führt, verwandelt sich oft in einen Ueberwinder; dann nimmt er die Sprache eines Siegers an, und wird aus euerm Bewunderer zu euerm Herrn; denn so müßt ihr ihn von dem Augenblicke an nennen, wenn er im Besitze eurer Gewogenheit ist. Unsre ersten Entschlüsse, bey der Hochachtung, worein wir uns gesetzt haben, stehen zu bleiben, halten wider den Zauberreiz seiner Schmeicheleyen nicht aus, wofern er sich ihrer geschickt zu bedienen weis. Ein Frauenzimmer ist so geneigt zu glauben, daß ein Liebhaber Recht hat, wenn er sie lobt, daß es ihr schwer werden wird, sich zu überreden, er habe unrecht, wenn er ihr seine Liebe erklärt. Kömmt nun zu den natürlichen Reizungen, die euer Geschlecht hat, gütig zu seyn, noch die Verführung wohlgewählter Schmeicheleyen hinzu, so ist die arme Creatur in Gefahr, gleich einem Vogel gefangen zu werden, welcher die Lockpfeife eines Menschen hört, der ihm Netze gelegt hat. Der Name der Eroberungen hat so etwas verführerisches, daß er Frauenzimmer oft dahin bringt, daß sie die Unterwürfigkeit der Mannspersonen verkennen, in welcher bey allem ihren schönen Ansehen weniger Ehrfurcht, als Verstellung ist. Ihr

müßt

müßt bedenken, daß die Mannspersonen, die euch sogar viel schönes vorsagen, dasselbe die meiste Zeit nur sagen, sich selbst zu gefallen, und daß ein eitler Liebhaber an seinen Complimenten eben so viel Vergnügen findet, als an der gütigsten Antwort, die ihr ihm geben könnt. Geschieht es also nicht aus Eitelkeit, sich selbst zu zeigen, so müßt ihr auf den Argwohn gerathen, daß ein Anschlag wider euch da ist. Wie man sich selten anderswo starkriechender Sachen bedient, als wo man einen unangenehmen Geruch unterdrücken will: Eben so geben außerordentlich liebkosende Worte den Verdacht, daß man sie nur ausstreut, um etwas zu bedecken, das einer Verkleidung nöthig hat, wenn es einen Eingang bey euch finden soll. Ihr müßt also auf eurer Hut seyn, und bedenken, daß die Ehrerbietung allezeit gefährlicher ist, als der Unwille. Jene bringt selbst den besten Verstand auf einige Zeit aus seiner Ordnung, bis etwa die nachfolgenden Gedanken sie wieder herstellen. Sie stiehlt sich unvermerkt bey uns ein, wirft unsre Vertheidigungswerke über den Haufen, und macht alle unsre Gegenwehr unnütze, wenn wir ihr einmal zu viele Vortheile eingeräumt haben. Die Spöttereyen verwandeln sich in einen leeren Schall, und machen ein solches Geräusch, daß sie uns durch die Warnung, die sie uns geben, zur Vorsicht auffodern. Die Ehrerbietung ist ein langsamer, aber ein sichrer Gift. Sie schwillt, gleich dem Gifte, in uns auf, und wenn er überhand nimmt, so bringt er eine Art von Apoplexie in der Seele hervor, kehrt sie ganz und gar um, und hat sie einmal den Verstand

stand zerrüttet, so wird sie tödtlich. Das sind die Ursachen, die euch um eurer Sicherheit willen bewegen müssen, sie allezeit als einen heimtückischen Feind anzusehen, und beständig auf eurer Hut wider sie zu seyn.

Ich will euch nur noch eine Erinnerung geben, ehe ich diesen Artikel beschließe. Alle sieben Jahre laßt eine Veränderung in euch wirken, die euch der Ernsthaftigkeit näher bringt. Werdet den funfzigjährigen Mädchen nicht ähnlich, welche immer noch jung seyn wollen, obgleich die Zeit mit ihrem eisernen Zahne das Gegentheil beschlossen hat. Alles unnatürliche führt eine Häßlichkeit mit sich, die sich nicht verstecken läßt. Die Munterkeit der Jugend in einem reifen Alter gleicht einem neuen Lappen, der auf ein altes Kleid gesetzt ist, und man kann eine muntere Matrone und einen lustigen alten Narren mit Recht in die Reihe zahmer Misgeburten setzen. Es giebt eine gewisse Creatur, die man ein ehrwürdiges Steckenpferd nennt, die mit Gewalt in die Comödie will, und die nothwendig auf den Bartholomäusmarkt gehen muß, um daselbst auf die jungen Leute Achtung zu geben, die ihre einzige Sorge zu seyn scheinen. In der That braucht sie sie auch zu ihrer Entschuldigung. So ein alter Sommervogel ist unter allen Geschöpfen das allerlächerlichste, und das den Augenblick in die Augen fällt. Euer Vortheil erfodert es, euch beyzeiten vor allem dem vorzusehen, was innerhalb dem Bezirke dieser verachtungswürdigsten Muster ist, und den Frauenzimmern nicht gleich zu werden, die ihre Bekehrung soweit ver-

verschieben, bis sie so lange in dem Besitze des Rechtes, verlacht zu werden, gewesen sind, daß sich die Welt endlich diesen Ton nicht wieder abgewöhnen kann, wenn sie auch schon von den Thorheiten zurück gekommen sind, welche dazu Anlaß gegeben haben.

Eine eingezogne Lebensart hat zu viele Vortheile, als daß ich sie euch alle zeigen könnte. Ich will also nur so viel sagen, daß sie einem tugendhaften Frauenzimmer zum Schutze, und einem andern zur Decke dient. Für beyde ist ihr Nutzen, so groß, daß sich diejenigen, welche sich weigern, sie als eine Tugend auszuüben, wenigstens aus Klugheit dazu entschließen sollten.

Die Freundschaft.

Ich muß euch auf eine besondere Art eine genaue Vorsicht in der Wahl eurer Freundinnen anbefehlen. Vielleicht finden noch wider die besten unter ihnen Einwürfe statt. Unterdessen seht nur zu, daß die Wahl der eurigen nicht von den Regeln abweiche, welche der weisere Theil der Welt festgesetzt hat. Die Offensiv- und Defensivbündnisse sind selten unter großen Herren von Dauer, noch seltner sind sie es unter Freunden. Allzu hochgetriebne Freundschaften machen, wenn sie zu Grunde gehen, einen gewaltigen Lerm; die Geheimnisse fliegen gleich Vögeln, die aus ihrem Kefichte gelassen worden, überall herum, wenn die Bande zerbrochen sind, die sie verwahrten, und sie sind Ursache, daß ihr die Fabel der ganzen Stadt

werdet.

werdet. Eine allzu große Zärtlichkeit gegen einige von euren Freundinnen ist eine Beleidigung für die andern von eurer Bekanntschaft, und diese jagt sie von euch. Es ist in dem Empfange einer Freundinn, die ihr den übrigen vorzieht, so viel anstößiges für die andern, die im Zimmer sind, daß es eben so viel ist, als ob ihr ihnen Schmähworte sagtet, die sie euch nicht vergeben werden.

Verschwendet nicht gleich im Anfange eure Freundschaft allzusehr; es wird euch sonst, wie mit andern Ausgaben, gehen, daß ihr nämlich nicht damit zureichen werdet. Laßt sie auch nicht allzu schnell wachsen; denn wie Pflanzen, die sehr geschwind aufschießen, bey weitem nicht so lange dauern, als diejenigen, welche mehr Zeit zu ihrem Wachsthume brauchen: Eben so ist der geschwinde Wachsthum eurer Freundschaft, wenn ihr auf einmal alle eure Zärtlichkeit ausschüttet, ein Kennzeichen, daß sie nach dem Laufe der Natur nicht lange leben wird. Ihr werdet der Welt Rechenschaft geben müssen, wenn ihr solche Personen zu euern Freundinnen wählt, die zu eben der Zeit unter der Last schwerer Anklagen liegen, die ihnen die Welt ihrer Verbrechen wegen macht. In diesem Falle verwickelt ihr euch in die nachtheiligen Folgen ihres Charakters, und nehmt Antheil daran. Die Wahl schließt den Beyfall ein, und wenn ihr euch ein Frauenzimmer zu eurer Freundinn aussucht, über das die Welt einmal den Stab gebrochen hat, so ist nichts natürlicher, als daß man glaubt, ihr müßtet nicht allen den Abscheu vor ihrer Lebensart haben, den ihr vor ihr haben sollt, weil sie euch

nicht

nicht von der Freundschaft gegen sie hat abhalten können. Da man die Aehnlichkeit der Neigungen nicht für den schwächsten Grund bey der Wahl einer Freundinn ansieht, so wird man allemal glauben, daß ihr sie bey ihren Ausschweifungen, wo nicht mit eurer Gesellschaft, zum wenigsten doch mit euren Wünschen begleitet. Wenn ihr diese Fehler an andern übersehet, so muthmaßt man, daß ihr mit euch nicht strenger verfahren werdet, und ihr dürft es also nicht übel nehmen, wenn man euch mit ihr in einem Paare gehen, und euch mit eurer Freundinn, die ihren guten Namen verlohren hat, die Strafe theilen läßt.

Sollte es sich zutragen, daß sich eure Freundinn nach der Zeit, da ihr euch mit ihr verbunden habt, straffällig machen sollte, so müßt ihr im Anfange schwer daran gehen, solches zu glauben. Werdet ihr aber durch Beweise, wider die ihr nichts einwenden könnt, davon überführt, so müßt ihr euch, ohne mit einem allzu großen Aufsehen zu brechen, auf eine gute Art, so geschwind als möglich, aus einer Bekanntschaft zurückziehen, in welcher ihr euch betrogen gehabt. Wolltet ihr zaudern, so möchtet ihr vielleicht angesteckt werden, und es könnte leicht ein Theil des Schimpfes auf euch zurück fallen, ungeachtet ihr keinen Antheil an ihrem Verbrechen genommen. Die Sache erfodert so viel feine Behutsamkeit, daß ihr weder allzu hitzig seyn müßt, eure Freundinn zu verdammen, wenn sie angeklagt wird, noch auch mit einem allzu großen Eifer ihre

Parthey nehmen dürft. Sollte der allgemeine Ruf so von ihr sprechen, wie sie es verdient, so würdet ihr außer den gerechten Spöttereyen, daß ihr euch so sehr habt hintergehen lassen, auch in den Verdacht gerathen, daß ihr euch derselben nicht mit so großer Hitze annehmen würdet, wenn ihr nicht einigermaßen auch eure Sache mit führtet. Der Zorn, mit dem ihr euch bewaffnet, wenn ihr die Ehre eurer beleidigten Freundinn vertheidigt, wird die Gesellschaft auf den Argwohn bringen, daß ihr gelaßner seyn würdet, wenn ihr nicht in ihren Fall verwickelt wäret. Aus dieser Ursache müßt ihr eure Zärtlichkeit nicht so weit treiben, daß ihr die Augen bey demjenigen zuschließt, was eure Freundinn betrifft. Weil die Bosheit so übersichtig ist, so folgt daraus nicht, daß die Freundschaft blind seyn müsse. Ihr müßt die Mittelstraße zwischen diesen beyden Abwegen gehen, sonst kann euch euer allzu gutes Herz verleiten, eine sehr lächerliche Figur vorzustellen, und nach und nach wird man euch zu solchen Aemterchen ziehen, auf die ihr nicht stolz seyn werdet. Eure Unwissenheit kann euer Versehen geringer, aber den Scherz über euch desto lebhafter machen, indem ihr aus zärtlicher Freundschaft alle Mittel anwendet, eine Zusammenkunft zu befördern, und unschuldiger Weise die Uebel verursachen helft, die ihr vermeiden wollt, da indeß die listigen Liebhaber, wenn sie allein sind, euch zum Gegenstande ihrer Lustigkeit machen. Und vielleicht ist, mit aller Ehrerbietung von der Gottheit der Liebe gesprochen, der Spott über

den

den treuherzigen Freund, der sich so leicht hat hintergehen lassen, nicht der schlechteste Theil ihres Vergnügens, und unstreitig derjenige, dessen sie am spätesten überdrüßig werden.

Seht bey der Wahl eurer Freundinnen am meisten mit auf den guten Verstand derselben; sonst wird eure Ehre niemals so hell glänzen, daß sie nicht durch ihre Thorheit sollte verdunkelt werden können. Sie würde einem Hause gleichen, das in der Gewalt eines trunkenen oder sorglosen Nachbars ist, und die Umstände würden in jenem Falle noch schlimmer als in diesem seyn, weil ihr euch auf keine Schadloshaltung Rechnung machen könntet.

Ich will diesen Abschnitt mit der Anmerkung beschließen, daß, wenn jemals Formalitäten erlaubt werden können, sie in dem Falle erlaubt sind, da ihr dem Angriffe der vorwitzigen Frauenzimmer widerstehen wollt, die sich in eure Bekanntschaft eindrängen wollen, und die gewiß, wenn ihr ihnen einmal den Zutritt vergönnt habt, entweder eine Schlange in euerm Busen, oder eine Last für euch seyn werden.

Der Tadel.

Ich komme nunmehr auf die Betrachtung, wie ihr euern Tadel einrichten sollt. Es wird dazu nicht allein eine große Klugheit, sondern auch eine nicht geringe Vorsicht erfodert. Die Dinge

nach ihrem Werthe von einander unterscheiden, das ist nicht allein natürlich, sondern auch nothwendig; die Folge davon ist diese, daß wir allezeit, wenn wir urtheilen, entweder verdammen oder loben. Es kömmt nur darauf an, wenn und wo wir uns mit unserm Lobe oder Tadel hervorwagen sollen. Ein Abscheu vor dem, was strafbar, und eine Verachtung dessen, was lächerlich ist, sind unzertrennliche Gefährten des Verstandes und der Tugend; allein sie außer unsern Gedanken hervortreten zu lassen, das ist so gefährlich, daß man eine scharfe Aufsicht über sie halten muß, da es weder möglich noch anständig ist, sie ganz zu unterdrücken. Eine uneingeschränkte Freyheit hierinnen wäre eben so viel, als ob ihr der Welt durch einen öffentlichen Herold den Krieg ankündigen wolltet, die ein sehr grimmiges Thier ist, wenn ihr sie reizet. Wenn ihr auch noch so viel Recht auf eurer Seite hättet, so würde doch der Streit sehr ungleich seyn, und wenn ihr euch mit einem solchen Widersacher einlasset, so wird er euch in Stücken hauen, und zu seiner Rechtfertigung anführen, daß es seine Vertheidigung erfodert habe. Ihr müßt also in Gesellschaften, die ihr nicht recht kennet, mit euerm Spotte sehr vorsichtig seyn. Ihr würdet nur Schneeballen wider Stückkugeln werfen, und ihr würdet, als ein Frauenzimmer, noch den besondern Schaden davon haben, daß sich die Bosheit der Welt zu der Raserey derjenigen gesellen würde, die eure Tugend mit niederträchtigen Verleumdungen angreifen.

sen. Ihr müßt aus dieser Ursache euern Unwillen über die Narren zurück halten. Denn außerdem, daß ihre Anzahl allzustark ist, als daß man sie ohne Noth reizen sollte, so sind sie auch in diesem Falle unter allen andern Feinden die gefährlichsten. Ein aufgebrachter Dummkopf wird sich mit seinem dummen Spotte an euch rächen, den ihr schwerlich von euch werdet abschütteln können, wenn gleich nicht ein Körnchen Salz darinnen ist. Andre werden solches mit mehr Kunst thun, und ihr dürft euch nicht für gesichert halten, weil ihr glaubt, eure Ehre sey allzu fest gegründet, als daß sie von den Anfällen der Bosheit erschüttert werden könnte. Denn findet man euch auch auf dieser Seite bedeckt, so wird man eine andre aufsuchen, die offner ist. Die Verleumdung gleicht den verderbten Säften in dem menschlichen Körper, die sich allezeit nach den kränksten Theilen zuwenden. Habt ihr eine Seite, wo ihr nicht gern angegriffen seyn wollt, so seyd versichert, daß sie die Welt finden wird. Sie wird alles, was ihr sagt oder thut, mit den boshaftesten Farben abbilden, alles was euch von eurer Höhe herab setzen kann, zu vergrößern, und alles, was zu euerm Lobe dient, niederzuschlagen suchen. Der Haß deckt alle die Fehler auf, von denen die Freundschaft ihr Auge wegwendet, und die die Höflichkeit zu vergessen sucht. Man braucht die Bosheit nicht zu reizen, um sie wider uns aufzubringen, und es kann keine Mühe überflüßiger seyn, als die Mühe, die Welt zu veranlassen, daß sie übel von uns

sprechen möge. Da die Misgunst niemals stirbt, und nur selten schläft, so ist es eine große Thorheit, sie durch ein Geräusch aufzuwecken, wenn man zuweilen so glücklich ist, daß sie schlummert.

Ueberdieß wäre es ein schlechter Gebrauch eures Verstandes, wenn ihr euch dessen nur bedientet, andrer Fehler zu entdecken, da ihr seiner so oft nöthig habt, eure eignen zu verbessern, und ihnen vorzubeugen. Eine Person, die ihren Verstand stets auswärts herumschweifen läßt, hat den Schaden davon, den eine Familie hat, die niemals zu Hause ist. Versäumung und Unordnung folgen natürlicher Weise daraus. Eben so wird es uns gehen, wenn wir unsre Augen nicht oft genug auf uns selbst wenden, um zu sehen, was bey uns zu verbessern ist. Es ist ein Beweis, daß die Aussicht in uns sehr unangenehm seyn müsse, wenn wir so wenig Sorge tragen, uns in uns selbst umzusehen, und wenn wir in den Fehlern derjenigen, mit welchen wir umgehen, unsre Beruhigung suchen.

Hütet euch, daß ihr nicht die erste seyd, die ein hartes Urtheil über jemanden fällt. Laßt es vorher durch den allgemeinen Ausspruch bestätigt werden, ehe ihr euch damit hervor waget. Gebt euch niemals das Ansehen eines Richters, und bezeigt euch nicht so, als wenn ihr eine besondre Gewalt hättet, Ehre und Schande nach euerm Gefallen auszutheilen. Haltet euch nicht bey der

schwa-

schwachen Seite allzu lange auf, berührt sie nur, und geht weiter. Verweilt euch dabey am längsten, wo ihr loben könnt, und seyd den Bienen gleich, die auf denjenigen Kräutern am längsten sitzen bleiben, in welchen sie die Säfte finden, aus denen sie ihren Honig zubereiten. Diese Zeiten können keine Tugend mit Stacheln vertragen; sie muß nur mit Blumen ausgezieret seyn, oder wir werden ihre Gesellschaft nicht ausstehen können. Wenn ihr also ja strafen müßt, so seyd auch hier Frauenzimmer; straft mit Gelindigkeit. Ihr könnt versichert seyn, daß ihr auf diese Art andre mehr verwunden, und euch selbst weniger schaden werdet, als wenn ihr allzu heftig und allzu strenge wäret.

Euer Verstand wird triumphiren, wenn euer gutes Herz über den Tadel siegt, wenn ihr die Fehler geschwind wahrnehmt, und sehr langsam seyd, sie aufzudecken. Ihr müßt bedenken, daß das unsichtbare Ding, das man den guten Namen nennt, der Hauch unzähliger Personen ist, die vortheilhaft von euch sprechen. Verursacht ihr also durch ein unfreundliches Wort ein Stillschweigen unter ihnen, so geht der Wind schon schwächer, und ist also nicht stark genug, euern Ruhm empor zu heben. Und obgleich nichts so eitel ist, als eine allzu heftige Begierde nach Ruhm, so ist doch die vortheilhafte Meynung, worinnen ihr steht, und das gütige Bezeigen der Welt gegen euch gleichsam der heilige Schimmer um das Haupt eines Frauenzimmers. Er gleicht

 dem

dem angenehmen Geruche einer Salbe, der euch überall begleitet, und den ihr überall zurücklasset, wo ihr auch seyn mögt. Es ist ein zauberisches Mittel wider die Verleumdungen; die Bosheit mag ihren ganzen Köcher ausleeren, sie wird euch doch nicht verletzen; der Spott wird nicht haften, die Pfeile werden nicht durchdringen, und ohne den Beyfall der Welt wird keine Lästerung eine tiefe Wunde schlagen können. Es wird nur ein leichter Streich auf den beleidigten Theil seyn, der aber mit desto größerm Nachdrucke auf den zurückfallen wird, der ihn geführt hat.

Die Eitelkeit und das gezwungene Wesen.

Ich muß euch nunmehr mit mehr als gewöhnlichem Ernste vor der Eitelkeit warnen, weil euer Geschlecht zu diesem Fehler am meisten geneigt zu seyn scheint. Da sie gemeiniglich das gezwungene Wesen zum Gefährten hat, so würde ich unbillig handeln, wenn ich sie hier von einander trennen wollte. Ich darf sie nicht Zwillinge nennen. Denn eigentlich ist die Eitelkeit die Mutter, und das gezwungene Wesen ihr geliebtes Kind. Die Eitelkeit ist die Sünde, und das gezwungene Wesen ihre Bestrafung. Man kann den ersten Fehler für die Wurzel der Eigenliebe, und den andern für ihre Frucht ansehen. Die Eitelkeit hat nicht eher ihr völliges Wachsthum erreicht, als bis sie sich in das gezwungne Wesen, als ihre Aeste, ausgebreitet hat.

Doch

Doch ich will mich nicht länger bey der Beschreibung dieser Fehler aufhalten, und mich gleich zu den Mitteln und Bewegungsgründen, sie zu vermeiden, wenden. Zu diesem Ende müßt ihr zuvörderst wissen, daß sich die Welt allein das Recht zueignet, Beyfall und Hochachtung auszutheilen, daß sie unwillig wird, wenn wir, als einzelne Personen, uns des Rechts anmaßen, uns selbst Bildsäulen aufzurichten, und daß sie niemals ermangeln wird, sich für diesen Eingriff in ihre Rechte zu rächen. Wenn man die Größe eines Fehlers aus der Größe der Strafe bestimmen kann, so wird man wenig Fehler finden, die den gegenwärtigen überstiegen, weil sich kaum eine schwerere Strafe, als die Verspottung ist, erdenken lassen wird.

Ein Frauenzimmer, das an der Eitelkeit krank liegt, ist von sich so übermäßig voll, daß sie in Gesellschaften überfließt. Da sie alle ihre Gedanken einzig und allein mit der Betrachtung ihres Werths beschäfftigt, so sucht sie, aus einem entsetzlichen Irrthume, alle ihre Bekannten in den engen Umkreis dessen, was ihre eigne Person betrifft, einzuschließen, und sie bedenkt nicht, daß sie niemals der Welt auch nur halb so wichtig seyn wird, als sie sich selbst ist; so sehr betrügt sie sich allezeit in ihrem Werthe, weil sie ihn selbst schätzen will. Sie wird allemal einen geschickten Umschweif zu nehmen wissen, die Unterredung auf ihr geliebtes Ich zu lenken, und ehe sie sich selbst vergessen sollte, wird sie weit lieber zu ihrem kostbaren Rocke ihre Zuflucht nehmen; so daß man schwerlich eine

lustigere Scene sehen kann, als diese Probe eines Lächerlichen ist, das sich mit solcher Offenherzigkeit zeigt.

Man sieht seine Lust daran, wie sie ihren Angel nach Lobsprüchen auswirft, und wie misvergnügt sie die ungesittete Gesellschaft verläßt, wenn dieselbe nicht anbeißen will. Es ist eine angenehme Comödie, wenn man sieht, wie sie ihre Augen rund herum schießen läßt, um Gefangne einzubringen, oder als ein Corsar mit denselben herumkreuzt, und aus aller Gelassenheit gebracht wird, wenn sie ohne Beute zurückkehren muß. Sie ist so erhitzt darauf, wie sie die Ehrfurcht aller Welt zu sich reißen will, daß sie derselben allezeit verfehlen wird. Und gleichwohl glaubt sie berechtigt zu seyn, diese Ehrfurcht als den Abtrag einer Schuldigkeit mit so vieler Strenge einzutreiben, daß sie ungehalten wird, wenn sie dieselbe nicht erpressen kann; ohne zu bedenken, daß sich der Wille nicht Gewalt anthun läßt, daß er gewonnen, und nicht mit Sturm gezwungen seyn will, und daß der Preis des Lobes, das man uns giebt, selbst dadurch immer mehr erhöht wird, je williger man es uns giebt. Wenn die Welt über ihre vermeynten Vortrefflichkeiten spottet, statt sie zu bewundern, so appellirt sie von der Welt an sich selbst, fällt, als ihr eigner Richter, das Urtheil, und publicirt es in eigner Person in allen Gesellschaften. So bald man ihr hingegen mit einer Lobeserhebung schmeichelt, so macht sie dieses so verbindlich gegen uns, daß sie sich bey uns dafür bedankt, daß

wir

wir uns auf eine feine Art über sie aufgehalten haben. Ein jedes Compliment ist für sie ein Beweis, und sie legt demselben eine so unumstößliche Gültigkeit bey, daß selbst die Einwendungen ihres Spiegels ihn nicht entkräften können. Da nun diese Dame in Ansehung ihrer selbst in einer so groben Unwissenheit steckt, so denkt sie gar nicht daran, daß Mannspersonen sie nicht so geduldig von sich selbst sprechen und ihre Ohren nicht mit so hirnlosen Geschwätze beschweren lassen würden, wenn sie sich nicht Rechnung machten, daß sie sich für alle die Thorheiten, die sie ausstehen müssen, schon an ihrer Person bezahlt machen wollten.

Jede Lobeserhebung, die man einem andern Frauenzimmer macht, sieht sie für eine Beleidigung an, die ihr widerfährt. Sie vermag ein solches Verbrechen gar nicht auszustehen, und es fällt ihr so unleidlich, daß sie sich nicht länger auf ihrem Stuhle erhalten kann, sondern voll Beklemmung halb vor Zorn, halb weil sie sich zu fest geschnürt hat, nach Hause eilt. Sagt sie noch einmal ganz von ohngefähr etwas vernünftiges, so fodert sie dafür so unmäßige Lobsprüche, daß, ihren Gedanken nach, die Gesellschaft allemal noch in ihrer Schuld bleibt. Die allgemeinen Gesetze der Gesellschaften gehören, nach ihrer Meynung, nur für den gemeinen Pöbel, nicht aber für Personen vom Range, wie sie ist; und bisweilen ist sie geneigt, dieses ihr Vorrecht so weit zu treiben, daß sie in Gesellschaften befehlen will. Kömmt es durch einen außerordentlichen Glücksfall, daß sie ihrer Eitelkeit zu

Troß

Trotz noch natürliche Tugend besitzt, so macht ihr dieselbe so viel Unruhe, daß sie, so viel an ihr ist, auch dieselbe in eine Thorheit zu verwandeln sucht. Ihre einförmigen oft wiederholten Pralereyen von ihrer Tugend geben das Ansehen, daß es ihr sehr viel Mühe kosten müsse, etwas bessers von sich zu sagen; und veranlassen Schlüsse, die für sie sehr nachtheilig ausfallen. Ueberhaupt legt sie alles ihr aufgeräumtes Wesen zu Spöttereyen über den guten Verstand an. Es ist eine Lust, anzusehen, wie herzlich sie alles verachtet, was ihr am vollkommensten anstehen könnte. Ihren meisten Verstand zeigt sie bey der Wahl eines neuen Rockes, und ihre meiste Klugheit, wenn sie denselben nicht bezahlt. Sie ist eine sklavische Anhängerinn der Mode, der sie nicht allein alle ihre Meynungen, sondern auch ihre Sinne abgetreten hat, und sie folgt ihr mit einem so vollkommnen Gehorsame, daß sie sich aller ihrer Fehler ohngeachtet durch die Vermittelung der Mode wieder mit der Tugend aussöhnen würde, wofern ihr Tanzmeister ihr sein Wort gäbe, daß dieselbe bey Hofe üblich wäre.

Wenn nun aber vollends zu allem diesem das gezwungne **Wesen** noch hinzukömmt, so erreicht dieser Charakter den höchsten Gipfel seiner Vollkommenheit. Fürs erste will ein Frauenzimmer von dieser Art für ein kostbares Geschöpf angesehen seyn. Aus dieser Ursache unterscheidet sie sich in allem, was sie thut, von dem gemeinen Haufen, es mag nun zu ihrem Vortheile gereichen, oder nicht. Sie würde uns gern überreden, daß sie aus einem fei-

feinern Thone, als wir, zubereitet, und von aller gröbern Erde geläutert worden. In dieser Absicht darf sie niemals eben so gehen oder sprechen, wie andre Frauenzimmer. Das würde viel zu gemein lassen, und eben um deswillen muß sie auch ihre eigene Sprache haben, da das gewöhnliche Englische, das alle sprechen, in ihren Ohren viel zu rauh klingt. Des Morgens muß ihr Spiegel ihr alle die Bewegungen vorschreiben, die sie des Tages über braucht, und die sie gemeiniglich destomehr verstellen, je sorgfältiger sie ausgearbeitet sind. Wenn sie in das Zimmer tritt, sollte man meynen, als ob ihre Gliedmaßen durch schlecht gearbeitete Schrauben nur läßig zusammen gehängt wären, und sie setzt die ganze Gesellschaft in Furcht, daß sie etwas von ihrer so zart gedrechselten Person verlieren, und auf dem Boden zurücklassen werde. Sie kann sich selbst so nicht leiden, wie sie Gottes Allmacht gebil-hat, und will gern das Werk ihrer eignen Hände seyn, ohngeachtet sie hierdurch, an statt etwas bessers, als ein Frauenzimmer, aus sich zu machen, ein noch weit ungestalteres Thier, als eine Meerkatze, wird. Sie entzweyt sich beständig mit ihrer natürlichen Gestalt, und führt unaufhörliche Kriege mit derselben, ohne den geringsten Stillstand zu treffen; diejenigen Augenblicke ausgenommen, in denen sie ihr Liebhaber wieder mit sich selbst aussöhnt. Will sie eine sanftmüthige und schmachtende Miene annehmen: So herrscht in dieser angenommenen Leutseligkeit etwas so unnatürliches, daß sie uns mit Runzeln und verfinsterten Augenbraunen noch lange nicht so zuwider seyn würde. Will

sie

sie einmal demüthiger scheinen, als sie zu seyn Ursache hat, so leuchtet ein so übermäßiger Stolz aus ihrer Demuth hervor, daß wir denselben ohnmöglich aushalten können. Sucht sie ein falsches Lob, das sie mit gutem Gewissen nicht annehmen könne, mit einer geschwächten Stimme von sich abzulehnen, so ist ihr Lächeln so unverschämt, und ihre Miene so mit sich selbst zufrieden, daß man ihre Erkenntlichkeit unter dieser zarten Hülle weit deutlicher entdecken kann, als wenn sie ihre Danksagung öffentlich drucken liesse. Wenn ein andres Frauenzimmer sich in ihrer Kleidung von den gemeinen Regeln entfernt, weil ihre Artigkeit diese Freyheit rechtfertigt, so folgt die unverständige Dame diesem Exempel so gleich, ohne daß sie an die Ungleichheit, die sich zwischen jener und ihr findet, dächte und einsähe, daß sie diese unzeitige Nachahmung nur desto häßlicher mache. Entweder sie denkt an das Vorrecht eines schönen Gesichts, das jene für sich hat, gar nicht, oder sie meynt, dasselbe eben so sehr für sich zu haben. Ihre ganze Unterredung ist ein leertönendes Glockenspiel, ein Schwall von Complimenten, die sie allen Personen, einer wie der andern, so gleich zumißt, daß dieselben weder einigen Werth haben, noch auch angenehm sind. Ihre Augen halten mit ihrer Zunge einerley Schritt, und sind also in unaufhörlicher Bewegung. Ueberhaupt bemerkt man leicht, daß sie sich sehr auf die Seite des Mitleids neigt, und ihrer Ansprüche auf die Tugend ohngeachtet, gegen unglückliche Liebhaber, und gegen die Personen ihres Geschlechts, die sich durch ihre Gütigkeit bekannt gemacht haben, sehr sanftmüthig ist. Die zärtlichen

Stellen

Stellen eines Schauspiels wird sie mit so zärtlicher Empfindung zu wiederholen wissen, daß man, ohne ihr Unrecht zu thun, leicht errathen kann, daß sie dieselben nicht angehört, ohne selbst einigen Antheil daran zu nehmen. Sie glaubt, daß man die Schminke und die Fehltritte wider die Tugend genugsam versteckt habe, wenn man über beyde in Gesellschaften spottet. Gegen den letztern Fehler ist sie nicht so hart, und da sie sich zwischen dem Stolze auf ihre Schönheit und dem Stolze auf ihre Tugend, so sehr dieselben auch einander widersprechen, theilt, so geräth sie oft in die Versuchung, uns merken zu lassen, daß es Personen gebe, die ihrentwegen stürben; und wenn sie einmal zwischen beyden wählen soll, will sie uns lieber denken lassen, daß ihre Gottheit bisweilen entheiligt, als daß sie gar nicht angebetet werde.

Dieses alles kann noch so lange hingehen, als die Schönheit unsre Augen blendet. So lange diese dauert, wird man die Häßlichkeit ihres gezwungnen Wesens nur halb sehen. Wenn aber dieselbe endlich verschwindet, wenn die Augen des Liebhabers die Freyheit wieder bekommen, die Gegenstände in ihrer natürlichen Gestalt zu erblicken, so wird er, vermöge einer natürlichen Folge, zu dem Gebrauche seiner Sinne wieder gelangen, und den Irrthum erkennen, mit welchem ihn der Glanz der Schönheit so lange gefesselt hat. Kaum wird er wieder frey seyn, so wird er so gleich aufhören, seine bisherige Gottheit anzubeten, und sie wird sich ihm nunmehr nicht anders, als ein Altar, darstellen, der durch Springfedern und Räder so künstlich bewegt worden, daß er seine Augen hintergangen.

gen. Frauenzimmer von dieser Art gleichen der ersten Eröffnung einer Scene, die nichts, als ihre Neuheit, für sich hat. Man kann sie mit den Schmetterlingen vergleichen, die zween oder drey Monathe lang in der Luft herumschwärmen, und mit dem ersten kalten Wetter ein Ende nehmen. Diesen fliegenden Insecten sind unsre herumflatternden Geschöpfe in ihren letzten Jahrszeiten vollkommen ähnlich. Ihre nächsten Freunde werden ihnen noch einen schwachen Rest von Hochachtung lassen, von der ganzen übrigen Welt aber werden sie nichts, als die äusserste Verachtung, zu gewarten haben. Dieses Gemälde mag bey euch die Stelle der Vorschriften vertreten, die ich euch geben könnte, euch vor der Aehnlichkeit mit denselben zu verwahren. Wenn ihr es genau anseht, wird euch die Häßlichkeit desselben Unterricht genug seyn. Der Anblick eines Trunknen wird immer die beste Predigt bleiben, die man iemals wider dieses Laster halten kann.

Der Stolz.

Meine Absicht ist nicht, das, was ich bisher wider die Eitelkeit gesagt habe, auf den Stolz zu deuten, wofern derselbe nur gehörig eingeschränkt und in den rechten Gelegenheiten gezeigt wird. Das Wort, Stolz, hat einen doppelten Verstand, und in dem einen bedeutet es eben so wohl eine Tugend, als es in dem andern einen Fehler anzeigt. Allein wir sind von Natur so geneigt, das Schlimmste zu wählen, daß, wenn man ihn auch von der besten Seite darstellt, es doch gefährlich bleibt, ihn anzupreisen.

Ein Frauenzimmer darf nicht auf ein schönes Kleid stolz seyn, und noch weniger darf es sich darüber, daß ihre Bekannten mehr Verstand haben, als sie, mit ihren kostbaren Spitzen trösten. Wer manchen Frauenzimmern ins Herz blicken könnte, würde wahrnehmen, daß die Vorstellung, wie man sie feyerlich zur Schau ausstellen, und mit einem großen Gepränge zur Erde bestatten wird, selbst die Schrecken des Todes in ihrer Seele mildre; ein so großer Werth wird oft einer prächtigen Kleidung beygelegt. Man kann nur ein sehr kleines Maaß von diesem übertriebnen Stolze haben, und doch noch den Namen eines Thoren verdienen. Es ist dazu schon genug, wenn man nur Dingen, die man mit mehr Kaltsinn ansehen sollte, einen falschen Werth beylegt. Ein Frauenzimmer muß nicht sorgsam suchen, die Ehrerbietung, die man gegen sie trägt, aufs höchste zu treiben; sie muß zufrieden seyn, wenn ihr ein billiger Antheil davon zufällt, und sie muß denen, die ihr so viel Hochachtung erweisen, ihre Dankbarkeit blicken lassen. Sie muß keinen beschwerlichen Eigensinn verrathen, und sich durch keine so übertriebne Zärtlichkeit unterscheiden wollen, daß sie sich durch Dinge aufbringen liesse, die ausser ihr niemanden anstößig sind. Ein so ungesitteter und verhaßter Stolz verdient gekränkt zu werden, und das ist auch gemeiniglich sein Schicksal. Sie muß sich nicht zu sehr auf ihren Stand steifen, am allerwenigsten aber diejenigen verachten, die unter demselben sind. Einige machen einen hohen Rang zu einem Abgotte, vor dem ihre Vernunft niederfallen, und ihm räuchern

muß. Sie wollten gern die Welt überreden, daß den Mangel eines großen Titels oder alten Wappens nichts zu ersetzen vermögend sey. Sie meynen, diese Vortheile stellten sie auf eine so erhabne Stufe, daß sie von derselben auf Tugend und Verdienst, als auf Dinge, die sie unter ihren Füssen erblicken, stolz herabsehen könnten. Dieser Irrthum ist nicht allein ungereimt, sondern auch strafbar, indem er einem bloßen Geschenke des Glückes einen höhern Werth giebt, als dem, was an sich selbst schätzbar ist. Für einen solchen Thoren ist der Spott noch nicht Strafe genug. Er muß gezüchtigt, und nach Verdiensten gestäupt werden. Es ist wahr, daß man durch die Unverschämtheit der neuaufgeschoßnen Standspersonen sehr oft gereizt wird, und daß dieses unser Urtheil sehr leicht verderben kann. Doch dieser Verderbniß läßt sich widerstehen. Das Aeusserste, was man in solchen Fällen erlauben kann, ist dieses, daß man Standspersonen von neuem Gepräge, die sich so weit vergessen, daß sie entweder noch auf ihre Niedrigkeit pochen, oder dieselbe durch eine desto größre Unverschämtheit zu verstecken suchen, mit einigen beissenden Scherzen und mit einer zu rechter Zeit angebrachten Verspottung wieder zu recht zu weisen sucht, und sie hernach sich selbst überläßt.

Diese und andre Arten von Stolze müßt ihr vermeiden. Derjenige, den ich euch anpreise, ist ein edler Eifer, euch zu einem Charakter zu erheben, der euch unterscheiden kann; eine heftige Begierde, in der Tugend und allem dem, wodurch ihr den Beyfall der Welt verdienen könnt, den Vorzug zu erhal-

erhalten. Der Ruhm ist der Tugend eben das, was den Blumen und Pflanzen eine erwärmende Luft ist. Wie diese die Blüthe hervorlockt, und das Wachsthum befördert; eben so läßt sich auch von dem Ruhme gewissermaßen sagen, daß er sowohl die Ursache, als auch die Belohnung der Tugend ist. Ein Stolz, der so gute Früchte zeugt, kann ohnmöglich ein Laster seyn, da er selbst die Wurzel ist, aus der die Tugend hervorsprießt. Sich an einem rechtmäßigen Lobe vergnügen, ist demnach so wenig ein Fehler, daß man es vielmehr an einem Frauenzimmer für ein schlimmes Anzeichen halten muß, wenn sie darinnen nicht ihr lebhaftestes Vergnügen sucht. Die Demuth ist in der That eine große Tugend, aber sie ist es nicht mehr, so bald sie sich scheut, das Schlechte zu verachten. Wenn sich euer Geschlecht gegen Thorheiten und Laster mit allem nur ersinnlichen Stolze waffnet, so wird es für dasselbe ein großer Ruhm seyn, so lange es nur nicht von der Verachtung der Laster auf die Verachtung der Personen fällt. Laster und Personen müßt ihr genau von einander unterscheiden, wenn eure Verachtung nicht dadurch verwerflich werden soll, daß sie unzeitig ist. Ein Stolz, der einen kleinen Unwillen erweckt, wenn man sich in etwas löblichem übertroffen sieht, wird eine allzugute Wirkung hervorbringen, als daß man ihn in die Classe der Fehler verstoßen lassen sollte. Bedenkt allezeit wohl, daß die Ehre eines Frauenzimmers weit weniger Gefahr läuft, wenn man sie für zu stolz, als wenn man sie für zu gemein hält.

Die Vergnügungen.

Das letzte, was ich euch anpreisen will, ist ein weiser und unschädlicher Gebrauch der Vergnügungen. In der Jugend sich denselben zu unbesonnen überlassen, ist gefährlich; und im Alter noch nach ihnen haschen, heißt nach Schatten greifen, die man niemals fassen wird, zu geschweigen daß es unanständig wird, weil es nicht mehr so natürlich ist. Eigentlich sind die Vergnügungen dazu bestimmt, daß diejenigen, die die Arbeit allzusehr niedergedrückt, durch ihre Hülfe sich wieder erholen und frische Luft schöpfen sollen. Müßiggänger bedürfen ihrer nicht, und gleichwohl sind sie diejenigen, die sich ihnen am meisten überlassen. Es ist so natürlich, als nothwendig, daß wir unsre Gedanken, nachdem wir sie allzusehr angestrengt haben, wieder ausruhen lassen. Allein die Verwandlung unsers ganzen Lebens in einen beständigen Feyertag ist nicht allein thöricht, sondern es hebt selbst das Vergnügen auf, statt daß es dasselbe befördern sollte. Unsre Seele wird eben so gut ermüdet, als der Körper, wenn sie beständig in einerley Stellung bleibt. Eine allzuernsthafte Stellung richtet sie zu Grunde, und eine allzulustige macht sie zu schlaff. Das Vergnügen besteht bloß in der Abwechslung. Die Ergetzlichkeiten macht uns eine beständige Reihe derselben erst gleichgültig, und endlich gar ekelhaft. So lange man sie mit Geschmacke wählt, und sich ihrer nur zur rechten Zeit bedient, wird man sich dabey nichts vorzuwerfen haben. So bald man ihnen aber bis zur Ausschweifung nachhängt, so werden sie, so unschuldig sie auch im Anfange waren, oft strafbar werden, und allemal unsinnig seyn. Einige

Frauenzimmer sind eben so beständig zu Lustbarkeiten versprochen, wie Bessus zu Duellen. Sie sind in einen Kreis von Müßiggang eingeschlossen, in welchem sie sich das ganze Jahr herumdrehen, ohne durch eine einzige ernsthafte Stunde unterbrochen zu werden. Sie wissen die Namen aller Comödianten, und sind mit allen Buden auf der Bartholomäusmesse auf das vertrauteste bekannt. Kein Soldat kann mit einem so geschwinden Gehorsame dem Schalle der Trompete seines Feldherrn folgen, als sie dem Schalle der Trommel, die sie zu einem Puppenspiele, oder neuem Wunderthiere auffodert. Der Frühling bevölkert zu eben der Zeit, da er das Geschmeiß der Fliegen und Narren ausbrütet, den Hydepark mit ihnen, und der Winter füllt mit ihnen das Leere der Comödienhäuser aus. Die ganze Zeit über wird man auf den Gassen von diesen alltäglichen Gesichtern so ermüdet, daß endlich unsre Augen mit ihnen überladen werden. Denn diesen geht es mit reizenden Gegenständen eben so, wie dem Magen mit süssen Speisen. An beyden gewinnt man einen Eckel. Wenn also ein schönes Frauenzimmer mit sich zu verschwenderisch ist, so wird sie eine Süßigkeit, die, statt unsern Appetit zu reizen, denselben niederschlägt. Diese artigen Damen jagen den Ergetzlichkeiten so unermüdet nach, daß sie endlich selbst zur Kurzweil werden, da sie doch bedenken sollten, daß, wenn man sie seltner sähe, man nicht so oft über sie lachen könnte. Ueberdieses machen sie sich hierdurch selbst wohlfeil, und schwerlich wird sich für euer Geschlecht ein schimpflicherer Vorwurf ersinnen lassen.

Man wird euch nicht tadeln können, wenn ihr euch bisweilen zum Vergnügen der Gesellschaft, oder zu eurer eignen Ergetzung zu einem Spiele entschließt. Allein ihr würdet euch dem gerechtesten Tadel aussetzen, wenn ihr eine Gewohnheit daraus machen, und euch den Namen einer Spielerinn erwerben wolltet; ja es muß eure größte Sorge seyn, nach den strafbarsten Verbrechen diesen Fehler zu vermeiden. Das Spiel hat verschiedne Folgen, um derentwillen man es nicht dulden kann. Es wird euch zum Müßiggange und zur Verschwendung der Zeit gewöhnen; es wird euch in schlechte Gesellschaften verwickeln; es wird Anlaß geben, daß ihr zu Hause eure Geschäffte und auswärts die Pflichten verabsäumt, die euer Stand von euch fodert; es wird euch endlich die Bekanntschaft solcher Personen auf den Hals laden, deren Umgang der Welt keine vortheilhaften Begriffe von euch erwecken wird.

Die Einwürfe, die sich wider ein hohes Spiel machen lassen, sind alle noch stärker. Es wird zu den boshaften Fragen Anlaß geben: Wie ihr so verwegen seyn könnt, so große Summen zu verspielen, und was für Mittel euch wohl in den Stand setzen mögen, dieselben zu bezahlen? Bezahlt ihr richtig und zu gesetzter Zeit, so wird man fragen, woher ihr das Geld erhaltet. Bleibt ihr schuldig, und zwar einer Mannsperson, so müßt ihr seinen Verzug mit sehr vieler Höflichkeit erkaufen. Es kann leicht einen Grund legen, auf welchem er, wenn er Lust dazu hat, weiter fortbauen kann, und man wird den Gläubiger keiner Ungerech-

rechtigkeit beschuldigen, wenn er sich in Ermangelung des Vermögens an die Person hält. Ueberdieß dürfte nur ein Frauenzimmer zu der Zeit ihr eignes Gesicht erblicken können, wenn sie unglücklich spielt, so würde sie gewiß eine Sache verschwören, die ihr Gesicht so sehr zu entstellen vermag.

Wenn ihr bisweilen tanzt, so wird man euch dieses nicht für einen Fehler anrechnen. Allein ihr müßt euch nur beständig der Absicht erinnern, warum ihr darinnen unterrichtet worden seyd; diese war, daß ihr mit mehr Anstand solltet gehen lernen. Sobald man weiter geht, sobald kann man aufs höchste kein andres Lob verdienen, als daß man in einem Fehler vortrefflich ist, und das ist eben nicht das größte Lob. Es ist besser, daß ein Frauenzimmer niemals tanzt, weil sie nicht tanzen kann, als daß sie zu oft tanzt, weil sie gut zu tanzen weis. In Privatgesellschaften unter Bekannten läßt es sich noch am ersten und am sichersten thun, aber sodann muß es, wie es sich für ein Vergnügen schickt, mehr mit Leichtsinn, als auf eine so feyerliche Art vorgenommen werden, daß ihm dieselbe das Ansehen eines Geschäfftes oder einer wichtigen Handlung giebt, zu welcher monathliche Anstalten und ernsthafte Zusammenkünfte mit einem Tanzmeister nöthig sind.

Von allen diesen Dingen würde ich noch weit mehr sagen, und ihnen noch viele andre Anmerkungen beygesellen können. Allein ich muß meine Gedanken zurück halten, die von meinem liebsten Kinde allzuvoll sind, und in einen Band überfließen könnten, der zu einem Neujahrsgeschenke

allzu

allzu stark werden würde. Ich will mit den lebhaftesten Wünschen für eure Glückseligkeit den Schluß meiner Betrachtungen machen. Möchte ich doch die Freude erleben, daß ihr eine Zierde eurer Familie und ein Muster euers Geschlechts würdet; daß ihr mit einem Ehmann, der eure Tugend zu schätzen weis, und mit Kindern, die sie erben, glücklich wärt; daß ihr vor der Welt in einem wahren Glanze schienet, und durch eine Aufführung, welche Hochachtung verdient, die Misgunst zum Schweigen brächtet. Der Verstand, meine liebste Tochter, müsse sich mit der Tugend vereinigen, euer Ansehen zu verherrlichen. Wenn sie getrennt sind, ist der erste so leer, und die andre so schwach, daß sie alsdann kaum verdienen, euch angepriesen zu werden. Laßt sie also beständig einander begleiten und einander nie verlassen! Laßt sie eure Schutzengel seyn, und befestigt euch in dem Vorsatze, euch nie einen Schritt weit aus den Augen dieser Aufseher zu verlieren, die vereinigt über euch wachen! Euer Charakter müsse sich so empor heben, daß ihr das nächste Zeitalter verbessern helft, und daß die Vortheile, die der Nachwelt aus euerm Beyspiele zuwachsen, sie zu eurer Schuldnerinn machen.

Ich beschwöre euch, meine liebste Tochter; stimmt mit diesem zärtlichen Stolze eines Vaters überein, dessen Gedanken alle so sehr auf euern Nutzen abzielen, daß er seine eigne Glückseligkeit gröstentheils in der eurigen sucht.

Sammlung
Vermischter
Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Zweyter Band, viertes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1750.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Der
Trost der Christen.

Wie mächtig spricht in meiner Seele,
Herr, deine Stimme voller Huld!
Du siehst erbarmend, wenn ich fehle;
Zürnst nicht; hast väterlich Geduld;
Schickst deinen Geist, mich zu regieren;
Sprichst meinem Herzen freundlich zu;
Wirst niemals müde, mich zu führen,
So viel ich falsche Tritte thu.

Erbarmer deiner Creaturen!
Liebreicher Gott der ganzen Welt,
Die deiner Güte reiche Spuren
In iedem Sonnenstaub enthält!
Mein Herz denkt nimmer so vermessen,
Daß es dich Vater trotzen kann.
Nie soll es undankbar vergessen,
Was du zu seinem Heil gethan.

Versündigt ich mich wohl mit Willen
An einem Gotte, der vergiebt?
Der mir Gebote zu erfüllen
Gegeben hat, weil er mich liebt?
Der die Erfüllung kleinster Pflichten
Als eine Wohlthat mir vergilt?
Und der für mich, statt mich zu richten,
Die schwerste Pflicht am Kreuz erfüllt?

Sein Dienst ist Leben meiner Seele;
Gehorsam meine Seligkeit!
Wie kindlich wein ich, wenn ich fehle,
Vor ihm, dem Vater, der verzeiht!
Ich fühle jede meiner Sünden,
Die weder Mensch noch Engel büßt;
Wie selig kann ichs dann empfinden,
Daß Christus mein Erlöser ist!

Den majestätischen Gedanken
Geb ich für alle Welten nicht.
Er bleibet wahr; die Thronen wanken.
Er bleibet fest; die Welt zerbricht.
Es mögen sündigen und zittern,
Die Beuten des Verderbens sind!
Gott wird der Erde Grund erschüttern.
Ich bebe nicht; ich bin sein Kind.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Betrachtung
über die
Charaktere Alexanders des Großen, und des Darius Codomannus.

Wenn die Geschichte eine freye und unpartheyische Richterinn der menschlichen Handlungen ist; wenn sie ohne Ansehen der Personen die Verdienste krönt, und die Laster, sie mögen so groß und so glücklich seyn, als sie wollen, dem allgemeinen Abscheue und Spotte Preis giebt: So ist der Nutzen nicht zu beschreiben, den sie dem menschlichen Geschlechte verschafft; indem sie eine Schule der Sitten und der Tugend wird, welche den Großen und den Niedrigen ohne Unterschied offen steht. Allein der Schade, denn sie anrichtet, ist weit größer, wenn sie sich die Augen verbinden läßt; wenn sie die Lasterhaften nach den großen Veränderungen, die sie etwan in der Welt verursachen, nach ihrem Glücke und äußerlichen Glanze beurtheilet, Ausschweifungen zu dem Range der Verdienste erhebt, und Verbrechen krönet. Es ist wahr; Geschichtschreiber sollten alles entlarven, was mit einem falschen Schimmer pranget. Allein wo sind diejenigen, welche allezeit mehr, als Menschen, sind, welche sich über alle Vorurtheile erheben, und, aller äußerlichen Hüllen ungeachtet, durch den Betrug bis zur Wahrheit hindurchdringen? Es ist kein Vorurtheil, dessen Unrichtigkeit so deutlich in die

Augen fällt, als dieses, daß da ganz außerordentliche Eigenschaften und Verdienste seyn müssen, wo ein außerordentliches Glück ist; und gleichwohl lassen sie sich von keinem leichter hinreißen, als von diesem. Gemeiniglich leiten sie das Glück derjenigen, deren Geschichte sie beschreiben, aus ihren großen Tugenden her, und eben der, den sie uns, als den größten Helden, abbilden, den sie zum Muster der Könige und Fürsten machen, weil er besonders glücklich gewesen ist, würde ohne dieß Glück ihnen keines Andenkens werth zu seyn scheinen, oder sie würden ihn vielleicht gar dem Hasse und Abscheue der Menschen übergeben: Und das ist es eben, was die Geschichte so gefährlich macht. Ein einziges vergöttertes Laster verführt mehr, als tausend Verdienste Nutzen schaffen, wenn jenes in einem stärkern Glanze schimmert, als diese. Aus dieser Ursache kann ein Geschichtschreiber nicht sorgfältig genug seyn, glückliche Verbrechen in aller ihrer Schande zu zeigen. Indem die Menschen das Glück bewundern, vergessen sie, das Laster zu verabscheuen; die Ehrfurcht vor dem Glücke gebiehrt nach und nach eine Ehrfurcht vor dem Laster, und die Begierde, eben so glücklich zu seyn, verleitet sie, sich in gleiche Ausschweifungen zu stürzen. Der Ruhm Achills, dessen ganzes Verdienst eine wilde Tapferkeit, eine unersättliche Ehrsucht und eine mehr denn barbarische Grausamkeit waren, bildeten den Alexander, und es hat in den nachfolgenden Zeiten keine Geissel der Erde, keinen Tyrannen gegeben, der nicht diesen macedonischen König zu seinem

Muster erwählt gehabt hätte. **Hektor** wurde neben dem Achill vergessen, ob er gleich wirklich größre Eigenschaften besaß, als sein Feind, und, wenn ihn **Homer** groß macht, so scheint es beynahe aus keiner andern Absicht geschehen zu seyn, als den Achill noch größer zu machen. Die Geschichtschreiber sind mit dem **Alexander** und dem **Darius Codomannus**, den er vom Throne stürzte, nicht besser umgegangen. Wie klein sieht in ihren Beschreibungen Darius gegen den macedonischen König aus! Die Größe, die sie ihm noch lassen, diese lassen sie ihm nur darum, weil sie ihren Eroberer weniger vergöttern könnten, wenn an seinem Feinde gar nichts merkwürdig gewesen wäre. Ein so unpartheyischer Richter sonst **Plutarch** ist, und so richtig er von den Thaten der Menschen und von allen großen Begebenheiten urtheilt, so partheyisch ist er in dem Lobe seines Alexanders, weil er sich einmal vorgenommen hatte, unter den Griechen einen **Cäsar**, und noch einen größern Held, als **Cäsar** war, zu finden. Es findet sich beynahe keine That desselben, die er nicht aus den besten Ursachen herleitete. Was würde er von dem Darius sagen, wenn derselbe oft eben die Thaten vorgenommen hätte, welche Alexander verrichtete; man muß nur annehmen, daß er sie nicht mit dem Glücke verrichtet hätte. Obgleich **Diodor**, **Justin**, **Arrian**, **Curtius** und die übrigen Geschichtschreiber dieses Eroberers so weit nicht gehen, als **Plutarch**, so sind sie von dieser Partheylichkeit doch nicht ganz frey. Das Glück **Alexanders** und das Unglück des **Darius** waren

zu groß, als daß sie beyden Gerechtigkeit genug hätten widerfahren lassen sollen.

Die Ursache, warum Alexander weit größer zu seyn scheint, als Darius, ist keine andre, als die, daß er das Glück hatte, der Herrschaft der Perser ein Ende zu machen. Allein ein Ueberwundner hat darum noch keinen unedlern Charakter, als der Sieger, weil er der überwundne Theil ist. Wenn man die Thaten und Siege Alexanders in der Nähe betrachtet: So erstaunt man bey weitem nicht so sehr darüber, als wenn sich uns dieselben in der Entfernung vorstellen. Man nimmt ihm darum seine Tapferkeit, seine tiefe Einsicht in die Wissenschaft, Krieg zu führen, seine Kühnheit, seine Verschlagenheit nicht, wenn man alle diese Eigenschaften nicht als die nächsten und vornehmsten Ursachen von dem Umsturze des persischen Reiches ansieht; oder wenn man behauptet, daß Darius in andern Umständen, als ein großer Held, erscheinen würde. Der Fall dieser großen Monarchie würde erfolgt seyn, wenn Alexander auch weniger Tapferkeit und Kühnheit besessen hätte. Es wäre nur ein Darius nöthig gewesen, die Griechen wider die Perser anzuführen. Fast alle Ursachen dieser großen Veränderung waren vor dem Alexander da. Persien, so weitläuftig seine Herrschaft war, war nicht mehr das mächtige Reich, das unter dem Cyrus fast alle Völker in Schrecken gesetzt hatte. Es war itzt ein Körper, der zwar aufgedunstet, aber deswegen nicht stark von Nerven und Muskeln war. Seitdem der Ueberfluß, die Pracht, die Verschwendung,

dung, und alle die Laster, welche Gefährten eines gemisbrauchten Ueberflusses sind, unter den Persern zu herrschen angefangen hatten; seitdem waren auch ihre alte Tapferkeit, ihre Unerschrockenheit in den Gefahren, und ihre Härte entflohen. Ihre Könige verließen sich darauf, daß sie mit ihren unermeßlichen Schätzen allezeit Miethvölker von den Griechen bekommen konnten. Dadurch lernten die Griechen die innerliche Verfassung, die Stärke und Schwäche dieses Reiches kennen. Die Perser selbst blieben im Kriege ungeübt; ihre Könige hatten keine Heerführer, die ihre Unterthanen gewesen wären. Man mußte sich der ungewissen Treue auswärtiger Feldherren überlassen; und da man dieses auch nicht thun wollte, sondern allezeit ein gewisses Mistrauen in sie setzte: So waren die Folgen davon diese, daß entweder die weisen Rathschläge derselben nicht angehört, oder daß sie wirklich Verräther wurden, weil man den Argwohn wider sie hatte, daß sie es werden könnten. Hierzu kam noch ein andres eben so großes Uebel, die beständige Uneinigkeit unter den Feldherren von so verschiedenen Nationen. Sie stimmten selten mit einander zusammen; und entweder Stolz, oder Eigennutz, oder Neid waren die Leidenschaften, welche die Zwietracht unter sie ausstreuten. Die meisten waren große persische Fürsten, welche die Würde der Statthalterschaft über die weitläuftigsten Provinzen verwalteten, und große Heere unter sich hatten. Mußte nicht der Fürst, wenn er sich von ihren Rathschlägen und Meynungen nicht hinreißen lassen wollte,

te, tausend Empörungen besorgen? Man hatte unter den vorigen Regierungen schon viele traurige Beyspiele davon gesehen. Der Monarch war also immer gezwungen, auf eine gute und unbemerk- Art nachzugeben, damit er sich nicht seiner höchsten Gewalt beraubt sehen dürfte. **Darius** war zumal so unglücklich, daß er, den einzigen **Memnon**, einen Griechen, ausgenommen, keine Herführer von Verdiensten hatte.

Die **Perser** waren seit des **Xerxes** Zeiten schon der Flucht gewohnt. Sie hatten mit den gewaltigsten Heeren, und mit den zahlreichsten Flotten die kleine Macht der Griechen nicht einmal erschüttern können. Kurz vor dem **Darius** hatte **Agesilaus** gewiesen, daß die mächtigste Monarchie, wenn sie sich wegen ihrer Größe nicht gehörig lenken und regieren kann, von einem kleinen Heere, das aber wohl eingerichtet ist, bewegt und umgestürzt werden könne. Er war schon schon bis in die Mitte dieses Reiches eingedrungen, und vielleicht wäre schon damals der Fall desselben erfolgt, wenn ihn nicht die Zwietracht der Griechen, die ihren wahren Vortheil nicht kannten, mitten in seinen Siegen aufgehalten, und genöthigt hätte, seinem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Einen neuen Beweis von der Schwäche dieses ungeheuern Körpers gab der glückliche Zurückzug der zehentausend Griechen, welche unter dem jüngern **Cyrus** wider den langhändigen Artaxerxes gedient hatten. In einem solchen Verfalle war das persische Reich schon vor dem **Darius Codomannus**, und die innerli-

nerlichen Unruhen, die vor seiner Regierung unmittelbar vorhergiengen, hatten demselben noch mehr Kräfte genommen. Es ist wahr, daß dawider die schrecklichen Heere zu streiten scheinen, die vom Darius selbst ins Feld gestellt wurden, und deren Anzahl beynahe unglaublich ist. Wenn ein Feldherr viele Hunderttausende auf einmal wider den Feind führen kann, so scheint er freylich, dem ersten Anblicke nach, nicht schwach zu seyn. Allein hört man wieder, daß ein Perser glaubt, er werde tapfrer streiten, wenn er beynahe seine ganze Familie mit ins Feld nimmt, wenn man von den erstaunlichen Summen dieser Heere alle Weiber, alle Kinder und den übrigen Troß abzieht, der zu weiter nichts dient, als die Kriegsbedürfnisse zu verzehren, den Zug des Heeres beschwerlich zu machen, und seine Bewegungen zu hindern: So wird uns ein solches Heer nicht mehr fürchterlich vorkommen. Diesem Uebel konnte nicht abgeholfen werden; es würde kein Perser die Waffen ergriffen haben, wenn ein Monarch derselben alle unnützen Personen von dem Heere hätte verweisen wollen. Ja wenn er ihren Muth anfeuern wollte, so mußte er mit allem seinen königlichen Pompe im Felde erscheinen, und sein Lager mußte das Ansehen seines Palastes haben. Man erwäge dabey, daß die meisten von diesen Völkern im Kriege nicht geübt waren, daß sie aus so vielerley Nationen bestunden, die alle ihre besondern Waffen und ihre besondre Art zu streiten hatten, daß also keine vorzügliche Ordnung in dem Heere gehalten werden konnte. Man setze den

Alexan-

Alexander in alle diese Umstände, und sehe, ob er ein so großer und furchtbarer Held seyn wird. Das persische Reich würde unter ihm ebenfalls eingesunken seyn. Vielleicht hätte er es einige Zeit länger erhalten, weil er mehr mit seinen eignen, als mit fremden, Augen gesehen haben würde; vielleicht aber wäre dieses Reich unter ihm auch noch eher eingestürzt, wenn er sich seiner ungestümen und sehr oft unüberlegten Hitze ganz überlassen hätte.

In was für blühenden Umständen fand hingegen Alexander sein **Macedonien**, da er seine Regierung antrat! Sein Vater, **Philippus**, hatte ganz Griechenland, theils durch die feinsten Staatslisten, theils durch offenbare Gewalt, unter den Gehorsam seines Zepters gebracht. Kaum war hier und da noch der Schatten einiger Freyheit übrig. Ueberall wurde der macedonische Name gefürchtet. Wenn in den Ländern seines Reiches keine solche Pracht und Verschwendung herrschte, als in **Persien**, so litten doch seine Unterthanen keinen Mangel. **Macedonien** war ein Körper, der, wenn er nicht so aufgedunstet war, wie **Persien**, desto stärkere Nerven und Sehnen hatte. Alles war in der besten und vortrefflichsten Ordnung. Die macedonischen Soldaten hatten von langen Zeiten her den Ruhm einer Tapferkeit, die keine Gefahren scheute, und unüberwündlich wäre. Sie waren zu einer strengen Kriegszucht gewöhnt, allezeit den Befehlen ihrer Führer ohne Murren und Widerspruch gehorsam, alt und erfahren, und kein so zu-

sammengerafftes Volk, wie meistentheils die persischen Heere waren. Niemals hat wohl ein Monarch so viele alte und versuchte Feldherren unter einem Heere beysammen gehabt, als Alexander. Er hatte nicht etwan bloß einen Parmenio, Craterus und Clitus, sondern deren sehr viele. Darius hatte nur einen Memnon, und dem konnte er, der Umstände wegen, worinnen er sich befand, nicht allezeit folgen; er verlohr denselben auch sehr bald, sonst hätte die Eroberung Persiens noch sehr zweifelhaft seyn sollen, ungeachtet der macedonische Eroberer vor den Persern so viele und so ansehnliche Vortheile voraus hatte. Es war auch Alexanders Einfall nicht, die persische Macht zu demüthigen, und wo es möglich wäre, dieses den Griechen so verhaßte Reich ganz unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen. Schon vorlängst war sein Vater darauf umgegangen; schon hatte er die dazu nöthigen Schätze gesammlet; schon war der Haß, welcher den Griechen wider die Perser angebohren war, aufgeweckt, und der Krieg wider sie beschlossen worden; alle Zurüstungen dazu waren gemacht, als Philippus starb, und seinem Sohne eine Unternehmung auszuführen überließ, die er allem Ansehen nach eben so glücklich ausgeführt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Alle diese historischen Umstände sind bekannt; ich führe deswegen keinen Diodor, Arrian, Plutarch und Justin an: Wie kömmt es aber, daß so viele gegen das Glück ungerecht sind, und ihm den Theil, den es an dem Ruhme Alexanders hat, nicht

zueignen?

zueignen? Was konnte bey den schon beschriebnen Umständen **Persiens** für den Haß der vereinigten Griechen, für so viele versuchte Feldherren, für so alte erfahrne Streiter, für die Eintracht unter ihnen und den so fürchterlichen **Phalanx** der **Macedonier** unüberwindlich seyn? Kann das Glück wohl mit Recht zum Charakter eines Menschen gezogen werden?

Was die persönliche Tapferkeit **des Alexanders** und des **Darius** anbelangt, so kann man den Muth und die Unerschrockenheit des letztern nicht in Zweifel ziehen. Die Tapferkeit war es, die ihn erhoben hatte. Erst war er, ungeachtet königliches Blut in ihm floß, nur ein **Astanda**, welcher das Amt hatte, die Befehle des Monarchen an die Statthalter der Provinzen zu überbringen. In dem Kriege wider die **Cadusier** aber ließ er einen außerordentlichen Muth sehen, indem er unter allen Persern allein so unerschrocken war, daß er einen Zweykampf, zu welchem ein **Cadusier** die **Perser** auffoderte, eingieng, ob er gleich eben so viel Recht hatte, als ein andrer, verzagt zu seyn. Der Sieg, den er davon trug, machte ihn bald zu einem großen Feldherrn. Diese Tapferkeit hat er auch in dem Kriege mit dem **Alexander** mehr als einmal sehen lassen, und wenn die Feigheit sein Charakter gewesen wäre, so würde er nicht so groß in seinem Tode gewesen seyn. Wenn aber Vorsicht und die Sorge, sein Leben für seine Unterthanen zu schonen, von denen man angebetet wird, Feigheit seyn soll: So ist gewiß, daß **Alexander** den Vorzug

zug der Tapferkeit vor dem Darius verdient. Dieser schonte seine Person niemals, er warf sich in die größten Gefahren, und trotzte sie; sein Schwerdt flammte, wo der Streit am blutigsten war, und er ist auch seinem Untergange in mehr als einer Schlacht sehr nahe gewesen. Aber verdient eine unbesonnene Tapferkeit nicht vielmehr den Namen einer Tollkühnheit? Ein König ist im Kriege verbunden, sein Leben für sein Heer zu schonen. Es ist wahr, daß Kriegsvölker ungemein angefeuert werden, lieber zu sterben, als ohne den Sieg in das Lager zurückzukommen, wenn sie ihren König selbst an den gefährlichsten Orten des Streites erblicken. Allein sie werden auch schon Muth genug haben, Sieger zu werden, wenn sie die Unerschrockenheit ihres Monarchen sehen, wenn er sie einmal überzeugt hat, daß er sich nur für sie schont, und das Leben nur dann verachtet, wenn er sich für ihre Wohlfahrt aufopfern muß. Mehr werden sie niemals von ihm fodern. Wenn Clitus in der Schlacht bey dem Flusse **Granikus** das Leben **Alexanders** nicht von seinem Untergange gerettet hätte, was würde das Schicksal des macedonischen Heeres gewesen seyn? So viele tapfre Völker, die von der Herrschsucht ihres Monarchen keinen Nutzen zogen, würden entweder ein Opfer der persischen Schwerdter geworden seyn, oder in dem verspotteten **Granikus** ihr Grab gefunden haben. Und das wäre der ganze Nutzen von der Tapferkeit ihres Königes gewesen. **Darius** mußte sich doch vor dem fürchterlichen Arme **Alexanders** nicht entsetzen, da

er

er ihn zum Zweykampfe auffoderte. Allein darinnen hätte der so große Held alle Vortheile, die er von dem tapfersten Heere erwarten konnte, verlieren könnte; er wußte, daß Darius schon einmal darinnen Sieger gewesen war.

Ja, nach Plutarchs Berichte, soll er in der Schlacht bey Issus den Alexander schon seinen Muth haben fühlen lassen, und ihn am Schenkel verwundet haben.

Ich will es dem Alexander nicht streitig machen, daß er eine vorzügliche Einsicht in die Wissenschaft, Krieg zu führen, und die sichersten Mittel zur Ausführung seiner Unternehmungen zu ergreifen, vor dem Darius gehabt habe. Sie war ohne Widerrede größer, und das ist vielleicht auch das einzige, wodurch er weit über den Darius erhaben war. Es ließe sich zwar sehr viel zu seiner Rechtfertigung sagen; doch es ist schon schlimm, daß Darius Entschuldigungen hierinnen von nöthen hat. Allein auch das kann kein Kenner der Geschichte läugnen, daß Alexander sehr oft mehr seiner ungestümen Hitze, als seiner Ueberlegung, gefolgt ist. Er hätte, der Klugheit gemäß, öfter von den weisen Rathschlägen des Parmenio seine Unternehmungen regieren lassen sollen. Das Glück war ihnen günstig, und darum bewundert man sie; ein Lobredner findet auch Vorsicht und Ueberlegung darinnen; allein wie viel anders würden die Urtheile ausfallen, wenn der Erfolg unglücklich gewesen wäre? Und das hätte er zuweilen nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge seyn müssen. Der Uebergang über den

Grani-

Granikus bleibt allezeit eine Verwegenheit, die von den unglücklichsten Folgen hätte seyn können. Es würde, antwortete er zwar dem Parmenio auf seine weisen Vorstellungen, eine Schande seyn, wenn wir über den Hellespont gegangen wären, und uns von dem Granikus, einem Regenbache, aufhalten ließen. Das war ein Einfall, der gründlich gewesen wäre, wenn jenseits dieses reißenden Regenbaches, der eben aufgeschwollen war, keine persische Armee, und was noch mehr war, kein Memnon mit versuchten griechischen Miethvölkern gestanden hätte. Unterdessen mag Alexander in diesem Stücke größer seyn, als Darius; das bestimmt von keinem dieser beyden den wahren Werth.

Diesen Werth von ihnen muß man nach ihrem sittlichen Charakter beurtheilen, wenn man nicht irren will. Man weis, ohne daß ich es beweisen darf, daß ein Ehrgeiz ohne alle Gränzen die Triebfeder fast aller Handlungen des Alexanders gewesen sey. Ich will darum eine gewisse natürliche Güte seines Herzens nicht in Zweifel ziehen; allein was ist diese gegen eine herrschende lasterhafte Leidenschaft, die die größten und wichtigsten Handlungen unsers Lebens lenket? Vielleicht wäre diese natürliche Güte seines Herzens ganz von seinem Ehrgeize erstickt worden, wenn er nicht eine so vortreffliche Erziehung genossen hätte, wenn kein Aristoteles sein Lehrer gewesen wäre. Vielleicht wäre er ein eben so grober und sichtbarer Tyrann, als Dyonysius von Sicilien oder als ein Phalaris, geworden, wenn er nicht gleich in seiner Kindheit und

Jugend die besten Eindrücke der Weisheit empfangen hätte. Aber was ist denn ein König, der ohne Entsetzen und ohne Thränen über viele tausend Leichen der besten und getreuesten Unterthanen den Weg zur Ehre geht? Ein Held, wenn man den Schmeicheleyen der Geschichtschreiber glaubt. Also hätte **Nero** seine Unterthanen nur nicht selbst, sondern durch die Barbaren erwürgen lassen dürfen, so würde er dem Abscheue der Völker entgangen seyn, und bey der Nachwelt, als ein Held, leben. Man bewundert seine Thränen, die er über die Siege des **Philippus**, seines Vaters, darum vergoß, weil er so viel gewänne, daß er seinen Waffen nichts übrig ließe. Man findet eine besondre Größe und Hoheit der Seele darinnen. Hätte er geweint, weil sein Vater so viele Städte eroberte, und so viele Menschen dadurch unglücklich machte: So würden diese Thränen der Menschlichkeit entweder vergessen worden seyn, oder man würde sie als Kennzeichen eines schwachen und niedrigen Geistes angesehen haben. In der Antwort, die er dem **Darius** gab, daß die Welt nur von einer Sonne erleuchtet werde, und also auch nur von einem Monarchen beherrscht werde müsse, sehe ich eine schwache Seele, die nichts von den seegnenden Einflüssen der Sonne weis, und nicht versteht, was regieren heißt. Es ist wahr, daß er seine **Macedonier** an den Vortheilen seines Sieges Antheil nehmen ließ, und sie reichlich belohnte. Aber was ist das Großes? Das ist wohl kein sonderbares Lob, wenn man sagt, daß einer noch schlimmer und unmenschlicher hätte seyn kön-

können, als er war. Er hätte auch noch seine Macedonier, die sich seinem Ehrgeize ganz aufopferten; die sich mit Freuden in alle Gefahren stürzten, eine Leidenschaft ihres Königes zu befriedigen, die sie verabscheut haben würden, wenn sie nicht so gute und getreue Unterthanen gewesen wären; die in ihrem Vaterlande, auf ihren Feldern, in den Armen ihrer Weiber, ruhig und ohne Gefahren hätten ihre Jahre leben können; solche Unterthanen hätte er auch nicht belohnen und ihnen so viele Wunden, verstümmelte Gliedmaßen und einen ungesunden Körper nicht vergelten sollen. Was würde denn Alexander gewesen seyn? Daß die Macedonier nicht Ursache hatten, dieses Bezeigen, als eine besondere Wohlthat ihres Königes, zu preisen, das beweist seine Aufführung gegen sie, nachdem er sich durch ihre Tapferkeit, die durch nichts ermüdete, das persische Reich unterwürfig gemacht hatte. Er fieng an, sie geringer zu schätzen, als sie verdienten, und ihnen die Perser bey sehr vielen Gelegenheiten vorzuziehen; er fieng an, sich in der Kleidung und überhaupt in seiner ganzen Lebensart mehr nach den Sitten und Gebräuchen der Perser, als nach der Weise und den Gewohnheiten seiner Macedonier zu richten. Das war in der That eine offenbare Verachtung derselben, und eine sehr niedrige Undankbarkeit gegen sie. Sie hatten Recht, in Klagen darüber auszubrechen. Ich weis, wie man den Alexander deswegen vertheidigt. Er suchte die Liebe seiner neuen Unterthanen zu gewinnen; er mußte sich so bezeigen, damit er sein neu-

eroberts Reich befestigte. Was heißt das aber anders, als daß er seine alten Unterthanen verachtete, um die neuen nicht zu verlieren, die er der Tapferkeit der ersten zu danken hatte. Wenn Alexander so urtheilte, so verrieth er eine große Schwäche des Geistes. Konnte er glauben, daß die Perser, die einen angebohrnen Haß gegen die Griechen hatten, die von ihm überwunden worden waren, und sich also für beleidigt halten mußten, darum, weil er sich persisch kleidete, und ihre Sitten annahm, eben so getreue Unterthanen werden würden, als die Macedonier waren, von deren Treue und Liebe zu ihm er eine so vieljährige Erfahrung und so viele erstaunliche Proben hatte? Und konnten so tapfre Völker, die ein so mächtiges Reich überwunden hatten, dasselbe nicht auch erhalten, da es einmal überwunden war? Das Verlangen, die Liebe seiner neuen Unterthanen zu erlangen und seine Herrschaft zu bestätigen, war also die wahre Ursache nicht, warum er sich nach den Sitten der Perser zu richten anfieng. Seine Macedonier waren freymüthig; sie waren zu edel, als daß sie einen Menschen hätten vergöttern sollen; sie bewunderten ihren König, wenn er wirklich groß war, aber sie schmeichelten nicht. Die Perser waren das Gegentheil; sie waren die niederträchtigsten Sklaven ihrer Könige; sie erstaunten auch vor der nichtswürdigsten That desselben, und Alexander wollte angebetet seyn. Es war natürlich, daß er die Perser mehr zu lieben anfieng, als er jemals seine Macedonier geliebt hatte.

Man

Man erhebt den Alexander als einen überaus großmüthigen und edelgesinnten Fürsten; man beweist solches mit seinem Bezeigen gegen die Mutter, die Gemahlinn des Darius und die Töchter desselben, und mit seiner Aufführung gegen den Porus. Man muß meiner Einsicht nach nicht weit sehen, wenn man in allen diesen Handlungen eine wahre Größe entdeckt. Wie sollte er sich gegen die Gemahlinn des Darius anders haben bezeigen können? Hat er, weil man sich doch über seine Güte und Leutseligkeit gegen diese Gefangnen verwundert, sie vielleicht mit allem persischen Frauenzimmer vom Range den wilden Leidenschaften seiner Völker Preis geben sollen? Führte er mit den Weibern oder mit den Männern Krieg? Vielleicht war der Charakter der Statira so einnehmend und machte bey dem ersten Anblicke ihrer Person gleich einen solchen Eindruck bey ihm, daß er ihr seine Ehrfurcht und seine Güte nicht verweigern konnte. Größtentheils aber war seine Leutseligkeit, die er gegen sie blicken ließ, nur ein Blendwerk für die Perser, die er durch eine Gnade, die ihm so wenig Ueberwindung kostete, gewinnen wollte, desto williger seine Sklaven zu werden. Ich würde ihn bewundern, wenn er sie dem Darius, da ihn derselbe auf eine so edle Art darum bat, wieder zugeschickt hätte; das wäre eine großmüthige Handlung gewesen, da itzt seine Güte weiter nichts, als Klugheit und eine Sorgfalt für seine Sicherheit war. Denn es blieb doch immer möglich, daß er wider den Darius unglücklich seyn und von ihm überwunden

werden konnte. Hatte er die Sisygambis, die Statira und so viele andre persische Fürstinnen in seiner Gewalt, so konnte er niemals so viel verlieren, daß sein Gewinn nicht allezeit seinen Verlust hätte übersteigen sollen.

Aber war es nicht großmüthig, daß er dem überwundnen **Porus** seine eroberten Reiche wiedergab? Und was hatte **Alexander** für ein Recht, ihn zu überwinden, und seine Länder zu erobern? Der Krieg wider diesen König war, wie die meisten Handlungen desselben, die größte Ungerechtigkeit. **Porus** hatte ihn durch nichts anders beleidigt, als daß er nicht sein Sklav, sondern ein freyer König war. Er konnte mit Recht von seinem Ueberwinder verlangen, daß er ihn als einem Könige begegnen sollte. **Alexander** gab ihm seine Länder wieder; sie hatten ihm vorher zugehört; also war das keine Großmuth; er schenkte ihm neue Länder dazu, die er andern eben so freyen Fürsten oder Völkern geraubt hatte. Das ist der Heuchler unter dem gemeinen Haufen, der den Wittwen und Waisen Wohlthaten erzeigt, die er erst ausgeplündert und in den elenden Zustand versetzt hat, daß sie seine Wohlthaten nöthig haben und annehmen müssen. Eine außerordentliche Großmuth!

Wenn **Alexander** in der That großmüthig gewesen wäre, so würde er weniger rachbegierig gegen diejenigen gewesen seyn, die sich seinen Waffen widersetzten. Wie grausam gieng er mit allen den Städten um, die es wagten, ihre Freyheit oder die Rechte ihres Monarchen, dem sie Treue geschworen hatten,

ten, wider ihn zu vertheidigen. Mann konnte seine Gnade nicht anders verdienen, als wenn man den Nacken sklavisch unter sein Joch beugte. Sein Verfahren mit dem Betis, der mit einem außerordentlichen Muthe als ein großer Feldherr die Stadt Gaza zween Monathe lang wider ihn vertheidiget hatte, und den er, zur Belohnung seiner Treue gegen seinen rechtmäßigen Fürsten, um die eroberte Stadt schleifen ließ; dieses Verfahren allein sollte ihm den Namen des Großen rauben und ihn unserm Abscheue Preis geben. Er ahmte dem **Achilles** nach, welcher den todten Leichnam des **Hektor** dreymal um **Troja** herumschleifte. Das heißt, er verdiente eben so wohl, als **Achilles**, verabscheut zu werden.

Bis hieher haben wir **Alexandern** noch auf seinen besten Seiten betrachtet. Bis zum Feldzuge nach **Aegypten** hatte sein Charakter noch einigen blendenden Glanz, der das Böse desselben einigermaßen verdeckte. Aber nachdem er mit Gewalt für einen Sohn **Jupiters** gehalten seyn wollte, und sein Glück alle seine Sinne umnebelt hatte, wurde seine Schande so sichtbar, daß sie so gar seinen **Macedoniern**, die von ihm bezaubert waren, deutlich in die Augen leuchtete. Die Niederträchtigkeit, womit er sich den elendesten Schmeichlern Preis gab, seine wilden Ausschweifungen in den Wollüsten, in der Trunkenheit, im Zorne machen, daß man ihn von der Zeit an nicht anders, als einen Unsinnigen, betrachten muß, wofern man ihn noch einigermaßen entschuldigen will.

Ich finde an dem Alexander nichts, das ich bewundere, als seinen Muth, seine Einsicht in die Wissenschaft Krieg zu führen, seine Gegenwart des Geistes bey allen Vorfällen, seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften und den Gelehrten, und die Hochachtung gegen seine Mutter, die Olympias, die er aber dadurch nicht äußerte, daß er ihren Rathschlägen beynahe niemals folgte, ungeachtet sie durch ihr weises Verhalten in Macedonien nicht wenig dazu beytrug, daß er in Persien so glücklich war. Allein so vortrefflich alle diese Eigenschaften seyn mögen, so können sie doch keinem Fürsten den Namem eines Grossen geben, wenn sein Herz nicht groß, und keiner edeln und königlichen Empfindungen fähig ist. Ein Fürst mit den erzählten Eigenschaften wird niemals die Lust der Völker werden; sie werden nur machen, daß er den Weg zur Verabscheuung eher findet und schneller zurücklegt. Ohne sie würde er, als ein mittelmäßiger Fürst, vergessen worden seyn. Mit ihnen lebt er; aber so, daß ein jeder edler Geist lieber ewig vergessen, als auf eine solche Weise unsterblich zu seyn wünschen wird.

Wenn alle diese Anmerkungen ihre Richtigkeit haben, wie ich nicht glaube, daß jemand daran zweifeln kann, so wird man in Ansehung des sittlichen Charakters den Darius weit über den Alexander hinwegsetzen müssen. Seine Handlungen, die wir kennen, machen ihn liebenswürdig, und erwecken unser Mitleid gegen ihn wegen der Schicksale, die er nicht verdiente. Jedoch eben diese Schicksale

sale sind es, die uns die Größe und Hoheit seiner Seele zeigen. Ein Ehrgeiz, der die anständigen Gränzen überschritt, war sein Charakter nicht; allein man kann ihm auch keine niedrigen und einem großen Fürsten unanständige Gesinnungen Schuld geben. Es ist wahr, daß der Ton, in dem er in seinem ersten Schreiben an Alexandern redet, stolz und übermüthig zu seyn scheint; zumal da er schon ein Treffen wider ihn verlohren hatte. Allein man wird ihm dieses weniger zur Last legen, wenn man weis, daß überhaupt die gewöhnliche Schreibart der persischen Könige aufgeblasen war; der Schwulst war ihr Canzelleystyl; wenn man ferner erwägt, daß Darius feindselig angegriffen worden war, ohne einigen Anlaß dazu gegeben zu haben, und daß man an dem persischen Hofe von der Größe und Macht Macedoniens keine richtigen Begriffe hatte. Gerechtigkeit, Leutseligkeit, Güte, Empfindlichkeit gegen alles, was auch nur den Schein dieser Eigenschaften hatte, die größte Liebe gegen seine Unterthanen und die ernstlichste Begierde, sie glücklich zu machen, und eine außerordentliche Standhaftigkeit im Unglücke machen seinen ganzen Charakter aus. So beschreiben ihn alle Geschichtschreiber und so zeichnen ihn alle seine Thaten. Alexander beschuldigt ihn zwar in einem Antwortschreiben, daß er sich seiner auf eine meuchelmörderische Weise zu entledigen gesucht habe. Dieses wäre freylich keine edle Handlung, wenn sie auch nach dem strengsten Rechte des Krieges zugelassen seyn sollte. Allein es lassen sich wider die histori-

sche Gewißheit der Beschuldigung starke Zweifel erregen. Und wenn es auch gewiß wäre, daß Alexandern auf eine meuchelmörderische Weise nachgestellt worden wäre; können denn dieses nicht die Minister des Darius ohne sein Vorwissen veranstaltet haben? Zum wenigsten ist die ganze Aufführung des Darius nach dem Verluste der Schlacht bey Jssus die stärkste Widerlegung dieser Beschuldigung. Wie wurde er nicht gerührt, als er das gütige Bezeigen seines Ueberwinders gegen seine Gemahlinn vernahm. Er achtete seinen Feind hoch, aber dieses that Alexander nicht, und er verdiente darum auch die Hochachtung eines so edlen Feindes nicht. Ungeachtet die billigsten Vorschläge zum Frieden, die er ihm that, auf eine übermüthige Art verworfen wurden; ungeachtet sein Feind ausdrücklich foderte, daß er sein Sklav werden sollte: So fühlte er doch keine Empfindungen der Rache gegen ihn. Wahrhaftig! unschuldig angegriffen, seiner Länder, seiner Gemahlinn, die man auf das zärtlichste liebet, seiner Mutter, seiner Töchter, und alles dessen, was uns theuer ist, unrechtmäßiger Weise beraubt, und wenn man seinem Feinde die deutlichsten Merkmale einer edlen Hochachtung gegeben hat, verachtet, und auf eine sehr schnöde Weise verachtet werden; und dennoch einen solchen Feind, wegen einiger guten Eigenschaften, die man an ihm zu entdecken glaubt, noch hochschätzen; wegen der Leutseligkeit, die gegen Unschuldige eine Pflicht ist und eben nicht aus den edelsten Absichten bewiesen wird, die erhabensten Empfindungen der Dankbarkeit

keit gegen ihn haben; ja sich fast mit Freuden von ihm überwunden sehen; und diese Gesinnungen noch in seinem Tode äußern; wahrhaftig das allein macht einen Fürsten größer, als die Eroberung von mehr, als einer Welt. Das alles that Darius. Was verdiente Alexander, wenn er nicht bey der Nachricht von seinem Tode, es sey nun aufrichtig oder verstellter Weise geschehen, Thränen vergossen hätte? Man kann die Beschreibung dieses Todes nicht ohne die äußersten Empfindungen des Mitleides lesen, und wenn ich mir den Darius auf einem Wagen von allen seinen Unterthanen, die er so sehr geliebt hatte, verlassen, voll tödtlicher Wunden, die ihm Bessus und die übrigen Verräther gegeben hatten, mit dem Tode ringend, und begierig, noch mit einem Trunke Wasser seinen verschmachteten Geist zu erquicken, damit er noch einmal seine ganze Hoheit zeigen könne; wenn ich mir ihn in diesen Umständen vorstelle: So hasse ich den Alexander mehr, als den Bessus, und glaube, daß er fast eben das Schicksal verdiene, womit die Verrätherey dieses Nichtswürdigen vergolten wurde. Ich glaube, daß es meine Pflicht ist, so zu denken, weil ich ein Mensch bin. Wie lehrreich ist dieses Schauspiel für große Monarchen! Wie erhaben aber sind die Worte, in welchen der sterbende Darius seine Gesinnungen gegen Alexandern äußerte! Dieß, sagte er, als ihm ein macedonischer Soldat auf sein Erfordern einen Becher Wassers darreichte; dieß ist der letzte und härteste Streich meines Unglücks, daß ich eine solche Wohlthat genießen,

sen, und doch nicht im Stande seyn soll, sie einigermaßen zu vergelten. Doch Alexander, dessen Gütigkeit gegen meine Mutter, gegen meine Gemahlinn, und gegen meine Kinder Gott belohnen mag, wird ohne Zweifel deine Freundlichkeit gegen mich nicht unvergolten lassen. Wenn du ihm also von dieser Begebenheit Bericht abstattest, so sage ihm, daß ich ihm meine rechte Hand zum Zeichen gebe, daß ich seine Gütigkeit erkenne. Hierauf reichte er dem Macedonier seine Hand dar, und gab seinen Geist auf.

Seine Liebe zu seinen Unterthanen und seine Begierde, die Glückseligkeit aller seiner Länder zu befördern, ist etwas Außerordentliches. Er hat sie in den größten Gefahren geäußert. Als er nach dem Verluste des Treffens bey Issus genöthigt war, die Flucht zu ergreifen, so war seine Person und sein Leben außer aller Gefahr, wenn er dem Rathe derer gemäß, die um ihn waren, eine Brücke hinter sich abwerfen ließ. Allein da, wenn dieß geschah, der Untergang eines großen Theils seines flüchtigen Heeres gewiß war, so erklärte er sich auf eine großmüthige Art, daß er sich auf diese Weise nicht retten, und lieber sterben, als sein Leben mit dem Verluste so vieler Unterthanen erhalten wollte. Wo finden wir von Alexandern eine einzige so großmüthige Handlung? Vielleicht könnte sein Verhalten gegen seinen Arzt, Philippus, welcher bey ihm beschuldigt worden war, daß er ihm Gift geben wollte, damit verglichen werden, wenn nicht

alle Umstände dieser That zeigten, daß er allzuviele und allzustarke Beweise von der Treue desselben gehabt, als daß man sein Vertrauen auf ihn eine wahre Großmuth nennen könnte. Wenn Darius gegen einige Ausländer Ungerechtigkeiten begangen hat, so sind sie der so großen Liebe gegen seine Unterthanen zuzuschreiben. Er hätte seinem Tode vielleicht noch entfliehen können, wenn er einiges Mistrauen in ihre Treue setzen wollen. Wie groß war die Erklärung, daß er zu seinem Tode bereit sey, wenn ihn seine Unterthanen für unwerth hielten, länger über sie zu herrschen! Nachdem ich so viel von seiner Liebe zu dem allgemeinen Besten gesagt habe, würde ich wenig sagen, wenn ich von seiner Zärtlichkeit gegen seine Gemahlinn und seine Familie redete.

Ich hätte diesen Charakter noch weit liebenswürdiger vorstellen können, wenn ich ihn in seinen meisten Handlungen und in allen kleinen Umständen derselben hätte zeigen wollen. Allein ich will sein Lobredner nicht seyn, und solches denen überlassen, welche selbst zu edel sind, als daß sie sich wirklich große und edle Empfindungen eines andern entgehen lassen sollten. Die Leser mögen selbst den Ausspruch thun, wer größer gewesen sey, Alexander oder Darius.



Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der unerschrockne Weise.

Das fürchterliche Geheul des nächtlichen einsamen Uhu,
Und sein prophetisches ängstlichs Geschrey,
Bewegt auch um Mitternacht nicht das Herz des männlichen Weisen,
Das kein Bewußtseyn der Laster erschreckt.

Er sieht den feurigen Blitz, und hört den krachenden Donner,
Und fürchtet nicht den entsetzlichen Schlag,
Der mit eilfertiger Glut die härtsten Felsen zerspaltet,
Und hundertärmigte Eichen zermalmt.

Sein Herz ist härter, als Fels, und als die bejahrteste Eiche,
Die schon den Enkel des Pflanzers erlebt.
Dem drohn die Gefahren umsonst mit ihren abscheulichen Blicken,
Der nicht beym Anblick des Todes erbleicht.



An

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Herrn K . . .
einen Virtuosen.

Ja, deine Harfe, mein Freund, und deine göttliche Geige
Fühlt die orpheisch befehlende Hand.
Was deine Seele gewollt, fährt durch den denkenden Finger
In den beseelenden Bogen hinab,

Und in die Saiten hinab, und in die hochmüthige Harfe,
Die nur den Griffen des Meisters gehorcht.
Dann rauschest du flüchtig davon mit deinen gewaltigen Tönen,
Und kehrest sanft wallend und siegend zurück.

Und herrschest den edelsten Stolz und die wollüstigsten Freuden
In die dir offnen Herzen hinein.
Wer kann dir da widerstehn, wenn mit harmonischer Allmacht,
Die ganze Harfe die Seele bestürmt?

Wenn durch der Accorde Gemisch und die Tumulte der Saiten
Uns ein Tumult der Affecten empört?
Wer kann dir da widerstehn, wenn deine redende Geige
Dem Herzen neue Regungen lehrt?

Und

Und das unruhige Herz von mehr als einer Empfindung
Von mehr als einem Gefühle belebt,
Dir, Meister der zärtlichsten Kunst, die Götter und Menschen erquicket,
Den Dank mit freudigem Klopfen zuwallt.

So lauschte der heilige Berg, wenn seine goldene Leyer
Apollens göttlicher Finger durchlief,
Als deinen geistvollen Ton das Ohr der Kenner herablauscht
Und ihn sorgfältig dem Herzen vertraut.

Wer deine Stärke nicht fühlt, der ist nicht werth, dich zu hören,
Er ist der menschlichen Ohren nicht werth.
Ein schmachtender Triller von dir ist mehr als hundert Concerte,
Von vierzig muthigen Stümpern gelärmt.



* *

Antons Panßa von Mancha

Fortsetzung

seiner

Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren, und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack, und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung lassen, und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verlohren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: **Ehrlich währt am längsten**, einzurücken. Er verspricht sich hiervon einen bessern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beyden Sprüchwörter. Fände wider alles Vermuthen auch dieser Versuch keinen Beyfall,

so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das andere wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern, und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke, und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.



Ehr-

Ehrlich währt am längsten.

Ich speiste in der letzten Ostermesse auf Artopäens Saale, und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht merkwürdiger hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerute gemacht hatte, und itzo in weit bessern Umständen steht, als seine betrogenen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsqvartiermeister, der vor einiger Zeit die sämmtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte, und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft vom neuen suchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachtbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten Mündel um das ihrige gebracht, und in das elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß sie ihn abgesetzt, und seine Caution eingezogen hatten, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehn, als daß er die Depositengelder zu seiner eigenen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doktor Juris, und ehedem berühmter Rechtsconsulent, welcher einige Jahre in Waldheim zugebracht hatte, und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit unter-

sagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn, denn wegen alltäglicher, und gemeiner Betrügereyen sind die Advocaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doktor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andere von ihnen eine Defension pro avertenda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortrefflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden, nicht ohne Erbauung, zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer waren, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr würde darauf gefallen seyn, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und der weltliche Arm wollte.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerute Kaufmann ein Glas, und brachte die Gesundheit aus: **Ehrlich währt am längsten!** Ich erschrack, weil ich glaubte, es sey eine Satyre auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sahe, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern griff, und mit einmüthiger Stimme rufte: **Ehrlich währt am längsten!** Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte, und

mein

mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber, und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sagen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme, und wie weit es gegründet wäre. Wissen sie das nicht? rief der bankerute Kaufmann, das will ich ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten, denn sie werden am wenigsten abgenutzt. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung, und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel, Recht, schwur der Regimentsqvartiermeister, und lachte vom frischen so stark, daß man kaum die Musicanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zu frieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts **Ehrlich**, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein jeder der Gesellschaft seine eigentliche Meynung davon gesagt, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortstreit hinaus laufen möchte. Verba valent, sicut numi, antwortete der geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bey uns währt ehrlich am längsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu

trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedantisch nicht, als sie meynen, versetzte der Doktor. Das Wort **Ehrlich** wird in zweyerley Verstande gebraucht: terminative, und applicative. Was **Ehrlich** terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, so ist er eben der Pöbel. Applicative ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache cum grano salis ansehen. Und da alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen: so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel zu unsrem Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß es unserm Zwecke zuwider ist: so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verstehet quid juris? Und das von Rechtswegen, rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmine seinem gesprochenen Urthei das Gewichte zu geben. Ich war der einzige, der seine Meynung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nicht mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Gesellschaft gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Das läßt sich hören, meynten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner critischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsere Wortforschung, und wir giengen aus einander. So

So bald ich in mein Qvartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, dem ich die zweyte Auflage von der gegenwärtigen Schrift dediciren werde, und der mit mir in einem Hause lebt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein jeder von ihnen bey dem Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da sehn sie es, sagte er, nun werden sie mir „bald Recht geben. Sie sind nur zufälliger Wei„se in eine Gesellschaft von sechs Personen gekom„men, wo nicht ein ehrlicher Mann dabey gewesen, „und wo der ehrlichste verdient, in der Büttelen, „und nicht auf Artopäens Saale zu essen. Habe „ich nun wohl Unrecht, daß ich alle Gesellschaften „so sorgfältig meide? Wer noch ein redliches Herz, „und einen Tropfen patriotisches Blut in seinen „Adern hat, der kann dergleichen Frevel ohne in„nerlichem Jammer nicht ansehen. Diese ganze „Gesellschaft nährt sich von den erpreßten Raube„reyen unglückseliger Mitbürger, welche kaum „Wasser und Brodt zu der Zeit haben, da ihre „Henker beym Weine und bey den niedlichsten „Speisen über die Ehrlichkeit der unterdrückten

„Unschuld spotten. An den Pranger sollte man die-
„se Nichtswürdigen stellen; aber nein, man ver-
„ehrt sie noch, man schmeichelt ihnen, und jeder sucht
„seinen Antheil von ihrer gemachten Beute zu er-
„haschen. Man giebt ihnen Gelegenheit ihre Bos-
„heit noch höher zu treiben, man hebt sie in Eh-
„renämter, und besoldet sie wohl für ihre Spitzbü-
„bereyen, und läßt dagegen andere in Kummer und
„Elend schmachten, redliche Männer, welche ihr
„Leben fürs Vaterland aufopfern, ihren letzten Bluts-
„tropfen für den König und die Unterthanen mit
„Freuden hingeben würden; aufrichtige Patrioten
„läßt man verhungern. Ich rede nicht von mir,
„noch von dem Unrechte, das man mir bey meinen
„redlichsten Absichten angethan hat. Ich überse-
„he es mit Großmuth, und habe gelernt mit meinen
„Umständen zufrieden zu seyn. Wie gesagt, ich re-
„de nicht von mir, noch von meinen übelbelohnten
„Verdiensten. Niemals aber kann ich gleichgül-
„tig bleiben, wenn ich höre, daß die Unschuld darbt,
„und die Verruchten sich blähen. Durchgehen sie
„unsere Stadt itzo, da in der Messe Leute von allen
„Orten zusammen kommen. Suchen sie mir den
„redlichen Patrioten, den Mann, dessen größter
„Ruhm in der Ehrlichkeit besteht, den Mann ohne
„Falschheit. Suchen sie ihn, aber übereilen sie
„sich nicht. Der geringste Kramer, wel-
„cher sein ganzes Vermögen auf dem Rü-
„cken herum trägt, ist abgerichtet, den andern durch
„Freundlichkeit, durch Zureden, durch ungestümes
„Bitten zu betrügen, und daß dieser nur in Kleinig-
„keiten

„keiten betrügt, davon hält ihn nicht sein Gewis„sen, nein sein Unvermögen, seine Armuth hält ihn „ab. Er geht niemals vor dem Laden eines großen „Kaufmanns vorbey, ohne eifersüchtig zu seyn, daß „dieser oder seine Aeltern ein größeres Vermögen „zusammenbetrogen haben, als er niemals hoffen „kann. Inzwischen thut er doch in seinem Her„zen die Gelübde, sich und seinen Kindern zum Be„sten, so lange zu betrügen, bis er auch ein ange„sehener Kaufmann werden kann. Kleine Schel„me entschuldige ich noch immer eher, als Schelme „von Stande; diese schaden mehr und werden „seltner bestraft. Noch diesen Vormittag habe ich „einen elenden Kerl sehen in das Gefängniß füh„ren, welcher aus Hunger, und, wie ich nachdem „erfuhr, aus äußerster Bedürfniß, worinnen er sich „mit seiner Frau, und einigen unerzogenen Kin„dern befindet, sich hatte gelüsten lassen, einem Kö„niglichen Pachter die Börse aus der Tasche zu zie„hen. Dieser merkte den Diebstahl, ergriff ihn „bey den Haaren, und hielt ihn so fest, bis die „Stadtwache dazu kam. Der Kerl verdient seine „Strafe, es ist wahr; ich kenne aber auch den Pach„ter, welcher der größte Bösewicht im Lande ist, „und unter dem scheinbaren Vorwande, das lan„desherrschaftliche Interesse zu beobachten, Steu„ern und Gaben der Verfassung gemäß einzutrei„ben, und die Justitz zu befördern, eine ganze Pfle„ge seufzender Unterthanen mit seiner legalen, und „schreibenden Bande plündert. Das Geld, wel„ches der Unglückselige ihm entwenden wollte, war

„ein Theil der erpreßten Beute, und wenn alle die-
„jenigen, welche zu diesem Raube das ihrige bey-
„tragen müssen, die Freyheit gehabt hätten, diesen
„ungerechten Haushalter auch so, wie er seinem
„Diebe that, in gefängliche Haft zu bringen, so wür-
„den hundert Hände nicht zugereicht haben. Mit
„einem Worte, kleine Diebe überliefert man der
„strafenden Gerechtigkeit, vor Hauptdieben zieht
„man den Hut mit Ehrfurcht ab. Das ist noch
„nichts; die Zeiten werden noch viel schlimmer wer-
„den. Unsere Jugend ist schon so boshaft, als ihre
„Väter, wie weit wird sie es nicht künftig bringen!
„In den ersten Jahren gewöhnt man die Kinder zur
„Verstellung, bey zunehmendem Alter wird eine
„Falschheit daraus, welche in den männlichen Jah-
„ren in eine berufsmäßige Betrügerey ausbricht.
„Aber sie sehen es nicht besser in dem Hause ihrer
„Aeltern, wo der Vater alle diejenigen, mit denen
„er zu thun hat, die Mutter den Vater betrügt, und
„wo es bey einer so verderbten Zucht die Kinder so
„weit bringen, daß sie im Stande sind, Vater und
„Mutter zu betrügen! Herr Panßa, ach lieber
„Herr Panßa, was für eine Nachwelt; was für
„Zeiten werden daraus werden! O wie glücklich ist
„derjenige, welcher sie nicht erlebt! Und wie glück-
„lich sind wir beyde, die wir nach dem ordentlichen
„Laufe der Natur den größten Theil unserer Jah-
„re in dieser falschen betrügerischen Welt schon durch-
„gelebt haben! Wie blind ist die Welt! Wie we-
„nig versteht sie ihr wahres Glück! Wir suchen
„tausend Abwege, dasjenige Glück zu erlangen,
„wel-

„welches unsere Zufriedenheit befördern soll. Wir
„arbeiten uns durch eine nicht zu übersehende Men=
„ge von Widerwärtigkeiten durch; wir ertragen
„Frost und Hitze; wir stellen uns der größten Be=
„schimpfung, den empfindlichsten Vorwürfen un=
„sers eigenen Gewissens bloß, und warum dieses
„alles? Damit nach unserm Tode, oder wohl gar
„noch bey unserm Leben, die Welt sagen möge:
„Das war ein Schelm! Mit welcher Gemüthsruhe,
„mit was für Zufriedenheit würden unsere Tage
„vorbey fließen, wenn wir um nichts besorgt wä=
„ren, als den Namen eines ehrlichen Mannes, ei=
„nes rechtschaffenen Patrioten zu erlangen! Dazu
„gehört die Unruhe, die Mühe, die Gefahr bey
„weitem nicht, welche erfordet wird, ein Betrüger
„zu heißen. Wir dürfen nur reden, wie wirs
„meynen, thun, was wir versprechen, und andern
„diejenige Billigkeit widerfahren lassen, die ein je=
„der von dem andern erwartet. Wir sind über=
„zeugt, daß wir uns nicht glücklich machen können,
„ohne die Beyhülfe unsers Mitbürgers. Wir
„sind niederträchtig genug, solche mit den größten
„Schmeicheleyen zu verlangen. Wir versprechen
„ihm dagegen alle Dienstfertigkeit, alle Freund=
„schaft von unsrer Seite, und haben doch die Absicht,
„ihn zu betrügen. Unser Mitbürger denkt auch
„so. Er schmeichelt uns, er verspricht uns, er
„schwört uns Freundschaft und Redlichkeit zu.
„Wir betrügen beyde einander. Keiner traut
„dem andern. Wir scheuen uns einer vor dem an=
„dern. Keiner erlangt sein Glück, welches von

„einer beyderseitgen Hülfe abhängt. Und wenn
„auch der eine von uns zu seinem großen Endzwe-
„cke, zu seinem gesuchten Glücke gekommen zu seyn
„scheint: so ist es gewiß nur derjenige, welcher den
„andern an Bosheit und Schelmerey übertroffen
„hat. Aber dieses Glück ist mit einer beständigen
„Angst und Sorge verknüpft. Alle Augenblicke
„muß er gewärtig seyn, daß ihn ein andrer darum
„bringt, welcher in der Kunst zu betrügen ihn über-
„trifft. Und dieses geschieht allemal. Wie ruhig
„muß ein Mann seyn, welcher das Vermögen hat,
„andern redlich zu dienen, und ihnen mit Freuden
„dient! Es bittet ihn ein anderer redlicher Mann
„um seine Hülfe. Er hilft ihm durch einen auf-
„richtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit einge-
„legten Vorspruch bey den Obern, er hilft ihm mit
„seinem Vermögen und macht dadurch ihn, und sei-
„ne ganze Familie glücklich. So viele er glücklich
„gemacht hat, so viele aufrichtige Freunde hat er
„sich erworben. Alle eifern um die Wette, erkennt-
„lich zu seyn und sein Glück wieder zubefördern.
„In allen Gesellschaften rühmen sie diesen ehrli-
„chen Mann; wider alle seine Feinde vertheidigen
„sie ihn. Sie warnen ihn, so bald sie merken, daß
„etwas zu seinem Schaden geschmiedet wird. Sie
„wagen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von dem
„Unglücke zu retten, das ihm bevorsteht. Sie
„freuen sich, wenn er ihm entgangen ist, und wenn
„auch, wie es immer geht, die Bosheit ihn auf
„einige Zeit niederdrückt: so beweinen sie sein Un-
„glück mit redlichen Thränen, und erwarten den
„Augenblick

„Augenblick mit ängstlicher Ungeduld, welcher nie„mals außen bleibt, die Unschuld zu retten, und „die Redlichkeit zu krönen. Sind die Vortheile so „wichtig, wenn Privatpersonen es ehrlich mit ein„ander meynen, wie viel größer muß die Zufrie„denheit bey denenjenigen seyn, welche das Glück „auf einen Posten gestellt hat, wo sie viel tausend „Menschen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich ma„chen können? Ein jeder, der ihm begegnet, und „den er auch nicht kennt, ist sein Freund und Be„schützer, weil er durch seine Vermittelung einen „Theil des Glücks erlangt hat, welches er einem „ganzen Lande zuströmen lassen. Tausend Fami„lien liegen täglich auf den Knien, und beten für „das Wohl eines solchen Mannes. Tausend sind „untröstbar, wenn ihn Neid und Verläumdung von „dem Posten verdrängen, den er so rühmlich beklei„det hat. Doch wie ruhig muß ein solcher redlicher „Patriot den letzten Augenblick seines Lebens er„warten, wenn er sich so vieler großmüthigen Tha„ten bewußt ist; wenn er weis, daß ein ganzes Land „bey seinem Grabe Thränen weint, Thränen, wel„che von Dankbegierde und von Liebe herrühren! „Kostbare Thränen! wenn er glauben kann, daß „nicht einer unter dem Volke ist, welcher nicht wil„lig seyn sollte, mit seinem Leben das Leben des red„lichen Mannes, dieses Vaters des Vaterlandes „zu erkaufen; wenn er gewiß hoffen kann, daß „noch die Enkel seiner Mitbürger durch ihn glück„lich werden müssen. Wie unendlich kostbar ist „eine Minute von dem Leben dieses wackern Man-

„nes,

„nes, gegen eine lange Reihe nagender Jahre, in
„denen sich ein vornehmer Bösewicht ängstigen muß,
„welcher Seufzer der Unterthanen erpreßt, das
„Armuth der Stadt verschwendet, und sein unge-
„wisses Glück auf das Unglück ganzer Familien baut.
„Unter den tiefsten Verehrungen flucht ihm der
„Mund der gedrückten Unschuld, und fleht den Him-
„mel um Rache wider diesen erlauchten Betrüger.
„Selbst diejenigen, welche bey seinem Ueberflusse
„= = = und trunkenen Ehrfurcht = = = das präch-
„tigste Leichengerüste = = = und allenfalls eine ge-
„künstelte = = = = = sie sehen jenes als
„ein Schavot an = = = der verfluchte Ueberrest des
"Bösewichts = = = wenn ich bedenke, daß zwey-
„erley Umstände = = ="

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in sei-
nem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher
Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten
Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe.
Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie hör-
te, und ich schlief so lange fort, bis mich der Wachs-
stock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber,
und hörte, daß er immer noch fortredete. Er hat-
te vor großem Eifer nicht gemerkt, daß ich einge-
schlafen war. Ich war nicht im Stande mich zu
ermuntern. Ich stund auf, und sagte: Ja ja auf
diese zweyerley Umstände kömmt es freylich an, und
wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläfrig, wie
ich merke, antwortete er, morgen wollen wir weiter da-
von reden, und ich will ihnen das Buch hinunter
bringen, wovon ich itzo gedacht. Schlafen sie wohl!

Ich

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er sieht die Welt an, wie es die alten Betschwestern machen, welche über alle Sünden seufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Buhlschwester, welche auch unter den Runzeln hervor liebäugelt, und nicht eifersüchtig ist, wenn auch andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der Welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem jeden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch außerdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde. Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn man andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichts versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben sollte.

Den

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor Gerichte darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht, und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt sind: so haben wir Ursache diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als einen Richter, und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinqventen anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist, noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum Exempel bestraft. Wie viele Männer werden künftig, vielleicht wider ihr eigenes Vermuthen, als redliche Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß jemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht; und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so treuherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser großen Wahrheit überzeugt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden: so können sie sich sicher in die große Welt wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzähligen

zähligen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt wären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese heilsame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im Begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sey, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemahlinn ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und liederlicher Gesellschafft verschwendet, und sich dennoch immerzu des Namens eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beyden so gar sorgfältig gewesen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder seine Cavalierparole, noch die edliche Versichrung vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was sie zu fordern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater, ein zu verabscheuender Betrüger sey? Im ganzen Lande gab

man ihm diesen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das geringste einzugestehen! Einen Theil der Wechsel schwur er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich berufen konnte! Die Welt hat es mir, vornehmlich aber der Geschicklichkeit seines Advocaten, zu danken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters, und bey der Tortur behauptet hat: so ist niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den schon fünf Volumina Acten zeugten, daß er ein Betrüger sey, und welcher doch nunmehr, Troß allen Gesetzen, in Sicherheit ist, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz, er gestund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach wie vor einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Ihro Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protection Demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschafft kömmt,

und räumt ihm eine Stelle ein, welcher sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sey. Er borgt wieder, er verpfändet seine Cavalierparole vom neuen; mit einem Worte, er ist der ehrlichste Mann von der Welt; er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestand seine Betrügereyen nicht, und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treu und Glauben, noch Redlichkeit mehr sey. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig seyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man mit allen Freunden hin soll. Ich verlange, niemanden für einen falschen Freund zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange, und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückselige Zeiten, welche unsere Vorfahren nicht erlebten, und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häusgen voll Freunde znsammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde ersticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachshof. Das ist der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Complimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeigungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen: wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meynungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heißen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis. Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahres, bey feyerlichen Tagen, und sonst! Ein Fremder, der zum erstenmale zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert, und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichts bedeutende Worte wären; daß derjenige den meisten Hochmuth besäße, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt, und allgemein werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschafts-

schaftsbezeugung und den Complimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unsrer Art zu reden, zu leben weis, hat außer den Complimenten, so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thieren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben, wie unglücklich wird er seyn! Und will man ihm gar zur Last legen, daß er diese Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen, wie tief setzen wir alsdann den Menschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menschlichen Geschlechtes auf eine so überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigstenmale unter die Menschen gerechnet werden, welche zu leben wissen: so muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind mir eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meisten von ihnen in dem Verdacht gehabt, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als andere. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm nicht streitig machen, und das haben sie mir zu danken. Nunmehr können sie von ihrer großen Belesenheit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glauben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt; keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen

seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat, und alle Zueignungsschriften werden unpartheyische Denkmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht.

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein verzweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese große Wahrheit ausgeführt, und fest gestellet habe, daß niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht: so wird es meinen Lesern nicht mehr paradox vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währt. Dieses giebt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden

den Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unserer Zeit einrücken, von denen, außer ihnen, alle Welt versichert, daß sie die größten Schelme und Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Gesichte sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich einer des andern nicht zu schämen, weil gewiß einer so ehrlich ist, wie der andre, und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafters wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze, so viel möglich ist, und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen:

Ihro Hochwürdige Gnaden = = = = =
= = = = = = = = = = = = =
= = = = = = = = = = = = =

„So geht es, wenn man uns Autoren nicht„ „die gehörige Freyheit läßt, die für die schönen„ „Wissenschaften doch so unentbehrlich ist. Ich„ „bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß„ „man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich„ „bin im Namen meines Verlegers ganz untröst-„

„bar, daß mir hier eine der schönsten und wichtig-„
„sten Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte„
„das alphabetische Verzeichniß nach den drey„
„Hauptständen eingetheilt. Jeder Stand nahm„
„etliche Bogen ein, und ich versprach alle Jahre„
„noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrü-„
„gern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte„
„dieses auch alle Messen etliche Bogen betragen„
„können, und mein unglückseligerr Verleger hatte„
„schon einen vortheilhaften Ueberschlag gemacht,„
„wie hoch es ihm kommen würde, wenn er in„
„zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des„
„Theatri Europæi zusammen drucken ließe.„
„Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens.„
„Aller trifftigen Vorstellungen ungeachtet war„
„es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen.„
„Ich meines Orts verliere am wenigsten dabey.„
„Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe„
„will ich dieses Verzeichniß als ein besonderes„
„Werk zu Basel in groß Octav drucken lassen.„
„Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig„
„Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachlese, wel-„
„che ordentlich kommen soll, werden zwölf Kreuzer„
„gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche„
„Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter ein-„
„sendet, erhält ein Exemplar auf Schreibepapier„
„umsonst. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß„
„hoffe, so verspricht der dasige Verleger bey der„
„neuen Auflage die vornehmsten Betrüger in„
„Kupfer stechen zu lassen. Es wird mir ein Ge-„
„fallen geschehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit„
„Nach-

„Nachricht giebt, was der eine oder der andere„
„für ein Ende genommen hat. Es kann geschehen,„
„daß viele davon auf dem Rabensteine sterben,„
„oder sich selbst erhängen; und es soll mir sehr„
„lieb seyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte,„
„dieses Werk lustig, und zugleich erbaulich zu ma-„
„chen, da ich mir Mühe geben werde, von einem„
„jeden derselben die Umstände ihres Todes und„
„ihrer Aufführung dabey, so genau als möglich ist,„
„zu beschreiben.“

Bey dieser Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deswillen noch zu vergeben ist, weil ich sie so aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm sey, der es nicht selbst bekenne, und daß alle Leute ehrlich wären, welche es von sich selbst sagten: so war ich mit der ganzen Welt misvergnügt. Beständig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meistern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubischen und furchtsamen Leuten geht, welche immer Gespenster sehen, wo keine sind. Ich glaubte, man sey in diesem Unternehmen schon sehr weit gekommen, und es sey hohe Zeit, sich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht im kurzen ganz vergebens seyn sollte. In diesem unbedachten Eifer setzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koste auch was es wolle.

Ich glaubte sehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, besonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz und gar vertilgen, und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich so viel zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Octavbändchen hätte werden können, wenn es gedruckt worden wäre. So weit kann sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeußerlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle, das Werkchen würde nicht gehen; es würden sich keine Käufer finden; man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öffentlich annähme. Ich würde die Armee wider mich aufbringen, und unsere studirende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig Dank wissen. Wider die Abstellung des

Sonn-

Sonntags zu eifern, sey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wohl ohne meine Predigt, und es sey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr wäre, weil man an keinem Tage mit mehrer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am beqvemsten mit einander plaudern, den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen, und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im verborgenen müßig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig giengen. Sollte meine Absicht etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen: so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Wäysenhause in Halle geben, denn bey uns würde sich so gar der Setzer ein Gewissen draus machen, dergleichen oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte, das verstünden sie gar nicht, und ließen sich auch nicht darauf

auf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ungefähr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig, und bot mir zur Vergeltung Scrivers Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschlägliche Antworten fielen: so sehr erfreue ich mich itzo darüber. Ich habe die Welt seit dem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum Exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eigenen Händen in den Camin geworfen, und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eigenen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran spiegeln, und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so

kindi-

kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stellen davon hier einrücken, und ich versichere meine Leser, daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzo bin ich ganz anders gesinnt, itzo weis ich, daß diese Welt die beste ist, itzo weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genennt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekänntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

* * * * * * * * * * * * * *
* * * * * * * und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meynung bin, daß man das sechste Gebot als ein Ceremonialgesetz ansehen, und es noch einige Zeit, bis sich die äußerlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredsamkeit erfodern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben und in unsre oeconomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen

sieht,

sieht, so werde auch ein jedweder seines eignen Nutzens wegen meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Punkten die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigem handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenen nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigem, ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten, und vor allen Dingen am liebsten ist, von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeynten Bemühungen, soll er groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nur haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehn, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinnen noch vielen etwas zu hart, ich will mich näher erklären.

* * * * * * * * * * * * * *

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen, wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollte. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen. Ich sage schon sehr viel, daß ich

ich dieses einräume, und ich meyne nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch so viel Ceremonien machte. Itzo ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. - - - - - - - - - - - -
In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denenjenigen zulassen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. - - - - - -
Hierinn geht man zu weit! Man schadet sich selbst! Da ich so billig bin, und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen: so kann ich dieses als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieses. Nein, ihres eigenen Nutzens wegen wünsche ich es. Man verspotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich schäme man sich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieses verlange ich. Mehr nicht! Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogener Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne sich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht

nicht ungesittet zu scheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit ist alt genug, sie ist ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äußerliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich ist sie zu alt, und zu mürrisch, als daß wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntschaft wünschen sollten. Das ist meine Absicht gar nicht. Ein jeder ist sich selbst so viel schuldig, daß er den äußerlichen Wohlstand in Acht nehme, daß er auf diesem Theater die Maske eines ehrlichen Mannes vor das Gesicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit spotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig ist, oder das uns zu schwer fallen sollte? Uns, die wir von Natur zur Verstellung so sehr geneigt sind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Lesern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das ist, was ich von ihnen bitte: so will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil ist, den sie zu erwarten haben, wenn sie meinem Rathe folgen. = = = = = = = = = = = =
Allen Ständen, Leuten, die es am wenigsten glauben, Leuten, die von der Betrügerey leben, diesen ist die Ehrlichkeit, oder welches einerley ist, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichsten = =
= = = = = = = = = = = = = =
Ich will mit meinen Beweisen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es giebt deren noch verschiedene unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewissen verhungern, als bey dem angenommenen

Scheine

Scheine einer Ehrlichkeit groß und reich werden wollen: so haben sie meiner Ermahnungen nicht nöthig. Ich rede nur von dem großen Haufen = =
= = = = = = = = = = = = = =

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich, des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heißen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Minen ansieht, daß sie nur da stehn, um die armen Clienten zu wegelagern und der gedrückten Unschuld aufzulauern. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie andere retten wollen. In allen ihren Schriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provocationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meynen sie es mit sich selbst gut! Wie viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von außem ehrlich zu scheinen. Das erste, was sie ihren Clienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen, und wenig Geld haben? Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen; wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn

sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportulsucht des Advocaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten! Ihre Clienten würden bey diesen einschmeichelnden Reden betäubt werden, und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waysen, für seine redlichen Absichten taxmäßig zu bezahlen. Da im Gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, daß ein nur einigermaßen vorsichtiger Client sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst. Sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. * * * * * * * *
Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein einer Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, an statt daß sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müssen, von welcher viele von ihnen außerdem so gar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer gerechtigkeitliebenden Mine sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegn zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, daß sie auch in dreißig Jahren noch, denn

so lange währt gemeiniglich der geringste Proceß, eben die ehrliche Mine beybehalten, welche sie gleich Anfangs machten, als der Krieg Rechtens befestigt ward. Ich finde um deswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es sind nur einige, welche sich so unvorsichtig bezeigen, daß mans ihnen gleich an dem Maule ansehen kann, daß sie mit den Advocaten einstimmig geworden sind, sich in die Beute zu theilen. Diese wenigen werden sich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorsichtiger werden, damit sie, obschon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. = = = =

Auf der Börse, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich so etwas behaupte, aber es sey drum!) auf der Börse, sage ich, ist die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. Ich glaube angemerkt zu haben, daß fast niemand mehr, als die Kaufleute, sich angelegen seyn lassen, den Verdacht der Ehrlichkeit von sich abzulehnen. Was ich hier sage, ist freylich kein allgemeiner Satz. = = =

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Mine und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen

versahe. Ich nahm meine Börse in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, den er auf die Versichrung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Capital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nennte, theils im baaren Gelde, theils an verschiednen Waaren, und theils an altem doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankerut machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Correspondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geistliche, und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Cassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr versteht, als einen Frachtzeddel zu schreiben: so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen und mit Exempeln bestätigt hatte, daß man so viel Procent machen dürfte, als man bekommen könnte. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen

dienen kann, wenn man ohne Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller möglichen Unglücksfälle, die ein jeder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerut, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigstens dreytausend vierhundert und sechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein jeder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheil bediente, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschließen sollte, Ich weis nicht, wie es kam, daß er mich für einen holländischen Juden ansahe. Meine Mine, welche freylich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sey, bat er mich, so viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drey Groschen vom Gulden Rabatt und versicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfälschen wären, und worinn er den wahren Nutzen zeigen wollte, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbü-

cher geführt würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde sehr geschickt seyn, ihm bey Verfertigung dieses Buchs beyzustehen und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sahe mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigsten ein holländischer Jude wäre. Er, und die ganze Gesellschaft erschracken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorsichtige Offenherzigkeit sie gereute. Sie dreheten ihr Gespräche, so viel als möglich war, ab, und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzsorten, von den schweren Imposten, und von den verderbten Zeiten. = = = = = = = = = = = =

Damit ich zeige, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin, so muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige sind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine so ausnehmende Art bloß geben. Die meisten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit gestunden. Welche von beyden die ehrlichsten sind, kann ich nicht wohl entscheiden.



Das

Das Glück der Menschen.

Wenn unter entzückenden sanften Geschwätzen
Ein Kreis von Freunden um mich lacht;
Der, weil ihn die blinkenden Römer ergetzen,
Sich Stunden zu Minuten macht:
So lach ich der Weisen mit ihren Gesetzen.
Wie schwillt mir vor Freuden das offnere Herz!
Ich fühl es schon feuriger klopfen;
Ich schmecke schon ieglichen Tropfen;
Mit ieglichem Tropfen erwachet ein Scherz.
Ich leere die Pocale;
Und, weiser durch den Wein,
Schenk ich zum zweytenmale
Mein Glas mir voller ein;
Und glaube schon mehr, als ein Mensch, zu seyn.

So leert in Versammlungen fröhlicher Götter
Der alte Zevs sein Glas in Ruh,
Zecht müde vom steten Gerassel der Wetter,
Und ruft: Ihr Kinder! Bringt mirs zu!
Er reizt sie zu Scherzen, und lobet die Spötter.
So singet sein muthiges Trinklied Apoll,
Und Bachus, der tapfere Zecher,
Verlanget geraumere Becher,
Und singt mit Apollen, und schenket sich voll.
Auch meine Freude nähret
Ein nektargleicher Wein.
Kaum ist mein Glas geleeret:
So schenk ich wieder ein,
Und glaube dann, wie sie, ein Gott zu seyn.

Doch seh ich, wie Cynthia jüngferlich züchtet,
Die kaum Endymion geküßt;
Wie Venus auf neue Bestrickungen dichtet,
Die um sich freye Blicke schießt;
Und klügelnd Minerva die Nachbarinn richtet;
Wie Ceres stets weint, und ihr Unglück erzählt;
Und Juno mit ihrem Gezänke
Das köstliche Göttergetränke
Dem Manne verbittert, und stündlich ihn quält:
So preis ich mein Geschicke.
Ich kann mich mehr erfreun.
Ich seh mein beßres Glücke
Bey Phyllis Küssen ein.
Ich glaube nun nicht mehr ein Gott zu seyn.

Nie sollen mich Schatten des Glückes berücken.
Wenn Phyllis, die den Göttern fehlt,
Mit redenden Minen, mit lächelnden Blicken,
Mir alles, was sie fühlt, erzählt:
Bedaur ich die Götter in meinem Entzücken.
Wie zittern die schwellenden Lippen vor Lust,
Wenn unter den lüsternen Küssen
Die schmachtenden Seelen zerfliessen!
Kaum bin ich vor Freude mir selber bewußt.
Ihr Götter, seyd geehrter;
Ich kann mich mehr erfreun.
Mir ist die Menschheit werther;
Durch sie ward Phyllis mein;
Und ich bin stolz aufs Glück, ein Mensch zu seyn.

* *

Die Gelegenheit.

Agyrt mag nicht sein Aug entweihn;
Und er wird kaum ein Mädchen inne:
So blinzt er zu, das Gift zu scheun,
Womit der Mädchen Blicke dräun;
Ist stolz genug, ein Klotz zu seyn,
Und schämt sich seiner Sinne.
Kaum hat er Cynthien gesehn:
So bleibt dem strengen Feind der Liebe
Sein Aug unachtsam offen stehn,
Und weigert sich, sich wegzudrehn.
Er merket es, und läßts geschehn.
Gelegenheit macht Diebe.

Der Schwachheit lachet Posidon.
Sich selbst zu quälen, ist er klüger.
Er spricht: Die vor der Liebe flohn,
Die waren ihre Beute schon.
Ich, Stoiker, ich sprech ihr Hohn,
Und bleibe dennoch Sieger.
Er warnt, (seht, wie beherzt er ist!)
Die schöne Chloe vor der Liebe.
Doch da er definirt und schließt,
So trifft sein Mund, der sich vergißt,
An ihre Lippen an, und küßt.
Gelegenheit macht Diebe.

Pedrill spricht: Daß sie ihn bezwang,
Das war kein Wunder; er war sicher.
Agyrt fiel bloß durch Müßiggang.
Nur Arbeit dämpft den bösen Hang;
Wer liest, dem wird die Zeit nicht lang.
Ich trotz auf meine Bücher!
Er meynt, er nimmt den Epictet,
Nimmt Nasons Bücher von der Liebe,
Liest, schmäht auf ihn, und da er schmäht,
Rührt ihn der mächtige Poet,
Daß er gleich drauf zu Daphnen geht.
Gelegenheit macht Diebe.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ermahnung an die Weste.

Du Gefolg der schönen Göttinn!
Cyperns Bürger! Junge Weste!
Die ihr in Citronenhäynen
Auf balsamischen Gefilden
In die Blüthen euch verstecket;
Und aus euerm Hinterhalte
Jeden Schäfer, ieden Dichter,
Jeden ächten Sohn des Tejors,
Mit Empfindungen bewillkommt,
Und mit Wollust überfallet!
Mir gefallen eure Scherze.
Aber wollt ihr mich entzücken;
Wollt ihr euren Liebkosungen
Einen sanftern Werth ertheilen:
So versteckt euch voller Schalkheit
In Selindens braune Locken,
Und aus diesem Hinterhalte
Ueberfallt mich, wenn ich komme!
Scherzet aus den seidnen Locken
Freundlichgaukelnd mir entgegen!
Dann will ich euch mehr empfinden;
Lächelnd euch entgegen danken;
Und von der Empfindung voll seyn.

Neid

* *

Neid über die Weste.

Weste, soll ich euch beneiden:
So buhlt nicht bloß um Narcissen;
So verlaßt geküßte Rosen,
Und buhlt um Selindens Wangen,
Um den Hals, und um die Lippen.
Wenn der weisse Hals euch blendet:
So blinzt zu, und küßt ihn dennoch.
Und wollt ihr von euern Scherzen
Ja auf jungen Blumen ausruhn:
Nun, so ruhet auf dem Strause,
Der Selindens Busen schmücket.
Weste, wenn ihr dann im Ausruhn
Lüstern durch die Blumen gucket:
O wie werd ich euch beneiden:
O wie sehnlich werd ich seufzen:
Wer doch auch zum Weste würde!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An den Lenz.

Lenz, wenn du das Land durchwandelst;
Wenn, da du mit leichten Füssen
Ueber junge Wiesen schlüpfest,
Dann auf sie des Thaues Reichthum
Von den leichten Füssen träufelt:
So erwacht auch meine Seele,
Und verjüngt sich, gleich den Wiesen.
Aber willst du, daß mein Auge
Ihren Reiz ganz durch empfinde:
Gönne mir das Glück der Faunen!
Laß die Reihen der Dryaden,
Wenn sie hier muthwillig tanzen,
Und im Tanze freundlich lächeln,
Und im Lächeln Wollust athmen,
Hier von mir erschlichen werden.

Wenn der winterlichen Fesseln
Sich durch dich der Bach entledigt,
Den du wieder murmeln lehrest;
Wenn von seinen grünen Ufern
Blumen, die du hingepflanzet,
Mit den langgestreckten Hälsen
In die glatte Flut hinabsehn,
Sich, wie Phyllis, zu bespiegeln:
So empfind auch ich sein Murmeln,
Mich vergnügt sein heitrer Spiegel,
Wenn ich lüstern mit den Blumen
In die glatte Flut hinabseh.

Doch

Doch willst du, daß durch sein Murmeln
Ganz mein Herz vor Lust zerfließe,
Und ich lächle, wie die Blumen:
Gönne mir das Glück der Schäfer,
Und entdecke meinen Blicken
Eine Schäferinn hier schlafend,
Der der kleine Mund voll Wollust
Von geträumten Küssen aufschwillt;
Wo der Schlaf, als ein Verräther,
Ihrer Stirn den Trotz entziehet,
Und dafür in allen Zügen
Zärtlichkeit und Sehnsucht ausdrückt.

Wenn du die verschwiegnen Thäler,
Wo du weiches Moos verbreitest,
Mit Gebüschen überschattest,
Sie dem Vorwitz zu verstecken:
So empfind ich süsse Schwermuth,
Die zur Liebe gleich mich einlädt.
Aber, Lenz, soll ich dich preisen;
Soll ich deine Thäler suchen:
Gönne mir das Glück der Götter!
Sey, wie Jupitern, mir dienstbar!
Locke hieher meine Chloris,
Und laß deine Macht sie fühlen,
Daß ihr Herz, von gleicher Sehnsucht
Ganz in Seufzer aufgelöset,
Sich nach einem Sieger sehne!
Dann erst laß mich sie erschleichen,
Daß ich sie, wenn ich sie finde,
Schon halb überwunden finde.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ruhm und Spott.

Selinde macht mit ihren Scherzen
Uns zu Oviden und Properzen;
Und hat schon jedes Lob für sich.
Kaum wird sie von der Welt erhoben:
So fängt sie an sich selbst zu loben;
Und sie wird lächerlich.

Alcindor weis in wenig Blättern
Sich und sein Mädchen zu vergöttern;
Und hat schon iedes Lob für sich.
Doch unterm Fleisse seiner Hände
Dehnt sich sein Witz durch zwanzig Bände;
Und er wird lächerlich.

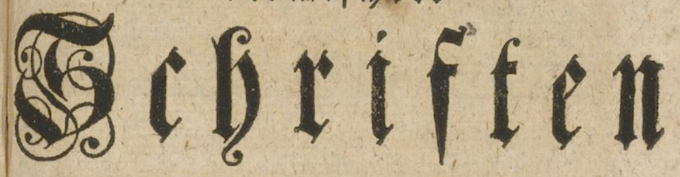
Argant durchspäht des Herzens Winkel,
Demüthigt kühn den Eigendünkel;
Und hat schon iedes Lob für sich.
Der neue Plato will den Staaten
Noch weiser, als ein Solon, rathen;
Und er wird lächerlich.

Lysander überzählt die Sonnen;
Ihm ist noch kein Trabant entronnen;
Und er hat iedes Lob für sich.
Drauf wagt er es, in trocknen Liedern
Der Wesen Urstoff zu zergliedern;
Und er wird lächerlich.

Neäre buhlt mit allen Blicken,
Weis selbst Catone zu berücken;
Und hat der Jugend Lob für sich.
Da Gram und Alter näher treten,
Lernt sie vor langer Weile beten;
Und sie wird lächerlich.



Sammlung
vermischter



Schriften

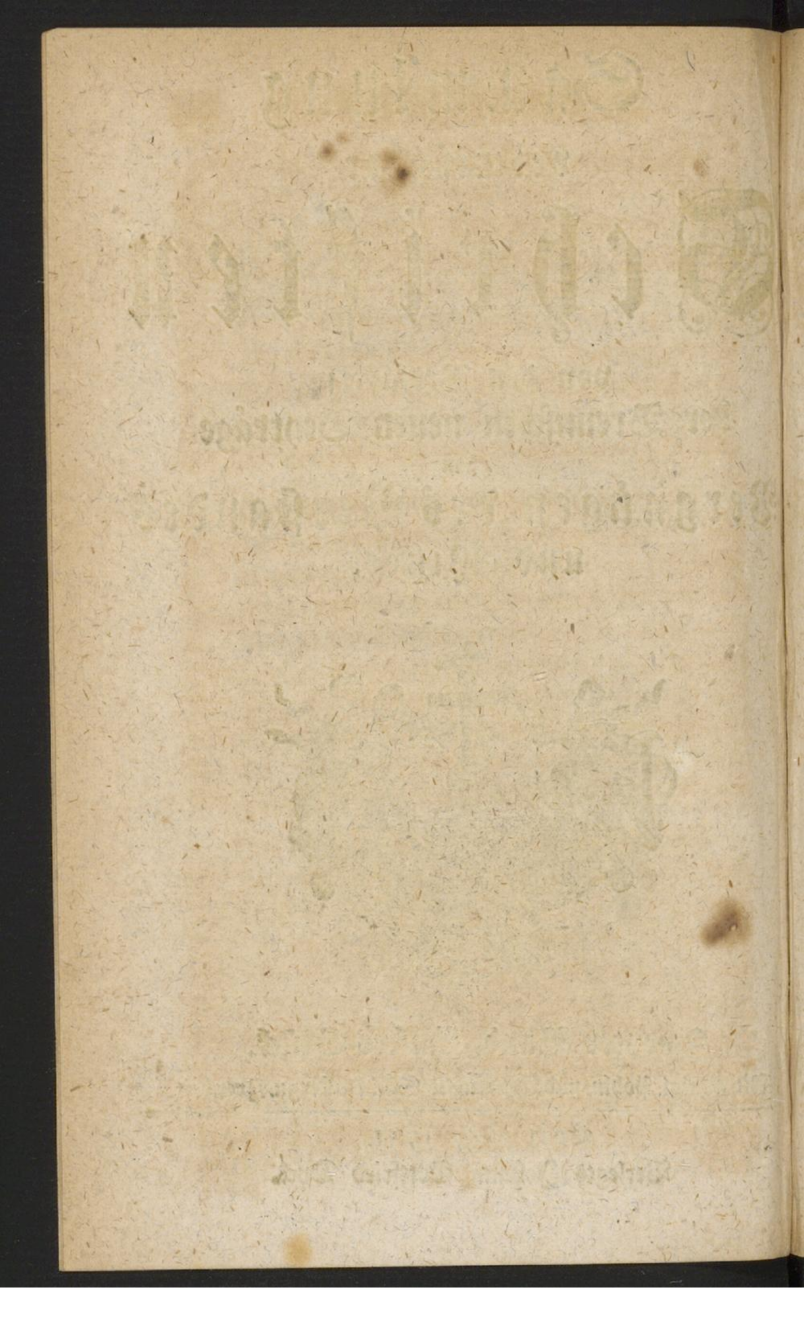
von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Zweyter Band, fünftes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1751.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.





Die
Geburt des Erlösers.



Nimm deine Psalter, Volk der Christen!
Was schlummerst du in todten Lüsten?
Erwach aus deiner stummen Ruh!
Ein hoher Tag kömt; nimms zu Ohren!
Er ruft dir: Gott ist dir gebohren!
Gott ist ein Kind und weint, wie du!
Den Ewigen, der nun auch Mensch ist, zu ehren
Vereiniget euch mit frohlockenden Chören!
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem Herrn! bringt Ehre dem Herrn!

Ich will mit euch zum Hause wallen,
Wo er uns gern sieht niederfallen,
Und hier dieß Kind mit euch erhöhn.
Sein Nahm ist Herr! Ich dank und singe!
Der Herr allein thut große Dinge,
Und größre sollen wir noch sehn!
Der Ewige hat sich uns herrlich erzeiget!
Der Himmel ist wieder zur Erde geneiget,
Auf die ihr Richter gnädig sieht!
Dieß dank ihm auch, Mensch, und bring ihm dein Lied!

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wenn dankt er gnug? in allen Liedern
Erhöhn die Thronen ihn zu schwach.
Sie wissens und lobsingen weiter.
Sey mein Gesang, sey ihr Begleiter,
Und fleug dem Lied der Thronen nach.
Verliere dich in der Unsterblichen Chören,
Der Menschenfreund wird dich erblicken und hören,
Er weis, daß er ward, was ich bin;
Eil also, mein Lied, eil ohne Furcht hin!

Nun eilts; doch Wege gleich den Wüsten
Wo niemand wandelt. Noch sind Christen?
Und in mein Lied stimmt niemand ein?
Nur einzeln und von wenig Frommen
Seh ich noch Dankgesänge kommen;
Sonst sängt, ihr Himmel, ganz allein.
Der Tag, den die Seraphim ewig erneuern,
Erkanfte die Menschen! Wir müssen ihn feyern!
Um uns verließ Gott Thron und Reich.
Der Ewige ward nur Sterblichen gleich.

Das ward er, Feinde zu befreyen,
Die stets noch seine Huld entweihen.
Aufrührer macht der Herr so groß!
Wir, unsers Schöpfers letzte Kinder,
Wir sehn nns = = Und wir waren Sünder!
Durch ihn selbst in der Gottheit Schoos!
Die herrlichsten Geister, Gewalten, und Thronen,
Die unten am Stuhle des Ewigen wohnen,
Sie, die dieß hohe Wunder sahn,
Erstaunten dafür und beteten an.

Was

Was für geheimnißvolle Triebe,
Die Gott fühlt! Ja! Gott ist die Liebe!
Doch, Menschen, sagt, was ihr denn seyd?
Gebt seinem Lob das ganze Leben,
Und ihr habt nichts zurück gegeben;
Doch schweigt ihr, wenn Gott selbst sich freut?
Er freuet sich, wenn er zur Rechten im Throne
Die Menschheit erblicket, vereint mit dem Sohne.
Er will auch euer Vater seyn.
Ihr aber wollt nicht ein Danklied ihm weihn?

Ihr ersten Zeiten seyd verschwunden,
Wo noch die Christen das empfunden,
Was Lieb und Andacht fühlen soll!
Da war doch stets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufsteigender Gesänge voll?
Ein heiliges Echo der feyernden Lieder
Erschallte herab, da lobsangen sie wieder.
Ein jeder war ganz Dankbarkeit!
Nun bist du nicht mehr, du seelige Zeit!

Der Christen Augen sind geschlossen.
Mit einem tiefen Schlaf umflossen,
Ruhn ihre Seelen Todten gleich.
Um eitle Güter zu erwerben,
Treulose Sclaven, wenn sie sterben,
Vergessen sie ein ewig Reich.
Vor schmeichelnden Freuden, vor niedrigen Sorgen
Bleibt ihrem Gesichte die Hoheit verborgen,
Die doch den Menschen Gott verliehn,
Doch denen nur, die dem Eiteln entfliehn.

Dieß aber wollen sie nicht wissen!
In gleichen dicken Finsternissen
Lag sonst, Immanuel, dein Land.
Als du nun bald erscheinen solltest,
Und deinen Himmel neigen wolltest,
Da war kein Wunsch nach dir entbrannt.
Judäa lag schlummernd und ohne Verlangen,
Den nahen erbeteten Gott zu empfangen.
Der, der sich nicht den Vätern gab,
Steigt ungewünscht zu den Enkeln herab.

Die Väter und Propheten schliefen,
Die ihn herab zur Erde riefen:
Wenn neigst du doch den Himmel, Gott?
Bald wurden die so vielen Zeiten,
Da er nicht kam, wie Ewigkeiten.
Schon triumphirte Satans Spott:
„Jahrhunderte sterben, und werden gebohren,
„Und sterben. Nun sind doch die Menschen verlohren:
„Ihr Held und Retter kömmt nun nicht.
„Ich seh, daß auch Gott reut, was er verspricht.

„Nun ist bald mein Triumph vollkommen.
„Nun wird mein Raub mir nicht genommen.
„Der Löw aus Juda ist nicht da.
„Liegt Davids Stamm nicht ganz zerbrochen?
„Aus diesem ward mein Feind versprochen.
„Ja, meiner Herrschaft Zeit ist nah.
„Umsonst hab ich nicht die Gefallnen verklaget!
„Umsonst hab ich nicht die Empörung gewaget?
„Bald hab ich, was ich stets geglaubt,
„Ich, Satan, Gott seine Menschen geraubt.

Hab

„Hab ich nicht überall Altäre,
‚Und werden nicht zu meiner Ehre
„Selbst Menschenopfer angebrannt?
„Um nun mein Werk ganz zu vollenden,
„Will ich, Judäa, dich verblenden,
„Noch hast du Gott nicht ganz verkannt.
„Dann will ich mich über die Ewigen setzen.
„Der Himmel solls sehen und soll sich entsetzen.
„Der bleib ihm sclavisch unterthan!
„Der Erdkreis ist mein; der betet mich an!

Die Schöpfung zittert. Doch Gott schweiget,
Der Gott war und Gott ist. Er neiget
Geheimnißvoll sein Haupt zum Sohn.
Die Schöpfung, die vor Abscheu bebte,
Empfand dieß Schweigen, und sie lebte,
Und ließ den Sclaven Gottes drohn.
Damit ihm Judäa bald unterthan werde,
Durchwandelt indessen der Stoltze die Erde,
Sieht sich verehrt in Holz und Stein,
Und glaubt schon, der Gott der Erde zu seyn.

Nun sieht er Jacobs Erbe liegen,
Sieht seine Herrscher mit Vergnügen,
Denn die entsagten längst dem Herrn.
Das Volk, mit Satzungen beschweret,
Die sie sein Moses nicht gelehret,
Trägt seiner Treiber Lasten gern.
Stolz giebt er den Großen, und über dem Volke
Hängt Dummheit in einer einschläfernden Wolke.
Voll Laster, voll Unwissenheit,
Wie ist nicht dein Land, Messias entweiht!

Der Satan sieht den Stamm von Jessen.
Wie er zerstört liegt! So vergessen,
Daß man kaum seine Wurzel weis;
Wie leicht ist die noch ausgerottet!
Er sieht die Jungfrau wohl und spottet:
Welch ein verschmähtes dürres Reis!
Wie liegt es im Staube, wie schwach und verachtet,
Vom Satan verspottet, von Gott nur geachtet,
Der dessen, was den Stolz verschmäht,
Nicht spottet, es kennt, hervorzieht, erhöht!

Siegprangend jauchzt nun der Rebelle.
Zeuch, neuer Gott, hin, sags der Hölle
Daß sie Gott nicht umsonst entsagt.
Du hast verwüstet und zerstöret,
Umsonst hast du dich nicht empöret,
Umsonst die Erde nicht verklagt.
Nun wirst du dich über den Ewigen setzen,
Der Himmel wirds sehen und wird sich entsetzen.
Die Erd ist dir schon unterthan.
Dich betet vielleicht der Himmel auch an.

Nun ist dein großes Werk vollendet.
Auch liegt Judäa ganz verblendet
Durch deinen mächtigen Betrug.
Nun hast du dir dein Reich erschaffen,
Du kamst die Völker aufzuraffen,
Und dir gelangs; denn du bist klug.
Auch hast du dir Satan die Gottheit gegeben.
Du Lästerer, mag auch die Axt sich erheben,
Wenn eines Starken Arm sie führt?
Noch hast du, o Sclav, zu früh triumphirt!

Er gürtet; denn Gott will ihn senden,
Schon mit der Wahrheit seine Lenden,
Sein Panzer ist Gerechtigkeit.
Er führet der Gefangnen Sache.
Sein Helm ist Heil, sein Schwerdt ist Rache,
Und Eifer um den Herrn sein Kleid.
Er zeucht auch den Grimm an, den Satan zu schelten.
Dir wird nun, Verführer, der Stärke vergelten,
Damit der Erdkreis von dir frey,
Dem Vater und ihm nur unterthan sey.

Der Herr verzeucht; doch darfst du meinen
Es werde nie sein Grimm erscheinen?
Dir ungesehn ist er ihm nah.
Er wandelt auch in Finsternissen.
Kein Sturm braust unter seinen Füssen.
Kein Berg zerschmilzt; doch ist er da.
Er, welcher den Frieden bringt, kömmt nicht in Wettern.
Dir wird er den Kopf zwar, o Schlange, zerschmettern,
Doch nicht in seiner Majestät.
Er thuts unerkannt, bedrängt, und verschmäht.

Du kamst vor dem auch, zu erretten.
Du kamst, Gott, aus Aegyptens Ketten
Dein seufzend Erbe zu befreyn.
Doch schrecklich warst du, Herr, zu lehren:
Sich wider dich Gott zu empören,
Sey Pharao noch allzu klein.
Kaum kamst du und als von dem rächenden Grimme
Hin durch die Natur die gebietende Stimme:
Verwandle dich, allmächtig fuhr:
Da war sie nicht mehr die erste Natur!

Noch ungefürchtet dem Rebellen
Schlugst du den Nil, die Bäch und Quellen,
Und Nil und Quell und Bach war Blut,
Dem Zeichen folgten größre Zeichen,
Chams stolzen Enkel zu erweichen
Und stets verstockt ihn größre Wut;
Du sandtest Insecten, so furchtbar als Riesen,
Viehwürgende Seuchen und giftige Drüsen,
Den Hagel, welchen sein Genoß
Dein Donner hinab auf Zoars Land schoß.

Der Wütrich trotzt dir noch zum Hohne.
Da sandtest du von deinem Throne
Um Mitternacht dein Schwerdt herab.
Aegyptens Tod war ihm geboten.
Der Engel würgt und stand auf Todten;
Schnell war Pallast und Land ein Grab,
Doch wollt er im Meer dein Israel würgen.
Sein Weg gieng im Wasser, wie zwischen Gebürgen
Dann fiel es auf die Frevler her,
Begrub ihn in sich: da war er nicht mehr!

So kömmst du schrecklich und ein Rächer
Gekrönter trotzender Verbrecher!
So strafst du stolzer Thoren Spott!
Dein Sohn kömmt, nicht daß er betrübe,
Kein Donnerer, sanft, wie die Liebe,
Kein Donnerer und doch auch Gott.
Was schmücken Erobrer nnd Henker der Erden
Mit Sclaven den Aufzug geehrter zu werden?
Dir jauchzt kein Sclav und Schmeichler zu,
Erniedrigter Gott, wie herrlich bist du!

Der

Der Satan spotte mit den Thoren,
Daß du ein schwaches Kind gebohren,
Kein König und Erobrer bist.
Ihm mag es immer Thorheit scheinen.
Du wolltest für die Menschen weinen,
Daß wir nicht würden, was er ist.
Nun ist uns der Himmel nicht länger verschlossen!
Die Wege sind offen! die Nacht ist verflossen!
Der Stern aus Juda bricht herein,
Nun sollen wir Licht und Seraphe seyn!

Du kamst, da zitterte die Hölle,
Da bebt und fragte der Rebelle:
Was jauchzt der Himmel auf der Welt?
Vergeh, Unseeliger, vergehe!
Hier ist der Aufgang aus der Höhe,
Immanuel, Gott, unser Held!
Er kam. So geschah des Unendlichen Wille!
Nun ruht doch die Welt und der Erdkreis ist stille,
Grüßt und bewillkommt seinen Freund,
Und zeigt auf das Kind, und spottet den Feind.

Du raubtest uns Gott durch die Sünde.
Was zitterst du vor diesem Kinde,
Und giebst ihm die Gefangnen los?
Du machtest uns zu deinen Knechten.
Nun liegest du! Freut euch, ihr Gerechten
Seyd unverzagt; denn Gott ist groß!
Die Scheidewand bricht, die von ihm uns geschieden.
Der Engel frohlockt und verkündigt den Frieden.
Wir sind nicht mehr der Hölle Spott.
Die Ehre sey Gott! die Ehre sey Gott!

Erwach,

Erwach, erlöstes Volk der Christen!
Was schlummerst du in todten Lüsten?
Erwach aus deiner stummen Ruh!
Vernimm die Engel; nimms zu Ohren!
Sie rufen: Gott ist dir gebohren.
Gott ist ein Kind, und weint, wie du.
Den Ewigen, der nun auch Mensch ist, zu ehren,
Vereiniget euch mit der Seraphim Chören!
Wer dankt nicht seinem Retter gern?
Bringt Ehre dem Herrn! bringt Ehre dem Herrn!



Melchior Frommonds Schreiben an den Herrn Anton Panßa von Mancha über seine Abhandlung von den Sprüchwörtern.

Mein Herr,

Es ist schon lange, daß ich ihnen die außerordentliche Hochachtung, die sie wegen ihrer tiefen Einsicht und Wissenschaft vollkommen verdienen, habe bezeugen wollen. Sie verdienten sie schon als ein Nachkomme des großen Sancho Panßa, der Spanien so viel Ehre macht; noch mehr sind sie der größten Ehrfurcht wegen ihres unsterblichen Werkes von den Sprüchwörtern würdig. Sie haben bewiesen,

daß

daß niemand aus dem Geschlechte der Panßa seyn könne, ohne groß nnd berühmt zu werden, und sie haben also die Ehre desselben völlig unvergänglich gemacht. Doch wenn ich ihre Bescheidenheit nicht mit Lobeserhebungen beleidigen will, so kann ich ihnen doch mein Erstaunen darüber nicht bergen, daß sie sich über die schlechte Aufnahme ihres Werkes beschweren. Sie haben ein solches Unglück gar nicht zu befürchten, wenn sie nur mit der Herausgabe des völligen Werkes eilen wollen. Es ist wahr, daß ihre vortreffliche Arbeit gegenwärtig noch nicht so viel Aufsehen gemacht hat, als sie billig hätte machen sollen. Die Ursache davon ist mir bekannt, und ich will sie ihnen freymüthig entdecken. Die vermischten Schriften waren der Ort nicht, worinn sie ihre Abhandlung bekannt machen sollten. Das ist ein Buch das die große Welt nicht kennt. Der Staatsmann ließt es nicht, der Kauffmann lobt sich die Courszettel und der Bürger die Zeitungen dafür. Was kann ein solches Buch für einen Werth haben?

Hierzu kömmt der boshafte und neidische Vorbericht des Herausgebers dieser Schriften, welchen er vor den Versuch ihrer Abhandlung gesetzt hat. Erst beschuldigt er sie eines spanischen Stolzes, als wenn ein Schriftsteller, wle sie, nicht Ursache hätte, über viele andre hinweg zu sehen. Hernach möchte er die Welt gern bereden, daß niemand außer Westphalen ihre Arbeit verstehen würde. Sehen sie da den Neid des Herausgebers!

gebers! Warum sollte es nicht in der ganzen europäischen Welt verstanden werden? Ich versichre sie, mein Herr Panßa, daß die Grundsätze, nach welchen man in ihrer Stadt handelt, europäische Grundsätze sind. Der Verstand wird an andern Orten so gut, als bey ihnen, mit dem Amte zugleich ertheilt. Es ist itzt fast nirgends rathsam, vor dem Amte Verstand zu haben; denn die, so sich etwa eine Ehre daraus machen, kommen selten und langsam zu Bedienungen. Und das ist auch sehr billig. Es ist ein Glück für das gemeine Wesen, wenn es recht viele verständige Mitglieder hat. Da es itzt nun zutrifft, daß die meisten keinen Verstand haben, so muß man ihnen die Aemter geben, daß sie auch zum Verstande kommen. Die Aemter haben mit den Reichthümern eine ähnliche Wirkung; wie diese den Mangel der Tugend ersetzen, so ersetzen jene den Mangel des Verstandes. So bestätigt bey uns die Erfahrung ebenfalls, daß Kleider Leute machen. Ich versichre sie, daß der Junker, der weiter nichts gelernet hat, als daß man auf der linken Seite aufs Pferd steigt, in seinem Kleide weit mehr Ansehen hat, als mancher tiefgelehrte Professor, der entweder aus Eigensinn, oder weil ihm seine Gelehrsamkeit nicht so viel einbringt, keine reiche Weste trägt. Mit der Ehrlichkeit verhält es sich nicht anders. Und wenn ich es bey uns manchem Menschen mit zehn Zeugen beweisen könnte, daß er nach den veralteten Grundsätzen von der Ehrlichkeit ein Schelm wäre, so wird er gewiß das Herz haben,

mir

mir selbst mit einem Eide zu beweisen, daß er der ehrlichste Mann von der Welt sey. Wollte man auch an der Ehrlichkeit vieler Leute darum, daß sie von andern vierzig, funfzig, oder mehr tausend Thaler, ihres und des allgemeinen Bestens wegen geborgt und nicht wieder bezahlet haben, und niemals zu bezahlen willens sind, oder darum, weil einige undankbare Mündel über sie klagen, oder um andrer solcher Kleinigkeiten willen zweifeln, und sie verdächtig machen: So ist der Eid ein kräftig Mittel, einem solchen Verdachte und Zweifel zu wehren. Wollen sie die ehrlichsten Leute in einer Stadt kennen lernen, so dürfen sie nur auf die Rathhäuser gehen; daselbst werden sie sie registrirt finden. Denn das ist doch wohl gewiß, daß der ehrlich seyn muß, der ein so herzhaftes Gewissen hat, daß er auch einen falschen Eid schweren kann.

Daraus, mein Herr Panßa, werden sie abnehmen, daß es eine offenbare Bosheit ist, wenn man sagt, daß sie niemand außer Westphalen verstehen würde. Warum sollte es nicht verstanden werden, da die Welt die Grundsätze darinnen findet, nach welchen sie handelt? Gewiß ich halte ihre Arbeit für eins der nützlichsten Bücher, die jemals geschrieben worden sind. Darf ich ihnen meinen unmaßgeblichen Rath ertheilen, so eilen sie mit der Herausgabe des völligen Werkes. Und da sein Nutzen von einem allgemeinen Umfange ist, so würden sie nicht übel thun, wenn sie es den Schulen und Universitäten zueigneten,

und es durch allerunterthänigste Vorstellungen bey den hohen Landesobrigkeiten dahin zu bringen suchten, daß dieses Buch zum allgemeinen Besten der Jugend erkläret, und von Professoren darüber gelesen würde. Man hat zwar schon auf den niedern Schulen Adagia; allein das gemeine Wesen hat keinen Vortheil von ihnen. Was für Nutzen würde nicht die Einführung ihres Buches schaffen?

Ich glaubte, mein Herr Panßa, daß mein Urtheil hierinn, da ich selbst eine berühmte Schule zu regieren habe, von einiger Wichtigkeit sey. Es wird ihnen, wie ich hoffe, wohl nicht unangenehm seyn, wenn ich hier meine kleine Geschichte erzähle. Ich bin der Sohn eines reichen Mannes, der aber weder die Erziehung noch die Grundsätze der itzigen reichen Leute hatte, und mir auch die Erziehung nicht gab, die reicher Aeltern Kinder itzt bekommen. An statt daß er mich bis ins vierzehnte Jahr hätte müßig gehen lassen sollen, so hatte ich kaum gehen und reden gelernet, als ich schon einem Schüler übergeben wurde, der mich zum Lesen und Schreiben anführen sollte. Meine Mama war weit gütiger; sie setzte sich, so viel sie konnte, wider ein so hartes Verfahren mit einem so zarten Kinde. Man foderte auch gar zu viel von mir, sagte sie immer. Aber mein Vater hatte die Meinung, die zum Troste der Mütter und Kinder nunmehr auch in den meisten Familien abgekommen ist, daß er für die Erziehung der Kinder sorgen müßte, weil er Vater wäre.

wäre. Wenn er mich über Tische fragte, was ich gelernt hätte, so hieß mich meine liebreiche Mama immer ein armes Kind, dessen Gesundheit gewiß durch das viele Lernen geschwächt werden würde. Ja, sie sah mir es auch immer an, daß mir etwas fehlte, damit ich nur meine Lehrstunden nicht besuchen durfte. Ich sahe ihr allzeit blaß aus, wenn ich aus der Schule kam. Es entstunden manche Mishelligkeiten zwischen meinem Vater und ihr, und ein jeder Verweis, daß sie mich verwähnte, fiel von ihr auf den Informator gedoppelt schwer zurück. Unterdessen hatte ich lesen und schreiben gelernt; nun muste ich Latein lernen. Da halfen alle Vorstellungen der Mama nichts, daß ich noch so jung wäre; ich mußte. Ich kann es ihnen selbst nicht genug beschreiben, mein Herr Panßa, wie pedantisch mir das Latein vorkam, zumal da mir meine gute Mama beständig sagte, daß ich es nicht brauchte, weil ich einmal viel zu erben hätte. Unterdessen war der Unterricht so gut nach dem Sinne meines Vaters eingerichtet, daß ich so wohl etwas Latein, als Griechisch lernte. Nun kam die Zeit, daß ich die Universität besuchen sollte, und zu meinem Glücke starb mein strenger Vater. Was würde ich nicht da noch haben lernen müssen, da er mir zumal einen alten mürrischen Hofmeister mitgegeben hatte, den ich schon darum nicht vertragen konnte, weil ihm die Gelehrsamkeit aus den Augen sah. Sie können denken, daß ich ihn gleich abschaffte. Ich nahm Stunden bey der großen Welt, und durch

sie unterrichtet konnte ich alle Professores übersehen. Ich kam in meine Vaterstadt nach dem Verlauf einiger Jahre zurück; mein Studiren hatte mich mein Vermögen gekostet. Der Rector starb, recht als ob die Verbesserung der Schule auf mich gewartet hätte. Ich wurde in Vorschlag gebracht. Der Ruhm als wäre niemand galanter, als ich, und die Kenntniß der Welt erhoben mich. Ich konnte noch etwas Latein, und so gar noch griechisch lesen. Die andern Schulcollegen setzten sich dagegen, und wollten behaupten, daß ich keine Schulwissenschaften hätte; aber meine Verdienste siegten, und ich ward Rector. Seitdem habe ich immer deutlicher und deutlicher eingesehen, warum das Ansehen der Schulen so sehr fällt. Man soll Latein und Griechisch, und ich weis nicht was mehr lehren, und das will doch niemand lernen. Ich habe auch diese Lectionen in meiner Classe abgeschafft, und gehe blos auf die Ausbesserung des Verstandes. Meine Collegen nennen mich unwissend, und ich heisse sie Pedanten. Die Vornehmen, welche doch den Schulen den meisten Glanz geben müssen, schicken ihre Kinder nicht mehr dahin, und daran sind meine Collegen schuld. Urtheilen sie selbst, ob es eine billige Foderung ist, daß ein Kind, welches einmal zwanzig und mehr tausend Thaler zu erben hat, den Kopf mit dem unerträglichen Latein und Griechischen zerbrechen soll. Sagen sie, wer sein Glücke damit macht? Will man zum Exempel

ein

ein Schulmann werden? Wer eine Frau Bürgermeisterinn, oder sonst eine so wichtige Person auf seiner Seite hat; und der zu gefallen, darzu gehöret eine andere Wissenschaft, als daß man den Horaz oder sonst so etwas versteht: Was braucht der Latein und Griechisch, und die übrige Gelehrsamkeit? Der kann einen andern, und wenn er alle sieben Künste und alle andern Wissenschaften wüßte, weit übersehen. So lange also mit dem in den Schulen gewöhnlichen Unterrichte keine Aenderung getroffen wird, so weiß ich nicht, warum vornehme Leute ihre Kinder dahin schicken sollen. Man muß sie nothwendig mit dem Schulwitze verschonen, und nur ihren Mutterwitz mehr auszubilden suchen. Ich glaube, mein Herr Panßa, daß sie unter dem Sprüchworte: Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, denn ein Centner Schulwitz, eine vortreffliche Anleitung dazu geben werden. Man sagt, daß man im Homer die Gründe aller Wissenschaften und Künste finde, die man im gemeinen Wesen braucht. Ich kann es nicht sagen; denn ich habe das Buch wegen der verzweifelten Abbreviaturen nicht lesen mögen. Aber ich getraue mir dieses von ihrem vortrefflichen Werke viel eher zu behaupten. Die Erklärung desselben würde den verachteten Schulstand gewiß wieder heben. In was für Hochachtung würde sich nicht ein Schulmann setzen, der aus demselben die leichtesten Wege zeigte, Aemter zu erhalten, sich in Ansehen zu bringen, den Ruf der Ehrlichkeit zu erlangen,

 ohne

ohne daß man seinen Schülern, wie man itzt nach der alten Mode thun muß, viel von Wissenschaften und Verdiensten vorzureden nöthig hätte. Dann würden Schulleute auch belohnt werden, wenn ihre Schüler zu Ehren kämen, ohne daß sie nöthig hätten, sich durch so viele Bücher durchzustudiren.

Wie nützlich die Einführung ihrer Arbeit auf Schulen und Universitäten zu einem Lehrbuche sey, das will ich aus den Absichten ihrer Stiftung deutlich darthun. Sagen sie, ob es nicht eine von den ersten Absichten derselben sey, der Jugend den Weg zum Verstande zu weisen? Wie wunderlich fängt man das nicht auf Schulen und Universitäten an. Man redet von Finsternissen, worinnen der Geist der Jugend liegen soll, von Vorurtheilen und Irrthümern, die man vertreiben muß, von Wahrheiten, die man ihnen beybringen müsse, von Künsten, von Wissenschaften, und wer kann alles nennen, was sie lernen sollen. Wenn man das von armer Leute Kindern sagt, so hätte ich nichts darwider einzuwenden. Aber daß reiche und vornehme Aeltern Kinder haben sollten, deren Geist in Finsternissen läge, die Vorurtheile und Irrthümer hätten; das werden sie gewiß für eben so viele Injurien halten. Ich kenne keinen vornehmen Mann, dessen Knabe nicht ohne Wahrheit und Wissenschaft einen hellen Kopf hätte. Man soll ihnen Wahrheiten beybringen: Wozu brauchen sie die? Man will, daß sich Kinder mit der Weisheit der Griechen und Römer bekannt machen, und deswegen ihre Sprache lernen sollen.

Was

Was gehen uns denn Leute an, die längst verfault sind? Wir sind nunmehr, unsern erleuchteten Zeiten sey es gedankt! weiser als unsere Vorfahren. Diese guten Leute trauten sich wenig zu, indem sie glaubten, daß sie ohne die Weisheit andrer Völker nicht weise genug werden könnten. Falsche Einbildung! Wem er das Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ich weiß nicht, was unsre guten Vorfahren gedacht haben müssen. Dieses Sprüchwort muß bey ihnen ganz in Vergessenheit gekommen seyn, oder sie müssen sich einen andern Begriff vom Verstande gemacht haben, als man sich in unsern Tagen davon macht. Das letzte ist mir das glaublichste. Denn ich habe angemerkt, daß sie denjenigen für einen verständigen Mann hielten, der von einer Sache richtig und nach der Wahrheit urtheilen könnte, der eine richtige und dabey weitläuftige Kenntniß besäße, und von den Pflichten andrer Menscheu und von seinen eignen eine deutliche und gewisse Einsicht hätte. Zu einem solchen Verstande mag freylich ein weitläuftiger Unterricht gehören, und es mag auch wohl nöthig seyn, die Weisheit andrer Völker dabey zu Hülfe zu nehmen. Aber von einem solchen Verstande redet das Sprüchwort nicht; den kann freylich der nicht geben, der das Amt giebt, oder wenn es Gott seyn soll, der die Aemter giebt, wie nach ihrer Anmerkung die meisten vorgeben, so will der vielleicht einen solchen Verstand mit dem Amte zugleich nicht geben. Und wozu dient er auch? Man braucht ihn in

unsern Tagen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, bey der Verwaltung der Aemter nicht mehr. Verstand heißt itzt, wie man dieses bey ihnen, mein Herr Panßa, sehr gründlich ausgeführet findet, Amt oder Geld haben. Es ist mit dem Verstande, wie mit den Kleidern. Er hat auch seine Moden. Vor Zeiten war der Mode, dessen Beschreibung ich aus einem alten unbekannten Buche genommen habe; itzt ist es ein anderer, und das ist eine viel bequemere Mode. Mir kommen also die Leute, welche unsrer Jugend den Verstand unsrer Vorfahren beybringen wollen, wie die altväterischen Schneider vor, welche die Kleider itzt noch nach dem Muster von der Kleidung ihrer Großältern zuschneiden. So lächerlich man nun mit einem solchen Kleide seyn würde, eben eine so lächerliche Figur macht man mit einem solchen abgekommnen Verstande. Es giebt zwar hier und da noch einige Leute, die über die alte Mode von Verstand steif und fest halten; die auch wollen, daß ihre Kinder ihre Tracht beybehalten sollen. Aber das ist doch gewiß, daß man sich in Moden nach den meisten richten muß, und so muß man auch den Verstand haben, den die meisten haben; denn wer auf Ehre bey der großen Welt hält, wird weder sich noch seinen Kindern bey solchen altväterischen Schneidern ein Kleid machen lassen. Da sich nun also der Verstand mit den Zeiten und Umständen geändert hat, so sollte sich billig auch der Unterricht auf Schulen und Universitäten nach dieser Veränderung richten.

Man

Man darf deswegen nicht sagen, daß in unsern Zeiten nicht viel dazu gehöre, oder daß sie den vorigen am Verstande weichen müßten. Nichts weniger; es giebt vielmehr itzt weit mehr Verstand, als vor dem. Ein neues Amt, ein neuer Verstand; wer nun viele Aemter hat, denken sie, wie viel der Verstand haben müsse. Da es nun in unsern weisen Zeiten ein ausgemachter Grundsatz ist, daß man Verstand bekömmt, wenn man ein Amt bekömmt, so sollten auf Schulen nnd Universitäten nicht die Wege zum Verstande, sondern zu den Aemtern gewiesen werden. Es ist offenbar, daß dieses nicht Leute thun können, welche bey den Wissenschaften grau geworden sind? Denn was wissen diese von der großen Welt? Und die Kunst, in Aemter zu kommen, kann nur von der großen Welt erlernet werden. Diese erkennt die Eitelkeit und Ungewißheit der menschlichen Wissenschaften weit mehr, als Agrippa, und man ist durchgängig überzeuget, daß ein Mensch am meisten weiß, der nichts weiß. Auf diese heilsame Wissenschaft haben sich Hohe und Niedrige seit vielen Jahren mit einem unglaublichen Eifer gelegt. Man braucht also auf Schulen weder freye Künste noch Wissenschaften, die einzige Kunst ausgenommen, wie man in unsern Tagen gewöhnlicher Weise zu Ehrenstellen gelangt. Man findet in ihrer Schrift, mein Herr Panßa, so viel Anmerkungen von dieser wichtigen Kunst, daß man bald ein völliges System daraus aufbauen könnte. Die übrigen Bücher wären

ganz unnöthig. O wenn die Schulen so eingerichtet wären, so hätte doch die Gesundheit vornehmer Kinder nichts zu befürchten. Jedoch, da es außer dem Verstande, womit die Aemter begleitet sind, noch eine andre Sorte von Verstand giebt, nämlich den Reichthum, so könnte allenfalls noch eine von den alten Künsten beybehalten werden, und das ist die Rechenkunst. Aber das ist wahr, sie braucht einer großen Reformation, sonderlich in der Practica. Da die Handlung, die Quelle des Verstandes so hoch gestiegen ist, so haben wir einigen großen Köpfen, welche darinnen besonders glückliche Einsichten haben, ganz unvergleichliche Erfindungen zu danken, deren Kenntniß vornähmlich denen sehr nützlich seyn kann, welche auf einmal einen ausnehmenden Verstand erlangen wollen. Ich kenne Leute von ganzen Tonnen Goldes, die sie nicht besitzen würden, wenn sie nicht das Geheimniß wüßten, so zu rechnen, daß sie ihren Gläubigern nur fünf oder zehn, oder zum höchsten zwanzig für hundert wieder bezahlen dürfen. Ich zweifle auch gar nicht, daß diese Veränderung der Schulen und Universitäten gar leicht sey. Man fängt schon an, die Bedienungen bey denselben mit solchen Personen zu besetzen, die nicht so pedantisch sind, sich einzubilden, daß man ohne Wissenschaften kein Schulmann seyn könne, und es ist nicht zu vermuthen, daß sie ihren Untergebnen diese Last aufbürden würden. Nach und nach, hoffe ich, sollen die verhaßten Namen, Wissenschaft und Gelehrsamkeit,

keit, Rom und Griechenland, ganz in Vergessenheit gerathen. Wie glücklich werden die Zeiten seyn, wo der Verstand weder so theuer zu stehen kommen, noch so viel Mühe und Schweis, als vormals, kosten wird! Wie unsterblich wird sie das machen, mein Herr Panßa.

Man muß sich bey der Welt in Hochachtung und Ansehen gesetzt haben, wenn man in Aemter gelangen will. Dazu sollten ebenfalls in Schulen die leichtesten Wege gewiesen werden. Sie sind auch zur Ausführung dieser Absicht gestiftet. Und damit man diesen Endzweck erhalten möchte, so hat man vor Zeiten verordnet, daß die Jugend in der Sittenlehre unterrichtet, und bey Zeiten angeführet werden möchte, nach Verdiensten zu streben. Ich will den Verdiensten ihren Werth nicht absprechen; sie mögen, zumal vor Zeiten, sehr viel gegolten haben. Aber heute zu Tage sind sie doch gewiß nicht das sicherste Mittel, in Ansehen zu kommen. Ihr Nachtwächter ist ein deutlicher Beweis davon; der hatte Verdienste. Die meiste Zeit werden sie verachtet, und um den Preis wird sie niemand haben wollen. Man hat itzt viel leichtere Wege, die Hochachtung der Welt zu erlangen, und Aufsehen zu machen. Sie haben sie in ihrem Versuche von den deutschen Sprüchwörtern entdeckt. Kleider machen Leute. Was für vortreffliche Erklärungen haben sie nicht darüber gemacht! das sollte der Jugend fleißig eingeprägt werden. Kleider, das sind die wahren Verdienste. Der Mensch kleidet sich wohl, davon

unterhält man sich weit länger, als wenn man sagt: der Mann hat einen vortrefflichen Charakter; es ist ein Mann von einer tiefen Gelehrsamkeit. Aber damit der Unterricht hierüber desto gründlicher und ordentlicher seyn möchte, so würde es meinem Bedünken nach sehr rathsam seyn, wenn man allezeit einen Schneider zum Collegen an den Schulen setzte. Dieser müßte die Jugend in der weitläuftigen Lehre von den Moden unterweisen; er müßte zeigen, wie tief man sich vor einem jeden Kleide bücke, welches Hochachtung, welches Ehrfurcht, welches Devotion verdiene, vor welchem Aermel man ein dienstwilliger, oder ein gehorsamer, oder ein unterthäniger Diener seyn müsse. Man müßte aber, ehe man einen solchen neuen Lehrer setzte, die Besoldungen der übrigen erhöhen; denn es ist gewiß, daß der Schneider die meisten Zuhörer haben würde.

Ich glaube also, so viel es die Kürze eines Briefes zuläßt, deutlich genug gezeigt zu haben, daß in unsern erleuchteten Zeiten kein Buch zum öffentlichen Gebrauche auf Schulen und Universitäten besser sey, als das ihrige. Aber wenn es ein öffentliches Lehrbuch werden sollte, so müßte es Noten bekommen. Man hält in den Schulen noch darauf, und wenn diese Gelehrsamkeit noch irgend wo mit Nutzen angewendet werden kann, so kann dieses bey ihrem Werke geschehen. Ich wollte mich also, mein Herr Panßa, damit ihm diese gelehrte Eigenschaft nicht mangeln möchte, wohl anheischig machen, einen Commentarius

dar=

darüber zu schreiben, die schweren Stellen, welche darinnen sich finden, zu erläutern, und sie für die schwache Jugend verständlicher zu machen. Da man schon hier und da Critiken über sie gemacht hat, so würde ich sie alle widerlegen. Ich fange schon an daran zu arbeiten, und ich habe auch schon nach Holland geschrieben, wo ich es in Quart mit weitläuftigen Registern prächtig abdrucken lassen will. Es thut ohne dieß ihrem Werke nicht wenig Schaden, daß es in Octav gedruckt ist. Ein Autor Classicus, und das sind sie, muß entweder in Quart oder in Duodez gedruckt seyn. Ich will ihnen, um ihr Urtheil über meine Noten zu haben, nur etliche von meinen Verbal- und Realanmerkungen zur Probe mittheilen.

Aus einer andächtigen Höflichkeit. Auf der 35ten S. Wie schlecht es mit der Philosophie aussehe, erhellet daraus, daß man diese Tugend in keiner Sittenlehre, auch nicht einmal dem Namen nach, findet. Man weiß überhaupt nicht einmal, was Höflichkeit, und was Andacht eigentlich ist. Und ohne eine genaue Bestimmung der Bedeutung dieser Wörter, läßt sich diese überaus schwere Stelle nicht entscheiden. Ich habe Achtung gegeben, was die Welt einen höflichen Menschen nennt, und bemerket, daß es zuweilen einen Menschen anzeigt, der einem die Injurien, die er von einem denkt, nicht ins Gesicht sagt, zuweilen einen Menschen, der dem andern weismachen will, daß er ihm zu gefallen suche. Ein Mensch mit einer andächtigen Höflich-

keit

keit kann also nichts anders bedeuten, als entweder einen Menschen, der Gott nur mit dem Herzen, aber nicht mit dem Munde beschimpft, oder einen, der die Welt bereden will, daß er ihm zu gefallen suche, ohne daß solches sein Ernst ist. Exempel müssen die Bedeutung dieser Worte am besten ins Licht setzen. Wenn ein Mann, dessen Amt ihm den Namen eines Ehrwürdigen giebt, dasjenige mit der größten Beredsamkeit und mit den stärksten Gründen vorträgt, was er selbst nicht glaubt, und noch vielweniger thun mag, so thut er solches aus einer andächtigen Höflichkeit. Ein Mensch, der in die Kirche geht, und wohl gar darinnen mit singt, wenn er sich gleich für so klug hält, daß er alle Geistlichen ohne Unterschied als Narren ansieht, und über die Gesangbücher sich lustig macht, der hat die andächtige Höflichkeit besonders in seiner Gewalt. In vielen Familien, von denen ich doch gewiß weiß, daß sie nicht so sclavisch sind, und sich vor Gott fürchten, soll die andächtige Höflichkeit, besonders bey Ungewittern und in gefährlichen Krankheiten, üblich seyn. Wie es eine andächtige Höflichkeit giebt, so giebt es auch eine andächtige Grobheit. Das ist auch eine Tugend. Wenn man sie besitzen will, so muß man sich alle die frommen Schimpfwörter bekannt und geläufig machen, die man wider diejenigen nöthig hat, die in Sachen der Religion nicht einerley Meinung mit uns haben. Man übt sie besonders alsdenn aus, wenn man glaubt, daß man keine Gründe hat, seine Meinung

nung zu unterstützen. Diese Tugend wird heroisch, und erhält den Namen des Eifers, wenn man einen andern mit dem weltlichen Arme von seiner Meinung überführt.

Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, der auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Auf der 35 S. Hier muß man bemerken, daß der große Panßa von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes: Erlaubt, abweiche. Dieser große Verfasser bedient sich zuweilen in seiner Schreibart einiger Archaismen, welches ihn denen schwer macht, die in der Sprache nicht genug geübt sind. Erlaubt heißt itzt soviel, als etwas, das nicht bestraft wird. Ein erlaubter Betrug, das ist ein Betrug, der von der Obrigkeit nicht geahndet wird, darunter gehören die Eide und Wechsel. Der ganze Zusammenhang giebt es, daß der Ausdruck, auf eine erlaubte Weise, hier nicht in der gewöhnlichen Bedeutung genommen seyn könne, sondern so viel als der Ausdruck sage: Auf eine den Gesetzen gemäße Weise.

Keusch bin ich, wie meine Feder. Auf der 53 S. Die Ausleger sind über dieser Stelle sehr verlegen. Die meisten wollen behaupten, daß sie keinen Verstand habe. Sie können nicht begreifen, was die Keuschheit einer Feder sey. Sie behaupten demnach, daß es ein Schreibefehler oder Druckfehler seyn müsse. Sie wollen dafür Väter lesen. Sie bestärken ihre Meinung aus der Geschichte, und beweisen durch viele

Zeug-

Zeugnisse, daß die Familie der Panßa besonders wegen ihrer Keuschheit in Spanien berühmt sey. Wenn man diese Lesart annimmt, sagen sie, so bekommt die ganze Stelle einen sehr guten Verstand. Einer von den Auslegern rühmt sich, daß er das Manuscript selbst gesehen, und diese Lesart darinnen gefunden habe. Ihre Gründe sind stark, und ich wollte gleich auf ihre Seite treten, wenn ich es ohne das Ansehen des Manuscriptes wagte. Ueberdieß haben diejenigen, welche die Lesart Feder beybehalten wissen wollen, auch etwas für sich, das schon Aufmerksamkeit verdient. Man sagt nämlich, warum man nicht mit eben so gutem Grunde eine keusche Feder sagen könne, als sehr berühmte Schriftsteller von gelehrten, von scharfsinnigen, tiefsinnigen, und geistreichen Federn reden. Wenn die Gelehrsamkeit, die Scharfsinnigkeit, der Tiefsinn und der Witz Eigenschaften einer Feder seyn kann, wie sie denn besonders ein Verfasser immer alle der Feder seiner Gehülfinn, beylegt: Warum sollte nicht mit eben dem Rechte auch die Keuschheit eine Eigenschaft der Feder seyn können? Sind dieses nicht wichtige Gründe?

Ihre Excellenz eilen entgegen und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gerasselt kömmt. Auf der 56 S. In dieser Stelle nehmen die Ausleger wider verschiedne Lesarten an. Einer liest: **Einem vergoldeten Herren, statt einem vergoldeten Narren.** Er sagt zur Behauptung seiner Lesart, daß die gewöhnliche Lesart einen Widerspruch enthalte. Denn wer vergoldet sey, der könne kein

Narr

Narr seyn. Andre sagen, daß sie das Manuscript zu rathe ziehen lassen, worinnen Narren sehr deutlich geschrieben stehe. Aber diese wollen, daß man nicht lesen solle, welcher die Treppe heraufgerasselt kommt, sondern, welcher die Treppe heraufgefaselt kömmt. Man kann hier schwer entscheiden, welches die wahre Lesart sey, wenn man nicht das Manuscript selbst zu rathe ziehen kann. Das ist wohl wahr, daß ein vergoldeter Herr, oder Narr, (mir sagt eine Lesart hier so viel als die andre) mit seinen Kleidern oft fast eben so viel Geräusche macht, als eine rasselnde Kutsche; unterdessen ziehe ich doch heraufgefaselt dem heraufgerasselt vor.

Womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Auf der 56 S. Wilibald Tromsdorf in seinen Adversariis criticis vermuthet, daß der Setzer das Wort leere hineingesetzt habe. Er steht in den Gedanken, daß es ganz überflüßig sey, und daß Gnadenversicherungen allezeit leer wären. Aber ich habe angemerkt, daß dieser Verfasser sowohl in seinen Muthmaßungen, als auch in seinen Sätzen, allzukühn und verwägen sey.

Man hält ihn für einen Fremden, welcher entweder ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Auf der 59ten S. Der schon angezogene Tromsdorf läßt hier wieder seine critische Verwegenheit sehen. Er will die Worte: Auf eine boshafte Art durchaus für einen Zusatz von einer fremden

Hand

Hand erklären. Und damit er dieses behaupte, so nimmt er an, daß in Gesellschaft witzig seyn, überhaupt nichts anders bedeute, als Böses von andern Leuten reden. Der Tromsdorf scheint mir ein ordentlicher Aristarch zu seyn, der aus dem Homer alle Verse ausstrich, die ihm nicht gefielen. Ich bin seiner Meinung nicht. Denn der Scherz über die Religion gehört unstreitig auch zum Witze, und also haben die Worte auf eine boshafte Art ihren guten Grund.

Hier mache ich, mein Heer Pansa, eine weitläuftige Ausschweifung vom Witze; ich will ihnen aber nicht länger beschwerlich fallen. In der Vorrede rede ich weitläuftig von ihren Verdiensten; ich führe eine große Anzahl von Scribenten an, die wider sie geschrieben haben, und ich nehme ihre Parten wider dieselben. Sie werden mir es vergeben, daß ich auch etwas von meinen Verdiensten um sie sage; ich würde unverantwortlich gegen mich handeln, wenn ich mich selbst vergessen wollte. Mit einem Worte, meine Noten liegen fertig; eilen sie nur mit der Herausgabe des völligen Werkes. Ich werde sie alsdenn nach der Abbildung, die sie von sich selbst gemacht haben, gewiß in Kupfer stechen lassen. Haben sie die Bedienung eines Balletmeisters schon angetreten? Ich bin mit der größten Hochachtung

Mein Herr Anton Pansa,

Ingelsheim den 19 Oct.
1750.

Ihr ergebenster Verehrer
Melchior Frommond, Rector.

Elegie.

Der du zum Tiefsinn und Ernst erhabner Gesänge gewöhnt bist,
Und die einsame Bahn alter Unsterblichen gehst,
Sing itzt, mein Geist, ein tibullisches Lied: Dich ladet die Liebe
Deines Freundes, zum Scherz und zu Empfindungen ein,
Die die Seele des Jünglings mit mächtigern Freuden erfüllen,
Als er in den Armen seiner Gespielen genoß;
Die das Herze des Mädchens mit süßrer Wollust durchwallen,
Als sie in dem Umgang ihrer Gespielinnen fand.
Töne, mein Lied, wie liebende, sanft mit gelinderer Stimme,
Sey der blühenden Braut jungen Entzückungen gleich.
Sey wie der Thau des erwachenden Tags, der vom Rosengebüsche
In das lockichte Haar einer Verliebten zerfließt,
Wenn sie schon wach, und freudig, und wild, die schönste der Rosen
Ihren noch schlummernden Freund zärtlich zu wecken, sich sucht.

Oder wie Byblis sanfttönender Quell, der nun nicht mehr weinte,
Und durchleuchtig und hell Ufer voll Myrten durchfloß.
Denn dich höret mein Schmidt, und horcht von der Höhe der Ode
Lächelnd in Tibullens bluhmichte Thäler hinab.
Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende Lieder,
Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfindt.
Aber Du, glücklicher Freund, mit deiner jungen Geliebten,
Höret mich an diesem festlichen Abend nur nicht!
Ihr fühlt mehr, als Lieder Euch lehren, und laßt es dem Dichter,
Daß er von Küssen entfernt, anderer Küsse besingt.
Freund, ein einziger Blick, von einer Seele begeistert,
Die von der süßen Gewalt ihrer Empfindungen bebt;
Und ein Seufzer, mit vollem Verlangen, mit voller Entzückung,
Ausgedrückt, auf einen zitternden blühenden Mund,
Ein beseelender Kuß, ist mehr, als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit werth.
Wer sein Leben durch liebt, nicht der, der in brauchbarern Stunden,
Was er sich selber entzieht, Enkeln genießbarer macht,

Ist

Ist ein glücklicher Mann: Sey du es, und liebe, bis einst dich
Ein ungefürchteter Tod sanften Umarmungen raubt.
Seegne den Stunden itzt nach, (die Stunden sind schon entflohen;
Merk es, und lerne die Flucht unsrer hineilenden Zeit!)
Seegne den Stunden itzt nach, da du sie zum erstenmal sahest,
Da sie sanft erröthend sich und ihr Leben Dir gab.
Seegne den Stunden itzt zu, (die Stunden werden auch fliehen,
Nimm sie, und lerne die Flucht unsrer hineilenden Zeit!)
Seegne den Stunden itzt zu, die dich noch glücklicher machen,
Jetzo, da sie ganz sich Deiner Umarmung vertraut.
Da sie mit nicht mehr bebendem Blick dich zärtlicher ansieht,
Wieder dich ansieht, und frey, und viel gelehriger küßt.
O wie glücklich seyd ihr! Mich deucht, als säh ich euch kommen,
Wie ihr im freudigen Tanz vor der Versammlung erscheint.
Sie flieht jugendlich leicht, mit schlüpfendem Fusse, vorüber,
Und sieht, glücklicher Freund, in der Versammlung nur dich.

Dir nur sagt sie etwas, wenn sie bald lächelnd sich umkehrt.
Bald mit offenem Arm deiner Umarmung zuflieht.
Jetzo leicht dir entflieht, itzt mit jungfräulichem Stolze,
Zwar von Zärtlichkeit voll, wie im Triumphe doch geht.
So gieng Aurora daher, als sie von thauenden Bergen
Menschlicher ins Thal hin, zu ihrem Cephalus, kam.
Zwar ein himmlischer Glanz floß um die Schultern der Göttinn,
Und das Gebirg erklang unterm unsterblichen Fuß:
Doch da sie näher ihm kam, ließ sie die Gottheit im Haine,
Warf mit Rosen nach ihm, küßt ihn, und lockte sein Haar.
So geht De-ahna daher: Nun bleibt sie voll heimlicher Wollust,
Daß sie dein Herze besitzt, und vor Entzückungen, stehn.
Also bleibt ein besungenes Mädchen, (ein göttlicher Dichter
Brachte sie der Nachwelt und den unsterblichen zu,)
Darum bleibt sie auf einmal entzückt, tiefsinnig, und lächelnd,
Unter der Versammlung ihrer Gespielinnen stehn;
Auf die Unsterblichkeit stolz, wenn ihre Schönheit dahin ist,

Hat

Hat sie doch den Nachruhm, ihre Gespielinnen nichts.
Freund, du sahest sie stehn, und flohst mit sehnlichen Blicken,
Ihrem vor Entzückung thränenden Angesicht zu.
Aber das sahst du wohl nicht, daß itzt ihr lockichtes Haupthaar
Unvermerkt ihr Silphe leicht und geschäftig umflog.
Mit sanfttönendem Laut des morgenröthlichen Fittigs
Flog er um ihr Haupthaar, und schnell verwandelt er sich.
Nahm die weiße Gestalt der anakreontischen Taube,
Ihren geschwätzigen Ton, ihre Geselligkeit, an.
Und wie vom geistigen Wein des weisen Anakreon trunken,
Und wie im lyrischen Ton lächelnder Lieder gelehrt,
Fieng er poetisch so an, (ich habe sein Girren vernommen!)
Rauschte mit den Flügeln, lächelt, und weissagte so:
Euch wird, unterm Geräusch oft wiedergegebener Küsse,
Eure genossene Zeit sanft und zufrieden entfliehn!
Wenigen Menschen ertheilt, von wenigern sorgsam genossen,
Fliessen aus dem goldnen Alter die Stunden euch zu.

Mit den Stunden vereint, eilt eure gesellige Freude,
Unbereut nach dem Genuß, heiter und lächelnd vorbey.
Dreymal gesegnet seyd mir! Was alle Thoren verkennen,
Was zum Reichthum verdammt, Narren unwissend verschmähn,
Tugend, und die Weisheit, das Leben würdig zu brauchen,
Und den Tod nicht zu scheun, hat euch das Schicksal verliehn.



Oden von Klopstock.

Die erste Ode an Herrn Bodmer.

Der die Schickungen lenckt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.
In der Ferne sieht Gott, auf der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz hin.
Herzen finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennet die Nacht fernerer Himmel sie;
Jetzo lange Jahrhunderte!
Niemahls sah dich mein Blick, göttlicher Addison;
Niemahls lehrte dein Mund mich selbst;
Niemahls lächelte mir Rowe, Britanniens
Unschuldsvolle Bewohnerin.
Auch dich werd ich nicht sehn, der du in ferner Zeit,
Wenn ich lange gestorben bin,
Für mein Herze gemacht, und mir der ähnlichste,
Nach mir einmahl auch seufzen wirst.

Auch dich werd ich nicht sehn, wie du dein Leben lebst;
Werd ich einst nicht dein Genius.
Also ordnet es Gott, welcher ins Feuer sieht,
Tiefer hinan ins unendliche!
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht sehn wir dann unser Glück,
Sehns mit Augen und glaubens kaum,
Dieses Glücke ward mir, als ich das erstemal
Bodmers Armen entgegen kam.



Zweyte Ode
von der
Fahrt auf der Zürcher See.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluhren verstreut; schöner ein froh Gesichte
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmahl denkt.

Von der schimmernden See weinvollen Ufer her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm im röthenden Strale,
Auf den Flügeln der Abendluft;

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem aufwallenden
Vollen Jauchzen des Jünglings!
Sanft, der fühlenden Sch = = inn gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbey geflohn;

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh;
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender;
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterinn.

Hallers Doris sang uns selber des Liedes Werth
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich, wie Gleinen, liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzt empfing uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt:
Da, da kamst du, o Freude!
Ganz in vollem Maaß über uns

Göttinn Freude! du selbst! dich, dich empfanden wir!
Ja du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielinn,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, frölicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dir gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Seufzer,
Und ins Herze der Mädchen gießt.

Durch dich wird das Gefühl jauchzender, durch dich steigt
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Wenn er sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros umkränzt;

Wenn er an das Herz dringt, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehrt verachten,
Was des Weisen nicht würdig ist.

Reizend klinget des Ruhms lockender Silberthon,
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit,
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bey der Urenkelinn
Sohn und Tochter noch seyn; mit der Entzückung Thon,
Oft beym Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her;

Da ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beym Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Aber

Aber süßer ists noch, schöner, und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen, ein Freund zu
seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem
Blick,
Auf die silbernen Wellen,
That mein Herz den frommen Wunsch:

Möchtet ihr auch hier seyn, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoos einsam von mir ver-
streut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand.

O! so wollten wir hier Hütten der Freundschaft
baun,
Ewig wohnten wir hier, ewig! wir nennten dann
Jenen Schatten-Wald, Tempe,
Diese Thäler, Elysium.



Gedanken

Gedanken über die Freymüthigkeit.

Da Umgang und Freundschaft bestimmet sind, Vergnügen und Heiterkeit über das menschliche Leben auszubreiten; so kann nichts so unanständig und unerträglich seyn, als die verdrießliche und finstre Gemüthsart einiger Menschen, welche überall etwas finden, das ihren Tadel erwecket, und sie mit allen denen unzufrieden macht, deren Gesellschaft sie sich doch nicht ganz entziehen können. Die Quelle dieser Unzufriedenheit ist entweder eine natürliche und angebohrne Schwermuth des Geistes, oder ein unverzeihlicher Stolz. Einige sind mit den Menschen unzufrieden, weil überhaupt alle Zufriedenheit aus ihrem Herzen verwiesen ist; man ist ihnen zur Last, weil sie sich selbst eine Last sind. Andre macht die Einbildung mürrisch, die sie von sich selbst haben; sie sind mit andern unzufrieden, weil sie mit ihrer eignen Person allzu sehr zufrieden sind. Sie schämen sich in ihren Augen viel zu vollkommen zu seyn, als daß sie mit den Unvollkommenheiten andrer Menschen Mitleiden haben, und sie mit Gedult und Gefälligkeit schonen sollten. Diese Götzen sehen von der Höhe, worauf sie ihre Einbildung gestellt hat, mit Verachtung auf die übrigen Menschen herunter; nichts ist

ist vor der Verfolgung ihres unbarmherzigen Tadels sicher. Sie erwecken überall Verdruß und Unwillen, und alle Freude des Umganges flüchten vor ihnen aus allen Gesellschaften, in welchen sie sich sehen lassen. Ein Mensch, der aus einer unglücklichen Neigung zur Melancholie mit andern immer unzufrieden ist, verdient Mitleiden, und die Pflichten der Menschlichkeit verlangen es, daß man die Finsternisse seines Gemüthes durch Nachsicht und Gefälligkeit zu zerstreuen, und seinen Geist durch die Freude aufzuklären suche. Die hochmüthige Unzufriedenheit verdienet keine Vergebung, weil sie anderen keine Vergebung ertheilt; und es ist eine fast überflüßige Großmuth, wenn wir der Verachtung derjenigen, die keinen andern Grund haben, uns zu verachten, als ihren Stolz, nicht mit eben dem Stolze begegnen. Da wir weder die unentbehrlichen Bedürfnisse des Lebens, noch die Bequemlichkeit, welche wir wünschen, noch das Vergnügen, das wir lieben, ohne eine enge Verbindung mit andern haben können; so ist nichts nothwendiger, als daß wir andere ertragen, weil wir es selbst so nöthig haben, ertragen zu werden.

So unentbehrlich aber diese Gefälligkeit und Nachsicht gegen andere einem jeden Menschen ist, der sich überzeuget hat, daß niemand ganz vollkommen sey, außer in einer betrügerischen Einbildung: So darf sie darum nicht so weit

gehen,

gehen, daß man die Verbesserung der Unvollkommenheiten, die man an andern wahrnimmt, nicht wünschen, und diesen Wunsch niemals äußern dürfte. Man braucht nicht sclavisch zu werden, um nicht verdrießlich und mürrisch zu seyn. Sich in alle Falten andrer Menschen zu beugen; sich alle ihre Thorheiten und Fehler gefallen zu lassen, das ist nicht nöthig, wenn man den Ruhm der Gefälligkeit erlangen will, und niemals die Zufriedenheit der Menschen stören wollen, das ist nicht gesellschaftliche Nachsicht, sondern Niederträchtigkeit. Nicht jeder Tadel tödtet das Vergnügen des Umganges und der Freundschaft, weil es der hochmüthige Tadel zerstöret. Wenn die Gefälligkeit einen guten Gesellschafter und einem wahren Freunde unentbehrlich ist; so ist es die Freymüthigkeit nicht weniger. Diese Tugend ist, wenn ich sie so nennen darf, das Salz des Umganges und der Freundschaft. Die Gefälligkeit erzeugt die nöthige Zufriedenheit eines Menschen mit dem andern; daraus entsteht das Vergnügen, das sich aus einem Herzen in die andern ergießt, und dieses Vergnügen wird durch die Freymüthigkeit immer frisch und anziehend erhalten.

Man hat also nicht zu befürchten, daß man mit der Freymüthigkeit unerträglich seyn werde, weil man es mit dem Hochmuthe ist. Die Nothwendigkeit dieser Tugend wird so gar von denen

erkannt,

erkannt, welche ihren Vortheil nicht dabey finden würden, weil sie ihn in dem Betruge suchen. Die Schmeicheley, dieses Laster, welches offenbar wider die Freymüthigkeit streitet, muß die Maske derselben annehmen, wenn sie gefährlich werden will. Ein Schmeichler, welcher andre durch verrätherische Liebkosungen zu täuschen sucht, würde wider seine Absicht handeln, wenn er ihnen wirklich unangenehme Wahrheiten sagen, und sie auf ihrer empfindlichen Seite angreifen wollte. Allein auf der andern Seite würde ein beständiges ununterbrochnes Lob den Betrüger verrathen; er will für einen Freund gehalten seyn, und er weis, daß ein Freund müße tadeln können. Was soll er also thun? diejenigen Fehler, die vornehmlich eine Verbesserung brauchten, angreifen und sie in ihrer Blöße zeigen? das würde seine Absichten zerstören, dir er nicht erreichen kann, wenn man von wichtigen Fehlern frey ist. Er fällt also über kleine Schwachheiten her, damit er diejenigen, welche er betriegen will, in den schlimmern Schwachheiten und Leidenschaften bestärke, und doch den Schein eines aufrichtigen und freymüthigen Freundes habe. Er wird sich anstellen, als ob es ihm noch so viel Ueberwindung gekostet habe, seinem Freunde solche unangenehme Dinge zu sagen. Wie hoch rechnet er ihm dieses an! kann eine Freundschaft redlicher seyn, als diese, die so offenherzig ist, und sich selbst die Furcht, die Gewogenheit des Getadelten zu verlieren,

lieren, nicht von einem aufrichtigen Tadel zurück halten läßt? Er wird ihm Fehler andichten, und sie mit der größten Strenge bestrafen, weil er weis, daß Vorwürfe nicht verdrießen, die man nicht verdient. Der Betrüger! Wie sehr ist man zu bedauern, wenn man in die Hände eines so gefährlichen Schmeichlers fällt! Wie leicht ist man von seiner Eigenliebe verführt, die Kunst eines heimlichen Feindes, mit einem verdrießlichen und aufgebrachten Gesichte zu schmeicheln, und mit der Mine eines Censors zu liebkosen, für Freymüthigkeit zu halten!

Wie kann man also einen Freymüthigen von einem Schmeichler unterscheiden, welcher die Gestalt eines Freymüthigen hat, ohne sein Herz zu haben? Das ist etwas sehr schweres, weil Unpartheylichkeit gegen sich selbst dazu nöthig ist. Es ist zwar möglich; aber bey einer solchen Untersuchung darf die Eigenliebe nicht gegenwärtig seyn. Die Freymüthigkeit eines Schmeichlers zu entlarven, dazu gehöret eine Kenntniß seiner liebsten Fehler, die wir so hoch schätzen, daß die geringste Verachtung derselben uns eben so sehr aufbringt, als wenn wir selbst verachtet worden wären. So unverschämt ist nicht leicht ein Mensch, daß er sich bereden sollte, in keinem einzigen Stücke einigen Tadel zu verdienen. Er wird ihm gern einige Fehler aufopfern; zumal wenn es solche sind, die ihm die Hochachtung

eben nicht rauben, die er zu haben wünscht; über Verweise, welche man ihm darüber giebt, wird er nicht unwillig werden, wofern nur seine Schoosschwachheiten geschonet werden. Die Freymüthigkeit des Schmeichlers hütet sich, diese Geschwüre zu berühren; die wahre Freymüthigkeit hingegen schont den Menschen gerade da nicht, wo er geschont seyn will. Sie achtet seinen Unwillen nicht, wenn sie überzeugt ist, daß die unangenehmen Wahrheiten, die sie sagt, entweder ihm, oder zum wenigsten andern einen sichern Nutzen schaffen. Ein unbetrügliches Merkmaal, wodurch man die wahre Freymüthigkeit von der falschen und erkünstelten unterscheiden, und einer Buhlerinn entfliehen kann, die ihren Liebhabern oft Vorwürfe macht, nicht in der Absicht, sie abzuweisen, sondern sie noch mehr zu fesseln!

Man hat demnach sehr viel Vorsicht nöthig, diese edle Herzhaftigkeit, unangenehme und widrige Wahrheiten zu sagen, mit keinem andern Begriffe oder Charakter zu verwechseln. Das Gebiete der wahren Tugend, das Gebiete einer guten Natur, und selbst die Gegenden der Laster stoßen oft so genau zusammen, daß sich ihre Grenzen in einander zu verlieren scheinen, und daß es oft nur auf einen sehr kleinen Schritt ankömmt, in eine fremde Gegend zu gerathen, da man sich wohl immer noch einbildet, in dem

Gebiete

Gebiete der Tugend zu seyn. Wie viel ähnliches hat nicht oft eine gewisse natürliche Ehrlichkeit und Offenherzigkeit mit der Freymüthigkeit! Amint ist von Natur zum Betruge, und selbst zu einer weisen Verstellung ungeschickt. Er ist der Schmeicheley, aber er ist auch der Gefälligkeit und Nachsicht gegen andre unfähig. Dieses liegt zum Theil in seiner natürlichen Aufrichtigkeit, zum Theil darinnen, daß er keine gute Erziehung gehabt hat. So bald in seiner Seele ein Gedanke erzeugt wird, so bald ist er auch auf seinen Lippen. Ist er in einer Gesellschaft, so sagt er alles, was er von ihr denkt, Gutes und Böses. Er hat die Absicht nicht, zu loben, wenn er lobt, und eben so wenig hat er die Absicht, zu tadeln, wenn er tadelt; er sagt nur, was er denkt. Sein guter natürlicher Verstand irrt selten. Allein wie man ihm für sein Lob keinen Dank schuldig ist, so darf man ihn auch um seines Tadels willen keinen Unwillen empfinden lassen, weil er damit weder zu bessern noch zu beleidigen denkt. Was er spricht, spricht er, weil es ihm unmöglich ist, mit seinen Gedanken an sich zu halten. Könnte man sich nicht leicht in seinem Charakter irren, und ihn seiner Freymüthigkeit wegen erheben? Nein, Amint ist nicht freymüthig; er ist blos ein guter aufrichtiger Mann, der alles vom Herzen wegredet, ohne eine Absicht damit zu verbinden. Lehrt ihn, daß man mit seinen Urtheilen und Gesprächen zu

nützen suchen, lehrt ihn, daß man nicht ohne Vorsicht loben, und niemals ohne die Absicht, zu bessern, tadeln, daß man seine angebohrne Offenherzigkeit nicht verschwenden müsse, lehrt ihn Weisheit, so wird er freymüthig werden.

Oft könnte man auch die Scherzhaftigkeit, oft auch einen beißenden Witz für Freymüthigkeit halten. Man wird im Umgange Leute finden, die sich beständig auf fremde Unkosten eine Freude machen. Sie haben eine Fertigkeit zu spotten, die sie niemals verläßt. Sind sie in Gesellschaft, so suchen sie an den Anwesenden sogleich alle Lächerlichkeiten auf, um sie ihrem Witze Preis zu geben. Bey einigen ist es eine Bosheit. Sie können ihren besten Freund einem Einfalle aufopfern. Sie wollen das Schrecken der Gesellschaft seyn; man soll sie allezeit mit Furcht und Zittern anreden, und es für Gnade halten, wenn man ihnen unbemerkt bleibt. Andere wollen nur Verstand haben, und sie wissen nicht, daß das nur ein schlechter Verstand sey, der allein das Fehlerhafte und niemals das Gute bemerkt. Man bemerkt zwar an ihnen eine Herzhaftigkeit, unangenehme Wahrheiten zu sagen; allein sie ist nicht edel, weil sie nicht aus Menschenliebe entspringt, weil die Eitelkeit oder die Bosheit die Quelle davon ist, weil sie in den Gesellschaften nur auf ihre eigne Zufriedenheit denken, ohne darauf zu achten, ob die übrigen unzufrieden werden, das ist, weil sie unhöflich sind.

Die

Die wahre Freymüthigkeit bemerkt auch die Fehler und Unvollkommenheiten der Menschen. Allein die Empfindungen, welche diese Erkenntniß in dem Freymüthigen erzeugt, sind niemals Empfindungen der Eitelkeit, sondern der Menschenliebe. Die Menschen werden nicht so wohl dadurch beleidigt, daß man ihre Fehler bemerkt, auch nicht allezeit dadurch, daß man sie und andre darauf aufmerksam macht; aber das bringt sie auf, wenn sie sehen, daß man seinen Ruhm auf ihre Schande bauen, und sich darum für weiser und tugendhafter halten will, weil sie weniger weise und tugendhaft sind, als der andre. Der Freymüthige wird sich auf alle mögliche Weise in acht nehmen, andern eine Meynung beyzubringen, die seiner Neigung, dem menschlichen Geschlechte durch seine Einsicht in die Unvollkommenheiten seiner Nebenmenschen nützlich zu werden, unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen würde. Er mag ihnen auf eine ernsthafte, oder auf eine scherzhafte Weise unangenehme Wahrheiten sagen, so wird er es allezeit auf eine Art thun, die sie überführt, daß es nicht seine Absicht sey, sie zu erniedrigen und sich zu erheben, und daß eine unangenehme Wahrheit von ihm weit liebenswürdiger sey, als von andern die feinste Lobeserhebung und Schmeicheley. Er wird die Wahrheit und Tugend allzu sehr lieben, daß er nicht zuweilen einige Menschen verachten, sie seine Verachtung empfinden, und

so tief zu erniedrigen suchen sollte, als er nur kann; aber es werden allezeit nur solche seyn, von denen er überzeugt ist, daß sie zu sehr verdorben sind, als daß sie jemals der Hochachtung eines vernünftigen und tugendhaften Mannes fähig werden könnten. Seine Freymüthigkeit wird sich dann in aller ihrer Stärke zeigen, wenn solche Leute bey ihren Lastern noch so viel Macht, oder so viel Verstand besitzen, daß sie dadurch der Tugend und dem allgemeinen Besten desto gefährlicher würden. Außer diesem Falle wird sich der Freymüthige das Gesetz machen, niemals die Pflichten der Bescheidenheit und der Menschenliebe zu beleidigen.

Man sieht daraus, daß die wahre Freymüthigkeit die größten Eigenschaften so wohl des Verstandes, als des Herzens voraus setze. Man darf sich also nicht wundern, daß dieses ein so seltner Charakter ist. Wie viel Kenntniß seiner selbst, wie viel Einsicht in die Schwachheiten und Fehler andrer Menschen, wie viel Kunst, ihre wahren Quellen zu erforschen, wie viel Geschicklichkeit, ihre Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne sie zu reizen und aufzuwiegeln, wie viel Demuth und Bescheidenheit bey einem großen Verstande, wie viel Artigkeit und Lebensart, wie viel Geist und Witz, und was noch mehr ist, wie viel Tugend gehört zu einem solchen Freymüthigen! Aber wie liebenswürdig ist er

auch

auch nicht, und wie viel Ehrfurcht würde ein Mensch, der sich bestrebte, in diesem Charakter zu erscheinen, nicht allein bey dem vernünftigen und tugendhaften Theile der Welt, sondern überhaupt von allen Menschen erhalten!

Der Verstockte.

Ein Moralist seufzt, daß ich lache.
„Ach, welch ein Leichtsinn herrscht in dir!
„Wenn siehst du, Eitler, das an mir?
„Das macht, am Herzen halten wir,
„Wir Moralisten sorgsam Wache,
„Daß keine Lust uns sinnlich mache.
„Wer lacht, der ist der Tugend Feind;
„Und über Thoren lacht ihr Freund.
Ich höre, wie er seufzt, und weint;
Und lache.

Der Arzt, mein Vetter, siehts; ich trinke.
Mein Wein macht gut, was er verderbt.
Er spricht vor Zorn, daß er nicht erbt:
„Schreyt über euch, wofern ihr sterbt.
Er schilt, daß ich mich klüger dünke,
Und doch folg ich des Weines Winke.

Drauf drohet der gelehrte Mann
Mir grimmig iede Krankheit an,
Die er auf griechisch nennen kann.
Ich trinke.

Ein Philosoph zürnt, daß ich scherze;
Denn nie wird seine Stirne glatt.
Ein Mann, wie er, denkt sich nicht satt;
Und wenn er ja ein Herz noch hat:
Versperrt er doch der Lust dieß Herze.
Er zeigt, wie ihn mein Leichtsinn schmerze;
Er abstrahiret und erklärt,
Und demonstriret gar gelehrt;
Ein Scherz sey nicht der Rede werth.
Ich scherze.

Ein Advocat sieht, daß ich dichte.
Der ernste Mann, der leuterirt,
Sollicitirt, und appellirt,
Lacht nie, als wenn er liquidirt.
Er spricht: „Geh! Sieh ob vor Gerichte
„Der schönste Vers Processe schlichte!
„Dein Spielwerk wird dich noch gereun.
„Die Mädchen lesens. Laß es seyn!
„Bringt dir ihr Beyfall Sporteln ein?
Ich dichte.

Ein Reimer fühlt es, daß ich denke.
Er seufzt: „Das Denken stürzet dich.
„Wo denken Neukirch, Hauk und ich?

Sey

„Sey sicher, daß ich niemals mich
„Auf euers Hallers Seite lenke,
„So oft ich auch die Welt beschenke.
„Das Denken wird zwar sehr gemein;
„Doch willst du groß, wie Stoppe, seyn:
„So sage nichts, und reime rein!
Ich denke,

Ein Misanthrop sieht, daß ich küsse.
Er sieht es, stutzet und erschrickt,
Daß mich mein Mädchen so entzückt;
Denn daß man, wenn man eins erblickt,
Dann weder sehn noch hören müsse,
Beweist er mir durch tiefe Schlüsse.
Empfindungen sind ein Geschwätz;
Ein Kuß des Satans schlimmstes Netz,
Und sich zergeisseln sein Gesetz.
Ich küsse.



Der Proselyt.

Ich lache, doch mein Mentor spricht
Mit einem finstern Amtsgesicht:
„Seyd doch gesetzt, und lachet nicht;
„Das Lachen ist der Thorheit Zeichen!
„Wer wollte jungen Gecken gleichen?
Ich, Jüngling, geb ihm gleich Gehör,
Ich falte meine Stirn, mich jung zum Greis zu machen.
Ich seh noch finstrer aus, als er, . . .
Um plötzlich noch lauter zu lachen.

In Ruhe trink ich mein Glas Wein.
Doch kaum schenk ich mir wieder ein;
So fängt er ängstlich an zu schreyn:
„Ich bitt euch, spart euch euren Erben!
„Wollt ihr am Podagra noch sterben?
Drauf fährt er fort, den Wein zu schmähn.
Schon laß ich aus der Hand gerührt das Stutzglas sinken,
Und es unausgetrunken stehn, . . .
Aus vollen Pokalen zu trinken.

Wenn mich ein feiner Scherz erfreut,
So schilt er meine Sinnlichkeit,
Durch die sich die Vernunft entweiht.

„Es ist schon schimpflich, selbst zu lachen.
„Und ihr wollt andre lustig machen?
Ich höre seine Weisheit an,
Und traurig, denn mir geht mein Leichtsinn sehr zu Herzen!
Betracht ich starr den weisen Mann, . . .
Um über ihn selber zu scherzen.

Mich rührt der Musen heitre Kunst.
Doch kaum buhl ich um ihre Gunst:
So spricht er: „Solcher Ruhm ist Dunst.
„Schreibt, soll euch ein Gelehrter lesen,
„Von Mitteln, Zwecken und von Wesen.
Drauf lehrt er mich, wie man beweist,
Und bringt mir sein Systhem. Ich folge meinen Pflichten;
Ich les ihn, den soliden Geist, . . .
Um auf ihn Satyren zu dichten.

„Zum wenigsten sind, wie er spricht,
„Die Verse für Gelehrte nicht.
„Schreibt zu der Jugend Unterricht!
„Wen rühret Klopstock? Wer lobt Kleisten?
„Wer klug ist, dichtet für die Meisten.
„Den, der nicht logisch denken kann,
„Erbaut ein Neukirch noch. So gleich laß ich mich lenken;
Und, ihm zu folgen, fang ich an, . . .
In reimlosen Versen zu denken.

Da er mich Chloen küssen sieht,
Zürnt er. Der ganze Mentor glüht,
Der Mädchen, wie die Schlangen, flieht.
Er schilt mich, und ein Feind der Freude
Bestraft wohl Küsse nicht aus Neide.
Gleich fang ich an, es zu bereun,
Die Lippen, denn mich schreckt mein zärtliches Gewissen,
Die Lippen halten stoisch ein, . . .
Um tausendmal wieder zu küssen.



Ode

Ode
an Herrn Cl*

Seit ich, mein Freund, mir wieder gegeben bin;
Lach ich des Crösus. Froher, als Könige,
Beneid ich nicht der Erde Götter,
Wenn ich in Ruh mit Aristen scherze,

Und seines Glückes täglicher Zeuge bin;
Wenn ihm Charlotte freundlich die Wangen klopft,
Und ihre Küß auf seinem Munde
Freuden erschaffen, die Lieder werden.

Die sanften Lieder singen die Gracien
Bey Nacht den stillen horchenden Haynen vor;
Dann tanzen. (Freund, ich habs gesehen,)
Junge Dryaden nach ihren Tönen;

Und meine Seele hallet Empfindungen
Der Freundschaft wieder, jauchzet und segnet sich.
Nein Freund, ich tauschte nicht Minuten
Gegen der Könige ganzes Leben.

Der
Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs gieng aus, sich umzusehn,
Ob ihm von ohngefähr kein Huhn begegnen wollte,
Und ob kein Rab ihm zu Gebothe stehn,
Und nur für ihn gestohlen haben sollte.
Doch dießmal schiens ihm nicht, wie sonst, nach Wunsch zu gehn;
So scharf sein Auge sah, wußt es nichts auszuspähn.

Da er bereits umsonst viel Felder durchgestreifet,
Erblicket er ein Försterhaus,
An dessen Wand dehnt sich ein breiter Weinstock aus,
Der eine Traube trägt, die sich zu einem Schmaus
Vor allen andern schickt; er macht den Schluß daraus,
Daß sie für ihn gereifet.

Die Wahl bewies, daß er in dem, was köstlich schmeckt,
Nichts wenger, als ein Neuling, wäre,
Und brachte seiner Einsicht Ehre.
Die Traube hieng ganz unbedeckt,
Und, durch kein Laub dem Sonnenstral verſteckt,

War sie des Weinstocks Pracht, und milder aufgeschwollen.
Der Fuchs, der in dem Wahn, er brauche nur, zu wollen,
Sie mit den Augen schon verschlang,
Sprang nach ihr auf. Er dehnte sich, und sprang,
Schlich auf die Seite hin, that wieder eitle Sprünge,
Und sah betrübt, daß ihm kein Sprung gelang.
Nach dem Versuche neuer Sprünge
Sah er erst ein, = = Wer sieht gleich alles ein?
Nur sollten Füchse weiser seyn,
Die ihrer List so gern sich freun. = = =
Sah er erst ein, daß sie zu hoch für Füchse hienge.

Der Rabe, den er einst, so schwarz er war, erhob,
Weil ihn ein Käse schön und majestätisch machte,
Um den er ihn durch falsches Lob,
Das ihm der Hunger eingab, brachte,
Saß auf dem nächsten Baum, sah sich gerächt, und lachte.
„Wie schmecken, ruft er aus, in diesem Jahr die Trauben?
„Ey, ey! Herr Fuchs, wer sollte das wohl glauben?
„Ein Held, der sich, wie du, durch List berühmt gemacht,
„Giebt auf sich selbst so wenig acht,
„Und unternimmt, eh er es überdacht.
„Thät ichs, so würd ich ausgelacht!
„Sähst du denn nicht die Höh des Weinstocks und der Mauer?
„Freund, da du einst, als du zum Pfau mich logst,
„Um

„Um meine Mahlzeit mich betrogst,
„Freund, damals warst du schlauer.

Der Fuchs, dem dieß zu Herzen geht,
Spricht schnöde, da er sich zum Tadler seitwärts dreht:
„Ein Rabe spricht, wie ers versteht.
„Freund, wisse, daß gewiß uns Füchsen nichts entgeht,
„Was man nur nicht verschmäht.
„Ich mag die Traube nicht; ich seh es, sie ist sauer.

Indem er sich bemüht, den Unmuth zu verstecken,
Erblickt er nah bey sich ein Huhn.
Ein Huhn? Das sollte wohl so gut, als Trauben, schmecken?
Wie wenig hat zu dem ein Fuchs dabey zu thun?
Wie leicht ist das erhascht, gewürget, und verzehret?

Nur merkt das Huhn zu bald die üble Nachbarschaft,
Und fliegt sogleich mit aller Kraft,
Die ihm die Furcht vor seinem Feind gewähret,
Dem nahen Hühnerhause zu.
Der Bauherr hatte nicht durch angelehnte Stiegen
Für einen Fuchs gesorgt, der etwan zum Vergnügen
Ein Huhn sich hohlen will. Er mag sich drehn und schmiegen,
Und springen, wie er kann; das Haus bleibt unerstiegen.
Aus seiner Höhe sah das sichre Huhn in Ruh,

Wie

Wie sich der Fuchs, dem sonst so leicht sein Anschlag glückte,
Nun schon zum zweytenmal berückte,
Hinauf nach ihm mit stummer Wehmuth blickte,
Und sich mit trocknem Maul zuletzt zum Abzug schickte.

Indem der Fuchs, der von den Sprüngen keicht,
Den Kopf zur Erde hängt, und mit betrübtem Herzen
Beym Raben still vorüber schleicht;
Verfolgt ihn der mit seinen Scherzen.
Er spricht: „Weißt du, daß sichs für keinen Helden schickt,
„Daß er den Kopf zur Erde bückt?
„Ein Meister in der List trägt stets sein Haupt erhaben.
„Man dächte, wenn man dich erblickt,
„Daß dießmal dich im Ernst ein schwaches Huhn berückt.
„Dieß wär ein Schimpf für deine Gaben!
„So denkt man nur, wenn mans nicht recht versteht,
„Und das nicht weis, daß euch, euch Füchsen nichts entgeht,
„Was ihr nur nicht verschmäht.
„Das Huhn war mager, Freund. Du mochtest es nicht haben.

Die
Philosophische Gleichmüthigkeit,
nach des Horaz 10 Ode im 2 Buche.

An den Licinius.

Dann führst du, Licin, ein tadelfreyeres Leben,
Wenn du nicht immer die Höhen des Meeres
Vermessen zu ersegeln strebst;
Und wenn du mit Bedacht vor finstern Strömen erzitterst,
Doch nicht zu zaghaft am Ufer dahin streichst,
Das falsch dein schwaches Schiff verletzt.

Wer, klug in seiner Wahl, den göldnen Mittelstand liebet;
Vermeidet, sicher vor drückendem Mangel,
Den Moder eines alten Dachs;
Vermeidet gleich beherzt, in seinen Wünschen enthaltsam,
Den überlästigen Schimmer der Schlösser,
Der wider ihn den Neid empört.

Die hohe Fichte wird von Norden öfter bekrieget;
Der Fall, der trotzige Thürme zerschmettert,
Wird schwerer durch der Thürme Höh.

Wenn

Wenn durch der Blitze Glut der Zorn verderbender
Donner
Die Häupter stolzer Gebürge versenget;
Deckt Hügel ihre Niedrigkeit.

Ein wohlgerüstet Herz hofft im Gedränge des Unglücks,
Und fürchtet selbst in des Glückes Genusse
Den nahen Wechsel des Geschicks.
Der Götter Vater, Zevs, ruft rauhen finstern Gewittern,
Des Himmels freundliche Pracht zu entstellen;
Und er auch heißt sie wieder fliehn.

Das Leid, das itzt dich schlägt, wird dich nicht immer
verwunden.
Nicht selten wecket die schweigende Muse
Die Harmonie der Zyther auf.
Nicht immer spannt Apoll mit starken Nerven den
Bogen;
Neptun gebiethet den Wellen oft Stille,
Und ruht in seinen Grotten aus.

Wenn dich das Unglück drückt, und seine Bürden dir
auflegt:
So trage, Freund, sie mit männlichen Schultern,
Steh unbewegt, und wanke nicht!
Der Weisheit stets getreu, zieh auch die schwellenden
Segel,
Wenn allzu günstige Winde sie füllen,
Noch vor des Sturmes Ausbruch ein.

An Doris.

Wenn dich mein Mund entzückt erhob;
Verbothst du mir erzürnt dein Lob.
Dein Zorn erschreckt mich, und ich schwöre;
Ich schweige, sittsam Kind, du meiner Lieder Ehre,
Von deiner Tugend künftig still.
Doch sieh, ich lobe dich, selbst da ich mich erkläre,
Daß ich dich nicht mehr loben will.

Ist wider dein Geboth mein Herz nun so vermessen,
Daß, wenns an dich nur denkt, dich lobt und sich vergißt;
Wie soll es sich denn nicht vergessen,
Wenn Doris selbst zugegen ist?



Damon
an den
Frühling.

Du kehrst zurück, umringt von Scherzen,
O Lenz, der Erde liebster Freund,
Noch findest du mich, voll von Schmerzen,
Die ich dir ehmals vorgeweint.
An jedem deiner frohen Tage,
Sang ich im Thal ein Lied an dich,
Stets untermengt mit dieser Klage:
Kein göttlich Mädchen liebet mich.

Hier, wo um mich, in jungen Büschen,
Die Lieder einer Nachtigall,
Sich, mit der Weste Säuseln, mischen.
Oft nachgeahmt vom Wiederhall;
Hier sang ich in mich deine Freuden,
Ich bin ganz Wollust, ganz Gefühl,
Sie fühlt kein Mädchen, mir zur Seiten,
Und diesen Freuden fehlt noch viel.

Ach hauche doch, wie mir, die Liebe,
O Lenz, der schönen Phillis ein,
Und laß ihr Herz, voll sanfter Triebe,
Nach eines Jünglings Herzen seyn,
Der Zärtlichkeit schon zubereitet,
Empfang es gern die süße Quaal,
Und sehnsuchtsvoll, und unbegleitet,
Besuche sie dies stille Thal.

Hier gieb dich ganz ihr zu empfinden,
Sie fühle, daß sie einsam sey,
Ich schleiche mich dann, sie zu finden,
Auf dem gewohnten Pfad herbey.
Mein Herze wallet ihr entgegen,
In welchem Lust und Hoffnung blühn,
Mit einem Aug, voll von Gesprächen,
Sieht sie mich, und vergist, zu fliehn.

Ein Reiz umfließet ihre Wangen.
Der hold, wie junge Rosen, lacht,
Wenn sie von Morgenthaue prangen,
Und um sie her der Tag erwacht.
Vom West, der tanzend um ihr spielet,
Wallt ihr leisrauschendes Gewand,
Am Busen, den er schmeichelnd kühlet,
Löst er ein vielbewahrend Band.

Dies ist es, Phyllis, das dich ehrte,
Es schlägt in mir, das volle Herz,
Dies Herz, das dich zu lang entbehrte,
Empfand um dich geheimen Schmerz.
Oft weint ich, wenn ich sehen müssen,
Wie stolz du mich vorbey gerauscht,
Das Glück, mich dir bemerkt zu wissen,
Hätt ich um alles Glück vertauscht.

Dies Aug, voll jugendlichem Feuer,
Das frey um alle Schönen schlich,
Ward, wenn du kamest, gleich getreuer,
Und schmachtend sah es nur auf dich,
Dann sammelten sich seine Blicke,
Und lagerten um dich sich her,
Nie kamen sie zu satt zurücke,
Und nie von neuen Wünschen leer.

Dein Bild, zu tief in mich gedrücket,
War, von dir fern, mir immer nah,
Den kleinsten Zug, der mich entzücket,
Vermisst ich nicht, wenn ich es sah.
Ihm durft ich noch gefühlvoll sagen:
Kein Mädchen ist so schön, wie du:
Ihm seufzt, in dichterischen Klagen,
Ich oftmals meine Liebe zu.

Jtzt glücklicher, und voll Entzücken,
Sag ichs dir selbst: ich liebe dich.
Was sagst du mir mit diesen Blicken:
Was sagst du, Phyllis, liebst du mich?
Ach überlaß dich diesen Trieben,
Sey doch geneigt, dich zu erfreun,
Komm, laß uns unausdrücklich lieben,
Und unsrer Jugend würdig seyn.

Sie williget in diese Freuden,
Sie thut, was ihr ihr Herz empfahl,
Und Zärtlichkeit und Liebe leiten
Uns durch das blumenvolle Thal.
Ich pflück ihr neugebohrne Veilchen,
Und pflanze sie auf ihre Brust,
Sie lohnet mir, mit holden Mäulchen,
Und meine ganze Seel ist Lust.

Dann werd ich nicht mehr klagen müssen,
Dann bin ich voll von meinem Glück,
Ich singe nur von Phyllis Küssen,
Und ihrem sieggewohnten Blick.
Damn hören mich die stillen Gründe,
O Frühling, deine Macht erhöhn,
Dem Nachhall sollen sanfte Winde
Dein würdig Lob entgegen wehn!

Sammlung Vermischter Schriften

von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.



Zweyter Band, sechstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1751.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode
auf das Geburtsfest
der Hochwürdigsten und Durchlauchtigsten
Herzoginn,
und
Frau Abbatissinn v. Qvedlinburg,
Maria Elisabeth.

Maria wartete schon ihrer bessern Krone,
Vernahm schon den Triumphgesang,
Der von den Seligen an ihres Gottes Throne
Süßtönend in ihr Ohr erklang.

Begierig legte sie die schwere Bürde nieder,
Nicht weit vom Grabe mehr entfernt;
Und sie antwortete lobsingend auf die Lieder,
Die sie schon hier verstehn gelernt.

Ihr Engel stand schon auf, sie in den Schmuck zu kleiden,
Den sie für ihren Purpur wählt.
Schon hatt er ihren Lohn nach allen ihren Leiden,
Nach ihren Thaten, ausgezählt.

Und niemand freute sich, als sie nur. Jeder bebte
Vor der ihm dräuenden Gefahr;
Und selbst erbebte der, der daß sie länger lebte,
Der unwerth ihrer Herrschaft war.

Vielleicht das erstemal ward er, von Furcht gebeuget,
Ein wahrer beßrer Unterthan.
Des ganzen Volks Gebet, von Schmerz und Lieb erzeuget,
Flog ungestüm zu Gott hinan.

Gott siehts; doch will er uns noch mehr dazu gewöhnen,
Verzieht, und des Gebets wird mehr;
Und es verstärken sich der Unterthanen Thränen.
Er zählt sie, und nun höret er.

Ihr Leben kehrt zurück in die erstorbnen Glieder;
Das Grab verschließt sich ihrem Blick.
Sie nimmt, weil sie uns liebt, die schwere Bürde wieder,
Und wachet über unser Glück.

Wir werden, sprach das Volk, das Fest nun wieder feyern,
Das uns so oft schon heilig war.
Noch wird der schöne Tag das Loblied oft erneuern,
Daß er sie unserm Glück gebar.

Du kömmst. Sey uns gegrüßt! Du Bürge, daß ihr Leben
Noch viele Zeiten uns beglückt;
Wo neue Laster nicht Gott neue Rechte geben,
Daß er sie plötzlich uns entrückt.

Wer kann, Maria, wohl die Liebe Dir belohnen,
Die vieler Nächte Schlaf Dir raubt?
Der Himmel kann es nur. Da liegen Deine Kronen.
Doch schmück erst spät damit Dein Haupt!



* *

Betrachtung
über die
Verschiedenheit der Vergnügungen in den verschiednen menschlichen Altern, als einen wahrscheinlichen Beweis von der Unsterblichkeit des Menschen.

Die Aussicht in die abwechselnden Vergnügungen, welche dem Menschen in den verschiednen Auftritten seines Lebens begegnen, hat nicht allein viel Anmuth, sondern ist für einen nachdenkenden Geist auch sehr lehrreich. Sie ist für denjenigen angenehm, der diese Scenen erst noch betreten soll; weil ein Vergnügen, das man erst in der Ferne gesehen hat, ehe man zu dem wirklichen Genusse desselben gelangt ist, dadurch verdoppelt wird, daß man durch die Hoffnung dem wirklichen Genusse so zu sagen zuvorkömmt. Eben so angenehm muß es für einen Menschen seyn, der nun von dem Schauplatze abtreten will, wenn er ohne Verdruß und Reue auf die schon genoßnen Freuden zurücksehen kann. Das heißt sie von ihrer Flucht wieder zurückholen, und noch einmal genießen. So kann der Mensch mit der Freude wuchern; bloß dadurch, daß er sie betrachtet,

tet, wenn er sie auch nicht genießt; es sey nun, daß sie ihm noch bevorstehe, oder daß er sie schon geschmecket habe. Doch eine solche Betrachtung thut noch mehr, als daß sie die Seele freudig macht. Sie erfüllt sie mit Vorstellungen ihrer eignen Größe; sie überführt sie, wenn sie über die Abwechslung der Vergnügungen in den verschiednen menschlichen Altern nachdenkt, daß sie weit über die Thiere erhaben sey, die, wenn sie einen wirklichen Unterschied zwischen Schmerzen und Vergnügen machen, doch nur mit ihren Empfindungen auf einzelne Arten desselben eingeschränkt sind; sie berauscht sie mit der süßen Hoffnung, daß wie sie von den Spielwerken der Kindheit zu den lebhaften Ergetzlichkeiten der Jugend, von diesen zu den ernsthaften Freuden des Mannes übergieng, sie von dem Frieden und der Ruhe, die in dem Gemüthe eines Greises herrscht, zu einer Glückseeligkeit fortgehen werde, die ihren erweiterten Begierden gemäß ist.

Was ist die Seele in dem ersten Anfange ihres Daseyns, wo alle ihre Kräfte noch ganz eingewickelt sind? Eine Seele, die es noch nicht weis, daß sie eine Seele ist, und die nur wenig Zeichen von sich giebt, daß sie empfinden kann? Wie ermüdet muß sie seyn, wenn sie sich unter die wirklichen Creaturen durchgearbeitet hat! Wer kann die großen Veränderungen beschreiben, die in einem Menschen vorgehen müssen, wenn er das erstemal seine Augen aufschlägt? Wie nahe muß sein Zustand dem Zustande eines Blinden kommen,

der plötzlich und auf einmal seines Gesichts mächtig wird, und sich einbilden muß, daß alle Gegenstände, die er nun durch die Hülfe seiner Augen empfindet, auf seinen Augen aufliegen? Unterdessen muß doch dieser Zustand viel angenehmer und besser seyn, als der Zustand eines noch unausgebildeten Embryons. Was sagt das Lächeln in dem Gesichte eines Kindes, dessen Körper durch keine schmerzhaften Empfindungen beunruhigt wird? Dieses Lächeln, diese fast unmerkliche Freude über sein Daseyn; bleibt sie nicht immer in seinen Minen, so lange es gesund ist? Man muß erstaunen, wie bald sich die kleinsten Kinder in ihre Existenz finden lernen. Was für eine anmuthige Verwunderung bey einem jeden neuen Gegenstande in allen ihren Blicken! Alle ihre Bewegungen verrathen eine gleich angeborne Kraft, Ordnung, Uebereinstimmung und Verhältnisse in den Dingen zu empfinden, und sich darüber zu freuen. So fremd auch die Seele in der neuen Gegend war, in welcher sie auftrat: So bald sagt sie zu sich selbst, daß sie in diese Gegend gehöre, und selbst noch besser sey, als diese Gegend. Ein aufmerksamer Zuschauer sieht wohl, wie sie arbeitet, mehr zu thun, als zu empfinden. Er sieht sie denken, wenn sie auch sich selber noch nicht verständlich werden kann; er bemerkt wohl, wie sich die Knospe bestrebt, sich auseinander zu falten, und sich in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen. Wenn man den Zustand des Menschen in seiner ersten Kindheit mit dem ersten Zustande eines

Thieres

Thieres vergleicht, wie viel vollkommner scheint nicht dieser vor jenem zu seyn. Ein Thier ist nach wenig Tagen dasjenige ganz, was es seine ganze Dauer über seyn soll. Die Maschinen der Thiere sind einer größern Vollkommenheit fähig; ihre Seelen aber sind so zu sagen auf einmal ganz fertig, und können nur sehr wenig mehr ausgebildet werden. Der Unterschied zwischen einem Thiere in seiner Kindheit und einem Thiere in seinem vollkommnen Alter ist eben so groß und merkwürdig nicht. Aber man stelle sich vor, daß die Menschen mit der Vollkommenheit und Thätigkeit zu existiren anfangen, die sie etwa im männlichen Alter haben; man nehme an, daß sie zum erstenmale ein Kind sähen: Würden sie wohl aus den Veränderungen, die sie an demselben bemerken, begreifen können, daß dasselbe in wenig Jahren eben so vollkommen seyn würde, als sie sind? So fein und unmerklich sind die Veränderungen, die uns aus Kindern zu Knaben und nach und nach zu Männern machen.

Was die Freude, welche der Mensch in diesem Zeitpunkte seines Lebens genießt, anbelangt: Wie einfach ist sie nicht! Man findet wenig Mannichfaltigkeit und Abwechslung darinnen, und sie scheint immer einen gleichen Grad der Stärke zu haben. Gleichwohl ist zum wenigsten ein Sinn, das Gesicht nämlich, bey Kindern eben so ausgebildet, als bey Erwachsnen; der Sinn, welcher in einem reifern Alter die Quelle unzählbarer Freuden, von verschiednem Grade, von größrer

 und

und geringerer Stärke und Heftigkeit ist. Die Welt malt sich in dem Auge eines Erwachsnen nicht anders ab, als in dem Auge eines Kindes. Warum wirket aber eben dasselbe Bild, das sich in unsern Augen abzeichnet, in verschiednen Altern verschiedene Veränderungen? In dem Gesichte eines Kindes findet man immer einerley Heiterkeit, und über alles, was schön ist, und durch sinnliche Reizungen gefällt, immer einerley Vergnügen. Der Schall einer Klapper und harmonirende Töne einer Flöte machen bey ihnen einen gleichen Eindruck, gleichwohl ist es unstreitig, daß in ihren Ohren von dem Schalle der Klapper andre Bewegungen hervorgebracht werden, als von den Tönen der Flöte. Woher kömmt also dieses Einerley? Kömmt es nicht daher, daß sich ihre Seele noch allzusehr darüber verwundert, daß sie da ist, daß sie also nicht Zeit hat, sich über Dinge, die außer ihr sind, auszubreiten? Sie muß zu einem sichern Bewußtseyn ihrer selbst zu kommen suchen; sonst würde sie nicht in einer solchen Unthätigkeit bleiben. Eine solche Vorstellung von der Kindheit ist zum wenigsten wahrscheinlich, weil die Seele in aller Verwunderung eine Zeitlang unthätig bleibt. Wer noch niemals eine schöne Gegend gesehen hat, wo Wiesen, Thäler, Bäche, Gebüsche und Berge mit einander abwechseln: Bleibt der nicht bey dem ersten Anblicke derselben eben so verwundernd stehen, als ein Kind, und ist wohl zwischen seiner Verwunderung und der Verwunderung eines Kindes ein andrer Unterschied,

als daß sie lebhafter ist, und sich geschwinder in Bestrebungen verwandelt, die neuen Gegenstände genauer kennen zu lernen? Die Freude, welche das Gesicht eines Kindes mit einer unschuldigen Anmuth erfüllt, ist gerade für seinen noch unreifen Körper groß genug. Wäre sie lebendiger: so würde sie eine tödtliche Zerrüttung in demselben verursachen. Eine stürmische Lust schickt sich so wenig für ein Kind, als für einen Greis. Das Kind ist noch nicht zu seiner Stärke gekommen, und dieser hat sie wieder verloren.

Doch was würde der Mensch für ein nichtsbedeutendes Geschöpf seyn; wären nicht andre weit geringere Geschöpfe glückseliger, als er, wenn er nicht aus der Kindheit zu einem vollkommnern Zustande forteilte? Aber er wird aus einem Kinde ein Knabe. Wie viel besser ist nicht schon dieser Zustand? Schon ist sich die Seele ihrer Kraft bewußt; schon empfindet sie den Unterschied zwischen sich und ihrem gröbern Theile, dem Leibe; schon sind ihre Freuden nicht allein lebhafter, sondern auch mannichfaltiger, und ihres Daseyns mehr gewohnt; schon geht sie aus sich selbst heraus, und macht sich mehr mit den Dingen bekannt, die um sie herum sind. Aber es sind nur die ersten, nur fruchtsame Versuche ihrer Flügel; sie wagt sich nicht weiter, als sie sieht, und nicht einmal so weit. Sie übt ihre Kraft nur an Spielwerken; sie fürchtet sich vor allem, was groß ist. Eine Blume, ein farbigtes Band, eine Puppe, was für Glückseligkeit für sie! Unterdessen hat die

Freude,

Freude, die sie darüber empfindet, schon stärkere Ausdrücke; sie ist mit mannichfaltigern Bewegungen des Leibes begleitet, dessen Muskeln und Nerven schon vollkommner und fester geworden sind. Da ihr der Gebrauch ihrer Sinne noch etwas ganz neues ist: So überläßt sie sich den Eindrücken derselben ohne Nachdenken. Unterdessen wachen die Leidenschaften auf; die Begierden entwickeln sich mehr und mehr, und die Seele wird immer geschäfftiger. Die Einbildungskraft eröffnet sich allmählig, und schon zeigt sich in der Ferne, wie in einer Morgendämmerung die Vernunft. Die Sinnen werden allgemach mehr verhärtet; die Kleinigkeiten, auf welche die in bessern Schönheiten unerfahrne Seele einen so großen Werth legte, werden ihr, da sie mit einem jeden Tage mehr und mehr wächst, zum Ekel; sie wagt einen weitern Flug, und kömmt immer, mit neuen Kenntnissen bereichert, zurück. Nun ist es schon leichter, die Wege auszuspüren, die sie vom Alter des Knabens an, bis zur Jugend zurücklegt.

Ist nun der Mensch ein Jüngling geworden: So ist er schon ein sehr wichtiger Theil der Schöpfung, als welcher er ein besseres Ansehen giebt, als sie von einem Kinde oder Knaben hatte. Er gleichet einem blühenden Baume. Ist er reich an schönen Blüthen; was für eine Erndte verspricht er nicht! Diese Jahre sind diejenigen, wo vornehmlich die Einbildungskraft ihre Herrschaft ausübt. Welch ein entzückender Anblick ist die Seele eines Jünglings, der die unschuldigen Zeit-

ver-

verkürzungen seiner Knabenjahre zwar in viel lebhaftern Freuden, als jene sind, aber doch in keine verbrecherischen Vergnügungen verwandelt hat. Diese Aussicht ist für die Vernunft eben so anmuthig, als für das Auge eine blumenreiche Wiese ist, welche die Natur in der Absicht gemacht zu haben scheint, daß sie eine unvollkommne Abbildung der Jugend seyn sollte. Die unschuldigen Freuden dieser Jahre sind dem großen Endzwecke, zu welchem wir bestimmt sind, schon weit anständiger. In dieser Zeit tritt der Mensch, so zu sagen, die Würde der Menschheit erst an. Seine edlern Neigungen kommen mehr zur Reife. Vorher suchte er Spielgenossen; nun suchet er Freunde. Er strebt nach Ehre; aber itzt nur nach der Ehre, zu gefallen. Nach und nach fängt er an die bloß sinnlichen Vergnügungen, welche unter den Ergetzlichkeiten die niedrigsten sind, mit Verachtung anzusehen; er erhebt sich zu erhabnern Belustigungen, die mehr für das Herz gemacht sind. Unterdessen sind sie immer noch mit jenen vermischt; es sind nur die Blumen, die er in dieser Gegend abpflücket; die Früchte aber läßt er stehen. Weil sein Geist noch flüchtig und unbeständig ist, sich immer in den Gegenständen, die außer ihm sind, verirret und zerstreut, und also selten wieder in sich zurückkehrt: So behält alle seine Freude, so edel der Grund davon auch seyn mag, etwas Rauschendes und Wildes. Ja sein Vergnügen ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch zu viel Empfindung und zu wenig Bewußtseyn.

Je mehr aber die Seele Einsichten sammelt, und brauchen lernt; je mehr man in die Natur der Dinge eindringt; desto mehr erweitert die Vernunft ihre Herrschaft. Man fängt an, mehr zu denken, als zu empfinden; die lustigen Aussichten und Bilder der Einbildungskraft verlieren sich; die Seele erwacht, wie von einem süßen Traume; die Begeisterung hört auf. Wie dem Jünglinge die Beschäfftigungen mit den Spielwerken und Puppen des Knaben zu klein vorkamen: So erscheinen nun in eben der Gestalt dem Manne die Belustigungen der Jugend. Der Jüngling war fröhlich; der Mann will mehr seyn; er will glücklich werden. Nun öffnet sich eine ganz neue Scene des menschlichen Lebens, die auch wirklich weit merkwürdigster ist, als alle vorhergehende Auftritte desselben. Der Mann unterscheidet sich vom Jünglinge durch seinen Ernst, welcher auch seinem Vergnügen ein ganz andres Ansehen giebt. Nunmehr sucht man dasselbe in Geschäfften, die von einem großen Einflusse in das ganze menschliche Geschlecht sind. Der Mensch wird brauchbarer für das gegenwärtige Leben. Man wird ein Bürger; man erwählt eine gewisse bestimmte Lebensart; die Art zu denken, und alle Handlungen erhalten mehr Ordnung und Regelmäßigkeit; man scheint mehr für andere zu arbeiten, und man arbeitet doch für sich am meisten. Wenn die Fähigkeiten der Seele theils durch die Erziehung, theils durch die Art von Freuden selbst, die man genossen hat, gehörig bearbeitet worden

sind:

sind: So besteht nun unser Vergnügen darinnen, wenn wir sehen, daß sich die Wirkungen derselben weit ausbreiten. Man übernimmt die Regierung einer Familie; man verwaltet Aemter und Würden; man sieht, daß in der Welt viel von uns abhängt. Wie groß wird die Seele in ihren Augen! Nunmehr sieht man mit einer Art von Mitleid auf die vorigen Zeiten zurück, die man durchwandelt hat; und der Geist wundert sich darüber, daß er nicht immer so viel zu bedeuten gehabt hat, als itzt. Man ist unermüdet, dieses Ansehen zu behaupten; man erschöpft seine Kräfte darüber; man freut sich über nichts so sehr, als wenn man um sich herum alles in Bewegung setzen kann. Doch wie viele Unruhen sind nicht mit diesem Zeitpunkte des Lebens verbunden? Die Seele gleicht darinnen einer See, die zwar nicht stürmt, aber doch immer in Bewegung ist und Wellen wirft. Doch endlich kommen die Tage, wo sie von ihrer Geschäfftigkeit nachläßt, weil die Kräfte des Leibes durch die ununterbrochnen Anstrengungen schlaffer werden. Man wird es gewohnt, ein Bürger, ein Vater, ein Mann von Stande und Ansehen zu seyn. Die Augen gehen uns auch über dasjenige auf, was uns sonst so groß zu seyn schien, und in der That auch größer war, ais die Beschäfftigungen der Knabenjahre und der Jugend. Die Ergetzlichkeiten der Sinne haben für die Seele wenig Reizungen mehr, nicht allein weil sie abgenützt sind, sondern auch weil der Mensch die höhern Vergnügungen des Gemüthes

geschmeckt

geschmeckt hat. Reichthümer, Würden, und was sich sonst die vergrößerten Begierden des Mannes wünschten, machen keinen Eindruck mehr auf die Seele. Was im Alter den Geist aufheitert, das sind die Einsichten, die man erlangt hat, und deren man allein nicht überdrüßig geworden ist; das sind die löblichen Handlungen von einer innerlichen Güte, die man sich gethan zu haben erinnert; das ist die Hoffnung, in der Zukunft noch besser und vollkommner zu werden. Welch ein Geschöpf kann elender seyn, als ein Greis, dessen Verstand von Wissenschaft und Erfahrung leer, und nun unfähig ist, beides zu erhalten; dem jedesmal eine Schamröthe ins Gesicht steigen muß, so oft er auf die Handlungen seines vorigen Lebens zurücksieht; der also Ursache hat, wegen des Zukünftigen zu verzweifeln. Da nun die Seele eines Menschen immer wachsen kann: So muß sie wohl nicht von demjenigen, der sie gemacht hat, bestimmt seyn, abzunehmen. Der natürlichste Charakter, den ein Mensch am Ende seines Lebens haben sollte, ist der erste. Und wenn er denselben hat, wenn er ein weiser und ein rechtschaffener Mann geworden ist: Wie herrlich ist sein Zustand alsdann. Dann ist der Mensch auf der Erde unstreitig am größten, wenn er gleich dem äußerlichen Ansehen nach ganz einzugehen scheint. Welch eine Ruhe, welch ein Friede beherrscht seine Seele! Es ist wahr, daß man ein hohes Alter die zweyte Kindheit nennt. Allein wenn es gewiß ist, daß ein Greis das seyn sollte,

was er unter sehr bequemen Bedingungen seyn könnte: So würde, wenn diese Bedingungen nur erfüllt würden, von sehr wenig Alten gesagt werden können, daß sie wieder Kinder zu werden anfiengen. Es muß für höhere Geister in der sichtbaren Natur kein herrlicherer Anblick seyn, als ein Greis, der so ist, wie er seyn soll, und solche Greise hat es doch zu allen Zeiten noch einige gegeben. Seine Leidenschaften ruhen, ohne ganz entkräftet zu seyn; die Vernunft geht mit ihren Vorstellungen und Wünschen weit über das Gegenwärtige und Endliche hinaus; das empfindet die Seele, und freut sich nicht über ihre gegenwärtige, sondern über die ihr noch bevorstehende Größe; doch es ist mehr als Freude, es ist Hoffnung und Zufriedenheit. In einem solchen Zustande ist der Mensch auf der Erde Gott am ähnlichsten.

Da nun also die Vergnügungen des Menschen mit einem jeden Alter wachsen und vollkommner werden, und unstreitig nach dem Tode noch vollkommner werden können: Ist es nicht der wahrscheinlichste Schluß von der Welt, daß der Mensch zu noch erhabnern und vollkommnern Freuden bestimmt sey? Warum sollte die Gottheit eine Seele eben zu der Zeit zernichten, wo sie ihr erst ähnlich wird? Und es können nicht einmal alle Seelen, alle die Stufen der Vollkommenheit durchgehen, die sie in diesem Leben erlangen könnten. Die Seelen der Menschen können,

je weiser und edler sie werden, sich der Gottheit immer mehr nähern, ohne sie iemals einzuholen und ihr vollkommen zu gleichen. Die Gottheit soll ein so gütiges Wesen seyn, das eine um so viel größre Neigung gegen erschaffne Wesen hat, je vollkommner sie sind: Und sie sollte einen Gefallen an der Schöpfung so unnützer und nichtsbedeutender Creaturen finden, als diejenigen Menschen sind, die in der Kindheit und Jugend sterben? Oder sie sollte so neidisch seyn, daß sie uns nur zu einem gewissen Grade des Vergnügens kommen ließe? Was würde das für eine Gottheit seyn, da ein Mensch für desto vollkommner gehalten wird, je mehr er Menschen, und je mehr er einen jeden Menschen insbesondre glücklich und fröhlich macht. Also würde die Gottheit nicht einmal so gütig seyn, als das Geschöpf, das sie zu einer Zeit zernichten wollte, wo es mehr Vollkommenheit und Vergnügen von ihrer Hand erwartete? Dieses ist gleichwohl das Bild, welches diejenigen von der Gottheit machen, die nicht gern für öffentliche Thoren gehalten werden, und darum das Daseyn aller Dinge zwar nicht einem blinden Ungefähr, sondern einem gütigen und verständigen Wesen zuschreiben wollen; dabey aber sich eine Ehre daraus machen, sich und andern die Unsterblichkeit streitig zu machen. Nein; eine Gottheit kann nicht haben wollen, daß ein vernünftiges Wesen an seine Zernichtung mit Gleichgültigkeit denken soll. Und gesetzt, daß Menschen solche Wesen wären, die ihrer innern

Einrichtung nach nicht länger dauern könnten, als sie leben; der aber, der uns gemacht hat, wollte vermöge seiner Güte, daß wir so lange glücklich seyn sollen, als wir da sind: So müßte es zum wenigsten sein Wille gewesen seyn, daß wir uns die Unsterblichkeit versprechen möchten. Ein unausbleibliches Ende seines Vergnügens sehen, das heißt sich alles Vergnügen rauben.

Wahrhaftig, in dem einzigen Gedanken: **Auch nach meinem Tode werde ich noch seyn**; liegt mehr wahre Lust, als in allen Vergnügungen, die durch die verschiednen Auftritte des Lebens zerstreut sind. Und das ist eben der Gedanke, mit welchem sich die größten Geister des Alterthums, ein Sokrates, ein Plato, ein Cicero, ein Cato am allerliebsten beschäfftigten. Ist wohl jemals unter denen, die an ihrem künftigen Daseyn gezweifelt haben, eine so große Seele gewesen, als diese Männer besaßen? Wie verächtlich muß doch ein Geist seyn, der über seine eigne Existenz so wenig eifersüchtig ist!

Also ist ein jedes Alter des menschlichen Lebens nur ein Weg zu einem vollkommnern Zustande, und eine jede wahre Freude in jedem verschiednen Auftritte desselben verkündigt mir ein beßres und vollkommneres Vergnügen. Was soll man also von denen denken, welche ihren Geist so gern in ein gewisses Alter einschränken wollten? Wie viel Mitleiden verdienen doch diejenigen, welche, da

sie Männer werden könnten, lieber Kinder bleiben wollen. Sie beharren in der Liebe zu den Ergeßungen eines gewissen Alters, da doch die Fähigkeit, sie recht zu genießen, lange vorüber ist.

Es ist eine Thorheit, sich eine einzige von den unschuldigen Freuden, welche uns in dem gegenwärtigen Leben begegnen, zu verweigern, wenn man sie ohne den Verlust einer höhern Glückseligkeit genießen kann. Es ist aber eine viel größre Thorheit, die Erweiterung unsrer Fähigkeiten über den Genuß irgend eines noch so unschuldigen Vergnügens, das aber in die Gränzen dieser Zeit eingeschlossen bleibt, zu versäumen. Nur diejenigen Ergeßlichkeiten, von denen wir einen Theil in die Zukunft hinüber nehmen können, sind unsrer vollkommen würdig. Bloß aus diesem Gesichtspunkte verdient die Offenbarung der Christen alle Hochachtung eines vernünftigen Mannes, weil man diese Wahrheiten in dem schönsten Lichte darinnen findet. Sie hat gar nicht die Absicht eine billige Selbstliebe niederzuschlagen. Sie sieht die Menschen nicht als so nichtswürdige Geschöpfe an, unter welche sie einige elende Köpfe gern verstoßen wollten. Indem sie uns eine freyere und angenehmere Aussicht in die Zukunft verstattet, als uns die heiterste Vernunft nicht eröffnet hat; indem sie uns zeigt, daß dort für uns ein unerschöpflicher Reichthum von Glückseligkeit verwahrt liege: Wie sehr rechtfertigt sie dadurch eine Selbstliebe, die nicht übertrieben

trieben ist! Wollten wir auch annehmen, daß die Verfasser des Buches, das uns mit solcher Deutlichkeit und zugleich mit so vieler Pracht von dem großen Endzwecke unterrichtete, zu welchem wir geschaffen sind, nicht als von einer höhern Eingebung begeistert, sondern als bloße Menschen redeten: So muß man sehr unverschämt seyn, wenn man nicht einräumen will, daß ihre Gedanken und Aussprüche zum wenigsten würdig sind, von Gott gedacht und gesagt zu werden. Was kann göttlicher seyn, als wenn der erhabenste Sänger unter den Menschen, David, bey dem Anblicke seines zukünftigen Daseyns voll Entzückung ausruft: **Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen!**



* *

Trostschreiben
an einen Vater,
über den
frühen Verlust seines Sohnes.

In einem Glück, dem Welt und Zeit nichts angewinnet,
Wo keine Mühe seufzt, und keine Zähre rinnet;
Wo man, im selgen Stral des unerschaffnen Lichts,
Gott über alles schätzt, und alles andre nichts;
Wo Freude, wo Genuß die Hoffnung selbst verschlinget,
Und in des Lebens Reich des Todes Fuß nicht dringet:
Da ist nunmehr dein Sohn, gebeugter, theurer Mann,
Wo er, den alles Ach nicht wieder rufen kann,
Sich nie zurücke wünscht. Die Lieder voll Entzücken,
Die alle Seraphim ihm dort entgegen schicken,
Womit der Selgen Chor glückwünschend ihn empfängt,
Wenn er sich unter sie, als Mitgenosse, drängt;
Die sollten ja bey uns gleich fröhlich wiederhallen!
Und wir, wir lassen nur verzagte Klagen schallen?

Wie? Daß du nicht den Blick, dahin, wohin du denkst,
Du Wanderer, wie wir, zu jenen Höhen lenkst,
Wo den, den du beweinst, als könnt er dort noch leiden;
Der Ewigkeiten Glanz und Königskronen kleiden?
Wie? Daß du, Vater, itzt mit jener Zärtlichkeit,
Womit bey seinem Glück sich sonst dein Herz gefreut,

Nicht

Nicht mit ihm fröhlich bist, als wenn in jener Sphäre
Er nicht, wie hier, dein Sohn; sein Glück nicht deines wäre?
Wie kömmts, daß, wenn ein Freund nach wohlverlaßner Welt,
Ein ewigs Freudenfest mit beßern Geistern hält,
Wir nicht dem Gram um ihn aus Freundschaft Gränzen setzen,
Und uns bey seinem Glück, als träf es uns, ergetzen?
Wie wir sonst, wenn ein Freund, von dem man traurig schied,
An einem fernen Ort, wo er sich glücklich sieht,
Behalten angelangt, oft frohe Feste feyern,
Sein Angedenken uns mit Anmuth zu erneuern.

Doch bey uns ist wohl nicht der Freude Vaterland,
Wo Lust dem Leide weicht, und wir dem Unbestand.
Dem Himmel, welcher jauchzt, kann von der bangen Erden
Ein klagenfreyes Lied wohl nicht zur Antwort werden.

So ist es! Die vom Trost ganz ausgeleerte Brust
Wird nun der Sitz des Grams, der auch den Schein der Lust
An ihrer Thür verscheucht. Und wer wird itzo sagen,
Daß dein so zärtlichs Ach, die seufzervollen Klagen,
Die Thränen, deren dir doch keine Trost gewinnt,
An dir, gesetzter Mann, der Großmuth schimpflich sind?

Die herrschende Vernunft wird müde, zu gebieten,
Und weicht, wenn wider sie die Leidenschaften wüten;
Ein Volk, zum Aufruhr kühn, das, wenn es sich empört,
Sich gegen alles lehnt, und die Vernunft nicht hört!
Wird es auch deinem Muth, so groß er ist, gelingen,
Dein aufgewiegelt Herz zur vorgen Ruh zu bringen?

Es kämpfet wider dich (ach ein zu starker Streit!)
In dir die Vaterlieb; es kämpft die Menschlichkeit!

Wer ists, bey dessen Gruft du stumm vor Wehmuth stehest
Und so viel Wochen schon mit Seufzen irre gehest?
Ach Vater! = = Künftig führst du diesen Namen nicht!
Kein andrer, als dein Sohn! Nein! Nimmer widerspricht
Die Weisheit deinem Harm, der über tausend Klagen,
Unglücklich, allemal den Preis scheint wegzutragen.

So fest oft Lieb und Noth ein Freundschaftsbündniß schließt,
Wenn sie in beyder Brust nur einen Willen gießt;
Kann die Natur doch mehr! Sie zeugt aus dem Geblüte
Uns einen nähern Freund, von ähnlichem Gemüthe;
Ein werthes Theil von uns, und ein ergetzend Bild,
In dem man sich erkennt; ein Herz, von uns erfüllt
Mit edlen Neigungen, die wir in ihm ernähren,
Bis sie im reichem Herbst uns Frucht und Lohn gewähren;
Ein Herz, das, voll von uns, das Glück vor allen liebt,
Das ihm durch unsre Hand des Himmels Güte giebt;
Das unsre Freuden mehrt, der Sorgen Last vermindert,
Und leiden wir, das Leid durch treue Zähren lindert,
Um unser Leben fleht, und wenn der Tod uns trennt,
Wenn wir schon Asche sind, uns noch mit Danke nennt;
Ein Herz, das, wenn von uns schon alle nichts mehr wissen,
Für uns noch Thränen hat, die uns zum Nachruhm fließen.

Beglückt ist, wer wie du, beglücktgewesner Mann,
Was liebenswürdig ist, als Vater, lieben kann,
Und, wie er sich den Sohn auf tausend Art verbindet,
In ihm den besten Freund, und Lohn und Ehre findet!

Dieß

Dieß Glücke fandest du, so oft bey deinem Sohn
Viel Stunden, ungezählt, geflügelt dir entflohn,
Wenn du, dem nie ein Freund, der dich gesucht, gefehlet,
Aus hunderten nur ihn dir hundertmal erwählet.
Wie sahst du nicht bey ihm, in sorgenloser Ruh,
Dem Ungemach der Zeit, in sichrer Ferne, zu,
Wenn dein zufriedner Geist sein Alles mit ihm theilten,
Unwissend, welch ein Lied dich zu beschleichen eilte!
Du sahst, (wer drücket aus, mit wie viel Zärtlichkeit?)
In ihm, was immermehr ein Vaterherz erfreut;
Ein feuriges Gemüth, das nicht gern untenlieget,
Und freudig in die Höh dem Ruhm entgegenflieget,
Der ungesucht nicht kömmt; den ehrenvollen Geist,
Zu allem aufgelegt, was schön und edel heißt,
Der, weil dein Nam ihn stets mit kühnem Muth belebte,
Des Glücks, dein Sohn zu seyn, sich werth zu machen strebte;
Das Herz, das allemal der Freundschaft offen stand,
Und Liebe sehen ließ, die Gegenliebe fand:
Kein Wunder, daß du itzt, da du so viel verlierest,
Den Zügel der Vernunft nur matt und kraftlos führest,
Und von dem stärkern Gram, den du nicht zähmen kannst,
Gewaltsam fortgeschleppt, dich nicht so fort ermannst.
Denn muß ja wohl der Schmerz in Mark und Beinen brennen,
Wenn sich, so fest vereint, zwo Seelen schleunig trennen;
Wie, wenn sonst unversehns ein unbarmherzigs Schwerdt
Durch ein gesundes Glied mit scharfem Wüten fährt,
Die festen Theile löst, und schnell ihr Band zerschneidet,
Die traurige Natur nicht ohne Thränen leidet;
Und wie der kranke Leib, wenn seinen Freund, den Geist,
Den liebgewesnen Gast, der Tod von hinnen reißt,

Sich vor der Trennung krümmt, und wenn er dann entflieget,
Zu allem ungeschickt, erblaßt und leblos lieget.
Wer ist nun künftighin dein Sohn, dein Freund, dein Glück,
Dein Trost, und deine Lust in jeglichem Geschick?
Und wer hilft künftig dir, in diesen schwarzen Tagen,
Der bangen Einsamkeit so schwere Last ertragen,
Die dich, mit starker Hand, im dunkeln Zimmer hält,
Wo sie des Sohnes Bild dir stets vor Augen stellt,
Und, wenn du weichst, mit dir viel Schreckenbilder sendet,
Daß ja die Freude nicht ihr Antlitz zu dir wendet?
Wo ist der Sitten Werth, die du in ihm geliebt,
Und deren jede dir ein Recht zum Klagen giebt?
Wo ist der Ruhm, der schnell sich wußte zu erhöhen,
Und dessen Wachsthum du so freudig zugesehen?

Dieß alles ist dahin, in einer solchen Zeit,
Da Hoffnung, unbesorgt für ein entferntes Leid,
Dem Glück entgegen sah, das, als ein Traum entfliehet,
Dich hier zurücke läßt, wo wenig Freude blühet;
Hier, wo, durch Lieb und Leid mit dir zu fest vereint,
Mit unverstelltem Schmerz auch deine Gattinn weint,
Die in ihm nicht ihr Blut, doch deinen Sohn, geliebet,
Und itzt sich mütterlich bey seiner Gruft betrübet.
Wie billig hältst du itzt den Gram für deine Pflicht!
Doch unterliegen muß ein edles Herze nicht!

O Werther, sammle nur die dir gebliebnen Kräfte
Zum Trost für deinen Geist, zum seligsten Geschäffte!
Läßt einst dein starker Schmerz ermüdet etwas nach:
So denke, daß Gott hier kein ewigs Glück versprach;

Daß

Daß eben die Natur, die dich und ihn verbunden,
Der Trennung Ursach war, die du so hart empfunden.
Sie wirkt nicht, wie der Mensch, nein, wie der Schöpfer
will,
Geht ihren Weg, und steht nicht, wenn wir rufen, still;
Der aber, der sie führt, lenkt so den Kreis der Dinge,
Daß endlich doch für sie ein Segen draus entspringe.
Sprich nicht, daß er so früh dein allerliebstes Gut
Von deiner Seite reißt, daß er dir unrecht thut.
Er, der es dir schon ehr, weit eher nehmen können,
Er hört itzt ungern sich von dir noch strenge nennen.
Er hat dir deinen Sohn zu einem Glück geschenkt,
Das er, da er ihn ruft, nicht zu vermindern denkt.
Ein heitrer Morgenglanz der selgen Ewigkeiten
Zerstreuet doch zuletzt den kurzen Traum der Zeiten,
Und giebt, mit herrlichem unschätzbaren Gewinn,
Verklärten Vätern dort verklärte Kinder hin.
O sähest du im Geist, zum Trost in deinem Leiden,
Schon itzt die seligen, auch dir bestimmten, Freuden,
Worinn er, außer dich, die ganze Welt vergißt,
Und jauchzt, daß er dorthin so bald gelanget ist,
Und von dem Schöpfer lernt, daß das, was itzt dich
kränket,
Dir einst den besten Grund zur reinsten Freude schenket.



Die

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die angenehme Herrschaft des Witzes in der Freundschaft.

An seinen Freund.

Freund, den schon vor seiner Geburt die Natur zu fröhlichen Scherzen,
Zu Scherzen geselliger Jugend, bestimmt!
Wie sieget dein mächtiger Witz, der den freudiger klopfenden Herzen
Des Unmuths trauriges Härmen benimmt;
Durch den uns jeglicher Tag, durchscherzt mit festlicher Freude,
Wie Gärten der erste des Lenzes, verjüngt.
Freund, wirf dein gütiges Aug, unentheiligt vom schwärzenden Neide,
Auf Lieder, die unsere Freundschaft dir singt.
Wenn du, vom Witze gestärkt, die güldene Flaccische Leyer
Mit hohen harmonischen Tönen belebst;
Wenn du dich gänzlich, entflammt von der Dichtkunst himmlischen Feuer,
Dem denkenden Haller zu gleichen bestrebst:
So reißt ein schwindelnder Flug uns, im wetteifernden Singen,
Durch die von dir schon durchschnittene Bahn;

Gleich

Gleich wachsenden Adlern, die jung auf den sich prüfenden Schwingen,
Dem Vater nach muthig der Sonne sich nahn.
Nicht von dem ängstlichen Spiel, dee Wörter klappend zu setzen,
Noch leeren Gedanken voll Schimmer ergetzt;
Nicht von dem Witze gereizt, (der mag den Pöbel ergetzen!)
Der unverschämt lacht, und die Tugend verletzt
Besingen wir Freunde vereint die Herrschaft erqvickenden Witzes,
Der gern sich im Arme der Freundschaft verweilt;
Euch, mächtige Scherze, die ihr, gleich dem siegenden Strale des Blitzes
Die Nächte des menschlichen Elends zertheilt.
Du bists, freundschaftlicher Witz, den der Thor, vom Hochmuth geblendet,
Sein Eigenthum nennet, und Schatten ergreift;
Der bald nach langer Geburt durch niedrige Scherze sich schändet,
Bald Dinge, die Thorheit vereiniget, häuft.
Schön sonder gekünstelte Pracht, erzeugt dich mit leichtem Empfangen
Im menschlichen Umgang die freye Natur.
So decket am Morgen ein Grün, mit nicht erwartetem Prangen,
Die nächtlich vom Regen geschwängerte Flur.
Du kömmst; dein schmeichelnder Blick lehrt alles um dich empfinden;
Die Schultern umflattert ein lockichtes Haar.

Von

Von gaukelnden Scherzen umringt, die unter blühenden Linden
Im Schooße des Glückes die Freude gebar;
Eilst du o Jüngling einher, mit entzückender Schönheit gebildet;
So schön von Natur war ein Sterblicher nie!
Dein Kleid ist mit Blumen durchwürkt, die thörichte Pracht nicht vergüldet;
Der weiseste Boden verherrlichet sie.
Du eilst mit beflügeltem Fuß, als wenn dich eine Geliebte,
Die nach dir mit schmerzlichem Sehnen geseufzt,
Erwartete, festlich geschmückt, weil, da sie dein Abseyn betrübte,
Ihr langes Gelübde dich endlich erseufzt.
Du eilst o Herold der Lust, und die kaum sichtbaren Spuren
Verewigen Blumen, gleich nach dir erzeugt;
Hier sprossen Violen hervor, die sittsame Zierde der Fluren,
Dort lächelnde Rosen, von Schwere geneigt.
Willkommen, geselliger Witz! Dir jauchzet frohlockend die Jugend,
Dir jauchzet der Mann, dich erhebet der Greis.
Doch wer ist der Einsame dort? = = = Er scheint mir ein Liebling der Tugend = =
Er ist es; ihr fröhnet sein mühsamer Fleiß.
Sein finstrer Lebenslauf wird, da ihn heuchelnde Freunde betrogen,
In misanthropischer Stille verweint.

In

In forschender Weisheit vertieft, nur bärtiger Tugend gewogen,
Weil ihm sie in Büchern nicht anders erscheint;
Klagt er die Tage dahin, der Jüngling, die besten der Tage,
Wie einsam die klägliche Nachtigall schwirrt.
Du hörst, mitleidiger Witz, die heimlich geseufzete Klage,
Die nach der Freundschaft Vergnügungen girrt.
Ein anderer Jüngling, dein Sohn, von redlicher Tugend beseelet,
Mit deinen gefälligen Gaben geschmückt,
Gewinnt im Umgang sein Herz, das behutsam zum Freund ihn erwählet,
Weil ihn die Liebe der Tugend beglückt.
Er wählt ihn mit kühnem Entschluß, ihm völlig sich ähnlich zu machen,
Und seht! er bildet dem Freunde sich gleich.
Sein ihm natürlicher Witz fängt plötzlich an, zu erwachen,
Versucht sich, und wird an Erfindungen reich.
Er öffnet der Freude sein Herz. Nun erst, nun lernet er leben;
Zur heiterern Weisheit vom Freunde gestärkt.
Sie, selbst sich Schöpfer der Lust, verstehen dem Reizung zu geben,
Was, kaum als nennbar, ein andrer bemerkt.
Bald will der diesem den Preis, gleich lustigkämpfenden Streitern,
Im schnellern Erschaffen des Scherzes entziehn;

Hier

Bedächtiger suchen sie bald den Witz von Schlacken zu läutern,
Und allen zu künstlichen Firniß zu fliehn.
Hier wird, glückseliges Paar, die Wahrheit reizend enthüllet,
Von schmerzhaft verwundenden Schmähungen frey.
Sie fühlen die himmlische Lust, die selbst Unsterbliche füllet,
Die Lust der Tugend, und bleiben getreu.
Wie oft hat der göttliche Freund, der den eignen Kummer ersticket,
Wenn plötzlich die Freude vor Stürmen entwich,
Dem sonst untröstbaren Freund neue Ruh ins Herze geschicket!
O herrschender Witz das, das alles, durch dich.
So hat mit ähnlicher Lust, Freund uns, gleich kühlenden Winden
Im bänglichen Sommer, dein Umgang erqvickt.
O würdst du bald wieder von uns, die wir traurig dein Scheiden empfinden,
Mit göttlichem Seegen geseegnet, erblickt.



Abschieds-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Abschiedsode;

an G * * *

Geh! Ich reisse mich los, obgleich der männlichen Tugend
Thränen zu weiblich nicht sind.
Geh! Ich weine nicht, Freund; ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint ich dir, G * * *, nach.
Denn so werden sie alle dahingehn, ein ieder den andern
Einsam verlassen, und fliehn.
So zertrennet der Tod zween göttliche Gatten; der Mann kam
Weinend im Ocean um;
Sie am öden Gestade, wo von dem gebeinvollen Meersand
Sturmwind ihr Grabmaal erhöhn.
So liegt Miltons Gebein, entfernt vom Gebein des Homerus,
Und kein Cypressenbaum rauscht
Von dem Grabe des einen zum Grabe des andern hinüber,
Noch ein beweinender Laut.
Also schrieb unser aller Verhängniß auf eiserne Tafeln
Der im Olympus, und schwieg.

Was der in dem Olympus geschrieben, verehr ich im Staube;
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh, mein zärtlichster Freund, dir segnen deine Getreuen
Auch vielleicht thränenfrey nach;
Wenn die Seele nicht Zähren, den freundschaftslosen unweinbar,
Bang und erbebend vergießt.
Eile zu H * * * hin, und wenn du genug ihn umarmt hast,
Wenn euch die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt ist, wenn alle Thränen der Freude,
Redlich verweint sind, und fliehn;
G * * * sag ihm alsdann nach drey genossenen Tagen:
Daß ich ihn liebe, wie du!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Mademoisell * *

Der, o Freundinn, der dich fühlbarer bildete,
Als die Seelen, die ihm, welcher sie werden hieß,
Als sie waren entflohn, und zu den Lastern sich
Gleich hinunter erniedrigten;

Sage, gab dir wohl der so viel Empfindlichkeit,
Ein so seltenes Geschenk, daß du nicht lieben sollst?
Oder schuf er dein Herz, zärtlich und liebenswerth,
Einem glücklichen Liebenden?

Liebe, Freundinn, nur den, welcher dich wieder liebt.
Deinetwegen ist er zärtlich und liebenswerth!
Seinetwegen bist du zärtlich und liebenswerth!
Für einander von Gott bestimmt!

Für einander bestimmt! Wennn gleich der weise Gott
Durch sein Schicksal euch noch beide zu trennen scheint;
Nicht aus menschlichem Neid, oder aus Eigensinn.
Also trennen nur Menschen euch!

Opfre, Freundinn, nur erst alle die sittsamen
Sanften Thränen dem auf, welcher dich weinen sieht.
Er misbilliget sie nicht. Aber er weis auch schon,
Wie viel Zähren du weinen sollst.

Bleibe standhaft ihm treu; murre nicht wider ihn.
Er belohnt dir gewiß iegliche trübe Nacht,
Jeden traurigen Tag, wenn er gleich dunkler ist,
Als die schrecklichste Mitternacht.

Mit gewaltiger Hand nimmt er dem Himmel bald
Seine Sonne hinweg, bringt er dem Himmel bald
Seine Sonne zurück, welche dann fröhlicher
Auf die Wesen herunterlacht.

Also nimmt er auch itzt deinem bestürzten Geist
Seine Freuden hinweg. Aber auf ewig nicht!
Wenn du lange geweint, heitert er deinen Blick
Doch in dankbares Lächeln auf.



Gedan-

* *

Gedanken
über den
Charakter des Neidischen.

Unter allen unordentlichen Leidenschaften der Seele ist unstreitig keine, welche den Menschen zu einer Zeit elender und verächtlicher machte, als der Neid, und ein aufrichtiger Abscheu vor dieser häßlichen Gemüthsneigung, ist allezeit für einen unbetrüglichen Beweis gehalten worden, daß eine Seele, welche damit erfüllt ist, entweder wirklich schon groß, oder doch auf dem Wege sey, groß zu werden. Bey einem Menschen, welcher einmal mit dieser verhaßten Leidenschaft angesteckt ist, verschwindet alle Hoffnung, daß er glücklicher oder besser werden könne. Alle Laster, sie mögen auch der menschlichen Natur so unwürdig seyn als sie wollen, lassen noch Wege übrig, auf welchen ein Mensch, der sich darein verwickelt hat, wieder von ihnen zurückkommen kann: Aber aus dieser Schande scheint gar kein Ausgang offen zu seyn. Denn wer kann doch einen Menschen glücklicher und vollkommner machen, der einen Geschmack daran gefunden hat, verächtlich und elend zu seyn? Wie kann das Gute einen Zutritt zu ihm finden, da er es eben deswegen haßt, weil es außer ihm ist?

Aller Neid, er mag sich nun auf das Glücke, oder auf die Vollkommenheiten und Verdienste andrer Menschen beziehen, setzt ein Gefühl seines eignen Unglückes und des Mangels entweder an allen Verdiensten, oder doch an eignen und größern Vorzügen voraus, und dieses Gefühl ist mit einer niederträchtigen Trägheit und Feigherzigkeit verbunden, die den Menschen untüchtig macht, seinen Zustand zu verbessern. Was für Unruhen und Quaalen ist nicht eine solche Seele ausgesetzt! Das kleinste Glücke, das ihm fehlt, und das ein andrer besitzt, foltert ihn, und was ihn am unglücklichsten macht, ist dieses, daß er nicht allein alle Geschenke, welche das Glück einem andern zuwirft, genau überrechnet, sondern auch diese Summe gemeiniglich viel höher angiebt, als sie wirklich ist. Die ganze Einrichtung der Welt, welche bestimmt ist, alle Menschen glücklich zu machen, arbeitet wider seine Ruhe. Eine so unfruchtbare und giftige Leidenschaft ist der Neid, weil sie den Menschen nicht allein in seinem elenden Zustande läßt, sondern denselben auch immer mehr verschlimmert. Ein Elender fühlt das größte Unglück nicht zur Hälfte, wenn er sich mit der Hoffnung nährt, daß es ein Ende nehmen werde. Kann er nicht durch sich glücklich seyn: So kann er solches vielleicht durch das Glück andrer Menschen werden. Aber der Neid verstopft diese letzte Quelle des Glücks. Man gebe dem Neidischen alles, was nur ein endlicher Geist wünschen kann! Seine Umstände sind nicht gebessert, so lange es

außer

außer ihm noch glückliche Wesen giebt; gesetzt, daß sie es auch vielweniger wären, als er! Man müßte um ihn herum die ganze Welt zerstören, und doch würde er nicht sehr vergnügt darüber seyn, wenn er sie nicht selbst zerstört hätte. Und wie viele Welten müßte man ihn nicht zerstören lassen, wenn dieses abscheuliche Vergnügen nur einmal so lebhaft seyn sollte, als die Freude einer rechtschaffnen Seele ist, die ihre Nebengeschöpfe außer sich glücklich sieht.

Wie verächtlich muß nicht ein Geschöpf seyn, welches sich selbst verächtlich ist! Was ist der Neid anders, als ein erzwungnes Bekenntniß des Verdienstes, das er nicht hat, mit dem Geständnisse, daß er unfähig sey, dasselbe zu erlangen? Woher entstunde der Wunsch bey dem Neidischen, daß andre eben so schlecht und nichtswürdig seyn möchten, als er selbst ist? Wenn es ein edler Zorn wäre, daß andre über ihn sind: Warum hat er keinen Muth, sich zu ihnen hinaufzuschwingen? Er fühlt nicht allein, daß er keine Kräfte hat, sich aus seinem Staube in die Höhe zu heben, sondern er fühlt auch, daß er keine Lust hat, seine Tiefe zu verlassen; und gleichwohl ist er überzeugt, daß der Zustand des andern viel vortrefflicher sey. Ungeachtet er nicht wünscht, Verstand zu haben, oder durch Verdienste merkwürdig zu seyn: So haßt er doch diejenigen, die sich durch Verstand und Tugend unterscheiden. Er verachtet sich selbst; und gleichwohl ist ihm die Verachtung andrer

Menschen unerträglich. Dieses verursacht seine Quaal, die deste schrecklicher ist, je größer das Gute an andern, und der Abstand ist, in welchem er sich von demselben befindet. Was für ein Zusammenfluß von Niederträchtigkeit! Schon das allein verräth eine schlechte Seele, daß er fähig ist auf das Gute darum einen Unwillen zu werfen, weil es außer ihm ist. Das Gute muß gefallen, wo man es findet, und am meisten dasjenige, das man selbst nicht besitzt, weil man sich da weniger betrügen kann. Man gewinnt an allen Verdiensten, die man selbst nicht im Besitze hat, eine Art des Eigenthums, wenn man sie zu schätzen weis.

Niemals haben es Männer von recht großen Verdiensten übel genommen, wenn andre neben ihnen Verdienste hatten. Wenn die ihrigen nicht so groß waren: So ersetzten sie diesen Mangel durch die Bewunderung der größten Vorzüge. Sie versuchten ihre Kräfte, ob sie eben so groß werden könnten, und wenn der Versuch unglücklich ablief: So glaubten sie, Ursache genug zur Zufriedenheit mit sich selbst zu haben, daß sie den Versuch gewagt hatten. Wenn wir uns besonders im Reiche der Wissenschaften umsehen: So finden wir, daß alle große Geister vertraute Freunde von einander gewesen sind. Nur ein Bavius und Mävius haßten den Horaz und wünschten, daß er ein eben so schlechter Dichter seyn möchte, als sie waren. Virgil war nicht ungehalten auf die Schönheit der Oden desselben, nicht unge-

ungehalten, ob er sie gleich vielleicht so vortrefflich nicht gemacht haben würde. Eben so verhielt es sich mit dem Varius und andern schönen Geistern zu den Zeiten des Augustus; sie achteten einer den andern hoch, weil sie alle, obgleich ein jeder ein besondres, Recht hatten, in dem Tempel des Apollo zusammen zu kommen.

Der Neid hingegen, der keinen Muth hat, nach Verdiensten zu streben, hat gleichwohl Herzhaftigkeit genug, sie zu verfolgen. Seine erste Empfindung bey dem Anblicke eines fremden Vorzugs ist diese, daß er ihn gern aus dem Orte wegläugnete, wo er ist. Aber stralen die Verdienste in einem so hellen Lichte, daß er sie nicht läugnen kann: Wie bearbeitet er sich nicht, ihnen das Lob zu verweigern, das sie fodern können, oder die Belohnungen zu verhindern, die sie verdienen! Ein Neidischer ist allemal auch ein Verläumder. Hat jemand eine große und wichtige Handlung verrichtet: So wird er entweder Zweifel wider ihren äußerlichen Werth, oder wider ihre innerliche Güte und ihre Absichten haben, oder er wird irgend einen kleinen Flecken daran zu entdecken suchen, oder, wenn er sich nicht wagen darf, an der Handlung selbst etwas auszusetzen: So wird er sie zum wenigsten demjenigen, der sie gethan hat, nicht ganz lassen, sondern unter das Glück und andre vertheilen, bloß darum, weil er sie nicht hätte verrichten können, wenn er auch Hülfe gehabt hätte. Dann kömmt ihm der verdienstvolle Mann nicht

mehr so groß vor, wenn er die Verdienste desselben zerstreut hat, und die auseinander geworfnen Trümmer eines zerstörten herrlichen Ganzen erfrischen seine gefolterte Seele wieder. Ein jeder Fehler, der ihm an einem andern gezeigt wird, ist ein Trost für ihn. Aber was für ein Unglück für ihn, wenn seine Einsichten nicht einmal so weit reichen, an großen Verdiensten Fehler zu entdecken? Und was wird der Neidische anfangen, wenn er nicht ohne Gefahr unverschämt seyn und ihnen Fehler andichten darf? Er würde ohne einen ganz sonderbaren Kunstgriff, den er aber auch nur selten braucht, ganz gewiß vergehen müssen. Wie er die allerkleinsten Vorzüge an sich aufsucht und weitläuftig rühmt, in der Absicht, daß man seine viel größern Fehler nicht sehen soll: So breitet er sich bey Männern von großen Verdiensten über Kleinigkeiten mit seinem Lobe aus, damit jene nicht bemerkt werden mögen. Er zeigt uns seine weißen Zähne, seine glatten Nägel, und seine vollkommnen fünf Finger, weeil man vielleicht nicht sehen soll, daß er lahm ist, oder daß er keinen Verstand hat. So wird er von einem großen Mann, der seiner weitläuftigen Wissenschaft, seiner Erfahrung, seiner Weisheit und Tugend wegen fast von der ganzen Erde verherrlichet wird, sagen, daß man nicht läugnen könne, daß er sich artig kleide; oder er wird ihn eines Ringes, oder einer Uhr wegen loben, weil er wünscht, daß man an seinen großen Geist und an seine Tugenden nicht denken soll.

Nach dieser Abbildung des Neides, welche die tägliche Erfahrung rechtfertigt, scheint es nicht, daß Seelen, die noch einigen Werth haben und diesen eignen Werth empfinden, einer so kriechenden Leidenschaft fähig seyn könnten. Denn ist es nicht der Eigenliebe natürlich, daß sie sich am besten zu seyn dünkt, wofern sie nur einigen Grund hat, sich für gut zu halten? Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß der Neid, oder etwas, das ihm ähnlich ist, auch in beßre Seelen den Zugang finden könne, als diese gemeinen Geister sind, welche der Natur misrathen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß unter wahren Gelehrten, sie mögen sich in einer Wissenschaft hervorthun, worinnen sie wollen, der Neid am wenigsten Raum finden sollte. Denn sind sie es nicht, welche die schönste Gelegenheit haben, die Häßlichkeit dieser Leidenschaft einzusehen? Warum herrscht also unter vielen Gelehrten, ich verstehe solche, die dieses Namens eben nicht unwürdig sind, der Neid fast eben so unumschränkt, als an einem Hofe? Der Neid in einem Menschen ohne allen sonderbaren Werth, ohne alle Vorzüge, erweckt zwar meine Verachtung gegen ihn; allein sie ist mehr mit Mitleiden gegen seinen elenden Zustand, als mit Abscheue und Hasse dagegen vermischt. Was kann nun das Schicksal eines Neidischen seyn, der es nicht Ursache hätte, ungehalten, auf das Gute zu werden, das er an andern bemerkt, weil er selbst viele Verdienste besitzt? Wird es nicht die Gerechtigkeit erfodern, daß man ihn

ihn um so viel weniger verabscheue, ie weniger er Grund hat, neidisch zu seyn?

Lisimon glaubt, daß er von der Natur mit einem vorzüglichschönen Geiste begabt worden sey, und er hat in seinem Urtheile von seinem eignen Werthe nicht Unrecht. Er gehört unter die seltnen Geister, zu deren Ausarbeitung sich die Natur sehr viel Zeit genommen hat. Er besitzt eine große Wissenschaft; einen allgemeinen und ausgebildeten Geschmack, und, was er ausarbeitet, ist vollkommen und außerordentlich. Niemand versagt auch seinen Verdiensten die Bewunderung, welche sie mit Recht fodern können. Wie kömmt es, daß er nicht eben so gerecht gegen die Vorzüge andrer Menschen ist, als sich die Welt gegen die Seinigen aufführt? Warum ist er mit seinem Lobe so geizig, wenn es von andern gegen ihn beynahe verschwendet wird? Warum ist er auf andre ungehalten, daß sie auch Verdienste haben? Es fehlt ihn nicht an Einsicht, und sein Geschmack ist zu gut, als daß er sie nicht schätzen könnte. Er kömmt in eine Gesellschaft, welche ihn fast vergöttert. Er nimmt ihre Huldigungen an. Aber wenn sich das Gespräch auf einen andern lenkt, der auch Geschmack und Wissenschaft besitzt: Warum bleibt er gleichgültig? Warum verliert sich die Heiterkeit aus seinem Gesichte, die dasselbe beseelte, als man noch von ihm redete? Man lobt ein vortreffliches Werk, daß er nicht gearbeitet hat. Schicken sich die Runzeln, und die Ver-

zuckungen, die man itzt in seinem Gesichte wahrnimmt, auf die Stirne, die einen großen Geist verkündiget? Es hat niemand die Absicht, ihn durch das Lob eines andern zu erniedrigen, oder ihm denselben an die Seite zu setzen. Aber wenn er gleich den Werth der Verdienste an andern erkennt: So ist er doch verdrießlich, daß außer ihm noch jemand Hochachtung verdienen soll. Kleiner Geist, wenn es dir nicht am Verstande fehlt: So fehlt es dir am Herze! Ist es Neid, oder ist es Eitelkeit? Wenn es nicht Neid ist: So giebt es also außer der Misgunst noch eine Leidenschaft, die den Menschen so verächtlich machen kann, als der Neid. Man mag noch so viel Verdienste haben: So verräth es doch eine Art, sehr klein zu denken, wenn man ohne Gesellschaft groß seyn will. Darum ist die Gottheit am größten, weil sie viele große und herrliche Geister außer sich geschaffen hat. Cäsar und Pompejus waren beide sehr groß; aber gewiß darinnen nicht, daß der eine keinen neben sich, und der andre keinen über sich leiden wollte.

Ein jeder Mensch hat nach den besondern Fähigkeiten seiner Seele, nach der Verschiedenheit seines Temperaments und seiner Neigungen eine eigne Sphäre: Wenn er diese ausfüllt, so ist er groß: Es ist ihm unverwehrt sich weiter auszubreiten, wenn er kann; aber er muß niemals den Vorsatz haben, andre aus ihren Sphären herauszutreiben. Wie es eine Zufriedenheit mit

den

den Glücksumständen giebt, worein ein Mensch von der Vorsehung gesetzt worden ist: So giebt es auch eine Zufriedenheit mit den Verdiensten. Diese Zufriedenheit besteht nicht in der unwürdigen Trägheit, klein zu bleiben; sie hebt den Eifer nicht auf, nach einer größern Vollkommenheit zu streben. Sie verwahrt ihn nur so wohl vor der Misgunst, als vor der Eitelkeit.

Wie groß ist nicht Amynt; aber wie liebenswürdig ist er auch! Ungeachtet er weit über andre erhaben ist: So vergißt er doch niemals, daß immer noch einer größer seyn könne, als er ist. Diese Wissenschaft macht ihn nicht neidisch, sondern bescheiden, ohne daß sie seinen edlen Muth, immer besser zu werden, niederschlägt. Er kann Verdienste über sich, neben sich und unter sich leiden. Findet er außer sich Vollkommenheiten: So freut er sich mit einer größern Lebhaftigkeit darüber, als über seine eignen Vorzüge. In seinen Lobeserhebungen, die er andern ertheilt, ist weder gönnerischer Hochmuth, noch kriechende Niederträchtigkeit. Wie er wünscht, daß er von denen, die über ihn erhaben sind, nicht verachtet werden möge: So verachtet er auch niemanden unter sich. Wenn es bey ihm stünde, den Neidischen glücklicher und zugliech besser zu machen: So würde er sein Glück und seine Verdienste vor ihm verbergen. Er läßt sie ihn auch wirklich so wenig sehen, als er kann. Allein wenn er sieht, daß der Neid Verdienste an andern nicht sehen will

oder

oder gar verfolgt: So macht er sich eine Freude daraus, sie ihm in allem möglichen Lichte zu zeigen. Zischelt der Neidische andern die Fehler verdienstvoller Männer ins Ohr: So macht sich Amynt eine Ehre daraus, ihm alles das Gute von ihnen zu sagen, daß er noch nicht kennt, und wenn jener einen oder den andern anführt, der unzufrieden mit ihnen ist: So nennt er ihm alle diejenigen, welche sie mit Lobeserhebungen überschütten. Wenn der Neid aus der menschlichen Gesellschaft verbannt werden soll: So muß es viele Amynte geben.



Gedan-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Gedanken
über den
Charakter der Nacheiferung.

Der Neid und die Nacheiferung sind Leidenschaften, die darinnen mit einander übereinkommen, daß sie sich gegen einerley Gegenstände, nämlich gegen das Glück und die Verdienste andrer Menschen äußern. Der Neidische sieht, daß es außer seinen Umständen andre gebe, die noch vortheilhafter und glücklicher, als die seinigen, sind, und dieser Anblick verringert sein Vergnügen, und vergrößert sein Elend. Er entdeckt große Tugenden, die er nicht besitzt, und diese Endeckung verursachet seinen Unwillen. Er erstaunt, wenn es außer ihm etwas Gutes giebt, und ärgert sich darüber. Der Nacheiferer sieht, daß andre glücklicher sind, und, ohne sich für elend zu halten, wünscht, und strebt er, eben so glücklich zu werden. Er erblickt Verdienste über sich; er fühlt, daß sie ihm fehlen; allein die Vergleichung mit dem, der weiser, erfahrner, edler und tugendhafter ist, wird nicht in der Absicht angestellt, diesen durch Lügen und schimpfliche Künste zu sich herabzubringen, sondern den Weg zu übersehen, den man bis zu demselben zurückzulegen hat.

Wenn

Wenn der Neidische bekennt, daß ein Mensch große Eigenschaften besitze, und gegründete Ansprüche auf die Hochachtung der Welt habe: So ist sein Bekenntniß nur erzwungen. Er würde die größern Verdienste alle um sich herum vertilgen, wenn solches in seiner Gewalt stünde. Der Nacheiferer sucht große Beyspiele auf; er macht sich eine Freude daraus, größere Verdienste zu entdecken, weil er die Hoffnung und den Muth hat, sie einzuholen. Der Neidische ist einem trägen Läufer gleich; weil er seine Füße nicht anstrengen mag: So wünscht er, daß allen denen, die ihm zuvorkommen, die Füße gelähmt werden möchten. Denn so würde er dennoch zumZiele gelangen, und das Kleinod des Wettlaufes wegnehmen können.

Der Nacheiferer ertheilt vorzüglichen Talenten die Bewunderung, die sie verdienen, weil er sich Mühe giebt, wieder bewundert zu werden. Die Leidenschaft, die ihn begeistert, macht seine Seele fruchtbar. Sie arbeitet alle seine Fähigkeiten aus, und setzt ihn oft noch über die Beyspiele hinweg, die er bewunderte. Der Neid hat seinen Grund in der Niederträchtigkeit, wie die Qvelle der Nacheiferung die Begierde nach Ehre ist. Es giebt Menschen, in welchen die großen Gaben, die die Natur in sie gelegt hat, alle vergraben und in einer beständigen Finsterniß bleiben würden, wenn sie nicht andre neben sich groß sähen. Dann aber empfinden sie

ihre Stärke; dann werden sie brauchbar für die Welt, und schmücken dieselbe.

Lälius ist ein Beweis von dieser Wahrheit. Was für ein reicher Verstand! Was für eine lebhafte Einbildungskraft! Was für ein Witz! Er kömmt in Gesellschaften, die er hochachtet, und in welcher er vielleicht aus Bescheidenheit die meisten für besser, als sich, hält. Er wird jeden schönen Einfall, jeden muntern Scherz, den andre sagen, bewundern. Aber wie vergrößert sich nicht seine Seele unter andern Seelen, die seiner Gesellschaft werth sind! Er ist weit von dem Stolze entfernt, daß er alle diejenigen, die er hochachtet, übertreffen wollte. Und wenn er den Lauf antritt: So ist seine Hoffnung, daß er sich ihnen nähern werde, immer noch mit der Furcht vermischt, daß er allzuweit von ihnen entfernt sey. Gleichwohl übertrifft er oft die größten Muster, und wenn er sich einmal auf einer sehr jähen Höhe befindet: So wundert er sich über sich selbst, daß er auf einer solchen Höhe steht. Man bringe ihn aber unter Leute, die seiner nicht würdig sind: So wird man den Augenblick die Fruchtbarkeit, den Reichthum und die Schönheit seines Geistes vermissen. Dergleichen Seelen sind Blumen, welche Tag und Sonne verlangen, und sich, so bald sich die Sonne verliert, zuschließen. Wenn er eine Arbeit unternimmt: So wird er sie glücklich ausführen. Aber sie wird ihm unstreitig viel glücklicher gerathen, wenn er

vorher

vorher seinen Geist durch die Arbeiten andrer großen Geister aufgebracht und erhitzt hat. Horaz wird pindarisch, wenn er den Pindar als unnachahmbar preiset. Er würde vielleicht so unvergeßlich nicht geworden seyn, wenn ihm der Dichter von Theben, Alcäus, und eine Sappho nicht vorgesungen hätten. Horaz verliert darum nichts von seiner Größe, daß er großen Beyspielen nacheiferte. Er war eben deswegen groß, daß er keinen Chörilus zu seinem Muster nahm; sonst würde er einem Maulwurfe gleich in seinem Staube geblieben seyn, und nicht nach der Sonne gesehen haben; aus Furcht, daß er noch blinder werden möchte.

Eine wahre Nacheiferung ist gerade das Gegentheil von der Eitelkeit. Ein Mensch, dessen Kopf mit leeren Dünsten umnebelt ist und auf einige gute Eigenschaften sich allzuviel einbildet, bleibt da stehen, wo er ist, weil er vor dem Schatten seiner eignen eingebildeten Größe vor sich hin niemanden mehr entdecken kann. Er glaubt, so weit gekommen zu seyn, daß er sich gar keine Mühe mehr geben darf, weiter zu gehen; in der Einbildung, daß ihn doch niemand erreichen könne. Der Nacheiferer hingegen entdeckt in dem Lande der Verdienste und guten Eigenschaften immer neue Aussichten; er hat kaum einen Berg überstiegen: So sieht er ein noch höheres Gebürge vor sich liegen, wohin er auch will. Er will dem Himmel gern so nahe kommen, als möglich ist; im Zwischenraume zwischen ihm und der Erde will

er zwar nicht gern seyn: Er läugnet aber doch den Abstand niemals, der zwischen ihm und dem Himmel bleibt. Wenn Aeschines alle Kräfte seines Geistes aufgeboten hat, den **Demosthenes** zu überwinden, und er doch von dem Redner überwunden wird, der einen **Philippus** allein zittern machte: So bleibt er doch herzhaft genug, die höhere Gewalt zu erkennen, und sich dadurch dem Ueberwinder an die Seite zu setzen, daß er ohne unedle Eifersucht gesteht: **Demosthenes sey grösser, als Aeschines.** Als er seine Rede in Rhodus vorlas, nachdem er aus Athen verwiesen worden war: So war er mit sich selbst zufrieden, daß sie Beyfall fand. Als er die Rede seines Ueberwinders las, und sah, wie sich der Beyfall und das Händeklopfen vermehrte: So hatte er den Muth, die Worte zu sagen, die in dem Munde eines Nacheiferers so groß waren: **Was würde denn geschehen seyn, wenn ihr ihn selbst hättet hören sollen?**

Die Nacheiferung ist das Leben der menschlichen Gesellschaft. Was für ein unnützer und müßiger Körper würde sie seyn, wenn ihre Glieder nicht von dieser Leidenschaft begeistert würden? Dann blühen Künste und Wissenschaften; alles erhält einen neuen Glanz und Schimmer, wenn unter einem Volke Nacheiferung herrschet. Rom verlor seine Rauhigkeit und Wildniß, so bald die schönern Geister seiner Einwohner den Griechen nachzugehen anfiengen. So bald Demosthenes Bewunderer daselbst gefunden hatte: Da erhiel-

ten

ten die Römer ihren Cicero. Ennius wurde vergessen, als man den Homer kennen lernte; diese Erkenntlichkeit gegen den größten Geist der Griechen erzeugte den Virgil. So bald sich aber unter den Römern die Nacheiferung wieder verlor, und die Eitelkeit in ihre Stelle trat; so bald man ohne Muster groß werden wollte: So fieng sich das Verderben des Geschmackes an, das sich in den völligen Untergang der Künste und Wissenschaften endigte. Doch eben die Nacheiferung, welche die Künste und Wissenschaften geboren hatte, weckte sie in den neuern Zeiten auch wieder von ihrem Tode auf.

Und was für herrliche und majestätische Folgen hat diese glückliche Leidenschaft, wenn sie sich auf große Tugenden lenkt? Dann erzeugt sie Helden, Antonine, Trajane, und in jedem Stande, und in allen Lebensarten große Leute. Eine Tugend, ein Verdienst hilft dem andern auf! Was für Verdienste können nicht Väter um die ganze Welt haben, wenn sie diese Leidenschaft in ihren Kindern erwecken, und allezeit auf edle und würdige Gegenstände richten, weil ihre Seelen noch zart und biegsam sind, und alle Richtungen annehmen können! Wenn man immer große Gegenstände sieht: So erwacht die Begierde, zu ihnen zu gehören. Die Kinder müssen in eine gesunde Gegend gebracht werden, wie Plato sagt, wo keine vergiftete Blumen sind, die einen tödtlichen Geruch ausduften, der um so viel verderb-

licher ist, ie angenehmer er ist. Alles, ihre Lehrer, die Gemälde die sie sehen, die Gespräche, die sie hören, und selbst die Spiele, womit sie sich ergetzen, müssen ihnen die Tugend einflößen. Aus allem, was in ihre Sinne fällt, muß sich gleichsam eine heilsame Luft, und ein solcher stärkender Hauch erzeugen, der sich unvermerkt in ihre Gemüther einschmeichelt, und dem Baume genugsame Nahrung geben kann, daß er schnell in die Höhe schieße. Was für eine Freude muß es nicht für einen Vater seyn, wenn er ein Verdienst nach dem andern in seinen Kindern aufkeimen sieht!

Unterdessen muß die Nacheiferung allezeit mit Einsicht und Klugheit verbunden seyn. Es ist selbst unter vortrefflichen Mustern nicht einerley, welchem man nacheifert. Virgil wäre vielleicht vergessen, wenn er den Pindar dazu gewählt hätte. Er würde mit mehr Arbeit weniger Ruhm erlangt haben; denn sein Genie war gegen den feurigen und ungestümen Geist Pindars viel zu ruhig. Es kömmt darauf an, daß die nacheifernde Seele das Maaß ihrer Kräfte treffe, damit man mehr an ihr zu loben habe, als den guten Willen. Dann wenn es ihr in dieser Kenntniß glückt, wird sie gerade so viel unternehmen, als sie auszuführen im Stande ist.

Der Neid ist überhaupt die Schande der menschlichen Natur; er ist aber am ersten denen zu verzeihen, die weiter keine Kräfte, als zu den allerniedrigsten und schlechtesten Künsten, haben,

die

die kaum das Leben erhalten, geschweige daß sie Ehre und Ansehen bringen sollten. Solche Menschen stehen immer in der Furcht, zu verderben, wenn es jemand besser macht. Der Neid ist also eine Art der Waffen, womit sie ihr Leben vertheidigen. Unter höhern Künstlern aber, unter den Musicis, Malern, und Bildhauern, unter denen, welche in den schönen Wissenschaften sich hervorthun, unter den Philosophen und Gelehrten von allerley Facultäten sollte nur die Nacheiferung herrschen. Bemächtigt sich der Neid eines mittelmäßigen Kopfes: So werde ich Mitleid mit ihm haben. Allein wenn ein Meister auf der Laute einem andern Virtuosen das Leben nicht nimmt, bloß darum, weil er findet, daß er nicht von ihm übertroffen werde; das ist mehr als Neid; das ist Unsinn.

Doch so vortrefflich die Folgen sind, wenn diese Leidenschaft gute Beyspiele erwählt: So groß ist der Schade, den eine übel angewendete Nacheiferung verursacht. Wenn sie sich in der Vorstellung der Tugenden und Verdienste irrt: Wie gefährlich muß nicht alsdann eine Leidenschaft werden, die der Seele so viel Stärke giebt, ihre Absichten zu verfolgen? Rom hätte vielleicht seine Freyheit später verloren, wenn Cäsar keinen Alexander vor sich gesehen hätte; und es gäbe vielleicht keinen de la Metrie, keinen Edelmann, es gäbe vielleicht noch andre viel kleinere Freygeister nicht, wenn vor ihnen kein Lucrez, kein Celsus, und Toland gewesen wäre.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Johann Rebhuns

Vergleichung einiger Grundsätze der Druiden mit den Grundsätzen unserer Zeit.

Es sind mir keine Klagen unerträglicher, als diejenigen, welche über die Verschlimmerung unserer Zeiten von einigen milzsüchtigen Leuten geführt worden. Ich würde sehr unzufrieden seyn, wenn mich die Natur in einen andern, als den gegenwärtigen Zeitpunkt gesetzt hätte, und ich preise mich besonders deswegen glückselig, daß ich von Nation ein Deutscher bin. Was man auch Böses von den Sitten und Grundsätzen unsers Jahrhundertes sagen mag: So getraue ich mich doch, einem jeden Feinde meines Vaterlandes ins Angesicht zu behaupten, daß wir niemals vollkommner gewesen sind, als itzt. Und gewiß, wer nicht meiner Meynung hierinnen seyn will, der muß von unsern Vorfahren keine Kenntniß besitzen, und in der Geschichte ganz unerfahren seyn. Eben die Untersuchung derselben hat mich in den Stand gesetzt, eine weitläuftige Schutzschrift für unsere Nation in unsern Tagen auszuarbeiten. Ich gehe darinnen bis auf die ältesten Zeiten zurück, und entdecke die verschiednen Stuffen der Vollkommenheit,

menheit, die wir durchgegangen sind. Ich zeige, wie unsere Sitten immer mehr und mehr die Rauhigkeit und Wildniß abgelegt haben, die den alten Deutschen aus den Wäldern anhieng. Allein alle Verbesserung der vorigen Zeiten ist gegen unser Jahrhundert nur eine Morgendämmerung. Einen kleinen Vorschmack von meinem patriotischen Werke zu geben: So will ich nur aus den funfzehntausend Grundsätzen der Druiden einige herausnehmen, und sie mit den Grundsätzen unserer Zeit vergleichen, damit man den himmelweiten Unterschied sehe, der zwischen den itzigen und den alten Deutschen ist.

Meine erste Anmerkung betrifft den Hochmuth, welche die Druiden ihrem Volke einzupflanzen suchten. Diesen Endzweck zu erreichen, brachten sie ihm sehr große Gedanken von ihrem Ursprunge bey. Der vornehmste Grundsatz ihrer Sittenlehre war der, **daß alle, die unter ihnen gebohren würden, der Seele nach ihren Ursprung vom Himmel hätten.** Dieses ist der dritte Grundsatz von den Maximen der Druiden, welche Gollůt zusammengetragen hat *. Sind unsere Zeiten nicht viel bescheidener geworden? Wie viele weise Leute geben sich itzt unter uns nicht die Mühe, uns solche hohe Vorstellungen zu benehmen, und zu beweisen, daß unsere ersten Vorfahren von ungefehr einmal mit Leib und Sele aus der Erde aufgewachsen sind! Zeigt nicht dieser

* S. Gollut Memoires de la Franche-Comte.

Grundsatz, den sie mit aller möglichen Scharfsinnigkeit festzusetzen und allgemein zu machen suchen, von einer außerordentlichen Demuth, und was ist liebenswürdiger, als die Demuth? Man muß erstaunen, wie gelehrig unser Jahrhundert in diesem Stücke ist, und mit welcher Geschwindigkeit diese Weisheit sich ausgebreitet hat. Es giebt zwar noch Leute, die man dafür bezahlt, daß sie fast ähnliche Lehren vortragen müssen, als die Druiden vortrugen. Das kömmt aber bloß daher, daß man alte eingewurzelte Gewohnheiten nicht auf einmal abschaffen kann. Es giebt auch noch einige Menschen im Verborgnen, die für diesen Druidischen Grundsatz ihr Leben ließen. Allein sie machen nicht allein kein Aufsehen, sondern man hält sie auch vor übermüthige Leute, und verachtet sie dafür, daß sie besser seyn wollen, als andere Menschen, die mit dem Ursprunge ihrer Leiber und Seelen aus der Erde sehr wohl zu frieden sind. In der That, was hat auch dieser Grundsatz für einen Einfluß in das menschliche Leben? Ein Mensch von sechzehn Ahnen entsprungen, oder von einem Vater mit einer Tonne Golds, hat mehr zu sagen, als ein Mensch mit einer Seele, die vom Himmel entsprungen ist. Ueberhaupt wird wenig nach dem Ursprunge des Menschen gefragt; es müßte bey Carousellen und Vermählungen seyn, oder bey der Aufnahme zu einer Profeßion geschehen, und dann ist es genug, wenn man weis, daß das Herkommen eines Menschen edel oder ehrlich ist. Eine andere Ursache, warum man sich Mühe gegeben hat, diese

Lehre zu unterdrücken, ist diese, daß sie den Unterschied unter den Menschen aufheben möchte, wenn sie durchgängig geglaubt würde. Es muß doch ein Unterschied zwischen dem Adel und dem bürgerlichen Staube seyn. Gewiß, wenn wir alle vom Himmel entsprungen seyn sollten, so würde sich am Ende der Kaufmann oder der Gelehrte so gut dünken, als der Edelmann, und sehr viele aus den ältesten Geschlechten würden keinen Vorzug mehr vor den andern haben, weil das der einzige ist, den sie noch haben. Mann könnte zwar sagen, daß der Adel, dieses Druidischen Grundsatzes ungeachtet, doch ein wirklicher Vorzug seyn könnte, wofern er nur von Verdiensten begleitet würde. Aber dieses fodert einen schweren Beweis. Den kann man ersparen, wenn man den angeführten Grundsatz fahren läßt, und man gewinnt so viel dabey, daß es doch ein Vorzug bleibt, nur adlich gebohren zu seyn. Allein was für eine Zerrüttung würde sich nicht auch im gemeinen Wesen ereignen, wenn eine solche Lehre mit allen ihren Folgen gelten sollte? Geburt, Reichthum, Amt und Stand machten damals keinen wirklichen Unterschied. Der ärmste und unterste unter der Nation konnte auf alle Würden Anspruch machen, es kam nur darauf an, daß er Tapferkeit, Klugheit und andere Verdienste besaß. Es war möglich, daß er sich bis zu der Würde der **Vergobreten** hinauf schwingen konnte. Und woher kam das? Er war so gut vom Himmel entsprungen, als der andere. Wenn man noch

so

so denken wollte: So würde der Lakay vielleicht das Recht haben, Baron zu seyn, und der Baron würde ihm aufwarten müssen. Ein Schreiber würde vielleicht in den Rath, und der Rath in den Schreiber verwandelt werden. Die gnädige Frau würde Lieschen seyn, und vielleicht nicht einmal die Geschicklichkeit haben, Jhro Gnaden, ihr vormaliges Lieschen, anzukleiden. Das hieße die Ruhe und Ordnung der Republik stören. Erhellt aber nicht daraus, daß gegenwärtig unsere Nation die Demuth, die Ordnung, und die Ruhe des gemeinen Wesens besonders liebe? Was die Unsterblichkeit anbelangt, welche die Druiden aus diesem Grundsatze folgerten: So braucht man sie nicht vom Himmel herzuholen, weil man sie itzt näher auf der Erde hat, und wenn man sie von der besten Art haben will, mit einigen vollwichtigen Pistoletten erkaufen kann.

Mit diesem Grundsatze der Druiden war ein andrer nahe verwandt. **Man muß,** sagten sie, **den Umgang mit Fremden nicht zulassen.** Eine Lehre, die Ursache war, daß die Gallier und Allemanier von den Römern, dem artigsten Volke zu Cäsars Zeiten, für eine rauhe, wilde und ungesittete Nation gehalten wurden. Sie untersagten die Reisen in fremde Länder, weil sie an der Einbildung krank lagen, daß mehr die Thorheiten anderer Völker, als das Gute derselben, zurückgebracht würden; daher blieben ihnen die Artigkeit, die gute Lebensart, die Kleider und Moden der Römer unbekannt. Eine Bärenhaut, ein

Fuchs-

Fuchspelz, das waren ihre Staatskleider, und weil sie die Mode hatten, sich am ersten Jenner allezeit in besondere Häute zu kleiden: Wie sind sie nicht darüber verlacht worden, und was für ein Aergerniß haben sie nicht zu gewissen Zeiten gegeben? Hat man nicht in unsern Tagen die Mopsgesellschaft erfunden der alten Deutschen zu spotten, unter welchen sich die jungen Herren und die Schönen nicht schöner kleiden konnten, als wenn sie in Mopsfellen erschienen? Dank sey es der Vollkommenheit unserer Zeiten, daß wir artiger sind! Der Umgang mit den Fremden ist nicht untersagt. Unsere jungen Herren reisen in fremde Länder, und wenn es auch in keiner andern Absicht geschähe, als um zu zeigen, daß wir gar nicht arm sind, oder in der Absicht, seinem Vaterlande nicht mit seiner Gesundheit beschwerlich zu fallen. Man kömmt doch allezeit mit neuen Reizungen zurück, und wenn es nur eine neue Liebeserklärung, oder ein neuer Fluch seyn sollte. Man entdeckt viele ausländische Staatsgeheimnisse; denn wenn sich nun die Marquisinnen und Herzoginnen zu Versailles und Paris in unsere Grafen verlieben, ehe sie sterben, verrathen sie lieber alle Anschläge aus dem Cabinette. So haben wir nicht allein an Artigkeit, sondern auch an Politik zugenommen! Milzsüchtige Köpfe sagen, daß die Deutschen ihre Reichthümer hinaustrügen, und Narrheiten und Krankheiten hereinbrächten. Allein nicht daran zu gedenken, daß solche Beschuldigungen von unsern Reisenden für

Ver-

Verläumdungen erklärt werden: So muß man überlegen, daß, wenn sie auch wahr wären, solche kleine Unbequemlichkeiten gegen Politik und Artigkeit nichts sagen wollen, die man dabey gewinnt. Wenn man dieses nicht glauben will, so muß man nie die große Welt besucht und gesehen haben, was ein Herr, der aus fremden Ländern zurück kömmt, für Aufsehn macht, wie er von allen bewundert wird, wie alles in seinem Munde wichtig ist, wie ein jeder an seinen Lippen hängt! Gewiß, schon die fremde Luft hat eine recht magische Kraft. Was für Ungezwungenheit, was für edle und unerschrockne Freymüthigkeit! Ich weis es, daß unsere einfältigen Vorfahren in den Zeiten ihrer Finsterniß diese Eigenschaften, die itzt ein allgemeiner Beyfall hervorzieht, für Unverschämheit oder Grobheit ausgegeben haben würden. Allein eben darum sind wir vollkommner, als sie, daß wir alles mit andern Augen ansehen, als unsere Vorfahren.

Was die Ausländer anbelangt: So ist keine Nation gütiger gegen sie, als die Deutsche. Wir sind so großmüthig, daß wir lieber selbst Noth litten, als daß wir sie in der Noth seufzen lassen sollten. Ihre Arbeiter versorgen uns mit Verstand, Ansehen und Verdiensten: Was ist billiger, als daß wir ihnen unsere Schätze eröffnen? Die Druiden hingegen hatten unsere ältesten Vorfahren mit einem allgemeinen Neide angesteckt. Sie hatten den wunderlichen Grundsatz angenommen, daß man

man von Fremden nichts brauchte, was man selbst in seinem Lande hätte, und wenn etwas fehlte, daß solches der Fleiß der Eingebohrnen ersetzen könnte. Darinnen wurden sie auch von einer seltsamen Grille bestärkt, daß sie dieses Liebe zum Vaterlande nannten, eine Sache, die wir nichts mehr achten, weil unsere Zeiten philosophischer geworden sind, und die ganze Welt für das Vaterland der Menschen halten. Mann kann nicht sagen, was aus diesem einzigen Druidischen Grundsatze für andere ungeräumte Folgen flossen. Es war ein Gesetz, daß wenn man diese oder jene Dinge besser in seinem Vaterlande hatte, man sie nicht von einem Auswärtigen für einen höhern Preis schlechter nehmen dürfte. Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, weitläuftig zu zeigen, daß unsere Vorfahren in diesem Stücke gar nicht edelmüthig gedacht haben. Denn ist es nicht großmüthiger, das Schlechte besser zu bezahlen, als das Gute? Unserer Großmuth allein ist es zuzuschreiben, daß uns alle Ausländer willkommen sind, auch diejenigen, die in ihren Landen verhungert seyn würden. Es ist doch nicht gleichviel, ob einer verhungert, oder ob er sein Leben noch fortfrisset. Und wir sollten so grausam seyn, als das Land, das sie gebohren hat? Es ist wahr, daß sie nicht zu uns kommen würden, wenn sie in ihrem Vaterlande etwas getaugt hätten. Sie sind vielleicht daselbst gebrandmarkt worden, und bey uns werden sie nicht allein wieder ehrlich, sondern auch vornehm, und weil sie sich nicht auf ihre Verdienste erhalten können,

nen,

nen, indem sie keine haben: So können sie von Pralereyen leben. Allein wer sieht nicht, daß diese gütige Aufnahme derselben ein Kunstreich der feinsten und tiefsten Politik ist? Wenn dienstlose Schelme in einem Lande so hochgehalten werden: Was müssen nicht ehrliche, verdienstvolle Leute gelten? Solche Gedanken von ihrer Großmuth, Leutseligkeit und feinen Politik will unsere erleuchtete Nation den Auswärtigen beybringen.

Gut zugerichtete Speisen sind untrügliche Beweise von dem Geschmacke eines Volkes. Wie sehr der Geschmack unserer Nation nur seit einigen Jahren gestiegen sey, das braucht keine Anzeige. Wie elend muß nicht der Geschmack der alten Deutschen gewesen seyn, und zwar zu den Zeiten der Druiden! Diese hatten eine recht tartarische Maxime in diesem Stücke. Eine der wichtigsten Lehren, nicht allein ihrer Ethik, sondern auch ihrer Staatskunst hieß: **Rohes Fleisch ist das beste Fleisch.** Ist mir ein Grundsatz unter ihren Lehren seltsam vorgekommen: So ist es dieser. Ich habe mir unaussprechliche Mühe gegeben, ihn verstehen zu lernen; allein ich kann mich noch nicht rühmen, den wahren Verstand davon völlig eingesehn zu haben. Einige Forscher der Druidischen Alterthümer suchen diesen Grundsatz aus der Geschichte zu erklären. Der berühmte **Frick** erzählt aus dem Dionysius von Halikarnaß, daß zur Zeit, als Brennus in Griechenland eingefallen, einige Gallier in Achajen die Kochkunst erlernet,

erlernet, und nach Gallien und Deutschland zurück gebracht hätten. Man weis, daß die Speise der alten Gallier meistentheils das Fleisch der wilden Thiere gewesen sey, die sie auf der Jagd erlegten. Einer unter ihnen habe das Geheimniß erfunden, die Rehrücken auf eine besonders schmackhafte Weise zuzurichten. Seine Zurichtung habe einen durchgängigen Beyfall erhalten. Jeder Allemannier sey darauf außern gewesen, dieses Geheimniß zu entdecken. Alle häuslichen, bürgerlichen und andern Geschäffte wären über die Zubereitung der Rehrücken versäumt worden. Unterdessen wären die Hermunduren, und die Slaven, von denen sie immer beunruhiget worden, zu einer Zeit in Gallien eingefallen, da alle Küchen geraucht hätten. Noch wäre man so glücklich gewesen, einer großen Gefahr zu entgehen. Darauf wäre in einer allgemeinen Versammlung der Druiden ausgemacht worden, daß das rohe Fleisch künftig die Leibspeise der Gallier seyn, und alles Kochen und Braten untersagt seyn sollte. Mit der Zeit wäre der Gebrauch, rohes Fleisch zu essen, unter alle Nationen, wo Druiden gewesen, und also auch unter die Deutschen, gebracht worden. Das ist die Nachricht die Dionysius davon giebt. Allein mir kömmt sie verdächtig vor; denn vors erste war er ein Grieche, und die Gallier hatten in seinem Vaterlande viele Verwüstung angerichtet; und vors zweyte, so war er allzuweit von Gallien entfernt, als daß er von dieser Begebenheit hätte sichre Nachricht einziehen können, da

er zumal der einzige ist, der sie berührt. Das Gesetz selbst aber findet man in mehr Schriftstellern. Es mag nun aber einen Verstand haben, was es für einen will: So ist so viel gewiß, daß der Geschmack der damaligen Zeiten sehr schlecht gewesen seyn müsse. Man wird doch einräumen, daß wir besser, als die Tartarn, sind. Rohes Fleisch soll das beste seyn! Ich kann meine Stammältern nicht begreifen. Rom ist doch unstreitig zu Cäsars und seiner Nachfolger Zeiten am größten und mächtigsten gewesen. Und die Römer assen gewiß niemals besser, und die Leckerbissen waren in keinem größern Ansehen, als um diese Zeit. Ihre Vorfahren begnügten sich zwar mit gebratenen Rüben; aber sie waren auch in einen kleinen Winkel von Italien eingesperrt, und da war noch weder Carthago noch Corinth erobert. Ich hoffe, daß die Zeit nicht weit mehr entfernt sey, wo wir alle Völker zu unsern Füßen werden liegen sehen. Und wenn diese Zeit kömmt: So haben wir es unserm verbesserten Geschmacke zu danken, welcher gefunden hat, daß rohes Fleisch nicht allein unangenehm, sondern auch ungesund sey.

Beyläufig will ich in einem gelehrten Streite, der in unsern Tagen mit einer unglaublichen Hitze geführt worden ist, einiges Licht anzünden. Man hat nämlich die Frage aufgeworfen: Ob die Franzosen oder die Deutschen einen bessern Geschmack hätten? Es hat Patrioten gegeben, welche sich unserer Nation mit einem unbelohnten Eifer angenom-

genommen haben. Mich dünkt, daß sich beyde Parteyen vereinigen könnten, wenn sie einander verstehen wollten. Der Geschmack ist gewiß ein zweydeutiges Wort, man versteht entweder einen wirklichen oder einen figürlichen Geschmack darunter. Diese Bedeutungen hätten erst sollen festgesetzt werden; dann würde der Streit bald entschieden gewesen seyn. Im wirklichen und leiblichen Geschmacke haben wir es unstreitig den Franzosen allezeit zuvorgethan. Die Franzosen haben es uns auch niemals streitig gemacht, daß wir fetter wären, als sie, sie haben bloß gezweifelt, daß wir eben so viel Witz hätten, als sie. Die französichen Essen, so hoch man auch die Köche dieser Nation schätzen mag, taugen so viel nicht, als die, so von den deutschen Köchen zubereitet werden. Ich lobe den deutschen Braten allezeit vor dem französchen. Was den figürlichen Geschmack anbetrifft: So müssen wir diesen einem solchen flatterhaften Volke überlassen. Der unsrige ist doch weit gründlicher. Man kann dieses durch die Poeten beweisen? Haben wir nicht unsere meisten witzigen Köpfe bloß einem nüchternen Magen zu danken? Macht wohl jemand, der sich etwas zu gute thun kann, Verse? Die Höfe müssen, selbst nach dem Geständnisse der Franzosen, den Ausschlag vom gutem Geschmacke geben. Ich, der ich mich auf Reisen ein wenig versucht habe, kann sagen, daß ich fast alle Leute vom Stande einen Koch höher schätzen gesehen habe, als einen witzigen Kopf, und daß von den Vor-

 nehm-

nehmsten eine Pastete allezeit mehr Lob erhalten hat, als ein Heldengedicht. Da nun der eigentliche Verstand eines Wortes allezeit dem metaphorischen vorzuziehen ist, und ein dickes fettes Gedicht besser, als ein mageres und eingefallnes aussiehet: So wird niemand, der die Gründlichkeit liebt, zweifeln können, daß wir unter allen Völkern **die Nation vom besten Geschmacke sind.**

Was die Wissenschaften anbelangt, so weichen die Grundsätze unserer Zeiten, zu unserm großen Ruhme, ebenfalls sehr weit von den Grundsätzen der Druiden ab. Diese hatten die wunderliche Meynung angenommen, **daß die Geheimnisse der Wissenschaften** nicht dem Papiere, sondern dem Gedächtnisse anvertrauet werden müßten. Man weis daß die Druiden halbe Pythagoräer waren. Ihre Schüler mußten, wie die Schüler dieser Sekte, fünf Jahre schweigen, ehe sie den Mund öffnen durften. Ein gelehrter Anonymus behauptet in seinen Anmerkungen über den Tacitus, daß die Meynung der Druiden mit diesem Grundsatze nicht gewesen sey, daß ein Gelehrter mit seiner Wissenschaft neidisch seyn, und gar nichts schreiben müßte. Sie hatten bloß verhüten wollen, daß junge Leute nicht eher klug thun sollten, bis sie wirklich klug wären. Sie hatten geglaubt, daß man nicht eher etwas nützliches schreiben könnte, bis man etwas nützliches gelernt hätte. Dabey hält er der Weisheit der Druiden eine große Lobrede, und eifert über die itzigen Zeiten, in welchen

chen die Wissenschaften von einem jeden Anfänger entheiliget würden. In was für Zeiten leben wir, ruft er aus! Kaum ist ein Schüler die ersten Classen durchgegangen, kaum hat er die Namen und ersten Begriffe der Wissenschaft gelernet: So will er auch schon seinen Namen verewigen. Man sollte schwören, daß sich alle Künste in sein Gehirn versammlet hätten; er ist noch nicht über die Schwelle der Gelehrsamkeit, und er stellt sich an, als ob er den Schlüssel zu allen Künsten gefunden hätte. Kaum kann er die Sprache seiner Ammen und Mumen reden, so giebt er sich schon die Miene, als ob er im Oriente und im Occidente gleich bekannt wäre, und die Sprachen der beyden Pole und die Sprache im Monde reden könnte. Verlangt ihr eine Philosophie von ihm? Er hat gesunde Finger, und wird zu eilftausend Logiken die zwölftausende abschreiben. Er hat auf eine jede Messe eine gründliche Untersuchung, neue Anekdoten, und tiefsinnige Betrachtungen fertig. Laßt ihn in Gesellschaften kommen; ihr werdet die Ohren zustopfen müssen, wenn ihr nicht von seinen ewigen Beweisen von der Barbarey und der Unwissenheit der vorigen Zeiten übertäubt werden wollt. Solchen unerfahrnen Schriftstellern, fährt der Ausleger des Tacitus in seinem gelehrten Grimme fort, wären in den Zeiten der Druiden die Finger gelähmt worden. Doch dieses Mittel würde in unsern verderbten Zeiten wenig ausrichten; denn diese Unverschämten würden mit den Füßen schreiben lernen, wenn sie die Finger nicht

 mehr

mehr brauchen könnten. Der Schüler der Theologie, kaum hat er gelernt, was dieses Wort auf deutsch heißt: So muß er zum wenigsten einen zweyten Hollaz und Quenstädt schreiben, oder ein Dutzend neue Ketzer machen. Oeffnet ihm die Kanzel, kein Charlatan wird lauter schreyen können. Hat er sich endlich in ein Amt gedrängt, und das wird nicht fehlen; denn die Unverschämtheit ist immer glücklicher, als das sittsame Verdienst: So wird er vollends alle Zweifel überwinden, daß er unwissend sey, wenn er noch einige vorher empfunden hat. Und hat er ein Amt: So wird er gewiß glauben, daß er zum wenigsten so gut sey, als ein Dutzend Kirchenväter. Können andere keine Präbenden erschmeicheln oder erschreyen: So muß die Religion ihre Unwissenheit entgelten. Sie raffen hier und da einige elende Rhapsodien wider sie zusammen, und weil sie keine Pfarrer werden können, so werden sie Gotteslaugner. Der Hunger der sie fromm machen sollte, macht sie gottlos, und weil sie weder Mittel noch Feuer genug haben, solches in wirklichen Ausschweifungen zu seyn, so sind sie zum wenigsten in Grundsätzen liederlich. Sie geben die Vortheile einer andern Welt auf, ohne in der gegenwärtigen ihr Ergetzen zu vermehren. Und der Jurist? Der Jurist hat noch keinen Cursus über den Justinian ausgehört: So meistert er schon den Bartolus und Cujacius, ohne zu wissen, ob diese Leute in die alte oder in die neue Welt gehören. Vier Treppen hoch unter dem Dache sitzt er, und übersieht mit einem allsehenden Auge die Gesetze und

Ver-

Verfassungen aller Länder. Was für Mängel entdeckt er in der Rechtswissenschaft aller Völker! Endlich erbarmt er sich über die dummen Sterblichen, und giebt ihnen neue Gesetze. Was fehlt der Welt, daß sie seine weisen Vorschläge zur Verbesserun g der Jurisprudenz nicht hören und anneh-men will? Wenn man ihm glauben will, so könnten wohl Cocceji selbst Lehren von ihm annehmen. Ein anderer hat einige Aufschriften auf den Apotheker-büchsen, aus einem Verheyn die Namen einiger Adern und Muskeln, und aus einem Weisbach die griechischen Namen einiger Krankheiten gelernt. Der neue Aesculap schreibt. Er hat eine neue Panacee erfunden, ein Arcanum wider die Colik, das Fieber, die Pleuresie, Hydropisie, die Apoplexie, die Epelepsie, und besonders wider die Venusseuche. Es ist ein Specificum, das von seinem Vater auf ihn fortgeerbt, in seinen Händen aber verbessert worden ist. Nennt ihm eine Krankheit, die erste die euch einfällt; sein Arcanum ist ein kräftiges Mittel dargegen. Es ist wahr, daß er niemanden vom Tode erweckt; er giebt dem Menschen das Leben nicht wieder, und es ist ein bloßer Zufall, daß sein Vater und Großvater, die dieses Mittel hatten, sehr jung gestorben sind: Unterdessen wird seine gelehrte Nachricht und sein Arcanum verkauft. Der Charlatan hat eine gute Brust, daß er laut schreyen kann, und darum fliegen von allen Seiten Schnupftücher auf sein Theater, die ihm einige Pakete abnehmen. Genug, daß sich die Menschen schmeicheln, sich bey

seinen Panaceen gut zu befinden, wenn sie schon in den letzten Zügen liegen. Unterdessen leidet der weisere Arzt, der viele Jahre nach einander die Natur des Körpers, der Krankheiten, und der Arzeneyen durchstudirt hat. So sieht es in unsern Zeiten mit der Wissenschaft uns! Die Welt wird mit elenden Schriften überschwemmt; die Gelehrsamkeit verliehrt ihr Ansehn und kömmt in Verachtung, und unsere Enkel werden die unglückselige Zeit = =

In diesem Tone fährt unser Anonymus noch viele Seiten fort. Allein so gut Druidisch er auch gesinnt ist: So bin ich doch überzeugt, daß unsere Zeiten nicht ohne weise Ursachen von dem Grundsatze abgegangen sind, daß man die Geheimnisse der Wissenschaften nicht dem Papiere, sondern dem Verstande anvertrauen müsse. Ich glaube, einige dieser weisen Ursachen angeben zu können. Vors erste ist es ein grausamer Zwang, welchen man denen anthut, die sich zum Reiche der Wissenschaften begeben, daß sie so lange schweigen, und von der Gelehrsamkeit weder reden, noch schreiben sollen. Man sieht deutlich, daß dieses Gesetz von den Greisen unter den Druiden herkömmt, die gern sprechen wollten. Es ist fast so, als das Gesetz der Römer, daß junge Rathsherren im Staate nicht eher sprechen sollten, als bis sie um ihre Meynung gefragt wurden. Nicht billiger ist die Foderung, daß ein Gelehrter nicht eher schreiben soll, bis er denken kann. Junge Leute haben so gut eine Zunge und so gut Hände als

Grei-

Greise. Und aus was für Ursachen ist man denn gelehrt? Bildet sich denn dieser gelehrte Mann ein, daß man gelehrt sey, um etwas zu wissen? Es kömmt ja nur darauf an, daß man das Ansehn habe, etwas zu wissen. Die wirkliche Wissenschaft gehört mehr zum Wohlstande, als zum Wesen. Ueberdieß ist eine Wissenschaft allezeit sicherer auf dem Papiere, als im Verstande, und wenn also nur in einem jeden Buche ein guter Gedanke stehet; es ist aber schon eine sehr alte Wahrheit, daß keine Schrift so schlecht sey, es stehe etwas gutes darinnen: So darf man nicht befürchten, daß er verlohren gehen werde. Wird er nicht auf Bibliotheken aufgehoben: So kann man ihn doch immer in einem oder den andern Gewürzladen antreffen. Unsere Gelehrten sorgen also für die Aufnahme der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften mehr, als man denkt. Die Gelehrsamkeit wird weit mehr genützt, als vor Zeiten. Denn nichts von den Vortheilen zu gedenken, den unsere unzählbaren Schriftsteller so vielen Menschen, vom Verleger bis zum Lumpensammler herunter, verschaffen; nichts von den Schätzen zu sagen, die durch sie den Accisen und andern öffentlichen Cassen zufließen: So bitte ich nur zu erwegen, wie viele Gelehrte sich in unsern Tagen von einer Materie allein nähren können. Mit einem Gedanken behilft sich oft der Verfasser, der ihn in ein weitläuftiges Buch ausdehnt, der Journalist, der ihn wieder ins Enge zieht, der Zeitungsschreiber, der ihn lobt und die Quintessenz

davon mittheilt, der, der das Mark aus dem Journalisten und Zeitungsschreiber liefert, und endlich der neue Schriftsteller, welcher diejenigen citirt, die vor ihm die Materie so gut abgehandelt haben, als er. Wenn jemand die Kunst besitzt, ein Ganzes in unendliche Theile zu zergliedern: So sind es gewiß unsere Scribenten. Sie sind in der Republik eben so nützliche Geschöpfe, als die Frohnbauern. Denn was diese für den Edelmann sind, das sind jene für den Verleger. Und was den Einwurf anbelangt, daß die Gelehrsamkeit darüber in Verachtung gerathe: So kann ich demselben mehr als eine Antwort entgegensetzen. Wenn die Wissenschaften nicht mehr, wie unter den Druiden, dem Verstande anvertrauet werden: So werden die wahren Gelehrten selten. So sagt man! Ich antworte: was unsern Zeiten an der Güte abgeht, das ersetzt die Anzahl. War vorzeiten ein Gelehrter so gut, als itzt hundert: Nun so sind itzt hundert so gut, als vorzeiten einer. Es ist in der Politik ein Grundsatz, daß ein Land um so viel glückseliger sey, je bevölkerter es ist. Würde Rom zu seiner Größe gediehen seyn, wenn es nicht im Anfange eine Freystatt für alles liederliche Gesindel gewesen wäre? Es muß also mit den Wissenschaften gut stehen, wenn es viele Gelehrte giebt, sie mögen nun beschaffen seyn, wie sie wollen. Wie glückselig ist also nicht das Reich der Gelehrsamkeit in unsern Zeiten! Aber sie verliehrt von ihrem Ansehn? Das mag geschehen, so wird kaum dem Hochmuthe der Gelehrten vorgebeugt.

Ich bin zwar auch ein Gelehrter, aber die Ehre muß ich der Wahrheit anthun und gestehen, daß man sich viel einbildet, wenn man mehr weis, als andere wissen. Mein alter Vetter in Engelland, der getreue Gefährte des Herrn Jones, hat mir oft geschrieben, daß er sich für eben so gut halte, als manchen Fuchsjäger in der Nachbarschaft seines Kirchsprengels. Was selten und recht gut ist, darauf pflegt man einen großen Werth zu legen. Ein Newton wurde von Lords zu Grabe getragen. Da hätten sie etwas zutragen, wenn es viele Newtons gäbe. Und da es zu einem wohleingerichteten Staate in der Republik gehöret, daß man für seine Kinder einen gelehrten Lakay hält, den man den Hofmeister bey Vornehmen und bey Leuten vom Mittelstande den Informator nennt: Wie, würden sich, wenn die Wissenschaften unter uns in einem solchen Ansehn stünden, als in den Zeiten der Druiden, die Gelehrten nicht zu vornehm dünken, dergleichen Lakayen abzugeben. Und da man mehr Bedienten in einem Hause halten muß; da die Köche, die Muhmen, die Kutscher und die Pferde so viel zu unterhalten kosten: Was würden sie nicht für ihren Dienst fodern? Es ist also recht gut, daß die Wissenschaften nicht mehr in einem so hohen Ansehn sind. Es ist genug, daß wir an Gelehrten gar keinen Mangel haben, und uns also rühmen können, daß die Gelehrsamkeit in weit blühendern Umständen sey, als vordem.

Gewiß,

Gewiß, wenn man die Grundsätze unserer erleuchteten Zeit mit den Grundsätzen der alten Deutschen vergleicht, desto mehr wird man überzeugt, daß wir unendlich vollkommner, als sie, sind. Man erstaunt, wenn man die seltsamen Maximen der Druiden erwägt, die den Hausstand angehen. Die Druiden, die am Rheine wohnten, hatten das Gesetz eingeführt, daß alle Kinder gleich nach der Geburt in den Rhein geworfen werden sollten, ihre ehrliche oder unehrliche Geburt zu untersuchen. Schwammen sie oben auf: So waren sie ehrlich. Sanken sie unter: So wurde die Mutter darzu hineingeworfen. Ich will dem Rheine seine Kraft, die Ehrlichkeit der Geburt zu beweisen, nicht absprechen. Aber, welch eine Grausamkeit, und welch ein Mistrauen der Männer in die Treue ihrer Weiber verräth nicht diese Probe! Ich will gar nicht sagen, daß nicht viele Fräulein diese Probe aushalten könnten. Ich will nur anmerken, daß eine solche Probe ganz überflüßig ist. Denn da, nach dem Geständnisse der Rechtsgelehrten, die Ehe nichts anders ist, als ein Contrakt zwischen Mann und Frau, da die Frau sich anheischig macht, Kinder zu gebähren, und der Mann sich anheischig macht, die Kinder zu erhalten: So gehört ja zur Ehrlichkeit der Kinder nichts, als daß sie von Frauen gebohren werden, die ihre Männer haben. Nein, dieses Mistrauen ist aus unsern Zeiten verbannt. Es ist gewiß großmüthiger, wenn sich die Frau darum bekümmert, wo die Kinder herkommen, und nicht der Mann.

Dieses

Dieses erhält die Ruhe, die Einigkeit und Glückseligkeit der Familien; dieses bereichert oft viele Häuser, und gewiß mancher Mann könnte nicht ohne so wenig Unkosten, und ohne sein Hauswesen zu verschlimmern, zu Zeiten seine Flasche Wein trinken, wenn seine Frau eine solche Probe ausstehen sollte. Und sollte es wahr seyn, daß unehrliche Kinder von der Natur immermehr begünstiget sind, als ehrliche: So ist es auch um deswillen sehr gut, daß diese Probe abgeschafft worden ist. Wie viele Helden, Päbste, Cardinäle und andere von verschiedenem Range und Stande würden seit den Zeiten der Druiden nicht im Rhein haben ersaufen müssen?

Aeltern müssen Kinder nicht aus den Augen lassen, bis sie sich selbst regieren können. Eine neue Druidische Maxime! Ich kann mich nicht enthalten, die Anmerkungen unsers gelehrten Anonymus auch über diese Stelle anzuführen, damit man sehe, was die schwarze Galle über Menschen für Gewalt habe, wenn sie auch sonst sehr vernünftig sind. Man bewundere, sagt er, die Weisheit der Druiden. **Aeltern müssen ihre Kinder nicht aus den Augen lassen.** Vermöge dieser Maxime waren die Frauen, sie mochten **Vergobreten** oder die niedrigsten unter den Deutschen zu Männern haben, verbunden, ihre Kinder selbst zu säugen. Sie mußten eine beständige Aufsicht auf sie haben, damit diese jungen Pflanzen zu geraden Bäumen aufwachsen

möch-

möchten. Die Töchter bildeten sich von ihrer zarten Kindheit an nach den Beyspielen der Mütter, die Knaben nach den Beyspielen der Väter, die sie immer vor sich sahen. Wie verkehrt geht es hingegen in unsern Zeiten zu! Der Wohlstand erfodert es, seine Kinder zu hassen. Es ist Ehre genug und Liebe genug für sie, daß es die Aeltern nicht verdrießt, sie zu zeugen. Ist eine Dame entbunden, so muß das Kind den Augenblick weggebracht werden, damit sie die Ursache sovieler Schmerzen nicht vor den Augen sehe. Sie sollten ihm die Brust reichen? Es ist schon unerträglich, daß man es neun ganze Monate unter der Brust tragen muß. Die Brust ist zu einem ganz andern Endzwecke da; sie ist da, daß sie der Palatin verrathe. Es müßte keine Beyschläferinnen ihrer Männer geben, wenn sich vornehme Frauen die Last des Stillens aufbürden sollten. Daß Bürgerweiber das nicht thun, das ist noch kein so großes Wunder. Aber daß der Adel seine Kinder bürgerliche Milch trinken läßt, das verstehe ich nicht. Also werden die Kinder den Ammen übergeben; aus den Händen der Ammen fallen sie in die Hände der Muhmen, aus den Händen der Muhmen in die Hände der Französinnen. Der Vater sollte sich mit dem Knaben abgeben? Wozu bezahlte er den Herrn Informator so gut, als seinen Jäger? Und die Dame? Sie sollte sich mit ihren Töchtern beschäfftigen? Sie hat ja genug mit ihren Modepuppen zu thun. Sie müßte ja die Spielgesellschaf-

sellschaften versäumen. Es wäre etwas Unaus-
stehliches, einzukommen, wenn man nicht ei-
nen Monat nach einander Wochenbesuche an-
nehmen könnte. Kann wohl ein Spott so bitter
seyn, den eine solche Aufführung in den Familien
nicht verdiente? Von diesem lieblosen Bezeigen
kömmt es dann her, daß unsere Nation immer
schlechter wird. Das ist nur ein kleiner Auszug
aus den Anmerkungen dieses gelehrten Mannes.
Ich sagte neulich einer vornehmen Dame den
Grundsatz der Druiden, und die Klage des Rut-
gersius. Der Mann ist ein Pedant, sagte sie,
und der Maxime der Druiden sieht man den
Wald an. Ich verstehe es nunmehr, warum die
alten deutschen Frauen so häßlich aussehen. Ich
wundere mich nicht mehr darüber; sie haben ihre
Kinder selbst gestillt. Sie müssen auch sehr dum-
me Kinder gehabt haben, daß sie die Aufsicht der
Aeltern so lange nöthig gehabt haben. Ich habe
die meinigen niemals gesehen, als wenn ich ein
neues Kleid das erstemal anzog. Ich rühme
mich eben nicht; aber ich war in meinem fünften
Jahre so klug, als meine Mutter, und ich hatte
in meinem vierzehnten Jahre so viel Anbeter, als
sie nicht im zwanzigsten Jahre gehabt hatte. So
sagte sie. Das ist ja wohl Beweis genug, daß
unsere Kinder eine so strenge Aufsicht nicht brau-
chen. Es ist auch ganz natürlich; denn die Ge-
genwart der Aeltern hält die Kinder doch allezeit
in einigem Zwange. Eine Amme hingegen, eine
Französinn, und ein Hofmeister, die müssen es

wohl

wohl bleiben lassen, die Kinder zu zwingen. Diese Abwesenheit der Kinder von den Aeltern vermehrt unstreitig auch ihre Liebe. Was man immer sieht, gegen das wird man gleichgültig. Was für Freude muß nicht das Herz eines Knaben einnehmen, wenn er nach fünf oder sechs Jahren aus dem Munde seines Vaters selbst erfährt, wer ihn gewürdigt hat, ihm das Leben zu geben. Daß Damen ihre Kinder nicht selbst säugen, das hat seine weisen Ursachen. Dieses geschieht zur Verhütung des Kindermordes. Manche gemeine Mägdchen laßen sichs bloß darum gefallen, Beyschläferinnen ihrer Männer abzugeben, damit sie Ammen ihrer Frauen werden könnten. Wenn sie diese Hoffnung nicht hätten, wie unglücklich würden dann ihre Kinder nicht seyn? Und was den Adel anbetrifft; so hätte sich Rutgersius ihres Blutes wegen nicht dürfen leid seyn lassen. Denn weis er denn, ob das bürgerliche Blut nicht vorher zur Milch geadelt worden ist? Ich könnte mich viel weitläuftiger darüber ausbreiten. Allein ich glaube, jedermann werde schon dadurch überführt seyn, daß wir auch in Ansehung der Kinderziehung viel weisere Grundsätze haben, als unsere alten Vorfahren.

So hat unser Jahrhundert alle Grundsätze fahren lassen, welche die Rauhigkeit und Wildheit der damaligen Zeiten an sich hatten. Haben aber die Druiden einige Maximen gehabt, die beybehalten zu werden verdienten: So hat man sie nicht

allein

allein beybehalten, sondern sie auch wirklich noch verbessert. Ich will solches nur mit zween Grundsätzen unsrer ältesten Vorfahren bestätigen.

So war es ein Grundsatz, daß alle Hausväter Könige in ihren Familien waren, und die Gewalt über das Leben und den Tod ihrer Weiber, Kinder und Sklaven hatten. Die Frauen waren Königinnen, und hatten gleiche Gewalt, zwar nicht über die Männer, aber doch über die Kinder und über die Bedienten. Das Beste von diesem Grundsatze ist beybehalten worden. Die Männer haben der Herrschaft über die Weiber entsagt, und da es diesen verboten war, an öffentlichen Geschäfften und Angelegenheiten Antheil zu nehmen: So setzt man hingegen in unsern Zeiten an vielen Orten schon mehr Vertrauen in die Weisheit der Frauen. Man zieht sie gegenwärtig zu den geheimsten Berathschlagungen. Krieg und Frieden wird auf ihren Rath beschlossen. Sie nehmen Antheil an andern öffentlichen Geschäfften; die Bedienungen werden nach ihrem Gefallen vergeben, und Republiken und Königreiche haben keine Geheimnisse für sie. Was die Bedienten anbetrifft: So sind ihre Umstände auch viel glücklicher geworden. Denn kein rechtschaffner Hausvater wird dem besten Bedienten härter begegnen, als daß er ihn fortjagt. Also ist doch ihr Leben in Sicherheit. Und wer kann die Güte der Frauen gegen ihre Bedienten aussprechen! Ich habe in den allervornehmsten Familien ge-

 sehen,

sehen, daß der Kutscher der Günstling, und die Köchinn die Vertraute der Dame war. So menschlich sind unsre Zeiten geworden. Wie glückselig sind sie!

Ein andrer sehr vernünftiger Grundsatz der Druiden war dieser, daß das Geld, welches in diesem Leben geborgt ist, den Gläubigern im andern wiedergegeben werden soll. Diese Meynung ist in unsern Tagen, zum Beweise, daß wir das Gute an unsern Vorfahren nicht verachten, sehr gewöhnlich, mit dem Unterschiede, daß man ordentlicher Weise die Wiederbezahlung in diesem Leben verspricht, und weder in dem gegenwärtigen noch zukünftigen Leben leistet. Dieser Grundsatz ist sehr vernünftig. Denn der Schuldner, der das Geld borgt, muß es brauchen; sonst würde er es nicht borgen. Und der Gläubiger, der es ausleihet, muß es entbehren können; denn sonst würde er es nicht ausleihen. Also wird das Geld in einem beständigen Umlaufe erhalten, und bleibet nicht, wie bey unsern einfältigen Vorfahren, in dem Kasten der Geizigen verschlossen, wo es nicht wuchert. Es ist aber zu allen Zeiten für einen Beweis einer gut eingerichteten Republik gehalten worden, wenn das Geld nicht müßig liegt, sondern gleich dem Blute eines menschlichen Körpers beständig umläuft, und das Leben des gemeinen Wesens auf diese Weise unterhält. Laßt uns hinzusetzen, daß man in unsern Zeiten noch großmüthiger und billiger, als vordem, ist. Man muß dieses besonders

sonders den Großen und Vornehmen nachrühmen. Sie tragen von ihren Schulden, die sie machen müssen, um das Ansehen und den Glanz ihres Verstandes zu unterstützen, manchmal fünf, auch wohl zehen und mehr Procent ab. Können Gläubiger sich glückseligere Zeiten wünschen? Hätten sie sich wohl zu den Zeiten der Druiden einer solchen Großmuth und Billigkeit ihrer Schuldner zu erfreuen gehabt?

Was haben wir also nicht für Ursachen, unsere Zeiten den verflossenen vorzuziehen? Wer sollte sich nicht Glück wünschen, in unserm Jahrhunderte, und unter einer Nation gebohren zu seyn, die ihre Vorfahren so sehr an Demuth, Weisheit, Politik, Artigkeit, Großmuth, Billigkeit und Gerechtigkeit übertrifft. Gleichwohl ist dieses nur ein Auszug aus einer viel längern und weitläuftigern Schutzschrift unsrer Zeit und Nation. Ich kann nicht anders, als hoffen, daß ein so patriotisches Unternehmen den größten Beyfall finden müsse; und da ich bey dem Verleger dieses Versuches auf dieses Werk subscribiren lasse: So kann ich mir unstreitig eine reiche Anzahl Subscribenten vermuthen.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ode

bey der

Cr * * und R * * ischen

Eheverbindung.

Verwaiste Leyer, welche die Traurigkeit,
Seit keines Freundes Umgang dich stimmen half,
Der Hand entschlug! Die du vergessen
An dem Cypressenast müßig dahiengst!

Da mich die Freude wieder besuchet hat,
Der ich sonst nachrief, (Ach, sie, als wenn sie mich,
Mich, ihren alten Freund, nicht kennte,
Hörte mein Flehn nicht und floh vorüber!)

Da mich die Freude selbst wieder zu sich ruft,
Und meinem Cr ** lächelnd entgegenführt,
Nehm ich dich wieder; festlich prangst du
Mit der hochzeitlichen Myrth umschlungen!

Du schallest Töne hoher Begeisterung;
Nichts, als Entzücken, jauchzet der Wiederhall.
Mein Cr ** liebt, er liebet glücklich;
Seine Charlott ist gerührt, und liebet.

Sie

Sie bückt sich auf dich. Freundlichkeit träufelt itzt
Von ihrem Lächeln über dein Angesicht,
Freund, fühl, und ungenützt entflieh dir
Keine Minute von deinem Leben.

Ihr niedern Sklaven roher Empfindungen!
Entweich o Pöbel! Fliehe! Wir hassen dich.
Mein Er ** donnre diesen Pöbel,
Donnre die Schande der Liebe nieder.

Wie paradiesisch bildet die Unschuld nicht
Dein Herz zur Liebe. Sehnende Sittsamkeit
Führt deine Braut zu dir, wie Eva
Schüchtern zum wartenden Adam eilte.

Mein Herz, wie mächtig drängt sich der Ueberfluß
Der Freuden in dich! Augen, was blendet euch!
Der Himmel theilt sich; o wer läßt sich
Mit den gebreiteten Flügeln auf uns!

Welch Antlitz! Ist es eine der seligen
Verklärten Seelen? Ist es die Sittsamkeit,
In menschliche Gestalt gekleidet?
Er ** sie seegnet dich, und verschwindet.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Daphnen.

Du weinest, Daphne? Was für Zähren,
Durch die aus dir die Liebe spricht!
Laß sie mir ganz dein Herz erklären,
Und schäme dich der Zähren nicht!
Nicht eine seh ich zärtlich fließen,
Bey der mein Blick nicht gern verweilt,
Der nicht mein Mund, sie aufzuküssen,
Entzückt entgegen eilt.

Als mir ein Wort aus deinem Munde
Zuerst mein ganzes Glück versprach:
Erinnerst du dich noch der Stunde,
Da folgten ihm auch Thränen nach.
Ich seegne noch, mit dankbarm Triebe,
Euch, theure Pfänder meines Glücks,
Gewisse Bürgen ihrer Liebe,
Und Redner ihres Blicks!

Als mich das Schicksal, das uns trennte,
In eine Gegend hingeschickt,
Wo niemand deinen Namen kennte,
Und nichts, was ich sah, dich erblickt:
Da hat dein Herz mit meinem Herzen
Zu gleicher Wehmuth sich vereint,
Und einen Theil von seinen Schmerzen,
Den kleinsten zwar verweint.

Die

Die Thränen, die dir heut entflossen,
Sind nicht mit stillem Gram vermischt,
Sind von der Liebe nur vergossen,
Und auch von ihr nur abgewischt.
Sie dienen mir statt aller Schwüre;
(Die Liebe braucht nicht, daß sie schwört,)
Daß ich dein Herz nun nie verliere,
Das einmal mir gehört.

Soll ich nicht deinen Thränen glauben?
Auch ohne Thränen glaub ich dir.
Du schenkst mir nichts, um es zu rauben,
Selbst meine Liebe sagt es mir.
Nur laß mich jeden Tag dich fragen:
Ob mich dein zärtlichs Herz auch liebt?
Ich weis nichts wichtigers zu sagen.
Wer weis das, wenn er liebt?



* *

An Cleanthen.

Der du, mein Getreuer, mit mir mein ganzes Schicksal empfindest,
Ob gleich der Himmel uns beide noch trennt;
Ob sein Verhängniß dich gleich noch meinen dich suchenden Armen,
Den dich begehrenden Blicken versagt!

Doch Klagen sollen nicht mehr auf meinen sterblichen Lippen
Das Ohr der gütigen Vorsicht entweihen.
Mit stiller Gelassenheit, Freund, laß uns einander entbehren!
Man wird durch Murren des Glückes nicht werth.

Itzt hör ein freudiges Lied mit dem empfindlichen Herzen,
Das meine Klagen sonst alle gefühlt,
Als ich verlassen und bang in einsamen Gegenden irrte,
Noch nicht durch Freundschaft und Liebe beglückt.

Der Himmel ließ mich nicht lang in meiner betrübten Verbannung,
In die sein führendes Schicksal mich stieß.
In dieser Einöde selbst fand ich empfindliche Herzen,
Und kam, mit Freunden bereichert, zurück.

Von diesem Tag an ist mir kein einziger wieder verschwunden,
Den ich nicht glücklich mit Freunden genoß;
Zwar stets von einigen fern, doch stets von andern getröstet,
Nie mit vergeblichen Wünschen allein.

Wo sind die Stunden nun hin, die sich die erfindsame Schwermuth
Zu einem langen Jahrhunderte schuf?
Ich hasse mein Leben nicht mehr, und jeden erwachenden Morgen
Empfängt mein fröhliches Auge mit Dank.

Nicht einer find't mich mehr in melancholischen Träumen,
Und weckt zu schwarzen Gedanken mich auf.
Sie überschleichen mich still in meinem ruhigen Schlummer,
Und einem Traume von Daphnen vielleicht.

Denn, Freund, ich habe nun die nach langem Irren gefunden,
Nach der mein liebendes Herz sich gesehnt;
Für die und, mit welcher mir nun mein künftigs glückliches Leben,
Von ihrem Lächeln erheitert, verfließt.

Das Schicksal hielt sie lang enfernt von mir, denn sie aufwuchs,
In einer Gegend, in die ich nicht kam;
Wo sie, von keinem vielleicht, als von den Engeln, bemerket,
Noch ungeliebet, schon liebenswerth war;

Bis mein erwachendes Glück zu meiner Geliebten mich führte,
Und meinem wartenden Herzen sie wies,
Und in ihr einsames Thal den zärtlichen Liebhaber brachte,
Für den der Himmel sie zärtlich erschuf.

Nur von dem Himmel gesehn, schließt so im einsamen Thale
Die junge sittsame Rose sich auf.
Unachtsam eilet vor ihr der Städter flüchtig vorüber,
Der nur die Rosen der Gärten bemerkt;

Bis, von der Liebe geführt, mit seiner Geliebten ein Jüngling
Sie in dem einsamen Thale besucht,
Bald ihren Purpur entdeckt, und mit behutsamen Händen
Sie seinem Mädchen, nicht unbelohnt, bricht.

Ja,

Ja, Freund, mein Auge sah sie, und hieng an ihrem Gesichte
Mit mehr als Neugier, sich unbewußt fest;
Verließ sie selten, und kam zu dem geliebten Gesichte
Bald, und viel zärtlicher wieder zurück.

War das schon Liebe? = = = Vielleicht! Doch, ist es Liebe gewesen:
Was fühlt denn nun mein empfindlicher Herz?
Freund, was für Namen soll ich der mächtigern Leidenschaft geben,
Die ganz die folgsame Seele beherrscht?

Auf deinen Saiten sang ich vielleicht von Siegen zu Siegen
Dir meiner Daphne Gewalt über mich;
Und führte meinen Gesang von ihrer ersten Entdeckung
Bis zu dem Kuß, den sie heute mir gab.

Doch meine Muse weis nicht die Empfindungen alle zu singen,
Die kaum das Herz, das sie fühlet, begreift.
Genug ich liebe, mein Freund! Nun fließt mein glückliches Leben
Nicht in phantastischen Träumen mehr hin!

Ich

Ich lieb und werde geliebt, und ihre vortreffliche Seele,
Mit aller blühenden Unschuld, ist mein.
Ich bin ihr einziger Wunsch, und ihre gefällige Liebe
Sagt selbst ihr redendes Auge nicht ganz.

Noch hat die gefährliche Kunst ihr Herz nicht anders gebildet,
Natur, als deine beseelende Hand.
Ihr Witz ist, wie ihr Gesicht, bescheiden, mit ihr geboren,
Und nicht mit Sorgfalt geschmückt und verstellt.

Sie liebt. Was wünschet sie mehr, als daß ich ewig sie liebe?
Doch ihrer eigenen Treue gewiß,
Hat sie kein einzigesmal sich mit dem Gedanken gemartert,
Daß Männerherzen oft ungetreu sind.

Zwar bult sie täglich um mich; doch ihre Künste sind Unschuld,
Ein freundlichs Aug, und ein freundliches Herz.
Durch diese nimmt sie noch itzt mich so unwissend gefangen,
Als damals, da sie zuerst mir erschien.

So

So heitre dein Auge dann auf, das meinetwegen viel Thränen
Selbst in Selindens Umarmung geweint,
Wenn, im Besitze des Glücks, du mit großmüthigem Mitleid
An deine traurigen Freunde gedacht.

Ich bin nun glücklich, mein Freund, und mein geliebtester Cleon
Theilt und vergrößert mir täglich mein Glück.
Wir sehn uns beide geliebt. Im Arm der zärtlichen Chloris
Sieht er oft meinen Entzückungen zu.

Warum, mein Geliebter, führt nicht auch dich ein gütiges Schicksal
Mit deiner würdigen Freundinn zu uns?
Wie fröhlich würde mein Herz mit zitternden Freuden euch grüßen!
Wie würden unsre Geliebten sich freun!

Wie freundschaftlich würden sich nicht drey edle Seelen begegnen,
Durch die der Himmel drey Freunde beglückt!
Wie schwesterlich würden sie sich mit eben der Zärtlichkeit lieben,
Die uns genauer, als Brüder, vereint!

Gedanken

* *

Gedanken von der Unhöflichkeit.

Da die Menschen einmal von der Natur zum Umgange mit einander bestimmt sind, und weder die Glückseligkeit noch das Vergnügen derselben ohne eine gemeinschaftliche Vereinigung erhalten werden kann: So ist es vernünftig, daß sie gewisse Pflichten des Wohlstandes und ein beständiges Ceremoniel, das sie Höflichkeit nennen, eingeführet haben, die Neigungen welche sie gegen einander haben, dadurch auszudrücken. Die Unhöflichkeit ist also ein Laster, das an keinem andern Menschen geduldet und entschuldiget werden kann, als an einem, der sein Glück darinnen sucht, von der menschlichen Gesellschaft verbannt und ausgeschlossen zu werden. Denn was soll man anders von denen denken, welche eine Ehre darinnen suchen, unhöflich zu seyn, und die Gesellschaft, wo sie sich zeigen, allezeit verdrießlich zu machen. In der That, wie die wahre Höflichkeit ein unbetrügliches Merkmaal von der Gegenwart anderer Tugenden ist; denn sie setzt Menschenliebe, Bescheidenheit, Mäßigung, Vorsicht und Klugheit voraus: So ist man immer berechtigt, von einem Unhöflichen das allerschlimmste zu denken. Sie kann in keinem Falle entschuldiget werden, als wenn sie aus Unwissenheit herrühret, und auch in

diesem Falle nicht eher, als wenn es einem unmöglich gewesen ist, sich aus dieser Unwissenheit herauszureissen. Die größten Verdienste geben kein Recht, andere zu beleidigen, und ihr Misfallen zu erwecken. Jeder Mensch, er mag in dem System der Menschen so wenig zu bedeuten haben, als er will, hat so viel Eigenliebe, daß er geschont zu werden verlangt. Da es also eine alte Wahrheit ist, daß unter den gesellschaftlichen Tugenden die Höflichkeit eine der allerunentbehrlichsten ist: Wie kömmt es gleichwohl daß man die wahre Artigkeit so selten findet?

Wie können es doch vernünftige Männer noch in den menschlichen Gesellschaften aushalten, daß sie des Umgangs mit so unbequemen Geschöpfen, als die meisten Menschen sind, nicht ganz überdrüßig sind. Bald treffen sie auf Lustigmacher, die nichts als Narrheiten sagen, zufrieden mit ihrem kleinen Geiste, wenn sie eben so dumme Lacher finden; bald begegnen sie unfruchtbaren Geistern, die aus einem Stücke gemacht zu seyn scheinen, und sie nicht unterhalten können, die man in allen Augenblicken ihres Lebens gesehen hat, wenn man sie einmal sieht, ohne Bewegung, zu gefallen, und den Beyfall eines andern, als den ihrigen, zu verlangen. Bald fallen sie unter eine Bande Verläumder, welche den guten Namen der Abwesenden ohne Barmherzigkeit zerreißen, und den rechtschaffnen Mann in die Furcht jagen, daß es ihm nicht erträglicher gehen werde, so bald er abwesend

seyn

seyn wird. Wenn sie ihnen entgangen sind, fallen sie vielleicht unter Leute, die alles an sich vergöttern, alles auf sich beziehen, und alle Geschöpfe außer sich mit Mitleiden und Erbarmen ansehen. Man darf sich nicht wundern, daß die Unhöflichen so überhäuft in der Welt sind; denn jedes Laster ist nicht allein ein Laster, sondern auch eine Unhöflichkeit.

Man kann seltene Eigenschaften und große Verdienste besitzen, und dennoch nicht allein lächerlich, sondern auch verhaßt werden, weil man sie nicht gut zu gebrauchen weis. Oft ist das größte Verdienst eines Menschen nicht dieses, daß er keine Fehler hat, sondern daß er nicht mit seinen Fehlern beleidiget, weil er sie zu verbergen sucht. Es ist gemeiniglich ein sicherer Weg, den Namen eines artigen Mannes zu erhalten, daß man die Verdienste an andern Leuten erkennt, als daß man selbst Verdienste besitzt.

Es ist wahr, **Vadius** ist gelehrt; er versteht das Latein und das Griechische so gut, daß er mit gebohrnen Griechen und Römern umgehen könnte. Aber es ist Schade, daß er nicht mit den Deutschen sprechen kann. Er besitzt eine weitläuftige Wissenschaft, er kennt die Natur so vieler Dinge aus den tiefsinnigsten Betrachtungen. Niemand macht ihm seinen großen Verstand streitig, die Einsicht ausgenommen, den Verstand anderer Menschen einzusehen. In allen seinen Geberden, in allen seinen Worten und Mienen liegt ein Beweis

wie

zufrieden er mit sich selbst ist, und das ist Ursache, warum andre nicht mit ihm zufrieden sind. Was hilft es ihm, daß sein Verstand so ausgearbeitet ist, da seine Sitten so rauh und wild sind? Die Wissenschaft, zu leben, ist die nothwendigste, weil sie die nützlichste ist.

Es ist wahr, Kleanth hat Witz, aber zehenmal weniger, als er sich zu haben einbildet, weil er glaubt, daß er allein sinnreich ist. In allen Gesellschaften will er allein schimmern; er übt eine tyrannische Gewalt über sie aus. Man muß sehr geschickt seyn, den Augenblick zu erhaschen, wo er hustet oder nach dem Schnupftuche greift, damit man auch einmal verstohlner Weise ein Wort reden könne. Er weis alle Neuigkeiten; alle Bücher, die herauskommen; er hat alle Comödien gelesen; er kennt eine Menge der vortrefflichsten Schriftstellen. Ich komme zu ihm; er übertäubt mich mit einem Buche nach dem andern. Ich werde blaß, und wieder roth. Sie fragen Kleanth, was die Ursache ist? Sie fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Katze erblicken, und ich falle in Ohnmacht, wenn ich ein Buch sehe. Man ist am witzigsten, am gelehrtesten, und am klügsten, wenn man nicht glaubt, daß man es allein ist.

Baldus überlegt nicht, daß es Fälle gebe, wo die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit eine Grobheit ist. Er wird das Schrecken der Gesellschaften, weil er denen, die er sieht, ohne Absicht und Klugheit alles ins Gesicht sagt, was andere

von ihnen denken. Warum giebt er sich die Mühe, einem jeden alle verdrießliche Neuigkeiten zu hinterbringen? Warum giebt er ihnen zu verstehen, daß man sich über sie beklage, und etwas entdeckt habe, das ihnen zur Schande gereiche. Was hat **Baldus** für eine Absicht? Denn Bosheit ist es nicht. Hat er die Absicht verhaßt zu werden? Es wird ihm glücken. Zum wenigsten hat er schon den allgemeinen Ruhm, daß er nicht zu leben wisse.

Die Unhöflichkeit verräth allezeit, daß ein Mensch nicht mit sich selbst bekannt seyn müsse. Man hält sich für artig, liebenswürdig, aufmerksam und gefällig, und seinen Umgang für aufgeweckt und angenehm. Wer sollte auf den Argwohn gerathen, daß man unbescheiden, zerstreut, ungestüm, lächerlich und beschwerlich wäre. Wie die Höflichkeit das Geheimniß ist, durch seine Worte, Mienen und Handlungen andere mit sich selbst und mit uns zufrieden zu machen: So ist die Unhöflichkeit eine Kunst, die, so um uns sind, zu ärgern.

Die Unhöflichkeit ist an Personen von unserm Stande und Range ein beschwerliches und lächerliches Laster; an Personen von Geburt und von einem höhern Range ist sie unerträglich und verhaßt. Ein Schimpf, die größte Ungerechtigkeit von denen, die uns gleich sind, ist uns nicht so empfindlich, als die Unhöflichkeit eines Großen. Dieser Name ist beynahe zu gut für

ein

ein unhöfliches Bezeigen eines Reichen und Großen; es sollte Grausamkeit; es sollte Unmenschlichkeit heißen. Man kann sich wider die Unhöflichkeit von seines gleichen wehren; man setzt der Unfreundlichkeit Unfreundlichkeit; dem Kaltsinn Kaltsinn; der Verachtung Verachtung entgegen. Wer will sich wider die Narrheit derjenigen schützen, die die Gewalt haben, ungestraft nicht allein Grobheiten, sondern auch Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten zu begehen? Es ist wahr, reicher, wohlgebohrner, hochgebohrner Herr, sie sind aus einem alten Geschlechte; ihr Name ist in der Geschichte merkwürdig: Allein sind die Tugenden ihrer Ahnen ein Freybrief für ihre Grobheit? Sie sehen alle, die sich ihnen nahen, mit Verachtung an; man bückt sich sehr tief vor ihnen, und sie würdigen uns kaum der Ehre, an den Huth zu greifen. Sie antworten uns so nachläßig; sie haben so wichtige Angelegenheiten; ihre Augenblicke sind ihnen so kostbar, und die sich ihnen nähern, sind so ehrerbietig, so demüthig. Aber seyn sie nur einmal ein gebohrner, nur ein edler Herr, und sehen sie zu, ob jemand in ihrem Vorsaale erscheinen wird? Gewiß, so weit ein Mensch durch Geburt, Reichthum, Stand und Würden, und selbst durch Verdienste über andere erhaben ist: So weit muß er sich auch durch eine vorzügliche Güte und Artigkeit wieder erniedrigen, wenn er sich nicht den Haß des menschlichen Geschlechts zuziehen will.

Die Unhöflichkeit hat vielerley Ausbrüche. Wer kann sie alle zählen? Der Schwätzer, der Verläumder, der Zerstreute, der Verdrießliche, der Tadler, der Schmeichler, der Widersprecher, der Stumme, der Flatterhafte, und wie die Beschwerlichen in der Gesellschaft alle heißen mögen, gehören unter die Zahl der Unhöflichen. Dieses Laster mag sich aber in einer Gestalt zeigen, in welcher es will: So ist es allezeit entweder Gleichgültigkeit oder Verachtung gegen andere. Unter allen Unhöflichen ist der Stumme noch der erträglichste. Man kann es eher leiden, daß einer schweigt, als daß er den Mund aufthut, und eine Narrheit sagt.

Wie liebenswürdig ist Theophrast! Wie willkommen in allen Gesellschaften! Die Narren selbst sehen ihn gern und werden artig bey ihm, ob er ihnen gleich die Wahrheit sagt. Wie höflich muß er seyn! Man weis nicht, ob man ihn liebt, oder bewundert. Er bezeugt nur, daß ihm andere gefallen, und er ist allezeit zu bescheiden, als daß er den Beyfall fodern sollte, den er verdient. Niemand scheint in Gesellschaften aufmerksamer zu seyn, und weniger Aufmerksamkeit zu verlangen, als er. Er rechnet andern keine andern Verdienste zu, als die sie selbst besitzen, und man sollte glauben, daß er von keinen andern wisse, als von den ihrigen. Was er spricht ist schön, ist richtig und voll Vernunft; er findet aber, daß das, was andere sagen, noch besser und vernünftiger sey, so bald er keine Gefahr sieht, für einen Schmeichler

gehal-

gehalten zu werden. Er spricht immer als einer, der Unterricht braucht, und hört als einer, der zu schätzen weis, was wir sagen; als einer, bey dem wir kein einziges Wort umsonst sagen. Er nimmt unsere Art zu denken an; er nimmt unsere Gedanken an, und verschönert sie; er weis den geringsten Einfall von uns in ein solches Licht zu setzen, daß man mit sich selbst zufrieden ist, daß man besser gedacht und gesprochen hat, als man selbst geglaubet hätte. Ueberall hat **Theophrast** das Lob des artigsten und höflichsten Mannes. Man darf sich nicht darüber wundern; denn er ist auch der rechtschaffenste Mann. Er besitzt außerordentlich viel Menschenliebe, Großmuth, Gelindigkeit, Vorsicht und Klugheit. Wie kann es anders kommen? **Theophrast** muß der artigste und höflichste Mann seyn!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Entschlüsse.

Alcindor bittet mich zum Weine.
Sein Wein ist gut. Ob ich erscheine?
Das kann wohl géschehn!
Doch denket er mich zu bestechen,
Von seiner Narrheit nicht zu sprechen?
Das will ich doch sehn!

Die Vettern sagen: Bleib zu Hause,
Und geh doch nicht zu jedem Schmause!
Das kann wohl geschehn!
Doch denken mich die klugen Herren,
Wie einen Hänfling, einzusperren?
Das will ich doch sehn!

Man soll nicht in Pasqvillen singen,
Und **Den** und **Die** in Verse bringen.
Das kann wohl geschehn!
Allein denkt man mich scheu zu machen,
Die Narren gar nicht auszulachen?
Das will ich doch sehn!

Mein Vormund spricht: Er will schon lieben?
Das könnt er immer noch verschieben!
Das kann wohl geschehn!
Ja, ja; dem Wein weicht oft die Liebe;
Doch stets verbannt ich ihre Triebe?
Das will ich doch sehn!

Daß ich nach meines Doctors Lehre
Im Fieber meinen Wein verschwöre;
Das kann wohl geschehn!
Doch wenn das Fieber mich verlassen,
Sollt ich den Wein nun wirklich hassen?
Das will ich doch sehn!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die zärtliche Frau.

Vier Jahr ist Cleon erst mein Mann.
In unsrer Liebe sind wir schon so weit gekommen,
Daß sie nicht älter werden kann.
Und bräche morgen schon die Jubelfeyer an
Des Tags, da wir den Eid einander abgenonmmen.

Mein liebenswürdiger, mein dreyßigjährger Mann!
Ich sterbe, denk ich nur daran,
Daß dich der Tod mir rauben kann:
Ach! Cleon, werd ich dich verlieren,
Zu was für einer That wird mich der Schmerz verführen!
Der Himmel sieht vielleicht dabey mein Unglück an,
Wenn ich dereinst zu viel gethan;
Denn wer verliert den besten Mann,
Und kann in solcher Noth die Leidenschaften zähmen?

Stirbst du, so werd ich mich nicht nur vier Wochen grämen;
Nicht nur vier Wochen mich des lauten Lachens schämen;
Dieß würde meinen Schmerz nicht zähmen:
Stirbst du, ich schwöre nichts, was ich nicht halten kann;
Stirbst du, gleich will ich mir = = den jungen Damon nehmen.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der befriedigte Wunsch.

Von meiner Liebe hingerissen,
Gelobt ich, alles Glück zu missen,
Könnt ich Filinden einmal küssen:
Von ihrer Liebe hingerissen,
Nimmt sie mir Stunden weg mit Küssen;
Itzt könnt ich ihren Kuß oft missen.

Ich mußte sonst den Wein entbehren;
Bescheiden war da mein Begehren:
Dürft ich des Tags vier Gläser leeren!
Ich darf den Wein nicht mehr entbehren,
Ich darf des Tags vier Flaschen leeren;
Itzt fang ich an, mehr zu begehren.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das Räthsel.

Es küsset Filamor Melissen;
Sie lässet es geschehn, weil es die Mutter sieht:
Darauf will sie Alcindor küssen;
Itzt wird sie roth und flieht.
Wen liebt Melisse von den beiden?

Kannst du dieß Räthsel nicht entscheiden,
So liebtest du noch nie und schmecktest nie den Kuß,
Den keine Mutter sehen muß.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Lob der Eitelkeit.

Ich Jüngling hasse nicht der Schönen Eitelkeit;
Kein Wein hält mich, wie sie, in süßer Trunkenheit,
Zart, wie auf Rosen, ruht auf ihr die Eigenliebe.
Wenn meine Sylvia sich vor dem Spiegel schmückt,
Liebkoset sich ihr Blick, auf daß er mich entzückt:
Wie viel verlör ich nicht, wenn sie nicht eitel bliebe!



Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der einzige Fehler.

Florinde, meine Frau, ist, glaubt es mir, vollkommen,
Sie ist so tugendhaft, als schön,
So schön noch, als sie war, da ich sie mir genommen;
Drey Jahre kenn ich sie, und nie hab ich gesehn,
Daß sie an einem Fehler hange,
Den meine Nachbarn all an ihren Weibern schmähn;
Ihr einzger Fehler ist: Sie lebt für mich zu lange.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Entschuldigung.

Clorinde klagt mich an, daß ich mein Wort stets breche;
Doch, ist sie selbst nicht Schuld daran?
Kann ich dafür, daß ich sie nie erbitten kann,
Als wenn ich ihr zu viel verspreche?



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Spröde.

Ach! dürft ich einen Kuß = = Nein; nein,
Schrie Phyllis; Damon bat, sie möcht es ihm verzeihn.
Sie gab ihm den Verweis: Ich muß mich vor dir schämen,
Du bittest erst, und warst so nah, schon ihn zu nehmen?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der geheilte Liebhaber.

Verliebt sprach ich zu Dorimenen:
Würd ich von dir so schön, als Clidamor, beschenkt:
Ich würde nicht dein Band so ungetreu verhönen,
Der Doris hat er es um ihren Arm gehenkt.
Gut, sprach sie, und der Ring, den er mir heut gegeben,
Schmückt heut auch schon Philemons Hand;
Dieß Band ist auch von ihm. Sie wollte mir es geben;
Nicht mehr verliebt sprach ich: Behalte nur dein Band.



* *

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Schriften.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Gedan-

Drittes Stück.

Viertes Stück.

Fünftes Stück.

Elegie

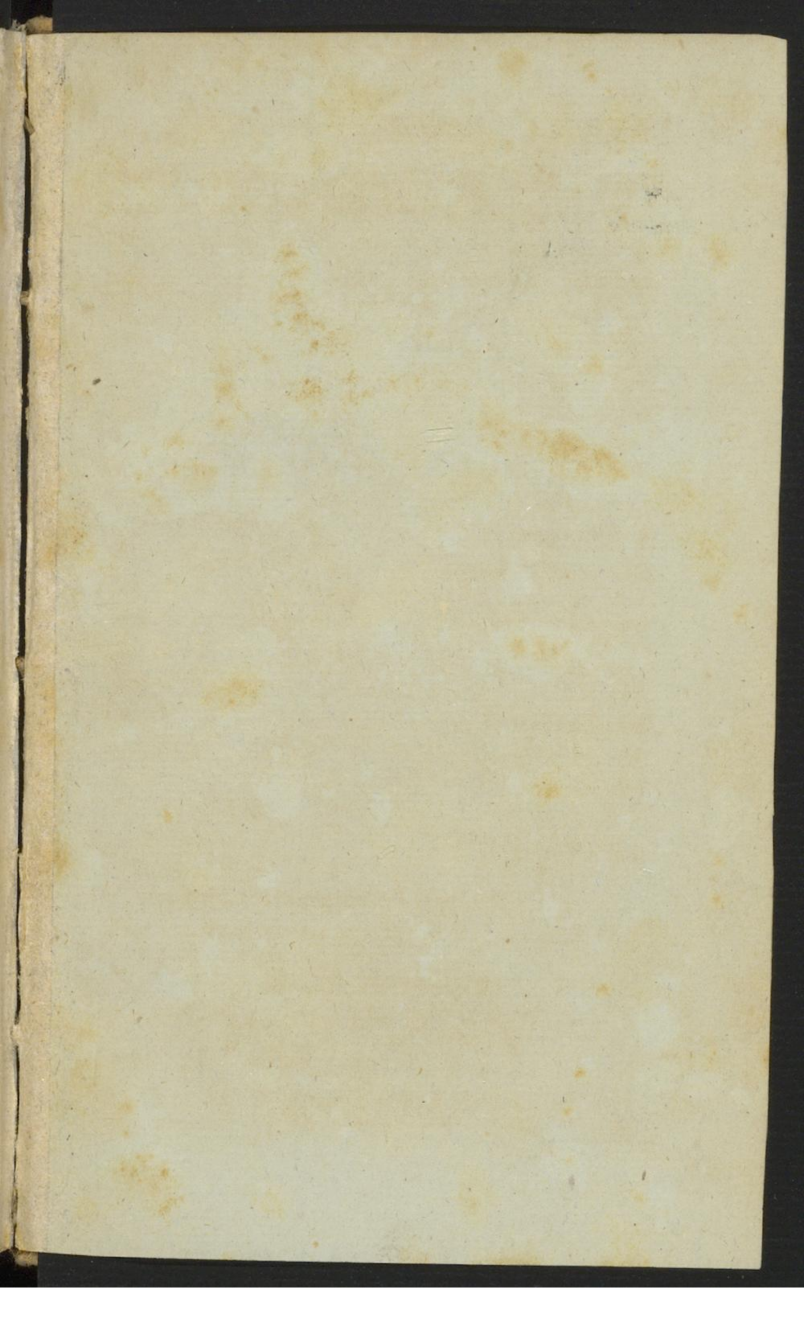
Sechstes Stück.

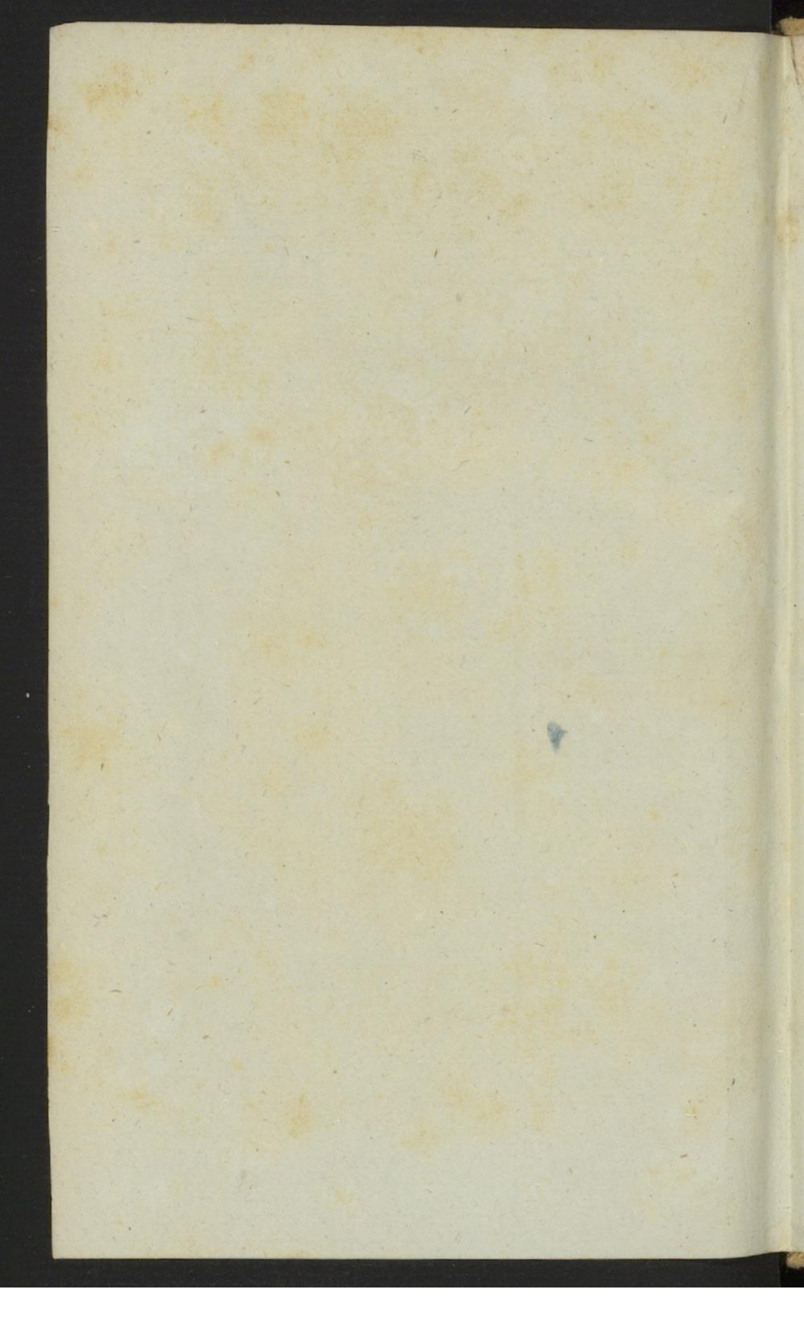
Verzeichniß.

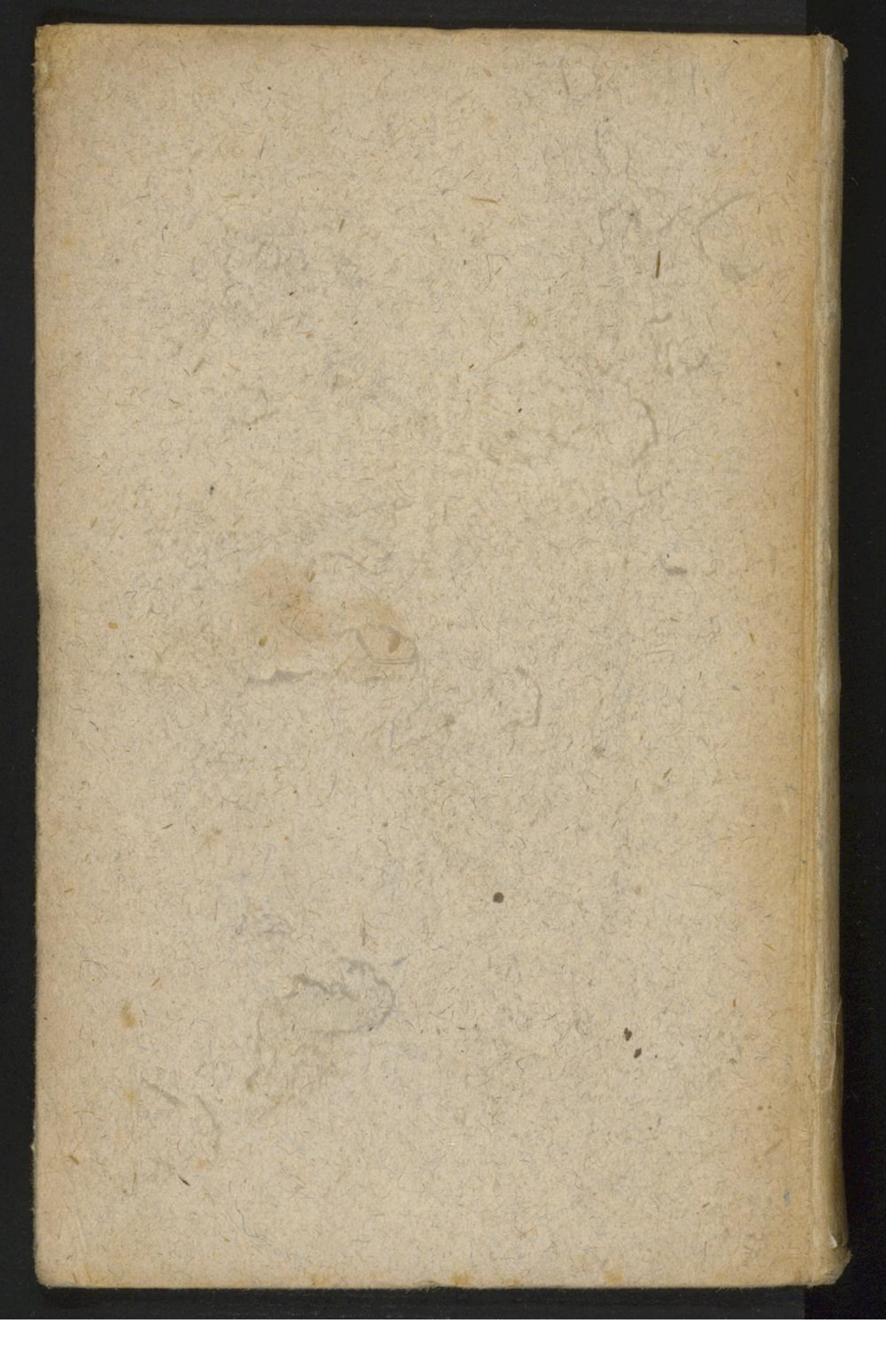
Druckfehler.

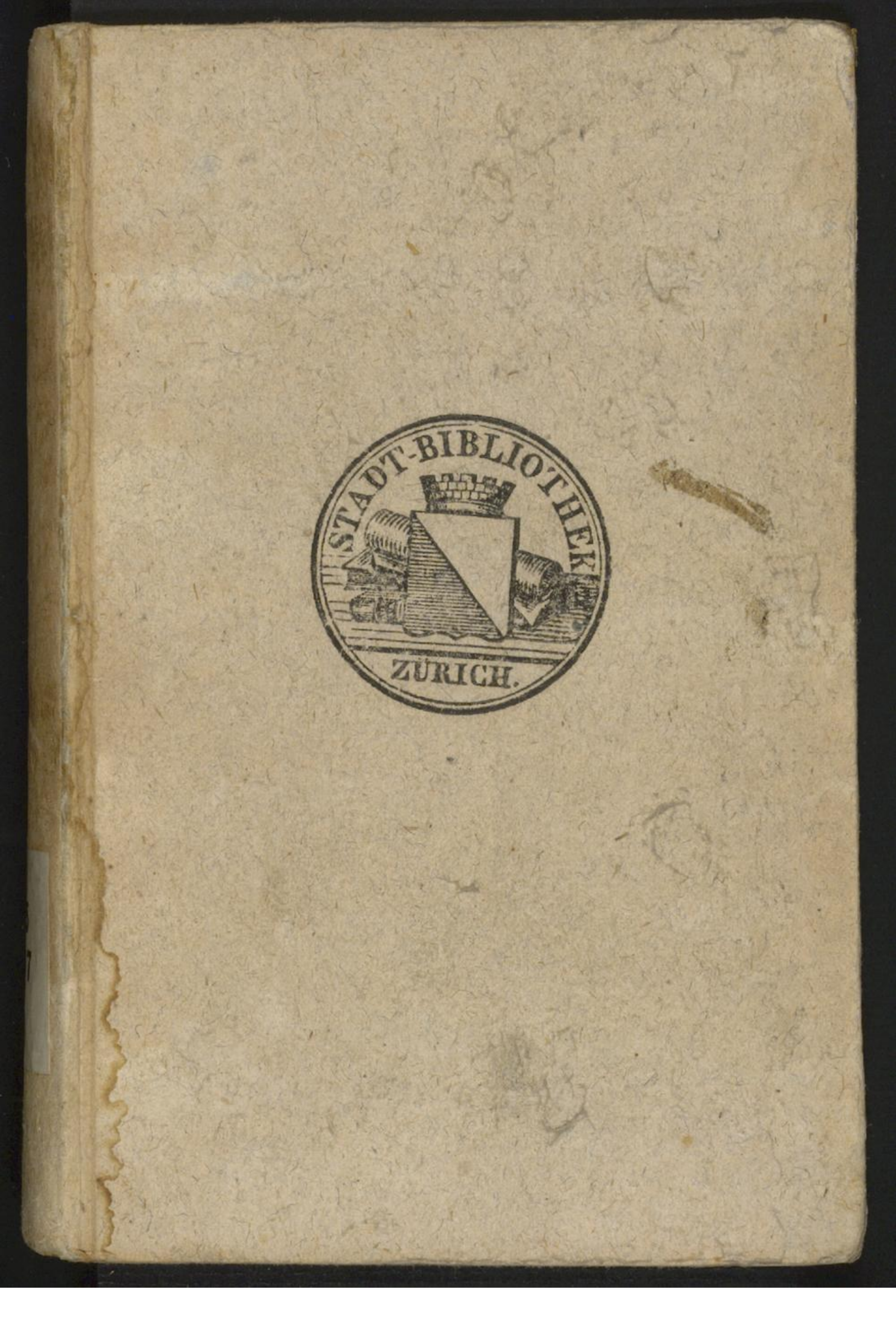
Seite 413. Zeile 29. lies In seinem, statt: Ja sein.
= 414. Z. 16. lies merkwürdiger.
= 425. Z. 8. lies Leid statt: Lied.
= 429. Z. 1. lies jung statt: Jung.
= 435. Z. 6. lies seltnes.
= 440. Z. 29. sollen die Worte: nicht ungehalten, nebst dem folgenden Comma fehlen.
= 444. Z. 1. lies statt des erstern weniger: mehr.

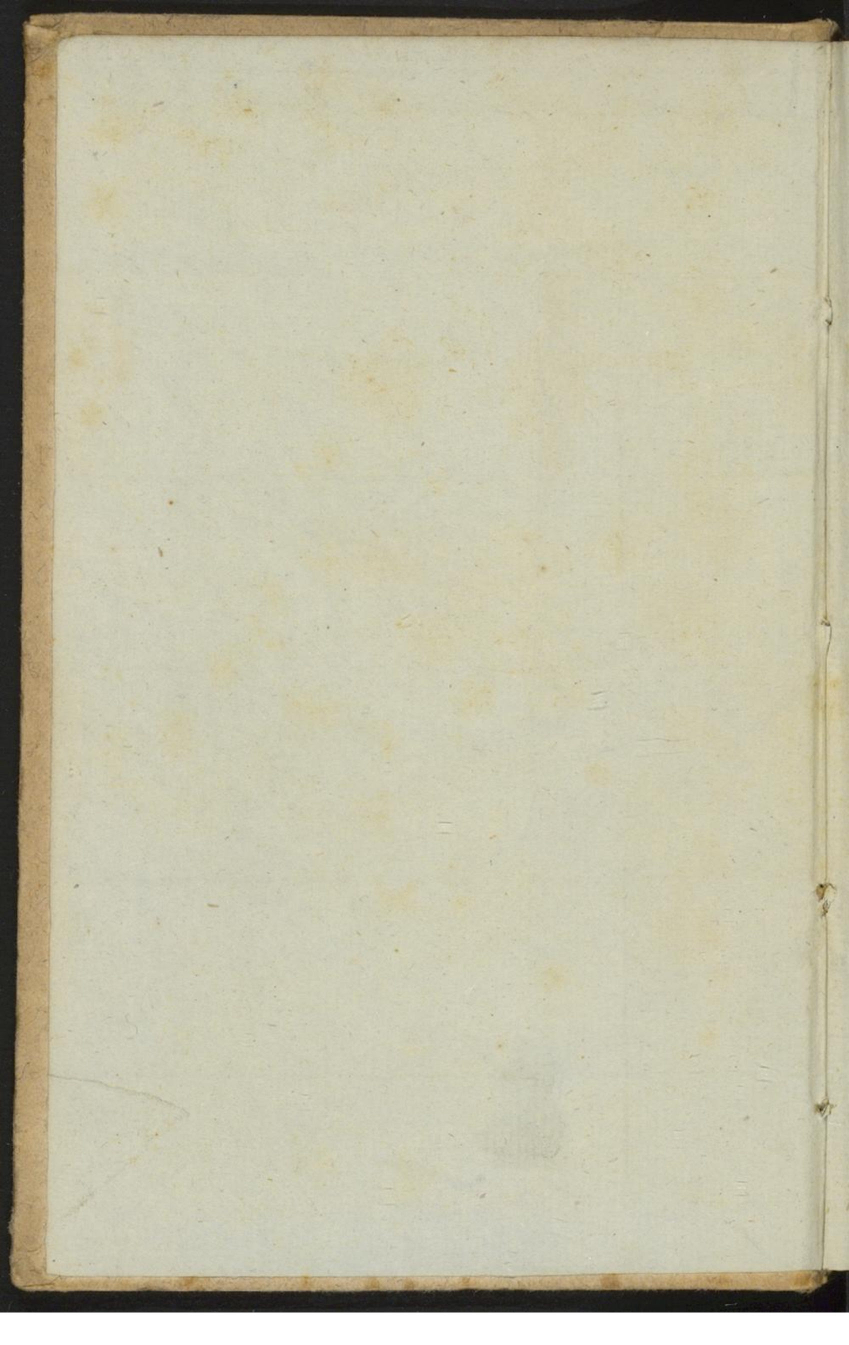


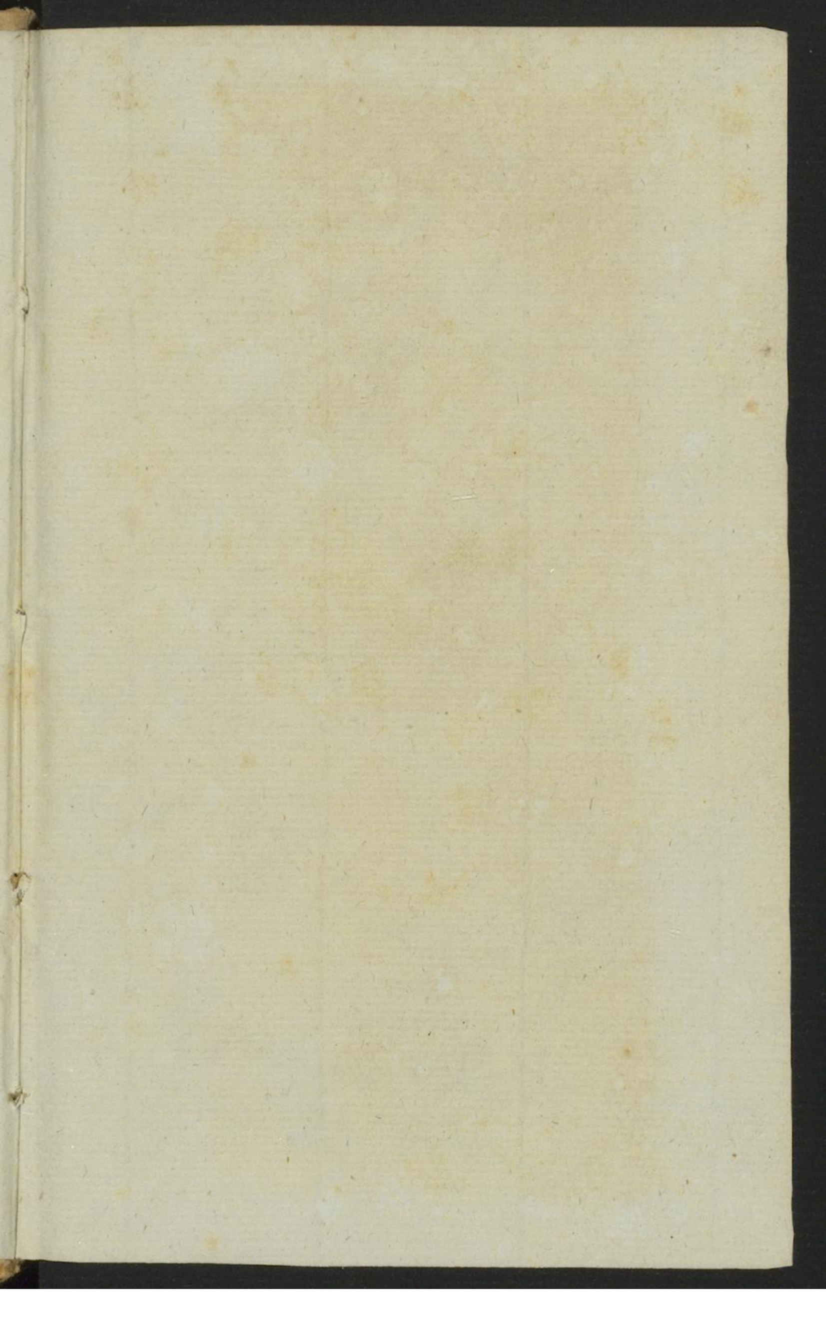


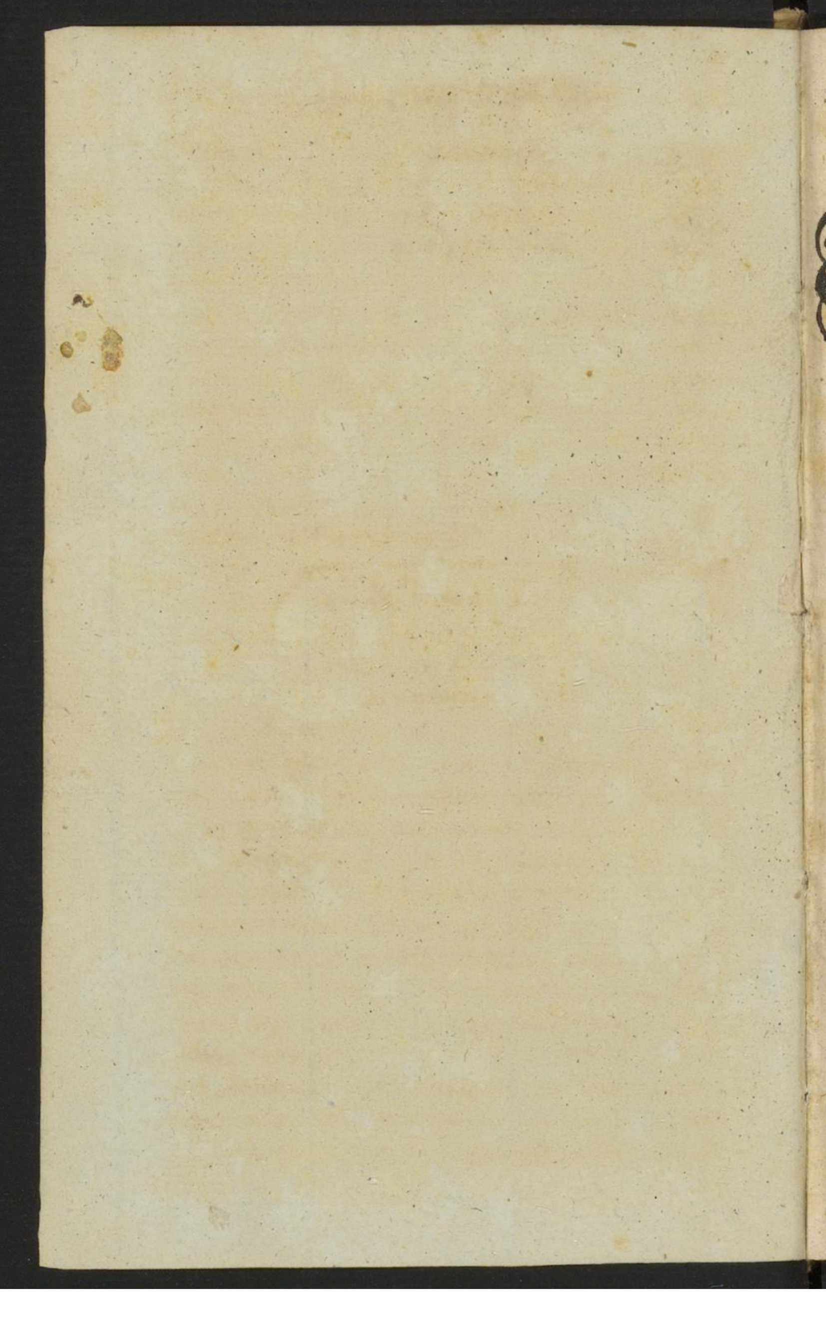





STADT-BIBLIOTHEK
ZÜRICH.







Sammlung
Vermischter
Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Dritter Band, erstes Stück.

Mit Königl. Pohln, und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1752.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Von der
moralischen Nachahmung.

Die Sittenlehrer haben zwar den Menschen unzählbare Wege zur Tugend vorgezeichnet; sie sind aber fast alle und zu allen Zeiten der Meynung gewesen, daß es keinen nähern und sichrern Weg dazu gäbe, als den Unterricht durch Beyspiele. Die größten Männer des Alterthumes stellten nicht allein sich, sondern auch andern die Verdienste und würdigen Handlungen ihrer Vorfahren als Muster vor Augen, nach denen sie ihre Thaten bilden müßten. So dachten sie besonders bey der Erziehung ihrer Kinder. Der alte Cato, diese Zierde der römischen Republik zu einer Zeit, da Rom so weit schon von seiner ersten Tugend abgewichen war, glaubte, daß er seinem Sohne keine beßre Erziehung geben könnte, als wenn er ihn in seinen frühsten Jahren mit den größten Männern seines Vaterlandes bekannt machte, und ihn durch diese Kenntniß zu einer ruhmvollen Nachahmung ihrer Thaten anfeuerte. In dieser Absicht schrieb er selbst eine Ge-

schichte für ihn, welche vielleicht der natürlichen Tugend wichtige Dienste leisten würde, wenn die Zeit sie der Nachwelt aufbehalten hätte. Horaz versichert, daß ihm sein Vater die Liebe zur Tugend und den Haß gegen Ausschweifungen auf eben diese Art eingeflößt habe. Die Dichter haben aus der Ursache beständig eine Ehre darinnen gesucht, die Tugenden ihrer Mitbürger durch ihre Gesänge zu verewigen, und Sittenlehrer ihrer Nachwelt zu werden, ein Lob, welches die über die Ehre andrer Nationen so sehr neidischen Römer besonders den **Barden** unsrer ältesten Vorfahren ertheilen mußten.

Der Unterricht durch Beyspiele hat unstreitig vor andern Anweisungen zur Tugend, als einzigen wahren Ehre des Menschen, viele Vortheile voraus. Er beweist nicht allein, in was für Hochachtung einen Menschen die Erfüllung seiner Pflichten setzt, sondern lehrt auch die Möglichkeit ihrer Ausübung. Man hat also recht gethan, daß man die Geschichte dem menschlichen Geschlechte, als eine Quelle guter Rathschläge, und als eine zuverläßige Lehrerinn edler und erhabner Sitten angepriesen hat.

Die Erfahrung bestätigt diese Lobreden. Die menschliche Gesellschaft hat der Nachahmung großer Beyspiele viele löbliche Thaten zu danken. Sie hat Mitglieder genug, die sie entehren; der größte Haufe irrt auf dem gebahnten Wege der Schande; es würde aber doch der Elenden, die sich dem Laster Preis geben, oder doch ein Leben, das bloß der Tugend geheiligt seyn sollte, in einem unedlen Müssiggange verschwenden, eine ungleich größre Anzahl

seyn,

seyn, wenn nicht so viele von dem Geiste der Nachahmung würdiger Beyspiele ergriffen und in die Höhe erhoben würden. Carl, der neunte, ein König, welchem sonst die französischen Musen wenig zu danken haben, belohnte die Verdienste des berühmten Amiots mit der Würde eines Großallmoseniers von Frankreich, eine Großmuth, die unter die Pflichten der Könige gehört. Allein was würde er gethan haben, wenn ihm nicht die Dankbarkeit Carls, des fünften, gegen seinen Hofmeister, den er zum Pabste gemacht hatte, von seinen Hofleuten ohne die Absicht, den Gelehrten seines Reiches einen Dienst zu erzeigen, so sehr vorgerühmt worden wäre? Noch viele andre Könige würden die Augen des Erdkreises nicht auf sich gezogen haben, wenn sie nicht den glüklichen Einfall gehabt hätten, Juliane und Antonine ihrer Zeiten zu werden. Der Welt liegt daran, daß die Großen Menschenfreunde, tapfer, wenn es die Beschützung des Vaterlaudes fodert, gerecht auch gegen Feinde, großmüthig und ihrer selbst mächtig nach erhaltnen Siegen sind. Allein daran liegt ihr dem Anscheine nach nicht so viel, ob sie diese Verdienste besitzen, bloß weil sie von ihrem innerlichen Werthe überzeugt sind, oder weil sie gelesen haben, daß die Scipionen, die Bayarde, und die Türennen dergleichen Verdienste besaßen. Es wäre freylich beßer, wenn die Menschen mehr aus Gewissen, als durch bloße Nachahmung tugendhaft wären; allein wenn sie doch einmal Copien seyn sollen: so muß man der Welt Glückwünschen, wenn sie gute Copien von vortrefflichen Originalen sind.

Freylich wird ein Philosoph, der nicht an der äußerlichen Schaale der Dinge hängt, und über den Einfluß hinaus sieht, den gewisse Handlungen in den Nutzen und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft haben, sich von Tugenden keine hohen Begriffe machen, welche bloß die Begierde, berühmten Beyspielen ähnlich zu werden, erzeugt hat. Er, der keine Handlung für tugendhaft hält, welche nicht aus einer wahrhaften Ueberzeugung von ihrem innerlichen Werthe entsprungen ist, wird wegen Amiots Belohnung wohl nicht Carls, des neunten, Lobredner werden. Wenn man ihn zum Richter darüber machen will: so wird er fragen, ob der König überzeugt war, daß Carl, der fünfte, bey der Erhebung seines vormaligen Lehrers auf den römischen Stuhl wirklich edel und groß gehandelt habe. War er gegen seinen Amiot darum eben so großmüthig, als der Kaiser, weil er nicht allein begriff, daß der Unterricht eines Königes eine königliche Vergeltung verdiente, sondern auch einsah, daß er durch die Belohnung eines verdienstvollen Gelehrten viele andre aufmuntern würde, Künste und Wissenschaften immer mehr anzubauen und dadurch seine Staaten glücklicher und blühender zu machen? Dergleichen Ursachen würden Carls, des neunten, Nacheifrung ruhmwürdig gemacht haben. Allein sie hatten keinen Einfluß in seine Großmuth gegen den Amiot. Man rühmt den Kaiser gegen einen König von Frankreich, der eben so viel von sich hält, als ein Kaiser. Man ist es von ihm nicht gewohnt, daß er den Gelehrten viele Gnadenbezeigungen erweist.

Itzt, da man Carln, den fünften, vor ihm lobt, erklärt er sich auf einmal, daß er wohl eben so viel thun wolle, wenn sich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbieten werde. Die Würde eines Großallmoseniers wird offen; er erinnert sich seiner Zusage, des Kaisers Nebenbuhler zu seyn, und Amiot wird dazu bestimmt. Wer sieht nicht, daß alles dieses weiter nichts als Eifersucht über die Lobsprüche war, die man Carln, dem fünften ertheilt hatte. Nicht die Kenntniß des innerlichen Werthes, sondern bloß die Ehre dieser Großmuth nöthigte ihm eine Handlung ab, die man sonst nicht unter seine rühmlichen Thaten zählen würde. Amiot hatte mehr Schrecken, als Vergnügen davon, und wenn der König nicht bis zur Raserey eigensinnig gewesen wäre: so würde der Kaiser, bey allem dem Neide, welchen sein Lob bey diesem Könige erweckt hatte, unnachgeahmt geblieben seyn. Denn die Königinn Mutter hatte ihre Ursachen, warum Amiot diese Würde nicht erhalten sollte. Sie ließ ihn zu sich kommen, und empfieng ihn mit diesen fürchterlichen Dräuungen: **Ich habe die Gvisen und Chatillione, den Connetable und die Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde gebeugt; und nun will ich an dich, du kleiner Pfaffe!** Amiot, der sehr gern dem Zorne der Königinn und der Gnade ihres Sohnes ausweichen wollte, verbarg sich. Er erschien einige Tage nach einander nicht bey der Tafel. Der König errieth die Ursache seines Aussenbleibens. **Was! fieng er an, weil ich ihn zum Großallmosenier gemacht habe, darum wird er un-**

 sicht-

sichtbar? Er gerieth sogleich, wie es in solchen Fällen seine Gewohnheit war, in eine so große Wut, daß die Königinn, damit sie ihn nur besänftigen möchte, den kleinen Pfaffen wider ihren Willen aufsuchen und ihm alle Sicherheit, die er zum Besitze dieser Würde verlangen konnte, geben ließ. Vielleicht war schon Carls, des fünften, That so edel nicht, als sie das Lob der Hofleute machte. Wie viel mußte nicht einem Eroberer daran gelegen seyn, an dem geistlichen Gebieter Italiens und der Welt seine Creatür zu haben! Und von wem konnte er das eher hoffen, als von seinem ehmaligen Hofmeister? Doch wenn man auch seine Dankbarkeit nicht für verdächtig halten will: so ist doch so viel unstreitig, daß sein Nebenbuhler weder die Wissenschaften ehren, noch dem Amiot eine Wohlthat erzeigen, sondern nur ein ähnliches Lob erbeuten wollte.

So gewiß ist es, daß ein unpartheyischer Richter der Menschen, unter denen es so viele künstliche Betrüger giebt, gegründete Rechte hat, gegen die Tugenden, welche bloß dem Geiste der Nachahmung zu danken sind, mistrauisch zu seyn. Wie nicht selten bey denen, die durch ihre Beyspiele andre zur Nacheifrung auffodern, der Ehrgeiz der einzige Antrieb zu gewissen Handlungen ist, die dem Scheine und dem Nutzen nach Verdienste sind, und von aller Welt dafür erklärt werden: so ist eben diese Leidenschaft die meiste Zeit das große Triebrad, das die Menschen treibt, würdige Charaktere nachzuahmen. Das sind unter den Tugendhaften falsche Münzer. Man bewundert große Beyspiele; man faßt den Entschluß, auf dem Wege einher-

herzugehn, der andre zum Ruhme und Glücke geführt hat; man entschließt sich aber, nicht weil man begierig ist, wirklich so groß und so rechtschaffen, wie die zu werden, die man bewundert, sondern bloß wegen der äußerlichen Ehre, die ihnen ihre Verdienste erworben haben. Ist der erste, welcher auf einem löblichen Wege andern vorgeht, vielleicht wirklich tugendhaft: so ist der andre nur ehrgeizig und lobsüchtig. Der Pöbel würde weniger Ehrfurcht gegen die Gemälde der Heiligen haben, wenn der Maler die Stralen um ihre Häupter weggelassen hätte.

Die Handlungen der Großen sind diesem gerechten Mistrauen gegen ihren innerlichen Werth am meisten ausgesetzt. Warum sind sie in ihrem Verhalten sich selbst so sehr ungleich? Warum verurtheilt der Richter, der auf seinem Richterstuhle auch gegen die kleinsten Versehen unerbittlich ist, nicht seine eignen Ungerechtigkeiten in seiner Privataufführung? Warum ist ein andrer in seinem Hause ein Tyrann, mürrisch und kalt gegen eine liebenswürdige Gehülfinn seines Lebens, ohne Nachsicht und ein Menschenfeind gegen seine Bedienten, da er doch vor den Augen der Welt die Leutseligkeit und Liebe selbst zu seyn scheint? Gehört die Tugend allein ins Publicum? Und warum ist noch ein andrer dienstfertig gegen alle, die ihn um seine Hülfe bitten, und großmüthig gegen alle Nothleidende und Arme, da er doch seine Gläubiger nicht bezahlt? Kömmt das nicht einzig und allein daher, daß die Großen selten andre Verdienste kennen, als solche, welche viel

Geräusch und Aufsehn machen? Sie sind nur im Angesichte der Welt tugendhaft, weil sie Tugend nicht eigentlich auszuüben, sondern nur nachzuahmen gelernt haben. Sie sind, wie die steinernen Bildseulen der Alten. Der Kopf und der Rumpf waren nicht aus einem Stücke. Der Kopf des Momus schickte sich eben so gut, als das Haupt des Jupiters darauf. Mancher Finanzenaufseher bewahrt die ihm anvertrauten Schätze des Staats mit der größten Gewissenhaftigkeit; denn man rühmt in der Geschichte diejenigen, welche der Republik oder ihren Königen treu waren; aber er betrügt ohne Gewissen und Schamröthe so viele Wittwen und andre niedrige Privatpersonen, als er kann.

O wie viel Mitleiden empfindet ein wahrer Philosoph, wenn er auf die Großen herabsieht! Sie fallen schon in ihrer frühsten Jugend in die Hände der Schmeichler. Man schont ihren Verstand, den sie selbst schon genug schonen würden, wenn man ihm auch in der Jugend einige Geschäffte gäbe. Sie müßten denken lernen, wenn man sie mit den Geheimnissen einer gesunden Sittenlehre bekannt machen, und durch Gründe überzeugen wollte, daß ein Mensch seiner Natur ganz unwürdig ist, wenn er keine Verdienste besitzt. Man zeigt ihnen den innerlichen Werth der Tugend nicht; nicht die Schönheit, womit sie glänzen würde, wenn sie auch von keinem Menschen oder Engel bemerkt würde; nicht ihre Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten Gottes; nicht ihre Hoheit, noch den weitläuftigen Umfang ihres Nutzens. Man

sagt ihnen nur, daß sie Ehre mache, oder wenn man deutlicher reden will, daß sie von denen gelobt werde, die nicht mit Gewißheit beurtheilen können, aus was für einer Quelle sie entsprungen ist. Den Beweis davon führt man durch die Vorstellung großer Beyspiele. So lernen sie die Welt betrügen, um von ihr mit Lobsprüchen, die eben so gründlich sind, als ihre Tugenden, wieder betrogen zu werden. Fäncymen hat einige Sammlungen sinnreicher Einfälle so oft durchgelesen, daß er zuweilen etwas sagt, das einem natürlichen guten Einfalle ähnlich sieht. Ist er darum wirklich sinnreich? So verrichtet zuweilen ein Mensch eine Handlung, die man gern bewundern würde, wenn man nicht wüßte, daß sie ein Einfall wäre, den er nicht selbst gedacht, sondern aus dem Unterrichte seines Sprachmeisters auswendig behalten hat.

Was für Gegenstände der Nacheifrung fallen weg, wenn man die Geschichte mit dem reifen Urtheile liest, womit sie gelesen werden muß! Wie lange ist der Name des Augustus ein Lobspruch oder vielmehr eine Ironie auf alle die Fürsten gewesen, denen die Dichter haben schmeicheln wollen! Man hat tausendmal gesagt, daß ein Regent nicht, wie Alexander, sondern, wie August, seyn müsse; allein man muß den Sveton nicht gelesen haben, wenn man nicht weiß, daß es noch zweifelhaft ist, ob die Griechen unter dem Alexander, oder die Römer unter dem Augustus unglücklicher gewesen sind. So viel ist unstreitig, daß die Lobreden des römischen Volkes auf ihn eine sclavische und die

Oden des Horaz auf diesen Bezwinger der Republik eine poetische Lüge gewesen sind.

Wenn man Cicerons Rede für das manilische Gesetz und Lucans pharsalischen Krieg liest: wer sollte nicht begierig werden, den Weg zu betreten, auf welchem Pompejus zu einem so allgemeinen Ruhme gelangt ist? Aber was macht nicht eben dieser Cicero in seinen vertrauten Briefen an den Atticus, wo er aufrichtig und so spricht, wie er denkt, dieser so getreue Anhänger des Pompejus für einen Charakter von ihm? Er hat keine edeln und erhabnen, sondern ganz niedrige und gemeine Eigenschaften, sagt er. Dieses Urtheil wird durch eine strenge und unpartheyische Prüfung seiner Thaten bestätigt. Seine Geschicklichkeit, den römischen Senat und das Volk also zu lenken, daß, wenn andre Feldherren schwere langwierige Kriege beynahe ganz geendigt hatten, sie zurückgerufen, der Ehre ihrer ersten Siege beraubt, ihm aber ein schon überwundner Feind, der vielleicht zur völligen Niederlage nur noch einen Streich empfangen durfte, und der darauf folgende Triumph in die Hände gespielt wurde, diese Kunst, andre um die an sich selbst schon elende Belohnung ihres Muthes zu betrügen, war sein größtes Verdienst. Wie wenig ist doch auf öffentliche und allgemeine Lobsprüche zu trauen! Die Nachwelt kann den Betrug nur allzuleicht entdecken, wenn sie will, und wenn es auch durch einen oder den andern geheimen Brief geschehen sollte, der auf sie kömmt. Wer wird einen Held nachahmen wollen, der in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den Beynamen des Gro-

ßen

sen erhielt, so viele Nationen besiegte, fast über drey Theile des Erdkreises triumphirte, und dennoch nichts großes und erhabnes, sondern lauter niedrige und gemeine Eigenschaften besaß?

Die Liebe gegen das Vaterland und der Eifer für die Freyheit der Republik wurden unter den Römern nicht allein für nothwendige, sondern auch für ausserordentliche und heroische Tugenden gehalten. Diese Gesinnungen wurden von allen Geschichtschreibern und Rednern bewundert. Sie erzeugten tausend Thaten, die wir noch in unsern Zeiten für groß erklären. Sie wurden durch die Nachahmung fortgepflanzt. Selbst in denen Zeiten, in welchen Rom durch seine eigne Größe schon zu fallen anfieng, und einen Monarchen nöthig hatte, wenn es in seinem Falle aufgehalten werden sollte, wollten Cato, Cicero, Bibulus, Metellus, und andre Römer kein andres Verdienst kennen, als den republikanischen Eifer für die alte Einrichtung des römischen Staates, welche doch auf keine Weise mehr beybehalten werden konnte. Es ist etwas leichtes, diesen Patriotismus verdächtig zu machen. Man könnte mit starken Gründen behaupten, daß er bey dem Cato nichts als ein philosophisches Vorurtheil und ein Eigensinn war, den er theils von seiner Familie geerbt, theils in der finstern Schule der Stoiker erlernt hatte. Cicerons Beyspiel allein beweist, daß dieser Eifer für die Republik nicht aus der vernünftigen Einsicht entstand, daß das Beste des römischen Volkes eine republikanische Einrichtung erfoderte. Denn eine reife Ueberlegung aller Umstände, worinnen sich

sich Rom zu diesen Zeiten befand, würde diese Eifrer gelehrt haben, daß es vortheilhafter für ihre Mitbürger wäre, einen Herrn, als viele Beherrscher zu haben. Niemand konnte dieses besser beurtheilen, als Cicero, und wie republikanisch gesinnt war er nicht! Mit welchen Entzückungen pries er nicht einen **Brutus**, einen **Fabius Maximus**, einen **Scipio**, einen **Lälius**! Und wenn er **Cäsars** geheime Unternehmungen betrachtete, Roms **Alexander** zu werden: was für bittre Wehklagen schüttete er nicht in den Schoos seines Atticus aus! **Die Republik ist in den elendesten Umständen! Alles geht unglücklich! Die Republik ist verlohren!** Pompejus, **der sich dem Cäsar nicht eifrig genug widersetzte, besaß nichts Großes und Erhabnes.** Alles dieses sind Ausrufungen, die uns alle Augenblicke in seinen vertrauten Briefen aufstoßen. Ohne diesen Eifer war niemand in seinen Augen rechtschaffen. War aber dieser **Patriotismus** Tugend? Aller dieser Eifer war bloß die Eitelkeit eines Redners, welcher vorher sah, daß bey einer monarchischen Verfassung des Staates seine Beredtsamkeit unnütze werden würde. Dieses erhellt unwidersprechlich daraus, daß er bereit war, seinen Eifer für die Republik, worein er fast alle Rechtschaffenheit setzte, aufzuopfern, wenn ihm Cäsar das Augurat hätte geben wollen, eine Würde, welche seiner Eitelkeit schmeichelte, weil ein Augur sich in alle öffentliche Angelegenheiten mischen konnte. **Das ist das einzige**, sagte er zum Atticus; **ich muß meine Schwachheit gestehn; wodurch mich**

mich diejenigen, so itzt über die Republik herrschen, gewinnen könnten. Die Stoiker mochten sagen, was sie wollten, in einer Religion, wo die Tugend für kein Geschenk des Himmels gehalten wurde, mußte man die Ehre mehr, als die Tugend lieben. Erhellt daraus nicht, wie schwer es ist, in der alten Geschichte wirklich große Thaten zu finden, die man ohne alle Gefahr als Beyspiele anpreisen könnte? Man mag seine Augen vor dieser Wahrheit verschließen, wie man will, so wird man dennoch immer zu dem Geständnisse gezwungen werden, daß alle die Griechen, und alle die Römer, die man uns als Muster großer Tugenden vorstellt, die meiste Zeit sehr kleine Thaten auf eine große und pralerische Art verrichtet haben.

Da die Geschichtschreiber gemeiniglich nur diejenigen Handlungen ihrer Helden beschreiben, welche viel Geräusch gemacht haben und weit gesehn worden sind: so ist leicht zu begreifen, daß man von allen den Tugenden, die in der Stille geschehn müssen, und ihren Werth verlieren, wenn derjenige, der sie ausübt, sie auch selbst bekannt macht, wenig Beyspiele finden wird. Und eben diese ihrer Natur nach verborgnen Tugenden können die erhabensten, und der größte Schmuck der Menschheit seyn. Diejenigen, welche durch Beyspiele die Menschen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zusehn, daß sie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung Eitelkeit und Stolz einflößen. Die Standhaftigkeit eines Märtyrers, der den Tod nicht aufsucht, aber auch nicht vor ihm erzittert, wenn er ergriffen wird, zu den grausamsten Qualen

len geführt zu werden, ist unstreitig dem feigen Tode des Cato weit vorzuziehn. Allein warum wird unser Herz mehr erhoben, wenn wir die Thaten der Römer lesen, als wenn wir unsre Augen einmal auf eine Märtyrergeschichte werfen? Geschieht es nicht darum, weil hier alles die natürliche Eitelkeit des Menschen demüthigt, in der römischen Geschichte aber alles seine hochmüthige Einbildung erhitzt? Hier schimmert und blendet alles; alles scheint groß und edel zu seyn. Gleichwohl sind die meisten von diesen prächtigen Thaten falsche und betrügliche Dünste, die nur in der Nacht aufsteigen und leuchten, so bald aber, als der Tag anbricht, verschwinden. Wer wird aber wohl einem Wandrer rathen, lieber in der Nacht bey dem verführenden Lichte dieser Dünste, als am hellen Tage zu reisen? Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß in einer finstern Nacht ein kleiner Stral das Auge beynahe mehr erfreut, als am Tage die ganze Sonne.

Allein wozu dienen diese Anmerkungen? Sollen sie dem Menschen eine Aufmuntrung zu löblichen Handlungen rauben, der auf einem Wege, welchen er ungern betritt, beständig einen neuen Sporn braucht? Wenn sie eine so niederträchtige Absicht hätten: so würde man alle menschliche Tugenden verdammen, und der Falschheit anklagen müssen. Allein ihre Absicht ist so rein und erhaben, als die Tugend selbst. Sie sollen nur diejenigen, welche entweder andre oder sich selbst durch Beyspiele unterrichten wollen, vorsichtig machen, damit sie nicht auf die Abwege gerathen, worauf die Begier-

gierde, alles nachzuahmen, was gut zu seyn scheint, leicht verführen kann. Alle Beyspiele gleichen den Führern, die uns in einem Lande, wo wir unbekannt und Fremdlinge sind, den richtigen Weg zeigen sollen. Wäre es nicht die größte Unbesonnenheit, wenn sich ein Reisender, der viel oder alles verlieren kann, wenn er von der sichern Straße abweicht, dem ersten dem besten Geleitsmann überließe, und, ohne sich um seine Treue bekümmert zu haben, ihm auf seine ehrliche Mine seinen Reichthum und selbst sein Leben anvertraute? Man muß seinen Führer kennen lernen, damit man sich nicht in die Gewalt eines Räubers und Verräthers überliefre. Folglich muß man sich mit den Pflichten und der Bestimmung der menschlichen Natur bekannt gemacht haben; wissen, daß man von einem höchsten Wesen abhange; begreifen, was man in allen Vorfällen des Lebens Gott, dem gemeinen Wesen, seinen Nebengeschöpfen und sich selbst schuldig sey. Vornehmlich müssen wir die wahren Bewegungsgründe kennen, aus denen alle unsre Handlungen entspringen müssen, wenn sie nicht nur gut scheinen und glänzen, sondern wirklich gut seyn sollen. Wir müssen unsre Fähigkeiten, die Kräfte unsers Geistes, die Zeiten, und äußerlichen Umstände, in denen wir uns befinden, geprüft und erwogen haben, damit wir einige Beyspiele bloß zu bewundern, andre aber nachzuahmen wissen. Wenn die Seele mit dieser Wissenschaft ausgerüstet ist: wie glücklich wird sie nachahmen! Sie wird sich von keinem falschen Lichte blenden lassen, niemals in ihrer Nacheifrung romanhaft, niemals lächerlich, nie-

mals eine Heuchlerinn oder eine Betrügerinn werden. Man darf sich nicht bereden, daß ein Mensch, der alles dieses wisse, keine Beyspiele mehr brauche. Beyspiele wirken allezeit kräftiger auf den Willen, als Regeln, aber niemals kräftiger, als wenn die Regeln vorhergegangen sind. Die Neigung zum Laster sitzt allzutief in unserm Herzen, als daß iemals ein Antrieb zum Guten überflüßig seyn könnte. Und wenn edle Beyspiele weiter keinen Nutzen hätten; wenn wir an ihnen die Schönheit der Tugend nicht so zu sagen mit Augen sähen, die wir vorher bloß durch Nachdenken erkannt hatten: so überführten sie uns zum wenigsten, daß wir nicht ohne Gesellschaft tugendhaft wären.

Ein Mensch, der ohne feste und bestimmte Grundsätze einer gesunden Sittenlehre diese oder jene große und edle That nachahmt, gleicht dem Poeten, der, weil er sich mit den Gesetzen der Dichtkunst nicht bekannt gemacht hat, den Homer in Satiren und den Horaz oder Juvenal in Epopeen nachahmt. Er wird sehr oft den wahren Schmuck mit einem schimmernden Flittergolde, und die Spielwerke eines Anagramma mit kühnen und erhabnen Gedanken verwechseln. Verhält es sich in dem Stücke mit der moralischen Nachahmung wohl anders, als mit der poetischen?

Philochrest ist von der Begierde entzündet, edle und große Beyspiele, er mag sie nun unter den Lebenden oder in der Gesellschaft der Todten finden, nicht allein zu bewundern, sondern ihnen auch nachzueifern. Sein Herz schwillt ihm vor Freude auf, wenn er irgendwo eine Tugend zu erblicken glaubt.

Er

Er ist begierig, ihr nachzueilen. Gleichwohl hat er sich stets so sehr in seiner Gewalt, daß er den Gegenstand seiner Nacheifrung erst recht kennen will, um nicht zu fehlen. Er prüft die Handlung, die sich ihm unter dem Scheine der Tugend vorstellt, und wägt ihren Werth vernünftig ab. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch vielleicht ihre Absicht oder ihren Bewegungsgrund verdammen müßte, und entschließt sich, die That, die an sich selbst betrachtet alle Hochachtung verdienet, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu anbietet, zwar auch auszuüben, sie aber durch die edelsten Bewegungsgründe und Absichten noch mehr zu erhöhen. Weil er überzeugt ist, daß kein Mensch alle Tugenden besitzt: so hat er auch keinen Held, den er einzig und allein in allen seinen guten und fehlerhaften Handlungen ähnlich werden möchte. Er ist ein Zeuxis, welcher, da er eine vollkommne Schönheit malen will, sich nicht einbildet, in einem Körper alle Reizungen beysammen zu finden, sondern die vortrefflichsten Züge einzelner Schönen sammlet, und daraus seine vollkommne Schönheit bildet. Wie viel verliert nicht das menschliche Geschlecht, daß Philochrest nur eine Idee, und nicht viel wirklicher als der Weise des Stoikers ist! Sein Beyspiel würde die Stelle aller Regeln der moralischen Nachahmung vertreten.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An
Herrn Sucro.

Reif zu dem Himmel und der Unsterblichkeit
Schläft sie zu Gott hin, deine Geliebteste,
Früh abgeblühet, wie die Rose
Unter dem Sturme des Lenzes hinwelkt.

Nach langen Stürmen neigt sie das müde Haupt,
Und freut sich, künftig herrlicher aufzublühen;
Und Gott belohnt nun ihre Leiden,
Welche selbst du nicht belohnen konntest.

Einsamer Sucro! Ach sie empfand es wohl,
Was du nun leidest; wenn sie, ein Engel schon,
Selbst im Empfinden ihrer Quaalen
Gegen dich lächelte, dich zu trösten.

Und sie empfand wohl aller der Thränen Gram,
Die du nun blutest. Blute den Gram nur aus!
Sie fühlet auch der Freundschaft Ohnmacht,
Deinen so christlichen Schmerz zu lindern.

Auch das empfand sie, daß die Unsterbliche,
Die sie gebohren, früher verwaiset ward,
Als sie zum Himmel sie gebildet,
Und von ihr Mutter genennet worden.

Sie fühlts. Wir meynten, daß sie entschlummere.
Sie aber betet für den geliebten Mann;
(Sie hatte schon für sich gebetet!)
Und für die verwaiste, geliebte Tochter.

Sie betet zu Gott, da sie hinübergeht
Vom Tod ins Leben, daß er des besten Manns
Trost und Beschützer werden möchte,
Und für die Tochter der zweyte Vater.

Ein mächtig Beten! Sicher, erhört zu seyn,
Dieß war der Anfang ihrer Entzückungen!
Empfiehlt sie Gott und ihrem Mittler
Ihre geheiligte reine Seele.

Und reif zum Himmel und der Unsterblichkeit
Schläft sie zu Gott hin, deine Geliebteste;
Und jauchzt, daß du schon hier getröstet,
Ruhig und selig, wie sie, einst seyn wirst.



* *

Meine Herren,

Ich übersende Ihnen eine Abhandlung, worinn ich die Zulässigkeit der Erdichtungen in christlichen Epopeen zu erweisen gesucht habe. Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, was vor kurzem für ein Angriff auf das Klopstockische Gedicht geschehen ist. Ich muß von Ihnen glauben, daß Sie ihn mit eben den Augen ansehen werden, mit denen ich ihn ansehe. Man will christlichen Poeten den Gebrauch der Erdichtung streitig machen, und gebraucht dazu Künste, die von keinem Gelehrten sollten erwartet werden können. Ich habe geglaubt, daß ich meine Dankbarkeit nicht allein gegen das Vergnügen, sondern auch gegen den moralischen Nutzen, welchen ich von einer Poesie erhalte, die der Religion gewidmet ist, auf keine bessere Art beweisen könnte, als wenn ich zeigte, wie viel Ruhm vernünftige geistliche Erdichtungen verdienen. Man ist diese Dankbarkeit nicht nur dem Sänger des Meßias, sondern überhaupt allen christlichen Dichtern schuldig. Sie, meine Herren, haben das Gedicht, das man für eben so gefährlich, als das herrenhutische Gesangbuch, erklären will, zuerst der Welt bekannt gemacht, und deßwegen habe ich mich überredet, daß, wenn man ihnen eine Abhandlung, wie die meinige ist, zusendete, Sie es für ihre Pflicht halten würden, sie drucken zu lassen, wo Ihnen nur die Ausarbeitung derselben diese Ehre zu verdienen scheinen sollte. Ich bin, u. s. w.

Berlin,
den 3. April 1752.

Ge-

* *

Gedanken

über die Frage:

Wie weit Erdichtungen in Epopeen, welche Begebenheiten in der Religion zum Gegenstande haben, zugelassen seyn können?

Sowohl die natürliche als die geoffenbarte Religion ist so heilig und für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes so wichtig und nothwendig, daß man nie sorgfältig genug seyn kann, sie vor Irrthümern zu bewahren. Der Philosoph muß in Ansehung der natürlichen Religion dafür sorgen, daß sich keine falschen Lehrsätze, auch nicht einmahl Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten unter der Gestalt gewisser und unbetrüglicher Wahrheiten in ihr Gebiete einschleichen und festen Fuß darinnen fassen mögen. Der Christ hingegen ist verbunden, weil die Lehren der geoffenbarten Religion sich auf wirkliche Begebenheiten gründen, alle erdichteten Begebenheiten aus der Geschichte der Religion zu verweisen. Die neure platonische Philosophie hatte im zweyten christlichen Jahrhunderte den Irrthum selbst unter die weisesten Männer ausgebreitet, daß man zum Dienste der Wahrheit selbst den Betrug ergreifen dürfte. Daher kommen die falschen Evangelia, die erdichteten Wunder, und andre heilige Lügen, die für wirk-

liche Begebenheiten und Wahrheiten von denen ausgebreitet wurden, welche gern ihre philosophischen Lehrgebäude mit den Lehren der geoffenbarten Religion vereinigen wollten. Erleuchtete Geister haben also ein gegründetes Recht, dergleichen mehr boshafte als fromme Betrügereyen zu entlarven. Je weiter die christliche Religion über die natürliche hinausgeht, desto ruhmwürdiger sind dergleichen Bemühungen. Eine einzige falsche Begebenheit, welche in die christliche Geschichte als etwas, das sich wirklich zugetragen haben soll, eingeflochten wird, kann die Quelle von solchen Irrthümern werden, daß man wider den, welcher dergleichen Unternehmungen wagt, nicht Unwillen genug bezeigen kann. Allein es ist die Frage, ob Erdichtungen, wenn sie ausdrücklich als Erdichtungen angegeben werden, auf gar keine Weise in Schriften oder Gedichten über Begebenheiten der christlichen Religion statt finden können? Die Bestimmung dieser Frage wird die damit verknüpfte Frage beantworten, ob in die Klopstockische Epopee über die Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch den Meßias Erdichtungen hätten zugelassen werden sollen, oder nicht? Ehe man diese Frage untersucht, so muß angemerket werden, daß die feindselige Art, mit welcher man sich wider dieses Gedicht erklärt hat, zum wenigsten eben so sehr zu misbilligen ist, als die übertriebnen Lobsprüche, die ihm ertheilt worden sind. Es ist überhaupt eine mehr als kritische Verwegenheit, über den Werth desselben ein entscheidendes Urtheil früher zu fällen, als der Dichter dasselbe ganz vollendet hat.

Wie

Wie erlaubt an sich selbst der Gebrauch der Erdichtungen in allen Wissenschaften sey, das beweist nicht allein der mannichfaltige Nutzen, den die so sehr eingeschränkten menschlichen Einsichten durch sie in allen Jahrhunderten erhalten haben, sondern auch die Natur und Beschaffenheit derselben. Der Welt würden die vortrefflichsten Erfindungen noch immer mangeln, wenn dem Menschen untersagt gewesen wäre, da zu dichten, wo er keine Wahrheit mehr finden könnte. Wie sehr sind nicht beynahe alle philosophische Wissenschaften durch eine solche Kühnheit bereichert worden? Was sind alle Hypothesen, alle Muthmaßungen, alle wahrscheinliche Meynungen der Weltweisen? Sind sie nicht Erdichtungen? Und was sind Erdichtungen anders, als wahrscheinliche Möglichkeiten von Ideen oder Begebenheiten, welche sich zu Wahrheiten und wirklichen Begebenheiten hinzu denken lassen? Man begreift, daß die Absichten solcher Erdichtungen mannichfaltig seyn können. Man kann durch sie in Wahrheiten Scheinwidersprüche heben, oder zeigen wollen, daß sie nicht darum verworfen werden dürfen, weil man sie nicht ausführlich genug denken kann. Mann kann auch die Absicht haben, wirkliche und wahre Vorstellungen dadurch, daß sie in bloß möglichen Vorstellungen, so zu sagen, noch einmal gedacht und wiederholt werden, tiefer in die menschliche Seele einzudrücken, und sie durch einen so unschuldigen Kunstgriff fruchtbarer für sie zu machen. Die Welt leugnete vor Leibnitzen nicht, daß der Leib und die Seele mit einander vereiniget wären; eine Wahrheit die kein Vernünf-

tiger leugnen konnte, weil er sie empfand. Allein jedermann gestand, daß es eine Wahrheit wäre, von der man sich keine ausführliche Begriffe bilden könnte. Man glaubte, daß man bey einem dunklen Gefühle dieser Vereinigung stehen bleiben müßte. Leibnitz dichtete seine **vorher bestimmte** Harmonie, und eingestanden, daß er nicht die wirkliche Art des Bandes zwischen unserm Geiste und Leibe angegeben habe: so bekräftigte er dennoch die Wahrheit, daß Leib und Seele **wirklich** mit einander verknüpfet wären, noch mehr dadurch, daß er eine Möglichkeit ihrer Vereinigung zeigte. Wie oft werden in der Naturlehre mögliche Ursachen angenommen, um wirkliche Schauspiele und Erscheinungen der Natur daraus begreiflicher zu machen? Und wie oft hat nicht die Erfahrung bewiesen, daß das Wirklichkeiten waren, was andre gemuthmaßet, für bloß möglich angesehen und also gedichtet hatten? Man glaubt in unsern Zeiten aus sichern und unbetrüglichen Erfahrungen die Figur der Erde zu kennen; man nimmt es für bekannt an, daß sie gegen die Pole zu wirklich eingedruckt sey. Vor einem halben Jahrhunderte war diese Wahrheit noch eine vernünftige Erdichtung, die man annahm, weil man ohne sie andre Erscheinungen der Natur nicht deutlich genug zu begreifen im Stande war.

Die äsopischen Fabeln sind Erdichtungen, und unstreitig die unwahrscheinlichsten. Zu was für elenden und lächerlichen Irrthümern würde nicht ein Mensch verführt werden, wenn er sie nicht für Erdichtungen halten wollte? Gleichwohl ist ihr Nutzen von einem sehr weiten Umfange. Die Offenbarung

barung selbst hat dergleichen Erdichtungen gebraucht. Wer kennt nicht die kunstreiche Erdichtung Nathans, mit welcher er einen David zur Empfindung seines Unrechts brachte? Die Zulässigkeit solcher Erdichtungen fließt aus der Absicht ihres Gebrauchs, vorausgesetzt, daß sie in der That Möglichkeiten sind, und sich unter gewissen Bedingungen denken lassen. Ihre Absicht ist, Sittenlehren recht tief in das menschliche Herz zu prägen. Und dieses geschieht dadurch, daß sie nicht allein in ihrer Wirklichkeit, sondern auch in andern möglichen Gedanken gedacht werden, von denen man nicht glaubt, daß sie darinn liegen sollten. Wäre es also nicht Unbesonnenheit, wenn einer wider den, der biblische Wahrheiten in so genannten äsopischen Erdichtungen vortragen, und ihnen dadurch einen freyen Zutritt in das menschliche Herz aufschließen wollte, die Gottesgelehrten auffoderte, unter dem Vorwande, daß er die Wahrheit in Gefahr setzte, weil er sie mit Erdichtungen, oder wenn er sehr unphilosophisch boshaft sprechen wollte, mit Lügen verknüpfte? Was würde ein Nathan dem Hofmanne, den Philosophen oder Kunstrichtern am Hose Davids geantwortet haben, der ihn beschuldiget hätte, daß die Wahrheit unter seiner Erdichtung von dem reichen Räuber eines Schafes, das von seinem armen Besitzer so sehr geliebt wurde, leiden müßte?

Wir würden wenig philosophische Wahrheiten haben, wenn man nicht dichten dürfte. Vielleicht ist es ein sehr wahrer Gedanke, daß der Mensch da zu dichten anfängt, wo er zu empfinden aufhört.

Je

Je besser sich mögliche Jdeen und Vorstellungen in die Lücken hinein zu schicken scheinen, welche wir in der Reihe wirklich empfundner Wahrheiten zu entdecken glauben, desto näher meynen wir der Wahrheit gekommen zu seyn.

Der Weise unter den Heiden, welcher die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und die zukünftige Glückseligkeit des Tugendhaften muthmaßte oder vielmehr dichtete, weil er von ihrer Gewißheit keinen überzeugenden Beweis hatte, war mit dieser Muthmaßung noch nicht zufrieden. Er wollte seine Muthmaßung ausführlicher denken. Also stellte er sich vor, daß die Glückseligkeit desselben nach dem Tode in der Betrachtung der Gestirne und ihres wundervollen Laufes bestehen würde. Viele unsrer neuen Weltweisen haben eben diese Erdichtung und andre ähnliche Meynungen angenommen, in der Absicht, die Wahrheit begreiflicher zu machen, daß der Mensch nach seinem Tode noch glückselig seyn könnte. So lange sie diese Meynung nur für eine Muthmaßung und Hypothese gehalten wissen wollen: so lange machen sie sich keines Jrrthums schuldig. So bald sie aber eben diese Meynung der Welt für eine unstreitige Wahrheit aufdringen wollten: so bald würden sie angeklagt werden können, daß sie ihr einen Jrrthum aufzubürden suchten. Und was sind alle die philosophischen Lehrgebäude der neuern Zeiten, welche die Ursachen der göttlichen Zulassung des Bösen erklären wollen, anders, als Erdichtungen?

Wenn es nur erlaubt ist, den Mangel der Begreiflichkeit, der Deutlichkeit und Ausführlichkeit

bey

bey vernünftigen Wahrheiten durch wahrscheinliche Möglichkeiten, Hypothesen und Muthmaßungen zu ersetzen, und die Lehrbegierde des menschlichen Gemüthes dadurch zu befriedigen, so lange man sie nicht für mehr ausgiebt, als sie sind: so muß es nicht weniger erlaubt seyn, gewisse wirkliche Begebenheiten auf eben diese Art begreiflicher und unvergeßlicher zu machen. Wo würden die großen Geschichtschreiber seyn, die so sehr bewundert werden und so viel Nutzen schaffen können, wenn ihnen dieses Recht untersagt gewesen wäre? Wenn sie die Ursachen großer und merkwürdiger Begebenheiten entwickeln, wenn sie die Charaktere berühmter Männer zeichnen, und ihre Thaten daraus herleiten: können sie uns allzeit Bürge dafür werden, daß sie die **wirklichen** Charaktere und die **wirklichen** Ursachen der Verändrung angegeben haben, die sie beschrieben? **Cäsar** machte sich zum Herrn über Rom. Man fragte nach der Ursache seiner Unternehmungen, die man von ihm allein mit Zuverlässigkeit erfahren konnte, wenn er uns selbst sein Herz ganz offen hätte zeigen wollen. Der Geschichtschreiber sucht also die Möglichkeiten auf, aus denen sich seine Unternehmungen begreifen lassen; er vergleicht sie mit allen Begebenheiten und Umständen, die er weiß, und wählt diejenigen, welche sich in das Ganze der Geschichte am besten schicken. Wenn er nun die wahrscheinlichsten Möglichkeiten ergriffen zu haben glaubt: so beschreibt er sie eben so, als die Wahrheit. Er leitet **Cäsars** Thaten aus seinem Ehrgeize mit einer so entscheidenden Sprache her, als wenn sein Herz und die innersten

Win-

Winkel desselben offen und entdeckt vor ihm da gelegen hätten, und die Wirklichkeit der angegebnen Ursachen eben so gewiß wäre, als die Wirklichkeit der Begebenheiten, die er davon abstammen läßt. Was thut der Geschichtschreiber in solchen Fällen anders, als daß er dichtet und zwar wahrscheinlich und glaubwürdig dichtet? Wer aber hat iemals darüber den Geschichtschreibern Vorwürfe gemacht? Sie befürchten auch keine Vorwürfe, weil sie vernünftige Leser voraus setzen, welche mit Bescheidenheit prüfen, ob sie die Wahrheit gefunden haben, oder ihr so nahe gekommen sind, als es möglich gewesen ist.

Die Zulässigkeit und der Nutzen solcher Erdichtungen in den menschlichen Wissenschaften ist also unstreitig. Doch man wird leugnen, daß sie in der Religion, und vornehmlich in der geoffenbarten Religion erlaubt sind. Man wird sagen, daß sie ein Heiligthum sey, in welches nichts als unstreitige Wahrheit zugelassen werden dürfe. Man wird fragen, was Menschen, welche biblische Wahrheiten und Begebenheiten mit Erdichtungen in eine Verknüpfung bringen, anders thun, als daß sie die Bibel mit Träumen ausfüllen, und die Wahrheit mit Lügen verbrämen? Gewiß, wenn es der ewigen Weisheit gefallen hätte, uns mehr Nachrichten von diesen alten Zeiten zukommen zu lassen, so würde sie uns nicht auf dergleichen poetische Rabbinen haben warten lassen? Das sind die Worte eines Kunstrichters, der, weil er den schönen Wissenschaften wirklich einige Dienste geleistet hat, schon seit

zwan-

zwanzig Jahren so spricht, als ob er in dem Besitze des Rechts wäre, dem Geschmacke der Deutschen Gesetze zu geben. Man wird nach einer vernünftigen Prüfung bald sehen, wie gründlich dieser Einwurf sey. Man wird dadurch zugleich in den Stand gesetzt werden, einzusehen, ob die Art, wie er in seinem Gutachten von der Zulässigkeit geistlicher Epopeen vorgetragen wird, einem billigen Manne, der niemals aus unedeln Absichten handelt, anständig sey, oder nicht.

Wofern der Gebrauch weiser Erdichtungen in christlichen Epopeen deswegen untersagt seyn sollte, weil uns Gott von den in der Offenbarung erzählten Begebenheiten und Lehren nicht alle Nachrichten hat zukommen lassen, die uns seine Weisheit hätte geben können: so sollte der Beweis leicht zu führen seyn, daß nicht nur alle Untersuchung dunkler und schwerer Stellen, sondern auch eine weitere Erklärung und ausführlichere Entwickelung dessen, was uns offenbart ist, unerlaubt sey. Denn was sind tausend gelehrte Erörterungen der Schriftstellen, von welchen wir keine hinlänglichen Einsichten haben? Sind es nicht bloße Muthmaßungen? Wer aber hat iemals den Gelehrten ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie ihre Muthmaßungen darüber vorgetragen haben, wo sie nur nicht für untrügliche Wahrheiten ausgegeben worden sind? Man verweise nur, wenn man allen Gebrauch der Erdichtungen in geistlichen Epopeen verwerfen will, alle theologischen Lehrbücher aus dem Gebiete der Wissenschaften. Ist es nicht unzweifelhaft, daß uns Gott allein die gewissesten Erörte-

run-

rungen schwerer Schriftstellen und die vollkommensten Erläuterungen, Erklärungen und Entwickelungen seiner Wahrheiten geben könne? Auf die Art nun, wie man dem Dichter untersagt, mögliche Begebenheiten zu wirklichen biblischen Begebenheiten hinzuzudenken, wird man allen Auslegern und Lehrern der geoffenbarten Lehre zurufen müssen, daß sie eine sowohl unerlaubte als unnütze Arbeit unternähmen, weil uns Gott, wenn es seiner ewigen Weisheit gefallen hätte, den Menschen Erklärungen schwerer Schriftörter oder umständlichere Erläuterungen seiner Wahrheiten zu gönnen, nicht auf die Kirchenväter, Ausleger und Gottesgelehrten würde haben warten lassen. Besonders würde die Kunst, die Schriften der Offenbarung auszulegen, für eine ganz unnütze Wissenschaft gehalten werden müssen. So bald ein Ausleger nicht für seine Auslegung die gewisse Bürgschaft leisten kann, daß sie die unstreitige wahre Erklärung ist: so bald dichtet er. Ein Poet, der zur Erläuterung oder Verschönerung wirklicher Begebenheiten oder Umstände etwas wahrscheinliches hinzu dichtet, ist nichts anders, als ein Ausleger dieser wirklichen Begebenheiten. Diese Anmerkung erweist unwidersprechlich, daß man Erdichtungen in geistlichen Epopeen darum nicht für unerlaubt erklären darf, weil uns Gott nicht alles offenbart hat, was er uns offenbaren konnte.

Gesetzt, daß Erdichtungen, welche wirklichen Wahrheiten und Begebenheiten nicht widersprächen, sondern sie vielmehr voraus setzten und zum Grunde legten, bloß den Endzweck hätten, eben

dadurch,

dadurch, daß sie die allgemeinen Wahrheiten, welche in wirklichen Begebenheiten liegen, wiederholten, und dem Geiste noch einmal vorstellten, dadurch, sage ich, der menschlichen Einbildungskraft nicht allein auf eine unschuldige Weise ein Vergnügen, sondern auch durch die Hülfe dieses Vergnügens einen wirklichen moralischen Nutzen zu schaffen; und sie erreichten diesen Zweck glücklich: so müßten sie bloß dieses Nutzens wegen nicht nur geduldet, sondern auch gebilliget werden. Es ist eine geoffenbarte Wahrheit, daß alle Geschöpfe Gottes mit dem gefallnen menschlichen Geschlechte Mitleiden haben müssen, weil ihr Schöpfer dasselbe mit erbarmenden Augen angesehen hat. Die Vernunft begreift diese Wahrheit, so bald sie ihr nur bekannt gemacht wird, aus der Wahrheit, daß ein Geschöpf nicht nur kein Recht besitzt, einige Unzufriedenheit über die Entschlüsse der Gottheit zu bezeigen, sondern vielmehr die Verbindlichkeit auf sich hat, sie zu bewundern und die ihrigen nach denselben einzurichten. Kann nun einem Dichter das Recht nicht abgesprochen werden, die Einbildungskraft mit dieser Wahrheit auf eine angenehme Art zu beschäfftigen; dichtet er eine andere Welt, die er mit Menschen, aber mit solchen besetzet, welche nie gefallen seyn sollen; malt er uns, wie liebenswürdig sie wegen ihrer behaupteten Unschuld sind; bildet er das Mitleiden eines solchen Brudergeschlechts gegen uns ab; zeiget er uns Thränen, die auf einmal aus den heiligen Augen ihrer ersten Aeltern und ihren unzählbaren um sie versammelten Enkeln über das Unglück ähnlicher Geschöpfe hervor

 fließen:

fließen: ist eine solche Erdichtung der angeführten geoffenbarten Wahrheit unanständig; verdunkelt sie dieselbe; macht sie dieselbe unwahr, weil wir nicht wissen, daß eine solche Welt wirklich ist; oder erweckt sie nicht vielmehr den Wunsch in wohlgearteten Gemüthern, daß doch wir so heilige Menschen zu Brüdern haben und unter sie gehören möchten? Und wird nicht ein solcher Wunsch den Einfluß dieser Wahrheit in unsern Willen befördern?

Die Offenbarung und zugleich unser eignes Gefühl lehren uns, daß uns der Fall den Genuß von tausend wahren Glückseligkeiten entzogen haben. Was würde diese Wahrheit leiden, wenn ein glücklicher Geist uns ähnliche Menschen dichtete, welche die Versuchungen unsrer ersten Stammältern auch erfahren hätten, in diesem Kampfe aber von Gott nicht abgefallen wären; wenn er ihren Widerstand malte, und die Belohnung ihres Reizes abbildete, in der Absicht, uns die Größe der uns durch den Fall zugezognen Unglückseligkeit durch die erdichtete Vorstellung des Gegentheils recht lebendig empfinden zu lassen? Die größten Redner haben auf solche Weise der Wahrheit Dienste zu leisten gesucht. Warum soll das an einem christlichen Dichter getadelt werden, was an einem christlichen Redner bewundert wird? Eine unsterbliche Rowe trägt in erdichteten Briefen von Todten an Lebendige die erhabensten und fruchtbarsten Wahrheiten der christlichen Religion vor. Alle Kenner haben sie bewundert, und ihr Werk, das nur moralische Wahrheiten lehrt, die in der That unser

künf-

künftiges Vergnügen angehen, zugleich aber auch dasjenige stört, welches man gern auf der Erde genießen will, gefiel doch so sehr, daß es in kurzer Zeit mehr als fünfmal gedruckt wurde? Verlohren wohl die Wahrheiten, die man darinnen fand, etwas durch die Erdichtung, die auf eben diese Wahrheiten sich gründeten? Sie gewannen vielmehr in dem Munde ihrer erdichteten Todten, weil man sie dieser Empfindung wegen begieriger las. Ich habe den Endzweck, sagte sie, den Geist an die Ideen eines zukünftigen Daseyns zu gewöhnen, und ihn durch Schriften, die auf den Beweis desselben abzielen, davon zu überzeugen. Was liegt daran, wenn dieses durch den Weg der Untersuchung oder durch das Vergnügen geschieht? Das Vergnügen der meisten Menschen ist nichts anders, als eine Kunst, die Unsterblichkeit zu vergessen; das Vergnügen, das ich für das Publicum bestimmt habe, soll ihnen dieselbe ins Andenken bringen und zu einer beständigen Betrachtung ihres künftigen Daseyns bewegen. Die meisten poetischen Erdichtungen sind seit langen Zeiten nichts anders als Künste gewesen, durch das Vergnügen, das sie der Einbildungskraft erwecken, das Herz von der Ehrfurcht gegen die Religion und Tugend abzuziehen. Warum soll es nicht erlaubt seyn, dasselbe durch eben diese Einbildungskraft zu ihr zurück zu bringen? Ich weiß, daß Clarissa eine erdichtete Person ist. Der Verfasser mag die Sprache eines Geschichtschreibers, der eine wirkli-

che Begebenheit, als ein Augenzeuge, beschreibt, noch so sehr in seiner Gewalt haben; er hintergeht mich nicht damit, und will mich auch nicht hintergehen. Bewundere ich darum nicht eine wahre Tugend, und eine wahre Gottseligkeit, weil ich sie an einer erdichteten Person bewundere? Hören Wahrheiten, die ein erdichteter Engel sagt, oder durch würdige ihm angedichtete Handlungen bestätigt werden, darum auf, Wahrheiten zu seyn, weil der Engel, der sie saget, erdichtet ist? Werden sie dadurch zu Quellen von Irrthümern und Lügen?

Da die meisten Ergötzlichkeiten, wie Addison sagt, einer oder der andern Tugend zum Nachtheile gereichen, und der erste Schritt des großen Haufens aus dem Geschäffte zum Laster oder zur Thorheit fortgeht: so sollte sich der Mensch bemühen, den Umfang seiner unschuldigen Belustigungen so weit zu machen, als es ihm möglich ist, damit er sich unbeschädiget zu denselben begeben und in ihnen eine Freude finden könnte, welcher sich ein weiser Mann nicht schämen dürfte. Zu dieser Art nun gehören unstreitig die frommen Erdichtungen, welche sich auf wirklich geoffenbarte Wahrheiten und Begebenheiten gründen, weil sie keine solche Anstrengung der Gedanken fodern, als etwa zu einer ernsthaften Untersuchung der Wahrheit selbst und ihrer Beweise nöthig ist, welche gleichwohl nicht zugeben, daß unsre Seele in eine Achtlosigkeit und Nachläßigkeit verfällt, welche eine fleißige und wiederholte Vorstellung derselben entfernt, die der Gottseligkeit und Tugend so gefährlich ist? Gesetzt, daß sie nichts weiter thäten, als den Geist aus seiner

ner Schläfrigkeit und Trägheit erweckten: wäre dieser Nutzen allein nicht groß genug? Was thut eine gesunde und unter der Vernunft stehende Einbildungskraft, wenn sie dichtet? Wenn sie besondre wirkliche Ideen, die sie von außen her empfangen hat, bald erweitert, bald trennt, bald in neue Verbindung bringt, beschäfftiget sie sich nicht mit wirklichen und wahren Ideen? Und kann man ihr gerechte Vorwürfe machen, wenn die Veränderung, welche sie mit wirklichen und wahren Ideen vornimmt, ihre Wahrheit nicht aufheben, und darum, weil sie ihr nicht widersprechen, zwar immer Erdichtungen bleiben, aber weder Chimären noch Träume, noch Lügen werden? Denn was sind Chimären und Träume anders, als widersinnische Erdichtungen; Erdichtungen, welche keine innere Möglichkeit haben, und sich selbst widersprechen und aufheben? Können ja Lügen unter den allgemeinen Begriff der Erdichtungen gehören: so können sie doch nur solche Erdichtungen heißen, welche in der Absicht, die Wahrheit zu verdunkeln, und Irrthümer an ihre Stelle zu setzen, hervorgebracht werden. Man muß in den ersten Lehren der Psychologie ganz unwissend seyn, wofern man alle Arten der Erdichtungen für Träume, Chimären und Lügen erklären kann, da nicht einmal alle Träume und Chimären Lügen sind. Alle vernünftigen Erdichtungen, die sich auf Wahrheiten beziehen, welche in dieser Welt ihre Existenz haben, sind Wahrheiten entweder aus andern, oder doch aus möglichen Welten. Begebenheiten, die unsre Einbildungskraft erzeugt, sind im Grunde nichts anders, als

wirkliche Begebenheiten, denen man entweder gewisse Bestimmungen nimmt, die sie in dieser Welt hatten, oder andre Bestimmungen giebt, die sie unter gewissen Bedingungen haben konnten, und zwar in der Absicht, das, was sich aus solchen veränderten Ideen herleiten läßt, zu betrachten und zum Nutzen anzuwenden. Wenn nun ein Poet von wirklichen Begebenheiten und Wahrheiten der Schrift solche Erdichtungen zu erfinden Gelegenheit nimmt, die ihnen ähnlich sind, wenn dieselben eine wirkliche Schönheit besitzen; wenn sie den Leser durch die Vergleichung, die er mit dem Originale und der Nachahmung anstellen kann, ein wahres Vergnügen schaffen, ihn zur Betrachtung der Wahrheit selbst ermuntern, und ihn zugleich unterrichten, daß, weil das Erdichtete moralisch und schön ist, das Wirkliche, worauf es sich gründet, noch viel schöner und moralischer seyn müsse: was kann unschuldiger seyn, als das Unternehmen des Dichters? Kann man die Bemühung, durch gründliche Beweise sich von der Wahrheit der Religion zu überzeugen, die **Andacht der Vernunft** nennen: so kann auch theils die Erfindung frommer und dabey vernünftiger Erdichtungen, theils das Vergnügen darüber die **Andacht der Einbildungskraft** heißen. Wenn, wie **Leibnitz** sagt, so gar ein jeder Irrthum eine halbe Wahrheit ist, vernünftige Erdichtungen aber mit keinem Rechte für Irrthümer erklärt werden können: so sieht man leicht, daß die Wahrheit dadurch nicht in die Gefahr gesetzt werde, mit dem, was unwahr ist, verwechselt zu werden. Einen solchen Einwurf

machen, das ist eben so viel, als die Tragödie aus dem Grunde verwerfen, daß das Daseyn eines Julius Cäsars, eines Brutus, eines Catilina zweifelhaft und ungewiß werden möchte, weil sie in der Tragödie in Versen reden, worinnen sie doch nie geredet haben.

Wenn der Dichter einen Abdiel Abbadona bildet; einen gefallnen Geist, welcher sich vom Strome der Verführung fortreissen lassen, sich wider die Gottheit zu empören, welcher aber die Größe seines Lasters empfindet, und dasselbe bereuet: was thut er anders, als daß er einen wirklichen Teufel denkt, dem er mit seiner Einbildungskraft einige Grade seiner freywilligen Bosheit nimmt? Wenn er durch diese Erdichtung unsre Gemüther gegen diesen unglückseligen Geist mitleidig macht; zeigt er nicht aus dem Mitleiden, welches wir darum nur empfinden, weil ihm einige Grade einer freywilligen Bosheit fehlen, daß Geister, die um so viel Grade boshafter sind, als er, gar kein Erbarmen verdienen, da nicht einmal Menschen gegen dieses Geschöpf der Einbildungskraft Mitleiden empfinden würden, wofern ihm nicht so viel Grade der Bosheit mangelten? Zeigt er nicht dadurch, daß Geister, welche nach den Zeugnissen der Schrift nicht einmal so viel Gutes besitzen, daß sie vernünftige Geschöpfe zum Mitleiden bewegen können, wo man sich die Größe ihrer Bosheit gehörig vorstellt, die ewigen Strafen verdienen, zu denen sie verurtheilet sind? Also wird der Wahrheit, daß die Strafen der gefallnen Engel ewig seyn werden, dieser Wahrheit, an welcher

die Freydenker so gern zweifeln, durch die Erdichtung eines **Abdiels Abbadona** ein wirklicher Dienst geleistet. Eben diese Wirkung muß die Abbildung der Charaktere **Satans** und **Adramelechs** haben, welche alle Erbarmungen gegen sich möglich machen.

Diese Anmerkungen, welche, wie mich dünkt, unstreitig darthun, daß vernünftige Erdichtungen in Schriften und besonders Gedichten von der Religion theils wegen des Vergnügens, womit sie die Seele füllen, theils wegen des Nutzens, den sie mit sich führen, **erlaubt** und sogar **löblich** sind, leiten natürlich zu der Anmerkung, daß sie zuweilen **nöthig** seyn können.

Es ist eine unstreitige Wahrheit, daß Gott in der Offenbarung weder allezeit die Art und Weise seiner Handlungen noch alle Umstände der geoffenbarten und für die Wohlfahrt der Menschen so wichtigen Begebenheiten, bekannt gemacht hat; Umstände, die uns, wenn wir sie wüßten, die Hoheit, die Würde, die Schönheit und den weitläuftigen Einfluß seiner Religion in die Vollkommenheit der Welt noch begreiflicher machen würden. Er hat dieses gethan, weil er uns nur das Nöthige offenbaren wollte. Wenn nun Feinde der Religion aufstehn, und ihren kleinen Antheil von Verstande anwenden, diesen Mangel einer nähern Offenbarung dessen, was an sich groß und herrlich ist, für uns aber entbehrlich war, zu feindseligen Angriffen wider die Religion zu misbrauchen; wenn sie eben daher Anlaß zu Erdichtungen nehmen, welche die Wahrheit, die Hoheit und Würde

de dessen, was offenbart ist, verdächtig machen, unterdrücken, oder zum wenigsten verdunkeln sollen: soll es da einem Verehrer der Religion unerlaubt seyn, unanständige und unvernünftige Erdichtungen, so die Absicht haben, die Offenbarung und ihre Lehren zu schänden, durch vernünftige Erdichtungen, die seine Ehrfurcht gegen die Gottheit beweisen, zu widerlegen, und zu entkräften? Wenn wir uns aus dem Besitze dieses Rechts begeben, und ihre Erdichtungen großmüthig verachten wollten, weil die Wahrheit Wahrheit bleibt, ob sie gleich nicht in ihrem ganzen Umfange aufgeklärt worden ist: was für Triumphlieder würden die Ungläubigen, welche so oft die ungereimtesten Spötterenen über die Religion für unumstößliche Einwürfe gegen sie rühmen, über dieses Stillschweigen anstimmen?

Dieses Rechtes, vernünftige Erdichtungen, welche die Ehre der Religion retten sollen, feindseligen Erdichtungen entgegen zu setzen, dürfen sich die Gottesgelehrten um so viel weniger begeben, je weniger die Feinde der Offenbarung auf die unumstößlichen Beweise achten, auf welchen die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller gegründet ist. Die Schöpfung der Welt und die Sündflut sind Begebenheiten, welche vielleicht einigen philosophischen Zweifeln ausgesetzt sind, weil es Gott nicht gefallen hat, uns alle Umstände und Ursachen derselben genau und ausführlich genug zu entdecken. Die Spötter nehmen daher Gelegenheit, diese Begebenheiten, wie sie Moses beschreibt, für unmöglich zu erklären. Ein Whiston kömmt und zeigt

ihre Möglichkeiten aus einigen philosophischen Hypothesen. Er dichtet also; denn er kann keine demonstrativischen Beweise geben, daß die Schöpfung der Welt und die Sündflut eben so erfolgt sey, wie er sie erklärt. Wer kann aber dem **Whiston** Vorwürfe über diese Erdichtungen machen, wofern er seine Hypothesen nicht für unfehlbare Wahrheiten ausgiebt, und behauptet, daß es mit der Schöpfung der Welt eben so und nicht anders zugegangen sey? **Der Verfasser des bescheidnen Gutachtens wider die christlichen Epopeen**, hat diese **whistonischen** Erdichtungen nicht allein erhoben, sondern auch seiner Einleitung in die Weltweisheit ein Ansehen damit geben wollen. Warum hat er nicht dem **Whiston** zugerufen: **Gewiß, wenn es der ewigen Weisheit Gottes gefallen hätte, uns mehr Nachrichten von diesen alten Zeiten zu geben: so würde er uns nicht auf diese philosophischen Rabbinen haben warten lassen.** Warum hat er ihm nicht gesagt, daß er die Bibel mit Träumen ausfüllte, und die Wahrheit mit Lügen verbrämte? Sind die Schöpfung der Welt und die Sündflut nicht eben so wohl geoffenbarte Begebenheiten, als die Erlösung des menschlichen Geschlechtes?

Ein Woolston leugnet die Auferstehung des Erlösers aus dem Grunde, daß er sich seinen Feinden nicht lebendig gezeiget habe, und nimmt wider alle Gründe, welche das Gegentheil beweisen, an, daß alle seine Feinde bekehrt worden seyn würden, wenn er ihnen als ein Ueberwinder des Todes erschienen wäre. Er glaubt durch diese Erdichtung

berech-

berechtiget zu seyn, den Erlöser zu lästern, und alle seine Bekenner theils für Betrüger, theils für Wahnwitzige zu erklären. Soll es nun einem Freunde der Wahrheit unerlaubt seyn, ein unsinniges Gedicht zu widerlegen, und zu erweisen, daß auch nicht einmal der Schein eines Grundes zu der Muthmaßung vorhanden sey, daß entweder die Bekehrung der Feinde des Erlösers gewirket worden seyn, oder sonst die Religion wichtige Votheile erlangt haben würde, wofern er sich Ihnen lebendig gezeigt hätte? Soll es unerlaubt seyn, das mit Gewißheit muthmaßliche Bezeigen der wider den Erlöser so sehr aufgewiegelten Juden bey seiner wirklichen Erscheinung anzugeben und ins Licht zu setzen? Wenn dieses nicht für unerlaubt erklärt werden kann: so muß der Dichter das Recht haben, anzunehmen, die Auferstehung des Erlösers sey seinen Feinden entweder von ihm selbst oder von einem Engel so offenbart worden, daß sie nicht daran zweifeln können, damit er ihr Bezeigen, das sie beobachtet haben würden, wenn er sich ihnen **wirklich** als ein Herr über den Tod bezeiget hätte, mit desto lebendigern Farben abbilden, und die Thorheit eines solchen woolstonischen Einwurfs desto fühlbarer machen könne.

Man sieht hieraus, daß zuweilen vernünftige und auf wirkliche Wahrheiten gegründete Erdichtungen sogar die Stelle gründlicher Beweise vertreten können. Unter diese Art der Erdichtungen kann man die **klopstockische** Beschreibung dessen, was in der letzten Versammlung der Hohenpriester wider den Meßias aller Wahrscheinlichkeit nach vorgefallen

len ist, zählen? Einem Menschen, der noch nicht gehörig erwogen hat, wie weit die Verderbnisse des Willens verführen können, möchte es vielleicht unbegreiflich vorkommen, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten mit einer so heftigen Wut den Tod des größten Menschenfreundes und Wohlthäters der Jüden verlangen können. Der Dichter setzt also nach den Zeugnissen der Offenbarung voraus, daß der Charakter des Caiphas Herrschsucht und eine niederträchtige Staatskunst gewesen sey; er nimmt nach eben diesen Zeugnissen an, daß andre Juden aus Vorurtheilen und einem übelverstandnen Eifer für das väterliche Gesetz nach dem Blute des Erlösers gedürstet hätten. Er zeigt, daß aus diesen beyden Charakteren der Entschluß des hohen Raths zu Jerusalem, Christum zu tödten, nothwendig folge. Er zeigt weiter, daß, wenn auch unter Personen von diesen Charakteren jemand sich des Erlösers angenommen hätte, ihr feindseliger Entschluß darum nicht würde verhindert worden seyn. Der Dichter läßt den Caiphas nach seinem Charakter reden; er erdichtet einen Philo, welchem er die Gesinnungen eines ausschweifenden Eifers beylegt, weil es wirklich so unverständige Eiferer unter den Jüden gegeben hat; er läßt einen Gamaliel als einen Mann reden, der die Hinrichtung des Meßias aus vernünftigen Gründen widerräth, weil er aus solchen Gründen nachher die Verfolgung seiner Jünger widerrathen hat; Nicodemus aber muß als ein Jünger Christi sprechen, der sich nach dem Zeugnisse der Offenbarung desselben schon einmal angenommen hatte und überzeugt war, daß er der Meßias

sias wäre; alles dieses in der Absicht, zu zeigen, daß die Wut der Hohenpriester demjenigen, der nachdenken will, sehr begreiflich seyn müße. Es ist wahr, die Reden, die Caiphas, Philo, Gamaliel und Nicodemus halten, stehen in keinem Evangelisten; es sind Erdichtungen. Aber sind es nicht die wahrscheinlichsten und vernünftigsten Erdichtungen? Und wie viel fehlt ihnen denn, daß sie nicht die Wahrheit selbst sind?

Ist es wohl zu begreifen, daß einem Kunstrichter, der sich mehr als einmal in seinen Schriften gerühmt hat, die Barbarey aus Deutschland vertrieben und den Geschmack der schönen Wissenschaften wieder hergestellt zu haben, dieses alles unbekannt seyn könne? Vielleicht ließe sich dieses kritische Phänomenon ohne die Hülfe der Erdichtung erklären. Doch wir wollen lieber aus allen vorhergehenden Anmerkungen dasjenige zusammen ziehen, was den Gebrauch vernünftiger Erdichtungen in dogmatischen Schriften von der Religion, vornehmlich aber in geistlichen Gedichten, erlaubt und ruhmwürdig macht. Die Vernunft sowohl als der Geschmack schreiben dem Gebrauche derselben vornehmlich vier Gesetze zu einer treuen Beobachtung vor.

Sowohl der Gottesgelehrte als der Dichter darf seine Erdichtung, es mögen nun entweder Heischesätze, deren wirkliche Wahrheiten nicht erwiesen werden kann, oder erdichtete und bloß mögliche Begebenheiten seyn, für weiter nichts ausgeben, als was sie sind, und der Welt nicht als wirklich geoffen-

offenbarte Wahrheiten und Begebenheiten aufbürden.

Die Erdichtungen in Lehrschriften oder Gedichten über die Religion dürfen in das Lehrgebäude derselben weder Irrthümer einführen, noch darinnen befestigen.

Sie müssen wirklichen Wahrheiten und wirklich geoffenbarten Begebenheiten nicht allein nicht widersprechen, sondern sich entweder auf geoffenbarte Lehren, oder auf geoffenbarte Begebenheiten gründen.

Sie müssen endlich theils das Vergnügen über die geoffenbarte Religion erhöhen, theils ihre Wahrheit, ihre Hoheit und Würde, ihre Schönheit, ihren moralischen Nutzen, und ihren Einfluß in die Vollkommenheit der Welt begreiflich machen, und also zeigen, weil sich die Möglichkeit aller dieser Eigenschaften an ihr denken lasse, dasjenige, was entweder wirklich offenbart ist, oder künftig noch offenbart werden wird, um so viel gewisser diese Eigenschaften besitze, und noch weit schöner, erhabner, moralischer und beglückender sey, als die Erdichtung.

Der Verfasser des Messias erklärt sich gleich im Anfange seines Gedichtes, daß dasjenige, was von den letzten großen Handlungen des Erlösers auf der Erde noch hätte geoffenbaret werden können, der Gottheit allein bekannt sey; daß er also dasjenige, was er hinzudenken werde, für keine neue Offenbarung, sondern für bloße Erdichtungen gehalten wissen wolle, welche sich auf die geoffenbar-

fenbarten Wahrheiten und Begebenheiten der Schrift gründen sollen:

Aber o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennt,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkeler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete,
Führe sie mir als deine Nachahmerinn voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.

Die beyden ersten Zeilen sagen offenbar, daß er seine Erdichtungen bloß für Erdichtung ausgebe; die beyden letzten aber enthalten eine Anzeige, wie sein Gedicht beschaffen, und was der Endzweck derselben seyn soll. Die Leser und Beurtheiler desselben haben also bloß zu untersuchen, ob der Dichter seine Zusage in Ansehung der Beschaffenheit und des Endzweckes seiner Erdichtungen erfüllt.

Wenn also theils das klopstockische Gedicht, theils alle andre geistlichen Erdichtungen, die oben angegebnen Regeln beobachten: so haben sie den Vorwurf nicht zu befürchten, daß sie die Bibel mit Träumen ausfüllen, oder die **Wahrheit mit Lügen verbrämen.** Dieser Vorwurf trifft allein die **Bücher Adams und Seths,** die **Prophezeyungen Henochs und des Noah,** das **Evangelium Nicodemi, Josephs und Maria,** das **Evangelium von der Kindheit Christi,** die **sybillinischen Bücher,** die **fabelhaften Erzählungen von dem Leben der Altväter und der Heiligen,** den **Talmud** und unter den Dichtern das **befreyte Jerusalem des Tasso,** den

Clo-

Clovis des Desmarets, und andre solche ausschweifende Werke des Betrugs und der Einbildungskraft. Dieser Vorwurf trifft sie nicht aus dem Grunde, daß sie Erdichtungen sind, von denen sich einige nicht allein auf keine Wahrheit gründeten, sondern sich auch an die Stelle der Wahrheit setzen, und dem Irrthume einen freyen Eingang in die Religion öffnen sollten, andre aber ohne Wahl und ohne edle moralische Absichten eben sowohl auf falsche Meynungen, als auf die Wahrheit gebauet waren; nicht, weil der Dichter der Wahrheit schaden, sondern bloß weil er dichten wollte. Die Betrüger, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten dem Adam, Seth, Noah, Abraham, Nicodemus, Joseph und andern in der Schrift aufgeführten heiligen Männer Bücher andichteten, wie auch die sogenannten Legendenschreiber, wollten gar nicht das Ansehen haben, daß sie Erdichtungen vortrügen. Jene wollten ihre erdichteten Schriften für göttliche Bücher, diese aber ihre Erzählungen für wahrhafte Erzählungen gehalten wissen. Daher kam der Schade, den sie stifteten. Hätten sie ihren Lesern gesagt: wir dichten: so würden diese auf ihrer Hut gewesen seyn, und die Beschaffenheit ihrer Erdichtungen sorgfältiger untersucht haben. Baillers Zorn gegen diese Betrüger ist also so gerecht, als das Urtheil des Boileau über die ausschweifende Erdichtung eines Tasso, eines Desmarets und andrer solcher Poeten. Tasso glaubte, daß die Gottheit Wunder thun könnte; aber er beredte sich auch, daß Hexenmeister diese Gewalt besäßen. Darauf gründeten sich seine meisten

sten Erdichtungen. Ueberdieß machte er die Gottheit zur wirklichen Ursache der Kreuzzüge, die niemals würden vorgenommen worden seyn, wenn nicht die ganze Erde von der Gewalt des Aberglaubens bezaubert gewesen wäre. Alle Hindernisse derselben schrieb er der Misgunst der Hölle zu. Das heißt nach dem Systeme der wahren Religion alles umkehren. Denn wenn ja eine höhere Macht die Kreuzzüge befahl und begünstigte: so war es gewiß nicht die Gottheit, sondern die Macht der Hölle. Ueber solche Erdichtungen konnte Boileau ausrufen:

> Et quel object enfin à presenter aux yeux
> Que le Diable toûjours heurlant contre les Cieux
> Qui dè *vôtres Heros* veut rabaisser la gloire
> Et souvent avec Dieu balance la victoire?

Tasso und Desmarets verdienten allerdings die Erinnerung:

> Fabuleux Chretiens n'allons point dans nos songes
> Du Dieu de verité faire un Dieu des mensonges;

weil sie dichteten, daß sich ihre Helden, ihr Gottfried und Clovis, einer ganz außerordentlichen und wundervollen Führung der Gottheit zu erfreuen gehabt hätten, da solches doch wegen des innerlichen ganz unmoralischen Characters ihrer Unternehmungen unmöglich war. Es ist etwas anders, die Religion eben sowohl, als die gemeinen Irrthümer seines Jahrhundertes, gebrauchen, um sehr menschlichen Helden Ehre damit zu machen, und etwas anders ist es, gewisse Erdichtungen, oder

wahrscheinliche Möglichkeiten, auf wirkliche Wahrheiten und Begebenheiten gründen, in der Absicht, die Ehre der Religion dadurch auszubreiten. Hätte es wohl einem Menschen auch nur im Traume einfallen sollen, daß der Gottfried des Tasso und der Clovis des Desmarets geistliche Epopeen wären, wie Miltons verlohrnes Paradies, und der Meßias? Gleichwohl ist es einem Kunstrichter eingefallen.

Aber Addison hat in seinen Beurtheilungen des miltonischen Gedichts über das verlohrne Paradies die Frage nicht entschieden, ob man geistliche Epopeen machen dürfe? Darum hat er sich nicht gewagt, diese Frage zu beantworten, und weil er sie nicht beantwortet hat: so ist es unerlaubt, Erdichtungen in christlichen Gedichten anzubringen. Was für Schlüsse für einen Philosophen! Gleichwohl sind nicht einmal die Vordersätze dieser Schlußfolge gegründet. Addison zweifelte nicht im geringsten an dem Rechte der Poeten zu geistlichen Erdichtungen. Seine Lobsprüche des miltonischen Gedichts gründen sich größtentheils darauf, daß sie erlaubt sind. Er hatte nicht nöthig, eine solche Frage zu beantworten, die so lange schon zum Vortheile der Dichter beantwortet war. Doch auch er, dieser große Dichter, Sittenlehrer und Kunstrichter, hat die Gründe zur Rechtfertigung der geistlichen Erdichtungen in seinen unschätzbaren Betrachtungen über die Vergnügung der Einbildungskraft angegeben *.

Alle

* Diese Betrachtungen findet man im sechsten Theile des Zuschauers.

Alle vernünftigen Kunstrichter haben den Sannazar wegen seiner geistlichen Gedichte getadelt, nicht weil er dichtete, sondern weil er das Heilige und das Unheilige, das Christenthum und das Heidenthum in ein Gedicht vereinigte, welches die Geheimnisse der Menschwerdung des Erlösers besang. Rollin, der so fähig war, die große Welt eben sowohl als seine Schule zu den schönen Wissenschaften anzuführen, verurtheilt ihn mit Rechte deswegen; aber er will nicht, wie er sich ausdrückt, bey den Verbannungen heidnischer Gottheiten dem Dichter dasjenige untersagen, was sie die Fabel oder die Einrichtung des Gedichtes nennen. Dadurch wird sich ein Dichter allezeit von einem Geschichtschreiber unterscheiden. Die Geschichte ist ein Gut, das ihnen beyden gemein ist. Der Dichter aber eignet sich dasselbe zu, und wird durch die Anordnung und Zusammensetzung dessen, was er aus der Geschichte nimmt, ein Dichter. Er behält das **Wesentliche** der Begebenheiten; aber er setzt neue Umstände hinzu, wenn er nur immer bey einer genauen **Wahrscheinlichkeit** bleibt, die der Dichtkunst dasjenige ist, was in der Malerey das **andre Wahre** heißt, dessen Gebrauch darinnen besteht, in einer jeden Sache dasjenige zu ersetzen, was sie nicht hat, aber haben könnte, die **Natur** auch bey einigen Gegenständen angebracht hat, und also dasjenige zusammen zu bringen, was sie fast immer vertheilt. Der Dichter hat demnach die Freyheit, sich derer Zufälle und Umstände wohl zu bedienen, die den Character der

Hauptperson und Nebenpersonen erheben. Das sind Schönheiten für alle Zeiten und alle Religionen. Die epische Poesie setzt sich, wie alle andre Gattungen der Dichtkunst, vor, zu unterrichten und zu gefallen. Zu diesem Ziele kömmt man nicht durch ungereimte Erfindungen und kindische Erdichtungen. Es geschieht, wenn sich der Dichter gleich anfangs einen sinnreichen und großen Entwurf von der ganzen Handlung mit ihren Erfolgen macht, die er besingen will; wenn er seinen Leser in der Mitte oder fast am Ende hinein führt, und ihn glauben läßt, er habe nur noch einen Schritt bis zum Beschlusse der ganzen Handlung; wenn er darauf ihm unzähliche Hindernisse zeigt, welche solchen zurück halten, und das Verlangen des Lesers anfeuern; wenn er ihm weiter die vorhergegangnen Begebenheiten durch anständige Erzählung zurück rufet, und endlich den Ausgang mit solchen Verbindungen und Zubereitungen herbey bringt, welche die Neugier erwecken, ihn für die Hauptperson immer einnehmen, in einer angenehmen Unruh erhalten, und so nach und nach bis zur Auflösung führen. Ein Heldengedichte, das so gearbeitet ist, muß gewiß gefallen. Vielleicht wird eine richtig angeführte Stelle eines Rollins, der in seiner Sphäre so groß als Boileau, und größer, als Baillet, ist, den Misbrauch einiger unschuldigen Stellen dieser beyden Gelehrten unschädlicher machen *.

Doch

* Rollins Anweisung zu Erlernung der freyen Künste im 2 Theile im Cap.. von der Dichtkunst.

Doch vielleicht kann der Dichter mit seiner Schreibart verführen? Er erzählt ja das Erdichtete mit eben dem Affecte, als das Wirkliche? Zum wenigsten können die Einfältigen, welche mit den Geheimnissen der Dichtkunst nicht bekannt sind, darunter leiden. Ich will nicht sagen, daß ein Milton für keine Knaben, sondern für Leser arbeite, die von der Religion mehr, als ihren Catechismus, wissen. Wenn er darum nicht dichten sollte, weil Einfältige sich an seiner Schreibart stoßen möchten: so möchten die großen Geister unter den Meßkünstler die Algebra nur abschaffen, weil der gemeine Haufe ihre Schriften, wenn sie ihm in die Hände fallen sollte, für Zaubercharactere halten möchte. Doch man hat so viel nicht von den Einfältigen zu besorgen. Sie sind oft klüger, als Aristarche.

Ein Kunstrichter übernimmt ein Amt, das für seine Ehre sehr gefährlich wird, wenn er nicht alle Pflichten desselben mit einer anständigen Treue erfüllet. Die Homeromastiges und Asinii Polliones sind immer sehr unglücklich gewesen. Es ist weder Neid noch Niederträchtigkeit, wenn man mit der Beobachtung des erforderlichen Wohlstandes die Fehler der Gelehrten aufdeckt, in der Absicht, dem guten Geschmacke zu dienen. Aber was wird man von dem Character eines Kunstrichters urtheilen, der sich der Bescheidenheit rühmt, und doch von geistlichen Gedichten in der gemeinsten und niederträchtigsten Sprache redet, um sie verächtlich zu machen; der keinen Dichter ins besondre angreifen will, und denjenigen doch, wider den seine Urtheile gerichtet sind, fast auf allen Seiten

anzieht; der das Publicum zu bereden suchet, daß in den Arbeiten eines Dichters, der seine Poesie dem erhabensten Gegenstande der Religion heiliget, und darinn durchgängig die tiefste Ehrfurcht gegen das Christenthum und eine edle Liebe gegen die Tugend zeiget, die giftige und auf den Umsturz des Christenthums und aller gesunden Moral abzielende Schwärmerey der herrenhutischen Secte, und die sinnlose Enthusiasterey eines **Böhmens** und **Pordätschens** versteckt sey, ohne dieses Vorgeben auch nur mit einem Scheine des Beweises auszuschmücken; der sich nicht zu sagen scheuet, daß kein Gelehrter von einigem Namen und Ansehen ein Gedicht, das dem Geschmacke Ehre macht, und die Erlösung der Welt besinget, habe erträglich finden können, ob er gleich wissen muß, daß es selbst unter den Gottesgelehrten, unter welchen doch die Lobredner der Poeten so gewöhnlich nicht sind, ein **Baumgarten** und ein **Sack** ihres Beyfalls gewürdiget haben, andre Gelehrte zu geschweigen, die in ihren Sphären eben so ruhmwürdig sind; welcher alle die, so dieses Gedicht öffentlich gepriesen haben, ohne Beweis für gedungne Lobredner erklärt; welcher eines Miltons über seine Blindheit spotten kann: was muß über den Character eines solchen Kunstrichters geurtheilet werden? Wenn ein **Collins** Schriftstellen zu unanständigen Spöttereyen misbraucht: so wundert sich darüber niemand, denn man weiß, daß er ein Freygeist ist. Aber wenn ein Kunstrichter, welcher vorgiebt, daß er bloß aus Ehrfurcht und Eifer für die Religion seine Gedanken von geistlichen Epopeen sagt, welcher wissen muß, welche einen

nen Unwillen alle Rechtschaffne gegen die kleinen Chronikenschreiber bezeugt haben, die vor einigen Jahren die Sprache der Offenbarung zur Erzählung der neuern Kriege misbrauchten, wenn ein solcher eine der erhabensten Stellen der Schrift zu Spöttereyen über die Panegyristen eines christlichen Dichters anwenden und sagen kann: Ein loser Freund stellet sich hier den entzückten Zürcher in der Münsterkirche daselbst stehend mit aufgehabnen Händen, wie den alten Simeon im Tempel zu Jerusalem, vor, und hört ihn freudig ausrufen: **Herr, nun lässest du deinen Diener in Friede fahren; denn meine Augen haben den Messias gesehen, welchen Klopstock bereitet hat, zu erleuchten die Schweizer, und zum Preise des Volks zu Zürich.**

Mit welchen Augen soll man einen solchen ansehen? Wird einen, der vornehmlich bey Gelehrten Bescheidenheit, Wohlstand, Unpartheylichkeit, Rechtschaffenheit und Ehrfurcht nicht allein gegen die Wahrheit, sondern auch gegen die Schreibart der Offenbarung fodert, wird der sich nicht bereden, daß ein solcher Character eine Erdichtung, und zwar eine ganz unwahrscheinliche Erdichtung sey, weil er so viele und so unedle Widersprüche darinnen bemerkt? Sollte er glauben können, daß ein solcher Character wirklich existiret?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die
Schicksale der Religion.

Verbergt euch, Sünder! Meine Brüder,
Euch, Christen, sing ich meine Lieder,
Neigt euer heilig Ohr zu mir!
Hört alte lehrende Geschichten!
Sie sind von Gott. Ich will nicht dichten.
Die Wahrheit bleibet für und für!
Lehrt eure Nachwelt Gottes Lehren.
Einst soll der Erdkreis untergehn.
Gott will der Himmel Bau zerstören,
Und seine Wahrheit soll bestehn.

Daß selbst der Herr zu uns gekommen,
Hat mein gelehrig Ohr vernommen,
Er, Gott! zu einer Sünderart!
Propheten habens mich gelehret,
Auch ihr, ob sie ihn gleich nicht ehret,
Hab er sich herrlich offenbart.
Sie könnt ihn finden, wenn sie wollte.
Er hat ihr selbst ihr Heil gezeigt.
Daß die Gefallne leben sollte,
Hat Gottes Himmel sich geneigt.

Daß

Daß Jacob richtig wandeln möchte,
Ertheilt er selbst ihm seine Rechte.
Noch hat ihm Jacob widerstrebt.
Der Geist, den Gottes Geist gehauchet,
Vergißt, daß Sinai gerauchet,
Und unter seiner Stimm erbebt.
Du sollst den Ruhm des Herrn vergrößern,
Und machst dich Götzen unterthan.
Unfolgsam Volk, wer soll dich bessern,
Wenn Gott dich selbst nicht bessern kann?

Er wählte dich zu seinem Volke.
Dein Dank glich einer Morgenwolke,
Die vor dem Tage noch zerfleußt.
Er gab Propheten, Sänger, Lehrer.
Du hörst sie nicht, wie dem Beschwörer
Gereizter Nattern Ohr sich schleußt.
Er schlug; du batst, und er gab Friede.
Du aber trotzest sein Gericht.
Nie wird er des Erbarmens müde,
Und dennoch liebest du ihn nicht.

Da warf euch Gott aus eurem Lande.
Euch fesselten Assyrerbande.
Da fühltet ihr, daß Gott Gott sey!
Der Herr belohnt euch eure Reue.
Stets bleibt er Gott und seine Treue
Unwandelbar und ewig neu.
Ihr bebtet nun vor seinen Wettern
Und ehrtet nicht mehr Holz und Stein
Und machtet Satzungen zu Göttern,
Und Träume sollten Wahrheit seyn.

Die Völker aber fröhnten Götzen.
Geschöpfe fielen ohn Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.
Sie hörten Gott im Donner schelten.
Er sprach aus seinem Bau der Welten.
Der Ewige sprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! Und die Blöden
Vernahmen seine Stimm: Ich bin!
Und hieltens vor Insectenreden
Und fielen vor Insecten hin.

Und meynten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten,
Und bald ward auch das Laster Gott.
Da dünkten einige sich klüger,
Und lachten dieser Selbstbetrüger,
Und ein Thor ward des andern Spott.
Allein, Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weisre nicht.
Blind ist der Pöbel, blind sein Spötter,
Der tappt, und der verfehlt dein Licht.

Du hast; Herr, du allein bist weise!
Im Weltbau alles dir zum Preise,
Nach Zahl, Gewicht und Maaß gestellt.
Der aber träumt im wüsten Raume
Formlose Stäubchen, und im Traume
Schwärmt er aus ihnen deine Welt.
Der träumet dich von ihr durchdrungen,
Träumt Mensch und Wurm in dich hinein.
Du Thor, sie sind durch Gott entsprungen,
Doch Gott kann das Geschöpf nicht seyn.

So taumelt jeder eitle Kluge
Aus einem kindischen Betruge
Herauf in eine neue Nacht.
Die klügsten Spötter dieser Lehren,
Auch die, die fragten, ob sie wären,
Und dachten nach, ob sie gedacht.
So schwärmten aller Weisen Secten;
Ein tausendköpfiges Geschlecht!
Des Stolzes Nebel überdeckten
Ihm seinen Schöpfer und sein Recht.

Unhörbar sind ihm seine Stimmen.
Aus ihrer Labyrinthe Krümmen
Zieht sich kein Weg zu ihm hinauf.
Da sprach Gott: Ich muß mich erheben,
Und ihnen einen Lehrer geben,
Licht meiner Weisheit, geh nun auf!
Der Sohn, ein Lehrer, ein Versöhner,
Gieng aus des Vaters Schoos heraus.
Schnell ward die Welt vor ihm her schöner;
Denn Gottes Glanz floß auf sie aus.

Heil träufelte von seinem Munde,
Und Tugend, und der Ruf zum Bunde
An ein abtrünniges Geschlecht.
Unwissende, Verführte, Müde,
Lehrt er Erledigung und Friede,
Lehrt alle den Weg Gottes recht.
Er schont euch nicht, getünchte Heuchler,
Euch, natternähnliches Gezücht,
Entlarvt der Hölle treuste Schmeichler
Und blößt ihr scheußliches Gesicht.

Das

Das irre Volk vernahm die Lehre,
Empfand, daß sie vom Himmel wäre,
Und lernte von ihm heilig seyn.
So saugen die zerlechzten Auen
Den Seegen, den die Nächte thauen,
Und langerseufzte Regen ein.
Die müde Saat erhebt sich wieder,
Fühlt einen neuen Geist und blüht;
Der Landmann danket und jauchzt Lieder,
Daß er sein Feld getröstet sieht.

Die Hölle rüstet sich zum Kriege!
Was tobt sie? Zum gewissen Siege
Stirbt er und endet seinen Lauf.
Zu früh jauchzt seines Namens Schänder.
Tod des Messias! Heil! Vollender!
Du baust ihm den Triumphthron auf!
Nun sendet er durch seine Jünger
Der Welt den Geist der Wahrheit zu.
Herr! Creaturenwiederbringer!
Messias! Gott! wer ist, wie du?

Des Kreuzes Predigt triumphiret.
Der Griechen Weisheit rebelliret,
Verzaget und steht jämmerlich.
Die Nacht fängt an, sich zu zertheilen,
Der Götter Lügenpriester heulen.
Heult laut! Die Götter ängsten sich
Seyd Männer! Wollt ihr euch nicht rüsten?
Würgt, zündet Scheiterhaufen an!
Vertilgt, vertilgt die Handvoll Christen
Die eure Götter trotzen kann.

Die

Die Handvoll! die ein Gott nur schützet!
Ihr habt so viele! Warum blitzet
Itzt Zevs nicht, da er donnern soll?
Er schläft wohl! Geht, weckt eure Rächer!
Gebt ihm den Donner, und den Köcher
Voll Todespfeile dem Apoll!
Damit der Sieg gewisser werde,
Ruft auch der Völker Henker an,
Und macht zu Göttern für die Erde
Den Nero und Domitian.

Der Erdkreis tobt. Der Herr des Himmels
Lacht des ohnmächtigen Getümmels.
Die Götzen sind zusammen nichts.
Der Herr ist Gott! Der Herr, sonst keiner!
Die Erde sieht: Er sey nur einer,
Erhellt vom Glanze seines Lichts.
Und niemand fragt mehr wild und spöttisch:
Wer ist der Herr, und wer sein Christ?
Die Welt, so lange Zeit abgöttisch,
Erstaunet, daß sie gläubig ist.

Die Welt sey stets dein Wohlgefallen!
Es ehr! es ehre, Gott, von allen
Ein ewig Hallelujah dich!
Lob sey dem Höchsten! Lob dem Sohne!
Dem Sieger! Gott! Vor seinem Throne
Beug Himmel, Erd und Tiefe sich!
Der Ocean braust; deinem Schelten
Gehorcht das Weltmeer. Gott, du stillst
Der Meere Brausen und der Welten
Ohnmächtig Brausen, wie du willst.

Wo

Wo sind die Henker? Wo die Weisen?
Sie sind nicht! Gott, dich muß man preisen,
Der du uns deine Wahrheit giebst!
Doch wem, wem giebst du deine Rechte?
Dem wankelmüthigsten Geschlechte!
Das ist es, das so sehr du liebst?
Kaum aus der Nacht hervorgezogen,
Verachtete die Welt ihr Glück,
Und hielt, gleich einem losen Bogen,
Und fiel in ihre Nacht zurück.

Sie ließ sich deine Wahrheit rauben.
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Greul! für die Vernunft voll Hohn!
Vergeht! Ach! Herr, was für Verwüster
In deinem Weinberg! Was für Priester,
Für Schänder der Religion!
Befahl Gott Inquisitionen
Und seiner eignen Namen Spott?
Bannstralen und Rebellionen
Gebot euch die der Christen Gott?

Als ob sie neue Götter wären,
Befahlen sie den Christen Lehren,
Die kaum der Heide glauben darf.
Rom würgte seines Gottes Zeugen.
Und wußte Könige zu beugen,
Die es erhob und niederwarf.
Indeß bebt die verführte Menge,
Küßt Lumpen und verehrt Gebein.
Flieht, Zeiten, christliche Gesänge
Soll euer Greuel nicht entweihn!

Ja nicht entweihn! Doch sind sie besser,
Die Tage meines Lieds? Noch grösser,
Lautschreyender ist ihre Schuld!
In unsern hellern weisern Zeiten
Sieh, wie viel Rotten dich bestreiten;
Du Gott der Langmuth und Geduld!
Taub dem verdammenden Gewissen,
Schmäht dich der Spötter wilde Zunft,
Kriecht in des Zweifels Finsternissen,
Und schilt die Tugend Unvernunft.

Sie rühmt sich, daß sie Gott nicht diene,
Daß sie nur Leib sey, nur Maschine,
Und aller Schmach und Lüste Raub.
Daß sie ja keine Weisheit rühre,
Setzt sie sich tief, tief unter Thiere
Und wäre gern nichts mehr, als Staub.
Die Seele sagt ihr: Sie sey Seele.
Selbst des Gedankens spottet sie.
Du lehrst die Welt, daß sie dir fehle,
Und stirbst und fühlst sie, **la Mettrie**!

Ach ihm nunmehr empfundne Stunde,
Furchtbare finstre, finstre Stunde,
Du Todesstunde, rausche nicht!
Ich höre deine Schrecken kommen,
Wie ist mein ängstlich Herz beklommen!
Was donnerst du und dein Gericht?
Du sollst ja Fromme kaum betrüben,
Und feindlich donnerst du daher?
Ich liebe Gott! Ich will Gott lieben;
Nur er verdient mein Herz! Nur er!

Ver=

Vergehn, ihr Spötter, nichts seyn wollen,
Das wünschen und doch da seyn sollen . .
Ach hörts! und fühlt die Seele doch!
Die Richterinn, sie wägt euch Spötter;
Die Todesstunde! Sucht den Retter,
Vielleicht erbarmet er sich noch.
Ach! Christen, wenn wir sterben sollen,
Wenn unsers Blutes Lauf sich hemmt,
Wir werden gern noch daseyn wollen,
Wenn sie, die Todesstunde, kömmt.

O Welt! Welt! Welt! vernimm die Stimme,
Daß Gott nicht über dich ergrimme,
Und breche früh dein Tag herein!
Wenn alle Zungen sich erfrechen,
Gott und dem Sohne Hohn zu sprechen,
Dann wird Gericht, Gericht wird seyn!
Ich will mich in die Himmel singen.
Zu Gott hin! zum Erlöser hin!
Ihr sollt mir höhre Harfen bringen,
Ihr Engel, wenn ich selig bin!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Des
Herrn Abtes von Saint-Real Cäsarion an den Herrn von * * *
Oder
Unterredungen über verschiedne Materien, besonders aus der römischen Geschichte.

Aus dem ersten Theile seiner Werke S. 444 f.

Erster Tag.

Daß es schwer sey, in der Welt sein Glück zu machen, wenn man auch Verstand hat.

Nichts ist gewisser, mein Herr! als das, was sie glauben. Kunst und Erziehung allein können keinen Mann von großen Verdiensten machen: aber die Natur allein kann es noch weniger. Und wenn ich wählen sollte: so wollte ich lieber eine vortreffliche Erziehung mit einem mittelmäßigen Naturelle, als das fruchtbarste Naturell von der Welt mit einer gemeinen Erziehung haben. Ich habe ganz besondre Ursachen zu dieser Meynung. Sie wissen, daß ich in meiner Jugend in die besten Hände von der Welt gefallen bin. Ich bedeute wenig; aber ich bin überzeugt, daß es ohne dieses Glück weit schlimmer um mich stehen würde. Las-

sen sie sich nur erzählen, wie ich zu diesem Glücke kam, weil sie es nicht wissen. Ich war in meinem Studiren und in den nöthigen Leibesübungen ziemlich weit gekommen; ich war mit mir zum wenigsten eben so zufrieden, als diejenigen, unter deren Aufsicht ich stand, als zu meinem Glücke einige Personen, die mich und ihren Freund kannten, in meiner Gegenwart den Vorschlag thaten, ihn auf dem Lande zu besuchen, wo er allezeit die schönen Tage des Jahrs zubringt. Sein Name, der mir nicht unbekannt war, erweckte die Begierde in mir, diese Lustreise mit zu thun. Ich weis nicht, was er in meiner Gesichtsbildung fand, das ihn für mich einnahm. Unterdessen that er mir, als sich die Gesellschaft wieder hinweg begab, den Antrag, da zu bleiben, auf eine so verbindliche Art, daß ich eine Unhöflichkeit begangen haben würde, wenn ich ihn nicht angenommen hätte. Nachdem einige Tage unter sehr gewöhnlichen Gesprächen verflossen waren, fieng ich, wie es jungen Leuten sehr natürlich ist, an, der Einsamkeit überdrüßig zu werden, und nach der Stadt zu seufzen. Ich besaß Artigkeit genug, nicht so bald fortzureisen, als ich dazu Lust hatte; aber nicht Bescheidenheit und Mäßigung genug, daß ich meinen Ueberdruß der Einsamkeit nicht hätte verrathen sollen. Cäsarion, welcher solches bemerkte, und mich gern aufgeräumt machen wollte, fieng zu dem Endzwecke an, sich mit mir selbst über mein unaufgeräumtes Wesen zu unterhalten. Glauben sie nicht, daß ich sie darüber tadle, sagte er zu mir, nachdem er mich beynahe zum Geständnisse meiner Verdrießlichkeit gebracht hatte. Das

ist

ist bey Personen von ihren Jahren ganz etwas Natürliches. Wenn man mit denen Eigenschaften gebohren ist, die sie haben, ihr Glück in der Welt damit zu machen: so ist nichts so angenehm, als wenn man sie zeigen und erfahren kann, ob man wirklich so viel werth ist, als man sich von sich selbst einbildet. Ich beklage sie nur, setzte er hinzu, daß sie in die Welt treten, ohne sie zu kennen; und, was noch schlimmer ist, daß sie sich dieselbe ganz anders vorstellen, als sie ist. Ich werde sie kennen lernen, wie andre, antwortete ich, wenn ich darinnen seyn werde. Also glauben sie, versetzte er, daß alle diejenigen, die in der Welt sind, sie kennen? Und, sagte ich, wie könnten sie denn ein ganzes Leben hindurch mit ihr auskommen, wenn sie sie nicht kennten? Wie Blinde, antwortete er, in einem sehr unordentlich gebauten Hause; die Flatterhaftesten auf gut Glück, die Vernünftigsten mit Tappen. Beynahe die ganze Welt kann auf einer von diesen beyden Seiten betrachtet werden. Sehr selten aber wird die Natur der Menschen und ihre Angelegenheiten tief genug erforschet.

Diejenigen, welche noch nachdenken können, haben eine verwirrte Empfindung von demjenigen, was sie nicht deutlich sehen; und weil sie in ihrem Herzen verzweifeln, durch die Finsterniß hindurch zu dringen, die sie umgiebt: so suchen sie bloß behutsam zu seyn. Sie wollen nicht sowohl fortgehen, als vielmehr nirgends anstoßen. Sie versuchen und prüfen alles, was ihnen aufstößt, ehe sie sich auf etwas verlassen; sie meynen, daß sie mit der Zeit und durch Geduld, wenn sie sich nur immer

 mer

mer von einer Seite zur andern wendeten, und sich überall sehen ließen, endlich auf den rechten Weg, oder, wenn ich so reden darf, vor das Glück selbst kommen würden. Man sieht oft große Ehrenstellen von Leuten dieser Art besetzt. Der gemeine Mann nennt sie Leute, die ihren Vortheil verstehen. Unterdessen haben sie ihre Stellen weder der Größe ihrer Seele, noch der Hoheit ihres Verstandes zu danken. Es kömmt vielmehr daher, daß sie sich vor allem gefürchtet, und bey guter Zeit angefangen haben, eben so klein und niedrig zu seyn, als sie groß geworden sind, und also von einem Aeußersten zum andern fortzugehn. Sie hatten keine Mühe, dasjenige zu erreichen, wovon sie selbst empfanden, daß sie es nicht verdienten, und daher aus einer geheimen Scham vielleicht sich nicht einmal wagten, ihre Gedanken darauf zu richten. Dergleichen Geister sind sehr gewöhnlich, besonders in Italien; und eine so behutsame und eingeschränkte Aufführung hat mehr als einem Menschen, der sonst keine andre Gaben besaß, das höchste Glück zuwege gebracht.

Es giebt andre, die, wie ich schon gesagt, die entgegen gesetzte Aufführung beobachten: aber mit einer eben so geringen Kenntniß der Welt. Das sind Menschen, die von Natur kühn sind, und alles ohne Unterschied wagen, fest in ihren Entschlüssen, unermüdet, heftig in allen ihren Unternehmungen, und allezeit ausschweifend in ihrem Betragen; die sich niemals von dem Wege abbringen lassen, den sie einmal betreten, so viele Schwierigkeiten sie auch darauf antreffen mögen; die niemals

ver-

verdrießlich und müde werden, und gerade zu alle Arten von Hindernissen übersteigen wollen. Weil sie ganz unbiegsam sind, und stets ihren Weg unaufgehalten fortgehn wollen: so müssen sie nothwendig viele Gegenstände antreffen, die ihnen nicht ausweichen; sondern sie vielmehr wegstoßen. Da sie sich ohne Vernunft überall aufhalten, dasjenige zu überwinden, dem sie doch nachgeben sollten: so müssen sie sich freylich lange Zeit vergeblich und ohne Nutzen quälen. Und es kann ihnen bloß unter einigen günstigen, aber sehr seltnen Umständen glücken, zu denen sich Heftigkeit und Hitze schicken. Weil diese Umstände bloß von dem Zufalle abhangen: so gelangen sie bisweilen zu guter Zeit dahin, wohin sie wollen; da hingegen Behutsamere sehr viel Zeit brauchen, ehe sie dahin gelangen können. Im Anfange spottet man ihrer, weil alles ungestüme Betragen verächtlich ist, und einen Menschen nichts lächerlicher macht, als wenn er sich ohne den Schein eines glücklichen Erfolgs vergeblich abmattet. Doch mit dem allen gelingt es ihnen zuweilen früher, zuweilen erst später. Das Glück ist ein Frauenzimmer. Es hat seinen Gefallen an einem ungestümen Wesen. Es will erobert seyn.

Ich glaube wohl, versetzte ich, als ich sah, daß Cäsarion zu reden aufgehört hatte, daß alles sehr wahr ist, was sie sagen. Aber sollte es denn nicht mehr, als diese beyden Arten von Menschen in der Welt geben? Und sollten sich unter einem so großen Haufen keine finden, die wirklich ihren Verstand brauchten? Unstreitig, antwortete er. Allein viele werden durch diesen oder jenen Zufall aus der

Laufbahn des Glückes herausgetrieben, ehe sie dieselbe geendiget haben. Andre verlassen sie selbst, nachdem sie durch die Erfahrung eingesehen haben, daß sie sich auf eine solche Laufbahn nicht schicken.

So! sagte ich hierauf. Es hat bald das Ansehen, als wenn sie sagen wollten, daß Leute von Verdiensten sich weniger für die Welt schickten, als die Art von Menschen, die sie nur beschrieben haben. Freylich! Freylich! Und wie ist das möglich? antwortete ich, ganz erstaunt über einer solchen Rede. Ist es nicht in allen Stücken besser, Verstand zu haben, als keinen zu haben? O die Schuld liegt gar daran nicht, daß man Verstand hat, antwortete er sogleich darauf. Nichts verdienet so viel Hochachtung; nichts ist von einem so großen und allgemeinen Nutzen, als der Verstand. Diejenigen, die keinen haben, mögen noch ein so großes Glück machen; glauben sie es nur, sie werden ihr Glück niemals recht kennen, und allezeit unfähig bleiben, es so gebrauchen zu können, wie man es gebrauchen kann. Aber das ist das Unglück, daß diejenigen, die viel Verstand haben, immer einen ganz eignen Widerwillen besitzen, der sie hindert, sich nach den Grundsätzen der Welt zu richten. Sie nehmen wohl so viel vor, daß sie den Weg bezeichnen, den man gehn muß; aber sie verfolgen ihn nicht sehr weit. Kann man eine schönere Anweisung sehn, wie man schmeicheln soll, als wenn man einen Aristippus dem alten Dionysius, eben da er ihn um eine Gnade bittet, die Füße küssen sieht? Das war es alles, was ein Mensch thun konnte, der seinen Vortheil verstand, und sein

Leben

Leben an dem Hofe eines Tyrannen angenehm zu-
bringen wollte. Allein weiter mußte er nicht ge-
hen, und denen, die über seinen Fußkuß erstaun-
ten, zur Antwort geben, daß Dionysius die Oh-
ren an den Füßen hätte. Seine That redete
so deutlich genug, und brauchte keinen Ausleger.
Aber so verlieren die meisten, die viel Verstand ha-
ben, den Nutzen vieler Unternehmungen, die sie sich
viel Ueberwindung kosten ließen, damit sie bey den
Großen ihre Absichten erreichen möchten, bloß durch
die ihnen gewöhnliche Schwachheit, daß sie keinen
Einfall verschweigen können.

Ich will nicht sagen, daß ich diesen für einen
guten Einfall hielte. Ich glaube, daß es der
schlechteste von denjenigen ist, die uns die Zeit von
diesem vortrefflichen Philosophen aufbehalten hat.
Ich halte weit mehr auf die Antwort, die der Phi-
losoph Favorinus denen gab, die ihn tadelten, daß
er dem Kaiser Hadrianus in einer gelehrten Strei-
tigkeit mit ihm ohne Ursache nachgegeben hätte:
**Und er sollte nicht Recht haben, er, der
über 30 Legionen zu befehlen hat?** Unterdes-
sen sehen sie wohl, daß dieser Einfall, so gut er
auch seyn mochte, vom Kaiser sehr übel aufgenom-
men werden mußte, wenn er bis vor ihm kam; oder
daß er zum wenigsten dem Favorinus den verdien-
ten Ruhm, sich gemäßiget zu haben, wieder ent-
zog.

So bloß geben sich auch die Klügsten, wenn
sie schwach genug sind, eitel zu seyn, und eine klei-
nere Ehre einer größern nicht aufzuopfern gelernt
haben. **Philoxens** unvorsichtige Freymüthigkeit

scheinet mir weit mehr zu entschuldigen zu seyn. Sie wissen, daß eben dieser Dionysius, von dem ich schon geredet habe, ihn zur Arbeit in den Erzgruben verdammet hatte, weil er die Verse dieses Tyrannen nicht hatte loben wollen. Als er ihn wieder losgelassen hatte, in der Meynung, daß er nun mit seinem Lobe nicht so sehr an sich halten würde; und ihm deswegen neue Verse zeigte: so konnte sich **Philoxen** nicht überwinden, sie besser zu finden, als die ersten. Und weil er vorher sah, daß seine Freymüthigkeit nicht anders belohnet werden würde, als das erste mal: so wendete er sich gegen eben die Trabanten, die ihn zurück gebracht hatten, und fieng statt alles des Lobes, das der Tyrann erwartete, an zu schreyen: **Nach der Erzgrube!** Ich mag lieber sehn, daß dieser unglückliche Poet beständig gleich unbeweglich ist, als die nur halben Unternehmungen eines Aristippus und eines Favorinus, welche, nachdem sie sich überwunden hatten, etwas zu thun, das sie nicht thun sollten, sich nicht überwinden konnten, etwas zu verschweigen, das sie nicht sagen sollten. Noch mehr entschuldige ich die ungestüme Antwort des **Grafen von Gondemar**, des spanischen Abgesandten bey dem Könige **Jacob von England.** Mit diesem unterredete er sich einmal, um ihm zu schmeicheln, in der lateinischen Sprache. Allein als dieser Doctor von einem Könige, der das Lateinische gut sprach, über einige Fehler, die der Graf machte, zu lachen anfieng: so konnte dieser sich nicht enthalten, in der Hitze zu sagen, daß sein Latein eines Königes Latein, und das Latein des Königes das

Latein

Latein eines Petanten wäre. Man sieht wohl, daß es bloß die erste Hitze war, in welcher dieser geschickte Minister seiner nicht mächtig war; und deswegen entschuldige ich ihn mehr, als den Aristippus und **Favorinus**, die mit kaltem Blute die Antworten sagten, über welche ich sie tadle.

Mir scheint es, setzte ich hinzu, daß man noch zur Rechtfertigung des Abgesandten sagen könne, seine Antwort, so frey sie auch gewesen, zeige doch einen guten Hofmann an, weil sie dem König die Ehre, gut Latein zu sprechen, worauf er so eifersüchtig war, gar nicht entzog. Sie haben Recht, antwortete **Cäsarion**: aber sie machte auch diese Ehre lächerlich, und nichts kränket die Großen empfindlicher, als wenn man dasjenige verachtet, worinnen sie vortrefflich zu seyn glauben, so unanständig als es ihnen auch seyn mag. Und daran dachte der Grammatikus, mit welchem **Philipp** von Macedonien über eine gelehrte Materie sehr heftig stritt, so wenig, als sie, als er diesem Prinzen antwortete: **Jupiter müsse dich davor bewahren, o König, daß du dieses besser verstehn solltest, als ich!**

Diese Antwort scheint mir, **versetzte ich**, für einen Grammatikus sehr artig zu seyn. Man konnte einem großen Könige auf keine feinre Art sagen, daß es sich nicht für ihn schickte, Recht zu haben. Aber wie schickt sich das auf unsre Zeiten und Sitten? Zu unsern Zeiten sieht sich selten ein Grammatikus der Gefahr ausgesetzt, solche Fehler zu begehen, und hat wenig mit Königen auszumachen.

Jedes Jahrhundert, jedes Land hat allerdings seine Gebräuche, antwortete mir **Cäsarion**. So viel aber sieht man immer aus dergleichen Exempeln, daß die Eitelkeit, die allen denen so natürlich ist, welche viel Verstand haben, gar nicht lehre, wie man gefallen müsse. Die meisten können es nicht gewohnt werden, sich Personen vorziehn zu sehen, die nicht werth sind, daß sie mit ihnen verglichen werden; ihre besten Verdienste zu verbergen, damit sie keine Eifersucht erwecken; zu sehn, daß Höhere sich, ohne zu erröthen, mit dem Fleiße und den Geschicklichkeiten derer, die unter ihnen dienen, ein Ansehen geben, und der Gunst des Glückes eben die Ehre zu erzeigen, die man nur dem Verdienste schuldig ist. Haben sich einige so sehr in ihrer Gewalt, daß sie ihre Eitelkeit ihrem Vortheile aufopfern können: so haben sie doch gemeiniglich einen andern Fehler, der eben so schädlich ist, und diese Schwachheit besteht darinnen, daß sie ihrem Vergnügen nachhängen.

Dieser Fehler, **unterbrach ich ihn**, scheint mir nicht so gefährlich zu seyn, als der andre. Er findet sich zu aller Zeit, und die, so in der Welt leben, würden sehr unglücklich seyn, wenn sie gar nicht auf ihr Vergnügen denken sollten. Die Ergötzlichkeiten, **versetzte Cäsarion**, zerstreuen mehr, als sie denken, und ein Mensch, der mit hohen Anschlägen sich in die Welt begiebt, hat wenig Stunden zu verlieren, wenn er sich gleich anfangs auf eine vortheilhafte Art hervor thun, und vor der Zeit für vollkommen gehalten seyn will. Ueberdieß verwickelt einen Menschen auf eine unmerkliche

Wei-

Weise nichts so sehr in schlimme Angelegenheiten, als die Liebe, weil nicht immer das schönste Frauenzimmer auch das vernünftigste und unschuldigste ist. Denn ist es einmal bekannt, daß sie sich der Leidenschaft der Liebe überlassen, so haben sie nicht mehr nöthig, weiter an sich zu halten, und irgend einige Mäßigung zu gebrauchen.

Das sind die Netze, welche die Eitelkeit und die Ergötzlichkeiten Leuten von Verdiensten legen; Netze, von denen sich die meisten berücken lassen. Das bringt sie auf Abwege, oder hindert sie zum wenigsten in ihrem Laufe, da indessen andre, die von keinen solchen Hindernissen aufgehalten werden, ihnen zuvor kommen, und die Stellen einnehmen, die nur Verdienste einnehmen sollten. Wenn das ist, so thun sie sehr unrecht, versetzte ich sogleich darauf, und ich beklage sie gar nicht. Gleichwohl verdienen sie Mitleiden, sagte er, und wenn sie jemals in einen Fehler von dieser Art fallen: so werden sie einsehn lernen, daß es mehr Mühe kostet, sich vor ihnen in acht zu nehmen, als sie glauben. Ich rede von gutgearteten Personen. Denn diejenigen, welche sich in keiner andern Absicht zu erheben suchen, als in der Absicht, durch das Böse, das sie stiften können, sich ein Ansehen zu machen, weil sie sich durch keine edlen Vorzüge in Ansehen setzen können; welche nur ihren Haß oder ihre Rache, oder eine andre von denen boshaften Leidenschaften zu befriedigen suchen, die niemals eine stille und angenehme Zufriedenheit geben, und ihr Vergnügen blos in der Kränkung andrer Menschen finden; solche Leute halten sich nichts für unanständig,

dig, wenn sie nur ihren Endzweck erreichen können, und finden in allem dem, was sie davon zurückhalten kann, nichts angenehmes.

Ich verstehe halb und halb, was sie damit sagen wollen, antwortete ich; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß die meisten, welche Verdienste haben, beyden Fehlern unterworfen seyn sollten. Das sind sie auch nicht, versetzte er; denn beyde Schwachheiten können nicht leicht neben einander bestehen. Sehr eitle Personen sind selten verliebt, oder sind es doch nicht lange Zeit. Zur Liebe gehört die Empfindung gewisser Bedürfnisse und wenig Zufriedenheit mit sich selbst. Wirklich besitzen auch Verliebte immer sehr wenig Eitelkeit. Die Leidenschaft der Liebe ist eine so unerschöpfliche Quelle grober Schwachheiten, daß es schwer ist, wenn man nur einigermaßen über diesen Zustand nachdenkt, noch einige Achtung gegen sich selbst beyzubehalten. Selten wird also ein Mensch diesen beyden so weit von einander unterschiednen Leidenschaften unterworfen seyn. Aber auch eine ist schon genug, denjenigen, der sich ihr überläßt, unglücklich zu machen. Zuweilen trägt sichs zu, daß man von einer Schwachheit in die andre verfällt. Wenn man von der Liebe zum Ruhme geheilt ist, überliefert man sich oft der Wollust, wie Lucull. Und wenn man von der Liebe zu den Ergötzlichkeiten zu sich selbst kömmt, wird man wieder ehrsüchtig: aber das geschieht selten.

Das ist doch etwas schlimmes, sagte ich, daß diese beyden Leidenschaften, die Leuten, welche einen guten Character haben, so natürlich sind, ihrem Glücke so viel schaden. Denn ich bilde mir ein, daß es schwer ist, wenn man von Natur gegen sie empfindlich ist, sich darinnen zu mäßigen. Tausendmal mehr, als sie sich einbilden, unterbrach er mich, und das ist es eben, wodurch Cäsar grösser wurde, als jemand je gewesen ist. Einer von seinen Freunden wurde des strafbarsten Verständnisses von der Welt mit seiner Gemahlinn überführt; zugleich hatte er durch seine strafbare Liebe eins von den heiligsten Festen der Römer gestört; er

war

war dessen so öffentlich überführt, daß er auch dieses Verbrechens vor dem strengsten Römischen Gerichte beschuldiget wurde. Clodius aber war ein Mann, ohne den Cäsar seine Absichten unmöglich erreichen konnte. Es war ihm viel daran gelegen, diese Beleidigung zu ahnden; aber es war ihm eben so viel daran gelegen, sich mit dem Beleidiger nicht zu entzweyen. Hier ein Mittel auszufinden, zwo einander so sehr entgegen gesetzten Pflichten genug zu thun, dazu gehörte ein eben so grosser Verstand, als eine große Zärtlichkeit in den Empfindungen, und ein jeder, der nicht Cäsar war, würde sich entweder von der Eifersucht über seine Ehre haben verleiten lassen, seine Vortheile zu vergessen, oder er würde nicht so sehr für die Rettung seiner Ehre gesorgt haben, als es doch sein eigner Vortheil verlangte. Er verstieß seine Gemahlinn, mit der Erklärung, daß man auf Cäsars Gemahlinn nicht einmal einen Argwohn müsse werfen können. Zugleich weigerte er sich, in der Absicht, Rom zu bereden, daß er sie im Grunde für unschuldig hielte, einen Zeugen wider den abzulegen, der sie verführt hatte.

Wenn sie seine Ausschweifungen im Vergnügen untersuchen: so werden sie eben diese Einsicht, die ihm aus dieser verdrießlichen Angelegenheit half, darinnen entdecken. Diejenigen, denen er sich in Bythinien überließ, waren Ausschweifungen der Jugend, die von keiner Folge waren, und allenfalls der Armee an dem Tage, da er seinen Triumph hielt, Stoff zu einigen lustigen Spöttereyen gaben. Seine verliebten Ausschweifungen in Rom gaben einen Zeitvertreib für ihn ab, so lange sie keine Hindernisse seines Ehrgeizes wurden. Allein so bald seine Verschwiegenheit darüber für Verrätherey angesehen werden wollte, und man von einem Papiere, welches er im öffentlichen Senate empfieng, Gelegenheit nahm, ihn eines Verbrechens wider den Staat zu beschuldigen, weil er ein Geheimniß daraus machte: so stund er, nachdem er als ein Mann gehandelt hatte, der die Gunstbezeugungen einer Dame zu verbergen sucht, weil er zu leben weis, nicht län=

länger an, den Brief seiner Gebieterinn dem strengen Cato aufzuopfern, der ihn heraus foderte, ihn vorzuzeigen, und kaum die Augen darauf geworfen hatte, als er die Hand seiner Schwester erblickte. Cleopatra selbst, man mag von dieser Begebenheit sagen, was man will, fesselte ihn nicht länger, als bis er sich der Herrschaft über Aegypten versichert hatte, die, wie jedermann weis, damals so wichtig war, und sie konnte ihn nicht, wie sie nachher bey dem Antonius that, in dem Laufe seiner Siege aufhalten. Sie mußte aber wohl damals, unterbrach ich ihn, am schönsten seyn. Das war sie, sagte Cäsarion; denn sie war nicht älter, als neunzehn Jahre; aber sie hatte noch nicht so viel Erfahrung. Ueberdieß besaß sie ganz besondre Reitzungen für den Antonius. Das war die Beherrscherinn von ihrem Beherrscher, und von was für einem Beherrscher!

Was sie, versetzte ich, vom Cäsar erzählt haben, der wider den Anbeter seiner Gemahlinn keinen Zeugen abgeben wollte, erinnert mich an einen andern Gemahl, von dem ich unlängst habe reden hören, und der nicht so zärtlich war. Das ist der Gemahl der schönen Herzoginn Etampes, der ersten Gebieterinn vom Franciscus, dem ersten. Nach dem Tode dieses Prinzen wollte er eine Rechtssache gegen sie wieder fortsetzen, die er bis dahin wegen der Achtung hatte liegen lassen müssen, die der König beständig gegen sie beybehalten hatte. Weil er nun vor Gerichte diese Unmöglichkeit, daß er seinen Proceß nicht gegen sie fortführen können, beweisen mußte: so ließ er eine gerichtliche Nachfrage aufsetzen, worinnen Heinrich der zweyte und die Vornehmsten des Hofes auf sein Verlangen in den feinsten Ausdrücken, die sie finden konnten, die große Gewalt seiner Gemahlinn über den verstorbenen König, und die vertrauliche Freundschaft, die sie miteinander unterhalten hatten, aussagen mußten. Doch wir wollen in unsrer Unterredung fortfahren. Erlauben sie mir aber zu sagen, daß ich noch nicht einsehen kann, warum

nicht

nicht eben so viele rechtschaffne Leute ihr Glück machen können, als andre.

Denn wenn ihnen auch auf einer Seite die Eitelkeit und die Wollust schaden: so müssen sie doch mit ihren außerordentlichen Einsichten die Welt besser kennen, als sie andre nicht kennen, und daher in ihren Unternehmungen glücklicher seyn.

Dieses ist, antwortete er, in Ansehung derjenigen wahr, die einen durchdringenden Verstand ohne einige Liebe gegen die Tugend besitzen. Und auch diese sind seltner, als man denkt. Denn die meisten Lasterhaften, die man ihrer Verschlagenheit wegen rühmt, sind weiter nichts, als lasterhaft, und gar nicht schlau. Der gemeine Hause giebt ihnen dieses Lob, weil sie ihren Zweck erreichen, ohne untersucht zu haben, wie sie ihn erreichen. Wirklich rechtschaffne Leute aber, sie mögen noch so erleuchtet seyn, als sie wollen, haben in ihrem Herzen eine natürliche Ungeschicklichkeit, die Welt kennen zu lernen, und diese hindert sie noch mehr, als alle Leidenschaften, an ihrem Glücke. Damit sie aufhören zu erstaunen, muß ich ihnen die Ursache davon sagen. Da die Welt aus Bosheit, Ungerechtigkeit und Betrügerey zusammen gesetzt ist: so kann man, wenn man von Natur rechtschaffen, billig und aufrichtig ist, die Welt nicht eher, als nach einer langen und traurigen Erfahrung kennen lernen; und das lernt man zu spät. Man kann, sage ich, nicht glauben, daß die Menschen so sehr von einander verschieden sind, und das, was dem einen schön oder häßlich vorkömmt, dem andern gerade das Gegentheil zu seyn scheint. Schlechtgeartete Menschen hingegen finden in sich nichts, das der in der Welt gewöhnlichen Aufführung widerstreitet; also kostet es ihnen keine Mühe, sie für das zu halten, was sie ist, und sich gleich vom Anfange an nach ihren Grundsätzen zu richten. Aber mich deucht, versetzte ich, daß wenn mir ein Mann von Einsicht und Erfahrung, den ich für meinen Freund halten könnte, die Welt nach dem Leben abgebildet hätte, ich mich ohne Mühe würde in sie finden können, so seltsam sie mir

auch

auch vorkommen möchte. Denn man hört eben nicht so was Neues und Unerhörtes, wenn man sagt, daß die Welt verdorben ist, und die Menschen lasterhaft sind; man hört das alle Tage sagen. Man hört es freylich alle Tage sagen, antwortete er mir lächelnd; niemand unterdessen kann begreifen, wie sehr dieses wahr ist, als diejenigen, die sie aus der Erfahrung kennen, und sehr lange und sehr tief über sie nachgedacht haben. Sie selbst, wenn es ihnen auch der erfahrenste Mann recht genau sagte, was sie werth ist, sie selbst würden es nicht glauben. = Ich sollte es nicht glauben? Ja sie sollten es nicht glauben. = Und ich, ich sage ihnen, daß ich es glauben würde. = Und ich, ich sage ihnen, daß sie es nicht glauben würden. Es ist doch wunderbar, sagte ich mit einer Hitze zu ihm, die ihn zum Lachen brachte, daß sie besser wissen wollen, als ich, was ich glauben oder nicht glauben würde. = Freylich weiß ich das besser, als sie. = Und warum sagen sies, warum? = Warum? Weil ich, der ich weiß, was ihnen der erfahrne Mann sagen würde, besser, als sie, der sie es nicht wissen, beurtheilen kann, ob sie es glauben würden oder nicht. Sie mögen sagen, was sie wollen, versetzte ich; mit allen ihren Spitzfindigkeiten werden sie mich nicht zu dem Geständnisse bringen, daß ich nicht das glauben sollte, was mir einer von der Welt sagen könnte, wenn es anders wahr wäre. Und machen sie einmal einen Versuch; sagen sie mir das Allerunglaublichste von ihr, und sehen sie daraus, wie ich mich dabey anstelle, ob ich es nicht glauben würde. Wir können, antwortete er, ein andermal diesen Versuch machen, wenn es ihnen so gefällt. Wir haben schon, wie mich deucht, lange genug geplaudert. Sie könnten in die Länge dessen überdrüßig werden, was ihnen anfangs ein Zeitvertreib war, und sie können leicht denken, daß das meine Absicht nicht ist.

Ende des ersten Tages.

Sammlung
Vermischter
Schriften
von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes.



Dritter Band, zweytes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1752.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.





Cäsarion.

Zweyter Tag.

Ueber die Wiedereinsetzung des Königes Ptolomäus Auletes in Aegypten.

Ich stand früher, als sonst auf. Die neuen Ideen, welche ich von dem Gespräche Ihres Freundes erhalten hatte, ließen mich nicht lange schlafen, und ich war allzuungedultig, als daß ich mir dieselben nicht hätte sollen erklären lassen. Sie werden gestehen müssen, daß man Recht hatte, ungedultig zu seyn. Seine Gedanken waren nicht allein so sehr richtig und seine Urtheile über alles so sehr fein, sondern er besaß auch eine Leichtigkeit, sich auszudrücken, die einer Begeisterung ganz nahe kam. Man findet dieses wohl in dem gewöhnlichen Umgange des Lebens; es giebt viele, die gut sprechen und sich leicht ausdrücken, allein bloß über gemeine Dinge, von denen täglich geredet wird. Aber mit eben der Leichtigkeit von solchen besondern und ausgesuchten Materien reden,

das ist es, was meiner Einsicht nach bewundert zu werden verdient. Diese Fertigkeit, die so schätzbar und von einem so weiten Umfange ist, war ihm besonders eigen. Ich habe seitdem Leute kennen gelernet, die beynahe eben so viel Verstand hatten, als er; allein man mußte sie errathen, und ihre Einsichten waren ein Schatz, den außer ihnen niemand gebrauchen konnte. Einer, der eine Sache fast auf die Art, als er, betrachtete, und von ihm auch sehr hochgehalten wurde, war so wenig verständlich, daß Cäsarion, welcher ihn allein verstand, von ihm zu sagen pflegte, daß er in Ziffern spräche, und ich habe selbst bemerket, daß man stets um so viel mehr Mühe hat, verständlich zu werden, je tiefer und scharfsinniger man zu denken pflegt.

Mit dergleichen Gedanken beschäfftigte ich mich während der Zeit, daß ich auf einem bedeckten Gange spatzieren gieng, der auf sein Cabinet stieß. Ich glaubte nicht, daß er schon aufgestanden wäre, als ich ihn die Thüre öffnen und auf mich zukommen sah. Es kömmt mir vor, fieng er sogleich zu mir an, als ob ihnen ernsthafte Gespräche zuwider sind, und ich muß es unsrer gestrigen Unterredung zuschreiben, daß sie so früh aufgestanden sind. In ihren Jahren ist das Blut leicht in Hitze zu bringen; aber es soll nicht mehr geschehen. Kommen sie, wir wollen frühstücken; wir wollen nicht mehr von der Moral sprechen. Und die Wahrheit zu sagen, eine Stunde recht gut schlafen ist besser, als alles, was wir mit einander reden können. Bey diesen Worten stünd ich still,

und sah ihm steif ins Gesicht, und fragte ihn, ob er das im Ernste glaubte, was er sagte, und ob er eine völlige Unempfindlichkeit unserm gestrigen Gespräche vorziehen könnte. Ich könnte mich, versetzte er, der Antwort jenes Alten bedienen, der, als man ihm den Vorwurf machte, daß er so wenig aus der Philosophie machte, sagte: **Eben das heißt philosophiren.** Doch ich will eine so stolze Abfertigung nicht brauchen. Ich rede so weder aus Eitelkeit noch aus Verachtung gegen die Moral; es ist bloße Schlafsucht der Seele, bloße Mattigkeit, mit einem Worte, ein Ueberdruß des Lebens, der ihnen sehr gerecht vorkommen sollte, wenn sie wüßten, wie vergeblich ich dasselbe angewandt habe.

Unser Frühstück währte nicht lange. Weil die Sonne schon zu heiß schien, giengen wir in sein Cabinet zurück. Ich sah auf seinem Tische viele Bücher aufgeschlagen liegen, und verschiedene Papiere, die ganz frisch beschrieben waren. Ich konnte meine Neubegierde nicht zurückhalten; ich warf meine Augen darauf. Einen Augenblick darauf wollte ich mich entschuldigen; allein er unterbrach mich und sagte, daß es keine Geheimnisse wären, und wenn sie es wären, so wären sie es nicht für mich. Wenn ich ihre Höflichkeit für Ernst annehmen soll, so sagen sie mir, ob es etwas Geheimes ist oder nicht. Es sind, wenn sie es wissen wollen, Auszüge, welche ich noch diesen Morgen, weil ich nicht wußte, womit ich mir die Zeit vertreiben sollte, aus diesen Büchern gemacht habe, die sie vor sich liegen sehen, eine von den

sonderbarsten Begebenheiten des Alterthums ins Licht zu setzen, von der ich gern eine recht gründliche Kenntniß haben wollte. Weil ich ihn bat, daß er mir davon Nachricht geben sollte: So ließ er nicht lange in sich dringen, und fieng, nachdem wir uns niedergesetzt hatten, folgendes Gespräch an.

Wir sprachen gestern bey Gelegenheit von der schönen Cleopatra. Vielleicht kennen sie ihren Vater nicht*. Außer dem Namen Ptolomäus, den alle agyptischen Könige führten, hatte er auch den Namen eines Flötenspielers, weil er dieses Instrument so sehr liebte, daß er alle die, so es als Meister spielten, in seinem Pallaste zusammen kommen ließ, und mit denen in einen Wettstreit eingieng, die es besser, als er, oder als andre spielten*. Sein Vorfahr, Alexander, welcher von seinen Unterthanen vertrieben worden war, und sich nach Tyrus gewandt hatte, war einige Zeit darauf gestorben, und weil er keinen männlichen Erben hinterließ, und kein rechtmäßiger Prinz vom königlichen Geblüte übrig war, hatte er das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt, ohne Zweifel, weil er glaubte, daß er sein Recht keinen bessern Händen anvertrauen könnte**. Der Senat hatte wirklich Anstalten gemacht, sich in den Besitz dieser Erbschaft zu setzen, und Abgeordnete nach Tyrus gesandt, einige Summen einzutreiben, die dieser König hinterlassen hatte. Doch diese Sache hatte keine weitern Folgen. Einige Tribunen stellten unter andern vor, daß die Anmuth und Fruchtbarkeit Aegyptens viele Römer locken würde, sich da-

* Auletes. Strab. L. XVII. ** Cicer. de leg. agrar. l. II.

daselbst nieder zu lassen, wenn sie sich desselben einmal bemächtigt hätten. Unterdessen bemeisterte sich der Vater der Cleopatra desselben, unter dem Vorwande, daß er ein natürlicher Bruder des letzten Königes wäre, und wirklich war solches in diesem berühmten Hause nicht das einzige Exempel.

Die Anfoderungen des römischen Volkes waren keiner Verjährung unterworfen. Man besaß etwas sehr ungewisses, wenn man einen Staat besaß, auf den dieses Volk so gegründete Ansprüche hatte. Zum wenigsten mußte man es dahin zu bringen suchen, daß es ihnen entsagte. Alle andern ägyptischen Könige waren Roms Freunde und Bundsgenossen gewesen, und hatten zu verschiednen Zeiten sich der Vortheile bedient, welche mit diesem Vorrechte verknüpft waren. Dieser konnte einen ganz besondern Vortheil davon erwarten. Mann konnte ihn nicht feyerlicher und gültiger für einen rechtmäßigen König erkennen, als wenn man ihn für seinen Bundsgenossen erkannte, und weil diese Ceremonie vornehmlich auf dem Capitol vorgieng: So wurde ein solches Bündniß dadurch eine Sache der Religion, und nichts konnte heiliger und unverletzlicher seyn *.

Allein so viel ihm daran gelegen seyn mußte, so schwer war es auch, dieses glücklich zu erhalten. Das Testament seines Vorfahren war noch im frischen Andenken, und weil man Fürsten Fehler nicht leicht vergiebt, die sich nicht für ihren Stand schicken, ob man ihnen gleich oft viel schädlichere übersieht: So hatte auch ihn der Beyname eines Flö-

* Cicer. pro Rabir. Posth.

Flötenspielers sowol in Aegypten als in Rom in ein schlechtes Ansehen gesetzt. Unterdeß verzweifelte er nicht an seinem guten Glücke; gleichwohl waren eine Zeitlang alle Mittel vergeblich, die er anwandte, zu seinem Zwecke zu kommen. Und es ist wahrscheinlich, daß sie auf immer vergeblich gewesen seyn würden, wenn Cäsar nicht Consul geworden wäre. Dieser ehrsüchtige Geist, der sich alle Mittel gefallen ließ, durch welche er nur seine hochmüthigen Absichten zu erreichen hoffte, unendlich viel schuldig war, und diesen König geneigt fand, das mit Geld zu erhalten, was ihm das Recht versagte, verkaufte ihm das Bündniß mit den Römern so theuer, als er es nur erkaufen wollte, und empfieng von ihm, theils für sich, theils für den Pompejus, ohne dessen Ansehen das Volk nicht hätte bewogen werden können, seine Einwilligung darein zu geben, sechs tausend Talente, die ungefähr vier Millionen nach unserer Münze betragen mögen.

Obgleich dieser Prinz aus seinen Staaten, jährlich wohl zweymal so viel zog: So konnte er doch diese Summe nicht auf einmal aufbringen, ohne seine Unterthanen mit außerordentlichen Auflagen zu belästigen. Sie waren ohnedieß sehr unzufrieden mit ihm, daß er die Römer in dem ruhigen Besitze der Insel Cyprus ließ, welche sonst unter ägyptischer Bothmäßigkeit gestanden hatte. So übelgesinnt waren sie schon, als sie durch die außerordentlichen Auflagen, die er von ihnen fodern mußte, völlig aufgebracht wurden, und sich mit einer solchen Wut empörten, daß

er

er die Flucht zu nehmen beschloß, damit er nur sein Leben in Sicherheit brachte. Der Weg, den er genommen hatte, blieb so verschwiegen, daß man in Aegypten entweder glaubte, er sey umgekommen, oder sich doch anstellte, als ob man solches glaubte. Man erklärte an seine Stelle die älteste von seinen drey Prinzessinnen zur Königinn, vermählte sie an einen benachbarten Fürsten, und übergieng also die beyden Prinzen des Ptolomäus Auletes unter dem Vorwande, daß sie noch zu jung wären.

Unterdessen war ihr Vater in der Insel Rhodus ans Land gestiegen, die auf dem Wege nach Rom lag. Er erfuhr, daß Marcus Cato, nachher der Uticensische genannt, auch vor kurzen daselbst angekommen wäre. Weil er es gern sah, daß er Gelegenheit hatte, sich mit ihm über seine Angelegenheiten zu unterreden, so ließ er ihm sogleich Nachricht von seiner Ankunft geben, in der Meynung, daß dieser weise Römer den Augenblick zu ihm kommen würde. Cato aber, der dem Könige sagen ließ, daß, wenn er mit ihm sprechen wollte, er selbst zu ihm kommen möchte, würdigte ihn nicht einmal der Ehre, vor ihm aufzustehen, als er in sein Zimmer trat, grüßte ihn sehr nachläßig, nicht wie man Könige grüßt, und sagte ihm bloß, daß er sich niedersetzen sollte. Der König, der über diesen Empfang in einige Verwirrung gerieth, wunderte sich gleichwohl, wie so viel Stolz und hoher Geist in eben dem Römer wohnen könnte, der so viel Bescheidenheit und Einfalt in seiner Kleidung und seinem Gefolge blicken ließ. Allein

seine Verwunderung wurde noch viel größer, da er mit ihm über seine Angelegenheit zu sprechen angefangen hatte, und Cato ihn tadelte, daß er das schönste Königreich von der Welt verließe, sich dem Uebermuthe und unersättlichen Geize der Großen zu Rom auszusetzen und tausend Niederträchtigkeiten zu erdulden. Er würde besser thun, wenn er sich sogleich auf seinen Schiffen nach Aegypten zurückbegäbe und sich mit seinen Unterthanen zu vergleichen suchte; er wollte, wie er hinzusetzte, den König dahin begleiten, wenn es ihm gefiele, und böte ihm zu dieser Aussöhnung seine Vermittlung an.

Ptolomäus erwachte bey dieser Rede von seinem Zorne wider die Aegypter wie aus einem Traume, und nachdem er reiflich darüber nachgedacht hatte, sah er den Fehler ein, den er mit seiner Flucht begangen hatte. Allein die Freunde, die er bey sich hatte, brachten ihn dahin, daß er dem weisen Rathe des Cato nicht folgte. Pompejus hatte sie aus Absichten gewonnen, die nachher aller Welt bekannt wurden. Allein der König bereute es bald und lange genug, daß er ihnen geglaubt hatte, als er sich in dieser stolzen Stadt genöthigt sah, von Thüre zu Thüre einen jeden vornehmen Römer, als ein bloßer Privatmann um die Beförderung seiner Angelegenheit zu bitten.

Cäsar, auf den er seine meiste Hoffnung gründete, war nicht gegenwärtig; er führte in Gallien Krieg. Pompejus hingegen nahm ihn auf, und vergaß nichts, womit er ihm dienen konnte. Ausser dem Gelde, das dieser Prinz ihm und dem

Cäsar zugleich gegeben hatte, hatte er sich noch durch andre Dienste theils in dem mithridatischen, theils in dem jüdischen Kriege, in welchem er ihm auf seine Unkosten achttausend Reuter gehalten hatte, um seine Freundschaft beworben. Ptolomäus beschwerte sich im Senate über die Rebellion seiner Unterthanen, und bat, daß man, sie wieder unter seinen Gehorsam zu bringen, Anstalt treffen möchte, weil die Römer wegen ihres Bündnisses mit ihm dieses zu thun schuldig waren. Die Parthey des Pompejus brachte es dahin, daß solches im Senate bewilligt wurde. Auf den Vortrag, den der Consul P. Cornelius Lentulus deswegen that, wurde beschlossen, daß er und sein Collega um die Provinzen losen sollten, in welchem sie nach ihrem Consulate Statthalter seyn sollten. Weil Cilicien eine von diesen Provinzen war, und sie von Aegypten nur durch die Küste von Syrrin abgesondert war: So wurde beliebt, daß unter ihnen beyden derjenige, dem diese Provinz zu Theil werden würde, den König wieder in sein Reich einsetzen sollte.

Das Loos bestimmte eben diesen Lentulus zu dieser Unternehmung. Ehe aber noch sein Consulat zu Ende gieng, erfuhren die Aegypter, daß ihr König nicht, wie sie glaubten, gestorben, sondern nach Rom gegangen wäre. Sie schickten Abgesandten dahin, welche ihre Empörung vor dem Senate rechtfertigen sollten. Diese Gesandtschaft bestand aus mehr als hundert Personen. Ihr Haupt war Dio, ein berühmter Akademiker, der in Rom Freunde von großem Ansehen hatte. Pto-

lomäus, der Nachricht davon erhielt, fand Mittel, die meisten Abgesandten theils durch Gift, theils durch das Schwerdt hinzurichten; die er weder bestechen noch hinrichten lassen konnte, machte er so furchtsam, daß sie sich nicht unterstunden, das, was ihnen aufgetragen war, auszurichten, oder wegen so vieler Ermordungen die Gerechtigkeit zur Rache aufzufodern *. Weil aber diese Grausamkeit aller Welt bekannt wurde, schadete sie ihm nicht weniger, als wenn sie gerichtlich untersucht wäre. Sie machte ihn nun eben so verhaßt, als er verachtet war, und die unermeßlichen Verschwendungen, durch welche er die ärmsten und eigennützigsten Glieder des Senates zu gewinnen suchte, wurden so ruchtbar, daß in allen Gesellschaften von nichts anderm, als davon gesprochen wurde. Weil man noch in keiner Sache so viel Künste der Bosheit und so viele Gewaltthätigkeiten auf einmal beysammen gesehen hatte, so wurde bey allen Gelegenheiten, wo man hierüber öffentlich sprechen konnte, die Reise des Königes unter die größten Unglücksfälle der Republik gerechnet, weil er durch seine Beyspiele und sein Bezeigen gleichsam die letzte Hand an die Verderbniß der Sitten geleget hatte **.

Verschiedne Abgesandten römischer Bundsgenossen, welche sich über ihre Obrigkeiten beschweren sollten, hatten eben das Schicksal erfahren, das die ägyptischen erfahren müssen ***. Da aber mit die-

* Cicer. pro Coelio et de Harusp. resp. Strabo L. XVII. Dio libr. XXXIX.

** Cicer. pr. Coel. *** Cicero de Harusp. respons.

diesen letztem das Maas vollgemacht worden war, so gaben alle Rechtschaffnen des Senates ihren Unwillen darüber öffentlich zu erkennen. Unter andern war Marcus Favonius, ein stoischer Philosoph, einer von den ersten, welcher sich wider den Ptolomäus erklärte. Er brachte es dahin, daß man den Schluß faßte, das Haupt der Gesandtschaft, den Dio, einen akademischen Philosophen, in den Senat fodern zu lassen, daß er diese schreckliche That nach ihren wahren Umständen aussagen sollte; aber vergebens. Die Partey des Königes, die aus der Partey des Pompejus, und der Partey des Lentulus bestand; aus denen, die mit Geld bestochen worden waren, und aus denen, welches das Geld dazu hergeschossen hatten, beyde erklärten sich so öffentlich für ihn, daß sich Dio nicht unterstand, zu erscheinen*. Ptolomäus ließ ihn nachher auch umbringen, und obgleich derjenige, welcher diese Mordthat ausführen mußte, peinlich deswegen angeklagt wurde, so kam er dennoch frey, weil er behauptet hatte, daß er gerechte Ursachen dazu gehabt hätte.

Der König, es sey nun, daß er glaubte, in Rom sey nichts mehr für ihn auszurichten, und seine Gegenwart werde daselbst überflüßig, oder daß er befürchtete, es möchte ihn wegen des allgemeinen Hasses gegen ihn ein Unfall treffen, wenn er sich länger darinnen aufhalten wollte, reiste wenige Tage darauf ab, und begab sich nach Ephesus in den Tempel der Diana, die Entscheidung seines Schicksals daselbst abzuwarten.

In

* Cicer. pro Coelio.

In solchen Umständen befand sich gegen das Ende des sechshundert und sechs und neunzigsten Jahres der Stadt Rom diese Sache, als die neuen Tribunen des Volkes den dreyzehnten December, wie gewöhnlich, ihre Würde antraten, und einer von ihnen, Cajus Cato, ein unruhiger und kühner Jüngling, welchem es nicht an Beredtsamkeit mangelte *, wider den Ptolomäus und Lentulus mit dem allgemeinen Beyfalle des Volkes öftere Reden hielt.

In den ersten Tagen des folgenden Jahres wurde auf dem albanischen Hügel eine Bildseule des Jupiters vom Donner umgestürzt. Man zog nach dem altem Gebrauche die sibyllinischen Bücher zu Rathe, daraus zu erfahren, was dieser Zufall bedeuten möchte, und man fand folgende Worte darinnen: **Wenn ein ägyptischer König eurer Hülfe bedarf, und sich dieserwegen an euch wendet: So versagt ihm eure Freundschaft nicht; unterdessen sollt ihr ihm keine Hülfsvölker geben; gebt ihr ihm aber dieselben, so werdet ihr darunter leiden und euch einer großen Gefahr aussetzen** **.

Gewöhnlichermaßen mußten dergleichen Orakelsprüche dem Senate zuerst mitgetheilt werden, weil ihm die Untersuchung darüber zukam, ob sie öffentlich bekannt gemacht werden sollten, oder nicht. Allein weil C. Cato befürchtete, die Cabale des Königes möchte diesen Götterspruch zu unterdrücken suchen, weil er seinen Vortheilen so sehr ent-

* Adolescens turbulentus, audax, nec imparatus ad dicendum. *Fenestella ap. Nonium.*

** Dio. L. XXXIX.

entgegegen war, stellte die Priester, welche die heiligen Bücher in ihrer Verwahrung hatten, dem Volke sogleich vor, und nöthigte sie durch das Ansehen, das ein Tribun hatte, die Nachricht, so sie darinnen gefunden hatten, bekannt zu machen, ohne den Schluß des Senates abgewartet zu haben.

Dieses Unternehmen, bey welchem die gewöhnlichen Rechtsformalitäten beobachtet wurden, war für den Ptolomäus und den Lentulus ein neuer Donnerstreich. Dieser Ausspruch der Sibylle war allzu bestimmt, und konnte allzu genau auf die gegenwärtige Angelegenheit gezogen werden, als daß er nicht bey dem großen Haufen allen den Eindruck hätte machen sollen, den ihre Feinde von ihm erwarten konnten. Lentulus, dessen Consulat zu Ende war, wollte den Verdruß nicht haben, in seiner Anwesenheit den Schluß des Senats, kraft dessen er den Ptolomäus wider in sein Reich einsetzen sollte widerrufen zu sehen, und deswegen gieng er sogleich in seine Provinz ab.

Einige Tage darauf trug wirklich einer von den neuerwählten Consuln, Marcellinus, der sich öffentlich wider den Pompejus erklärt hatte, den Ausspruch der sibyllinischen Bücher im Senate vor, und es wurde der Schluß gefaßt, sich darnach zu richten, weil es für die Republik gefährlich zu seyn schiene, den König mit gewaffneter Hand wider auf den Thron zu setzen.*

Weil Cåsarion bey diesen Worten ein wenig inne hielt, sich auf dasjenige zu besinnen, was er noch

* Cic. ad Famil. L. I. ep. 1. ad Quint. Fratr. L. II. P. 2. App. in Sir. et Parth.

noch zu sagen hatte: So konnte ich ihm mein Erstaunen darüber nicht bergen, daß in einem so erleuchteten Jahrhunderte eine so weise Gesellschaft, als der römische Senat war, auf einen so offenbaren und so wenig wahrscheinlichen Aberglauben nur einigermaßen hätte achten können. Darüber, versetzte er, dürfen sie gar nicht erstaunen. Eine solche Gesellschaft giebt einer von der Religion hergenommnen Ursache nach, auf die keiner von ihren Mitgliedern allein achten würde. Die Menschen zusammengenommen sind sehr von dem unterschieden, was ein jeder insbesondre ist. Niemand zweifelte damals, daß man nicht diesen vorgeblichen Orakelspruch ausdrücklich wider den Pompejus verfertigt hätte, den man theils wegen seines Hochmuthes und seiner verdächtigen und überall bekannten Künste, theils auch deswegen haßte, weil er sich der Sache des Königes so sehr annahm, als ob es seine eigne Angelegenheit wäre*. Denn es ist bekannt, daß in diesen Zeiten alle angesehenen Personen über alle sibyllinischen Bücher spotteten. In den ersten Jahrhunderten der Republik, wo die Tugend der Römer so groß war, als ihre Unwissenheit, hatten sie in dem größten Ansehen gestanden. Allein nachdem die Künste aus Griechenland nach Italien hinüber gegangen waren, hatte man auch angefangen, dergleichen Weissagungen zu verachten. Die drey Bücher, welche die cumäische Sibylle dem ersten Tarquinius so theuer verkauft hatte, waren zu den Zeiten des Sylla mit dem Capitol verbrannt. Weil es niemals

* Cicer. ad famil. l. I. ep. I.

mals erlaubt gewesen war, eine Abschrift davon zu nehmen, so wurden die andern sibyllinischen Bücher, welche man im ganzen Reiche aufsuchen ließ, um sie an die Stelle der alten auf dem wieder erbauten Capitol verwahrlich niederzulegen, wenig mehr geachtet, da sie nicht das Ansehen hatten, als jene.

Ptolomäus hatte während seines Aufenthaltes zu Rom eingesehen, daß ihm seine eigennützige Verbindung mit dem Lentulus wegen der vielen Feinde, die dieser Proconsul hatte, mehr hinderlich, als vortheilhaft wäre. Er trug also dem Ammonius, einem Aegyptier, welchen er als seinen Abgesandten zu Rom zurückließ, kurz vor seiner Abreise auf, den Schluß des Senats, nach welchem ihm Lentulus mit Gewalt wieder einsetzen sollte, aufzugeben. Und weil er auch begriff, daß dieses Unternehmen, da es wegen des Orakelspruches nicht mit offenbarer Gewalt ausgeführet werden konnte, einer Person aufgetragen werden müßte, deren Ansehen und Ruf außerordentlich wäre: So befahl er seinen Abgesandten, bloß den Senat zu bitten, daß man den Pompejus dazu wählen, und ihm nur zween **Lictores** mit ihren **Fascibus** zur Begleitung mitgeben möchte*.

Zween **Lictores** mit ihren **Fascibus**, unterbrach ich ihn, ein großes Königreich mit denselben zum Gehorsame zu bringen! Man könnte ihnen, antwortete **Cäsarion**, durch eben so unglaubliche Begebenheiten, als diese ist, zeigen, daß damals der römische Name auf der ganzen bekannten Er-

* Cicer. ad Famil. l. I. ep. 1.

de für Ansehen und Majestät gehabt habe. Haben sie niemals, fuhr er fort, von dem furchtbaren Abgesandten gehört, welcher ungefähr ein Jahrhundert vor dieser Zeit von dem Senate an den Antiochus Epiphanes, den König von Syrien abgesandt wurde? Dieser Prinz, der beynahe ganz Aegypten weggenommen hatte, wollte Alexandrien belagern, worein die königliche Familie geflüchtet war. Alle ihre Hoffnung beruhte auf dem Schutze der Römer. Cajus Popilius; so hieß dieser Abgesandte; traf diesen sieghaften König ungefähr vier Meilen weit von dieser Stadt an. Weil derselbe ein Bundsgenosse der Römer war, so reichte er dem Römer, nach dem gewöhnlichen Gruße, die Hand, zum Zeichen seiner Freundschaft. Popilius erwiederte diese Höflichkeit nicht, sondern überreichte ihm bloß das Schreiben des Senates, und sagte ihm, daß er dasselbe lesen sollte. Nachdem es Antiochus gelesen hatte, antwortete er, daß er mit seinen Ministern über die Antwort darauf berathschlagen wollte. Allein Popilius zog mit seinem Stabe einen Kreis um ihn, und sagte: **Ehe du aus diesem Kreise heraus gehst, antworte dem Senate.**

Der König, der bey einem so gewaltsamen Verfahren kein Wort reden konnte, wußte eine Zeitlang nicht, was er für einen Entschluß fassen sollte. Nachdem er endlich versprochen hatte, dasjenige zu thun, was der Rath verlangte, so reichte ihm Popilius die Hand; zum Zeichen, daß er ihn für einen Freund und Bundsgenossen von Rom erkennte; Antiochus aber verließ alle seine

Ero-

Eroberungen, und gieng zur anberaumten Zeit aus Aegypten.

Ich muß gestehen, antwortete ich, daß mich die zween Lictores weniger in Verwunderung setzen, als diese Begebenheit, und dasmal mußte dieser König dem von den unsrigen gleich seyn, welcher sich rühmte, daß sein Pferd seinen ganzen geheimen Rath getragen habe. Aber lassen sie uns wieder auf den Pompejus kommen, wenn es ihnen gefällig ist.

Ptolomäus, fuhr **Cäsarion** fort, setzte nicht ohne Ursache so viel Vertrauen auf ihn. Dieser berühmte Römer stund damals auf dem höchsten Gipfel seiner Ehre, weil er so glücklich gewesen war, den Mithridates, den größten König, den Asien seit dem Alexander gesehen hatte, so sehr in die Enge zu treiben, daß er sich selbst umbringen mußte. Zween Tribunen des Volkes, von denen einer Lupus, der andre Caninius hieß, waren ihm ergeben. Sie lasen also die Briefe des Ptolomäus öffentlich, in welchen dieser Prinz den Senat ersuchte, daß seine Wiedereinsetzung in sein Königreich dem Pompejus auf diese außerordentliche Weise aufgetragen werden möchte. Die Mitglieder des Senates waren in ihren Meinungen hierüber getheilt*.

Die Meinung des Publius Servilius Isauricus gieng dahin, daß der König auf keine Weise wieder eingesetzt werden sollte. Sie würde die meisten Stimmen gehabt haben, wofern sich nicht Caninius

* Cicer. ad Famil. libr. 1. ep. 1. 2.

ninius darwider gesetzt hätte, wozu ihn die Würde eines Tribuns berechtigte.

Hortensius, Marcus Lucullus, und Cicero behaupteten, daß der erste Schluß des Senates, welcher dem Lentulus so günstig war, bestehen müßte. Weil der Orakelspruch nicht zugäbe, daß der König mit gewaffneter Hand wieder eingesetzt werden sollte, so käme es auf ihn an, andre Mittel zur Wiedereinsetzung des Königes ausfündig zu machen.

Crassus wollte, man sollte diese Verrichtung drey Abgesandten auftragen, die man, ohne auf jemanden ins besondre sein Absehen zu richten, aus dem Senate wählen könnte.

Bibulus, ein offenbarer Feind des Cäsars, und folglich auch des Pompejus, seines Schwiegersohnes, rieth, wie Crassus, zu drey Abgesandten; aber er wollte, daß man von dieser Verrichtung die Mitglieder des Senates ausschließen sollte, welche schon eine andre Würde in der Republik begleiteten, wie Pompejus und Lentulus. Die neuen Consuln, Marcellinus und Philippus stimmten dieser Meynung bey, und überhaupt alle diejenigen, die es gewesen waren, den Volcatius, einen besondern Freund des Pompejus, und den Afranius ausgenommen, welcher sein Legatus im Kriege wider den Sertorius und Mithridates gewesen war.

Seine Macht war um diese Zeit dem besten Theile des Senates, wegen seiner engen Verbindung mit dem Cäsar, verdächtig geworden. Man bemerckte seit langer Zeit, daß er immer nach einem

nem außerordentlichen Befehlshaberamte strebte, und wenn das eine zu Ende gieng, immer ein neues zu erhalten suchte, es mochte kosten, was es wollte. So hatte er sich, nachdem er in Italien den nach dem Tode des Sylla entstandenen bürgerlichen Krieg geendigt hatte, nach Spanien wider den Sertorius und bald darauf wider die Seeräuber schicken lassen. Hierauf hatte er es durch seine Cabale dahin gebracht, daß Lucius Lucullus mitten in dem glücklichen Laufe seiner Waffen wider den Mithridates zurückgerufen wurde, damit er an seiner Stelle die Armeen des Orientes zu führen bekommen könnte. Als es nach dem Tode dieses Prinzen keinen sonderlichen Krieg mehr gab, so ließ er sich ein ganz neues Amt auftragen, welches darinnen bestand, daß er Italien bey dem dringenden Mangel an dem nöthigen Getraide mit einem hinlänglichen Vorrathe von Lebensmitteln versorgen sollte. Da die Römer in der Erleichterung der Bedürfnisse ihres Vaterlandes eben so viele Ehre suchten, als in der Ausrottung seiner Feinde: So erweckte diese letzte Commißion um so viel mehr Neid gegen ihn, je mehr sich alle Welt für geschickt dazu hielt. Selbst diejenigen, welche sich noch in gewissen Schranken gegen ihn hielten, nahmen daher Anlaß, ihm zuwider zu seyn*, da er zur Wiedereinsetzung des Königes von Aegypten vorgeschlagen wurde, weil ihm die Herbeyschaffung des nöthigen Getraides auf fünf Jahre aufgetragen, und die Verwaltung zweyer Aemter auf einmal durch die Gesetze der Republick untersagt war.

* Plutarch. in Pompej.

Ungeachtet aller dieser Widersetzungen erklärten sich Lucius Libo, dessen Tochter nachher seinen jüngern Sohn zum Gemahle erhielt; ein Tribun, Plautius Hypsäus, der sein Quästor im Kriege wider den Mithridates gewesen war, und überhaupt alle seine Freunde so öffentlich bey dieser Gelegenheit für ihn, daß alle Welt glaubte, er müßte dieses Amt außerordentlich eifrig wünschen, ob er selbst gleich solches nicht äußerte *.

Alle Welt wußte, daß ihm Lentulus nur kürzlich sehr wichtige Dienste geleistet hatte. Er durfte es also nicht wagen, ihn offenbar von dieser Verrichtung zu vertreiben. Lentulus hatte es dahin gebracht, daß ihm die Herbeyschaffung des Getraides aufgetragen worden war. Allein obgleich dieser so wichtige Dienst dem Proconsul die Feindschaft aller derer zuzog, die nach eben diesem Amte gestrebt hatten: So war er dennoch der Freundschaft des Pompejus nicht mehr dadurch gesichert, weil ihm dieselbe nichts versichern konnte. Cicero, der ihn besser, als sonst jemand kannte, und seine Zurückberufung aus dem Elende vornehmlich diesem Proconsul zu danken hatte, versuchte alles, was er konnte, den Pompejus für ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter zu gewinnen, und weil dieser Redner bey der gegenwärtigen Gelegenheit alle Pflichten eines dankbaren Freundes erfüllte, so hielt sich Pompejus für verbunden, dießmal seine Undanckbarkeit zu verbergen, so daß er auch im vollen Senate mit einer außerordentlichen Stärke und Bewegung für den Lentulus redete. Man glaub-

* Cicer. ad Famil. libr. I. ep. 1.

glaubte deswegen aber nicht mehr noch weniger. Man war es so gewohnt, ihn durch ganz entfernte und abgelegne Wege zu seinem Ziele kommen zu sehen, daß man sich auf dasjenige, was er noch so kräftig äußerte, gar nicht mehr verließ *.

Sie machen, unterbrach ich den Cåsarion, bey diesen Worten, einen ganz seltsamen Charakter von dem großen Pompejus, und das hätte ich von seinem Beynamen und seinem Ruhme nicht erwartet. Sie wollen sagen, versetzte er, daß sie das nicht in dem Heldengedichte des Lucanus gefunden haben. Aber sie werden in der Folge sehen, daß ihn Lucan ganz anders geschildert hat, als er war, und daß nicht allezeit der größte Ruhm auch am besten gegründet ist. Ich muß gestehen, antwortete ich wieder, daß Lentulus, wenn Pompejus so beschaffen war, wie sie sagen, sehr beklagt zu werden verdient. Denn ich kann mir nichts grausamers vorstellen, als wenn man von einer Person der Rache solcher Feinde überlassen wird, die man sich, ihr zu Gefallen gemacht hat. Allein nun erwarte ich zum wenigsten, daß die Feinde des Pompejus aufgehört haben werden, den Lentulus zu hassen, als sie gesehen, daß jener zum Verräther an ihm wurde. Sie irren sich sehr, erwiederte Cåsarion. Diese Verrätherey machte die Beleidigung nicht wieder gut, die sie erlitten zu haben glaubten, da er ihnen den Pompejus vorgezogen hatte; ihr Haß wurde dadurch nur giftiger. Sie suchten noch vielmehr den Schluß dieser Sache unter allen nur möglichen Vorwendun-

* Cicer ad Atic. lib. IV. ep. 14.

gen ins Weite zu schieben, weil sie wohl sahen, daß sie sich zum Vortheile des Proconsuls endigen müßte. Denn da man weder den Pompejus noch einen andern vorzüglich vor ihm dazu lassen wollte: So mußte nothwendig, wenn man einen endlichen Schluß faßte, der erste Entschluß des Senates bekräftiget werden, welcher den Lentulus zu diesem Unternehmen bestimmt hatte, unter der Bedingung, welche von dem Orakel veranlaßt war, daß Ptolomäus auf eine andre Art, als mit Gewalt wieder in sein Reich eingesetzt werden sollte.

Die Verschiedenheit der Stimmen war Ursache, daß verschiedne Sitzungen vergeblich und ohne etwas auszumachen, hingebracht wurden. Der Sitztag vom dreyzehnten Jenner vergieng unter beständigem Streiten des Consuls Marcellinus, eines offenbaren Feindes vom Pompejus, und des Tribuns, Caninius, einer Creatur dieses ehrsüchtigen Römers. Allein als Cicero an eben diesem Tage sehr lange für den Lentulus geredet hatte, so schien es ihm, als ob er so viel Eindruck auf die Gemüther gemacht hätte, daß er in dieser Angelegenheit durchdringen würde, wofern er sie den folgenden Tag wieder zum Vortrage bringen könnte, wie er solches auch that*.

In der That fand auch das Gutachten des Bibulus, die Wiedereinsetzung des Ptolomäus drey Abgesandten aufzutragen, mit der Bedingung, daß Pompejus und Lentulus davon ausgeschlossen seyn sollten, weil sie schon andre Aemter bekleideten, den Morgen darauf keine Anhänger mehr, da sie doch

* Cicer. ad Famil. lib. I. ep. 2.

doch bis hieher den meisten Beyfall gehabt hatte, und es war nur noch zu berathschlagen, ob man der Meinung, welche die erste Wahl des Lentulus bekräftigte, oder der Meynung, welche den Pompejus vorschlug, folgen sollte.

Wenn es nach der Ordnung gieng, so mußte über die Meynung zuerst berathschlagt werden, welche den Lentulus bestätigte, weil sie von Consularen kam, da die andre hingegen nur Tribunen zu Urhebern hatte. Allein weil Lupus, ein Tribun, befürchtete, da er die Gesinnungen des Senats bemerkte, daß Lentulus aller seiner Feinde ungeachtet, bestätiget werden würde, wenn man zuerst seinetwegen berathschlagte: So kam er, diesem Streiche auszuweichen und den letzten Versuch für den Pompejus zu thun, auf den Einfall, zu behaupten, daß seinetwegen zuerst berathschlagt werden müßte.

Die meisten Mitglieder des Senates bezeugten ihren Unwillen wider eine solche Neuerung; allein das Verfahren der Consuln stimmte nicht damit überein. Sie hielten es noch immer im Herzen mit dem Gutachten des Bibulus, das dem Lentulus eben so sehr, als dem Pompejus entgegen war. Sie hatten, als sie gesehen, daß beynahe jedermann davon abgieng, sich zur Partey des Pompejus gewandt, nicht in der Absicht, das ihm günstige Gutachten durchzusetzen, sondern bloß zu verhindern, daß die Freunde des Lentulus das ihrige nicht durchsetzen möchten, wenn diese ganze Session wieder in unnützen Streitigkeiten, eben so wie die vorige zugebracht würde. In dieser Ab-

sicht eiferten sie nicht, wie die andern, gegen das unerhörte Vornehmen des Tribuns, ob sie gleich dasselbe nicht unterstützten noch guthießen. Sie unterhielten durch ihr zweydeutiges Betragen die Uneinigkeit unter den Parteyen, ohne sie beyzulegen, wie sie doch durch ihr Ansehen thun konnten, und thaten, was sie thun wollten, nämlich das, daß gar nichts gethan werden sollte. So trennte man sich zum drittenmale, ohne etwas beschlossen zu haben.

Nunmehr hatten die Feinde des Lentulus nichts weiter zu thun, seine Sache ins Weite zu schieben, als es noch dahin einzuleiten, daß auch am funfzehnten Jenner kein für ihn günstiger Schluß gefaßt werden möchte, weil der Senat wegen unterschiedner Verhinderungen diesen ganzen Monat über nicht wieder zusammen kommen konnte, der folgende ganze Monat aber zum Verhöre der Abgesandten bestimmt war, und also eher nichts anders vorgenommen werden durfte, als bis sie alle ihre Abfertigung erhalten hatten. An diesem letzten Sitztage nun erklärte sich Curio, einer aus dem Senate, der in dieser Sache noch keinen Anlaß gegeben hatte, bemerkt zu werden, mit vieler Bitterkeit sowohl wider den Lentulus, als den Pompejus, und, obgleich Bibulus sein erstes Gutachten beynahe ganz aufgegeben hatte, um sich auf die Seite der Freunde des Lentulus wider den Pompejus zu wenden: So misbrauchten doch die Anhänger des letztern die Freyheit, die ein jedes Mitglied des Senates hatte, soviel und alles, was es nur wollte, bey der Eröffnung seines Gutachtens zu reden, auf eine so unver-

verschämte Weise, daß dieser Sitztag eben so vergeblich, als die vorigen, hingebracht wurde.

So weit war die Entscheidung der Ansprüche des Lentulus durch diese verschiednen Kunstgriffe hinausgesetzt worden. Weil aber gleichwohl der Tribun, Cato, befürchtete, daß es ihm noch gelingen möchte, so that er im Anfange des Februars dem Volke den Vorschlag, daß ihm die Landpflegerstelle von Cilicien genommen werden möchte. Sein Sohn nahm sogleich, wie es in Gefahren von dieser Art gewöhnlich war, Trauerkleider, die Gnade des Volkes anzuflehen, und seine Freunde wandten alles ihr Ansehen an, ihn daraus zu reißen. Weil es verboten war, dem Volke in denen Tagen etwas vorzutragen, wo der Flug der Vögel beobachtet wurde, und jeder Magistrat das Recht hatte, ihn beobachten zu lassen, wenn er wollte: So bedienten sich die Freunde des Lentulus zuerst dieses Kunstgriffes, die Berathschlagung des Volkes über den Vorschlag des Cato wider ihn zu verhindern. Kurz darauf vereitelte ein andrer Tribun, L. Racilius, der ihm günstig war, diese Berathschlagung, indem er sich seines Vorrechtes bediente, sich gesetzmäßig dagegen zu setzen. Denn sobald ein einziger Tribun sich demjenigen widersetzte, was die andern vortrugen, so konnten sie nicht weiter gehen, sie mußten ihn zuvor vom Volke seines Tribunats entsetzen lassen, welches nicht allein selten geschah, sondern auch sehr schwer hielt.

Indem dieses vorgieng, wurde Pompejus, der in einer andern Angelegenheit vor dem Volke reden wollte, an statt des Beyfalles, mit einem wüsten

Ge-

Geschreye, und mit Beschimpfungen empfangen. Man machte ihm den Vorwurf, daß er das gemeine Volk Hungers sterben ließe, indem er nicht sorgfältig genug wäre, den nöthigen Vorrath von Getraide herbey zu schaffen. Die Hitze des Volkes gieng so weit, daß es ihn der entsetzlichsten Ausschweifungen beschuldigte *. Vornehmlich wurde er darüber verspottet, daß er den König von Aegypten in sein Reich einzusetzen verlangte. Auf der andern Seite griff ihn einige Tage darauf der Tribun, Cato, so sehr an, setzte ihm so stark zu, und ward mit so großem Beyfalle angehört, daß Pompejus, so sehr er sich auch zu verstellen wußte, seine Verwirrung und seinen Schmerz darüber nicht verbergen konnte. Diese beyden Vorfälle gaben ihm die übeln Gesinnungen, die alle Welt gegen ihn hatte, so deutlich zu erkennen, daß er sich genöthigt sah, aufrichtig von seinen Ansprüchen auf die ägyptische Unternehmung abzugehen, und da kurz darauf Lentulus auf eine solche Art an ihn schrieb, als ob er glaubte, daß er ihm niemals zu schaden gedacht hätte, so nahm Pompejus endlich ohne weitere Hinderlist Theil an den Maasregeln, welche Cicero in dieser Angelegenheit zum Vortheile ihres gemeinschaftlichen Freundes genommen wissen wollte.

Wie ich sehe, sagte ich, war Pompejus nicht der einzige, der sich damals zu verstellen wußte; Lentulus wußte sich dieser Kunst eben so zu gelegener Zeit, und zum mindsten nicht weniger, als er zu bedienen. Das ist so sehr nicht zu tadeln, antwor-

* Τις ἀνηρ ἀνδρα ζητει. Plut. in vit. Pompej.

wortete Cäsarion, daß man sich anstellt, als ob man nichts von den Fehlern seiner Freunde wisse, wenn man sie durch eine solche Verstellung zur Beobachtung ihrer Pflichten zurückzubringen sucht. Nichts ist menschlicher und großmüthiger, als eine solche Verstellung, und so war, wie sie sehen, die Verstellung des Lentulus beschaffen. Allein sich, wie Pompejus, anstellen, daß man gar keine schlimmen Anschläge wider seine Freunde habe, zu einer Zeit, da man sich alle Mühe giebt, sie glücklich auszuführen, das ist die niederträchtigste Verrätherey.

Aber was konnte Cicero für den Lentulus für Absichten haben, und was konnte dieser Proconsul thun, ohne offenbare Gewalt wider ein so großes Königreich zu gebrauchen, welches nach dem Ausspruche des Orakels, das ohne Zweifel daselbst bekannt seyn mußte, nicht auf die Weise angegriffen werden durfte? Ich sehe, daß sie nicht sehr fein sind, antwortete Cäsarion. Das Orakel verlangte ja nur, daß man dem Könige zur Wiedereinsetzung in sein Reich keine Hülfsvölker geben sollte. Konnte ihn denn nicht Lentulus in einem Grenzorte, gleichsam in Verwahrung lassen, und unterdessen mit einer guten Armee in Aegypten einrücken und Alexandrien belagern? Und wenn er Alexandrien weggenommen hatte, konnte er nicht starke Besatzungen daselbst lassen, mit seiner Armee sich wieder zurückziehen, und alsdann den König, wenn nun zu seiner Wiederaufnahme alles bereit wäre, dahin schicken? Und hieß denn das nicht, versetzte ich, den König wider das Verbot der Si-

bylle mit gewaffneter Hand einsetzen? Gar nicht, antwortete Cäsarion; denn zu der Zeit, da Lentulus Aegypten eingenommen haben würde, wäre der König nicht bey ihm gewesen, und zu der Zeit, da der König dahin zurückgekehrt wäre, hätte sich keine römische Armee mehr daselbst befunden und folglich hätte man nicht mit Wahrheit sagen können, daß man ihm Hülfsvölker zu seiner Wiedereinsetzung gegeben hätte. Sie spotten meiner mit dem, was sie sagen, versetzte ich. Als wenn es nicht einerley gewesen seyn würde, ob Ptolomäus bey dem Lentulus gewesen wäre oder nicht, wofern er ihm nur Aegypten mit gewaffneter Hand unterwürfig gemacht hätte. Sie sind sehr ungelehrig, erwiederte Cäsarion; aber wenn sie mir nicht glauben wollen, so werden sie doch gewiß dem Pompejus und Cicero glauben. Hier haben sie die eignen Worte dieses Redners aus seinem Briefe an den Lentulus, den er so wohl in seinem als in des Pompejus Namen an ihn geschrieben hat: Sie müssen, da sie über Cilicien und Cypern zu befehlen haben, selbst beurtheilen, was sie unternehmen und ausführen können. Meinen sie, daß sie sich Alexandriens bemächtigen, und Aegypten wegnehmen können, so ist ohne Zweifel sowohl ihrem Ruhme, als der Ehre der Republik daran gelegen, daß sie mit ihrer Flotte und Armee dahin gehen, den König zu Ptolomais, oder an einem andern nahen Orte lassen, damit, wenn der Aufruhr gedämpft, und alles gut besetzt ist, der König in sein Reich zurückkehren könne.

Auf

Auf solche Art werden sie den König einsetzen, wie es der Senat zuerst verordnet hat, und er wird ohne Hülfsvölker zurückkehren, wie solches die Sibylle nach dem Ausspruche unsrer Andächtigen verordnet haben soll*.

Sie sehen hieraus, fuhr Cäsarion fort, nachdem er hiebey ein wenig innegehalten hatte, die Wahrheit dessen, was ich gleich anfangs gesagt habe, daß die verständigsten Römer im Grunde über die Sibylle und ihre Bücher lachten. Denn Cicero setzte ausdrücklich hinzu, daß, so seltsam ihm auch sein Rath vorkommen möchte, dennoch alle Welt bloß nach dem Ausgange urtheilen würde: **Er würde eilen müssen, wenn er wegen des glücklichen Fortganges sicher zu seyn glaubte; zweifelte er aber daran, so sollte er lieber nichts unternehmen****.

Nun,

* Sic habeto, me cum illo re saepe communicare, de illius ad te sententia et autoritate scribere; te posse perspicere, qui Ciliciam Cyprumque tenes, quid efficere et quid consequi possis, et si res facultatem habitura videatur, ut Alexandriam atque Ægyptum tenere possis, esse et Tui et nostri imperii dignitatis, Ptolemaide aut alio propinquo loco Rege collocato, te cum classe atque exercitu proficisci Alexandriam, ut cum illam pace praesidiisque firmaris redeat in regnum. Ita fore, ut per te restituatur, quemadmodum initio senatus censuit, et sine multitudine reducatur, quemadmodum homines religiosi, Sibyllae placere dixerunt. *Cicer.* ad *Famil.* libr. I. ep. 7

** Ex eventu homines de tuo consilio existimaturos; si exploratum, non cunctandum, sin dubium, non conandum. *Cicer.* ad *Famil.* l. I. ep. 7.

Nun, ich muß gestehen, unterbrach ich den Cäsarion ein wenig ungestüm; auf eine so spitzfündige Erklärung wäre ich nimmermehr gefallen. Ich sehe wohl, daß die Menschen zu allen Zeiten zwischen dem Himmel und ihren Leidenschaften Vergleiche zu treffen gesucht haben.

Aber ich möchte doch, wenn es ihnen gefällig wäre, gern noch wissen, ob dieser Vergleich auch glücklich ausgefallen ist. Lentulus, versetzte Cäsarion, hielt sich nicht für stark genug, diesem Rathe zu folgen, und die Hülfsvölker, die er dem Ptolomäus unter der Hand geben konnte, schienen diesem zur Wiedereroberung seines Reiches nicht hinlänglich zu seyn, wofern der Proconsul sich nicht in Person daselbst zeigen wollte.

Doch es gab zu der Zeit einen andern Proconsul, der nicht so vorsichtig war. Er war Landpfleger von Syrien, und hieß Aulus Gabinius, ein Liebling des Catilina, dem er auch seine Erziehung zu danken hatte*. Seine Sitten stimmten mit seiner Aufführung überein. Er war ein eben so guter Tänzer, als Ptolomäus ein guter Flötenspieler. Er plünderte seine Provinz weit grausamer, als die Seeräuber und Araber, wider welche er sie zu vertheidigen hatte. Besonders drückte er die römischen Pachtinnhaber auf alle nur ersinnliche Weise, aus Haß gegen den Orden der römischen Ritter, aus dem sie waren, weil sie den Cicero wider ihn bis auf das Aeußerste vertheidiget hatten. Denn unter seinem Consulate, und vornehmlich

* Cicer. post redit. Macrob. Saturn. lib. II. c. 10.

nehmlich durch sein Ansehen war es dahin gebracht worden, daß dieser Redner ins Elend gehen müssen.

Diese ganze Aufführung hatte ihn zu Rom so sehr verhaßt gemacht, daß der Senat, dem er berichtet hatte, wie er einen Krieg, den er wider die jüdischen Könige führen müssen, glücklich geendigt hätte, keine Achtung gegen sein Schreiben bezeigte, und ihm, welches vor ihm noch niemanden widerfahren war, die Ehre verweigerte, den Göttern in seinem Namen zu danken *. Allein diese Kränkung machte ihn nicht behutsamer. Da er in Syrien nichts mehr zu plündern hatte, weil daselbst durch seine Gewaltthätigkeiten alles verwüstet und verarmt war: so machte er sich fertig, die Araber zu bekriegen, als Mithridates, ein parthischer Fürst, der von dem Könige, seinem Bruder, aus Medien, seinem Antheile, vertrieben worden war, zu ihm seine Zuflucht nahm, und ihn um seine Hülfe ersuchte **. Ungeachtet durch ein ausdrückliches Gesetz einem jeden Proconsul untersagt war, nicht aus seiner Provinz zu gehen, und ohne ausdrücklichen Befehl des Senates niemanden auch nicht einmal in der Nähe den Krieg anzukündigen: so überlegte dennoch Gabinius nicht lange, ob er sich zu diesem Kriege entschließen sollte oder nicht. Er entschloß sich, in der Hoffnung, von der Zwietracht und den unermeßlichen Reichthümern dieser Prinzen seinen Vortheil zu ziehen. Schon war er in

* Cicer. de Provinc. Consular. in Pison. et ad Quint. Fr. libr. II. ep. 7.

** Appian. in Parth. Dio libr. XXXIX.

in dieser Absicht mit seiner Armee über den Euphrat gegangen, als Ptolomäus mit Briefen vom Pompejus, ihrem gemeinschaftlichen Beschützer und Freund, der nur vor kurzem zum Consul des folgenden Jahres ernannt worden war, zu ihm kam. Er ersuchte den Gabinius darinnen, die Vorschläge dieses Königes, die er ihm wegen seiner Wiedereinsetzung thun würde, seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

Alles was in der Armee des Gabinius einiges Ansehen hatte, es mochte nun aus Ehrfurcht gegen die Sibylle, oder darum geschehen, weil man den Krieg wider die Parther für leichter und nützlicher hielt, als den wider Aegypten, erklärte sich wider den Ptolomäus; den einzigen Antonius ausgenommen, welcher nachher Triumvir wurde, itzt aber ungeachtet seiner Jugend die römische Reuterey führte, und ein besondrer Freund dieses Königes war *.

Allein je weniger Beyfall diese Unternehmung fand, desto mehr glaubte Gabinius berechtigt zu seyn, sich seine Hülfe theuer genug bezahlen zu lassen. Ptolomäus, dem bloß daran gelegen war, daß der Proconsul diesen Entschluß fassen möchte, bot theils ihm, theils der Armee zehn tausend Talente, oder nach unsrer Münze ungefähr sechs Millionen Thaler an, welche größtentheils voraus, der Rest aber, so bald er wieder eingesetzt seyn würde, bezahlt werden sollten **. Nunmehr kostete es dem Anto-

* App. de bell. civil. lib. V. et Plutarch. in Anton.

** Dio lib. XXXIX. Cicer. pro Rabir. Joseph. de bell. Jud. lib. I. c. 5. App. in Siriac. et Parth.

Antonius wenig Mühe mehr, den Gabinius zu dieser Unternehmung zu überreden, zu der derselbe ohne dieß mehr Lust hatte, als er.

Aegypten wurde noch immer von der ältesten Tochter des Königes beherrscht, die man, wie ich schon gesagt habe, an ihres Vaters statt zur Königinn gemacht hatte, als er aus seinem Reiche entflohen war. Der syrische Prinz, der sich mit ihr vermählt hatte, war von einem sehr schlechten Charakter. Er mußte entweder von Natur das Geld lieben, oder er mußte glauben, daß er auf diesem Throne nicht sicher genug wäre; genug er wollte sich die Umstände der Zeit zu Nutze machen, und seine erste Sorge hatte darinnen bestanden*, daß er die Gebeine Alexanders des Grossen in einen gläsernen Sarg bringen lassen, um sich des goldnen zu bemächtigen, worinnen derselbe zeither gelegen hatte. Doch diese und andre solche Handlungen hatten ihn sowohl bey der Königinn, als bey den Unterthanen so sehr verhaßt gemacht, daß sie ihn kurze Zeit darauf erdrosseln ließ. Weil die Räthe dieser Prinzeßinn einsahen, wie nöthig es wäre, daß ein Herr von großen Verdiensten mit ihr vermählt würde, welcher sie wider ihren Vater vertheidigen könnte: so erwählten sie zu ihrem zweyten Gemahle einen Prinzen, der dazumal im ganzen Oriente sich den meisten Ruhm erworben hatte.

Er hieß Archelaus, und gab sich für einen Sohn des großen Mithridates aus, wiewohl er eigentlich nur der Sohn seines vornehmsten Feld-

* Strabo libr. XVII. Suet. in Vespas. c. 19.

herrn war. Als dieser Feldherr seinem Könige wegen einer Unterhandlung mit dem Sylla verdächtig geworden war: so hatte derselbe geglaubt, daß er seinen Herrn ändern müßte, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Er hatte sich also unter den Schutz der Römer begeben, und von ihnen große Güter nebst dem Namen eines Freundes und Bundesgenossen erhalten*. Sein Sohn hatte gleichfalls ihre Parthey nach dem Beyspiele seines Vaters genommen, und war von dem Pompejus zur Belohnung eines ihm geleisteten Dienstes zum Fürsten von Comagen gemacht worden. Weil er mit dem Gabinius eine enge Freundschaft zu der Zeit schon aufgerichtet hatte, da derselbe noch unter andern Feldherren in diesen Provinzen gedient hatte, so hatte er sich, sobald Gabinius in Syrien als Proconsul angelangt war, zu ihm begeben, in der Absicht, ihn in den Krieg wider die Parthen zu begleiten, und daselbst von der Erkenntlichkeit der Römer durch neue Dienste neue Belohnungen und Herrschaften zu verdienen. Allein der Senat hatte nicht darein gewilligt, und da die Königinn von Aegypten um eben diese Zeit Ansuchung um ihn gethan hatte, war er in aller Stille von dem Gabinius weggegangen, sich mit ihr zu vermählen, weil er leicht urtheilen konnte, daß die Römer solches nicht zugeben würden, wenn sie Nachricht davon hätten.

Ungefähr sechs Monate nach dieser Vermählung gegen das Frühjahr, im 698. Jahre der Stadt Rom und unter dem zweyten Consulate des Pompejus

* Strab. lib. XII. Plutarch. in Syll.

pejus und Crassus überließ Gabinius die Aufsicht über seine Provinz mit wenig Kriegsvölkern seinem noch sehr jungen Sohne *, und trat mit seiner Armee den Zug nach Aegypten durch Palästina an. Hier leistete ihm Antipater, der Vater Herodes, des Großen, welchem er nach dem darinnen geendigten Kriege die oberste Gewalt in diesem Lande gegeben hatte, allen nur möglichen Beystand. Die größte Schwierigkeit, die vornehmlich zu überwinden war, bestund darinnen, daß die Armee nothwendig an der Grenze von Aegypten entweder durch weite Sandwüsten, die voll Schlangen waren, oder längst an den Morästen der sirbonidischen See hinziehen mußte, wo nirgends ein Tropfen süsses Wasser anzutreffen war. Allein Antonius, der mit der Reuterey vorausgegangen war, machte der übrigen Armee den Weg so frey, daß sie glücklich zu Pelusium ankam.

Dieses war eine große, feste und sehr bevölkerte Seestadt, welche dem ganzen Königreiche, so zu sagen, zur Schutzmauer diente, und der Schlüssel zum Reiche von der Seeseite her war. Allein weil sie vornehmlich von Jüden bewohnt und vertheidigt wurde, welche die Nachbarschaft und die bequeme Lage zur Handlung dahin gelockt hatte, so war es dem Antipater durch das Ansehen, worinnen er bey ihnen stund, sehr leicht, sie zur Uebergabe der Stadt zu vermögen.

Ptolomäus, der vor Freuden und Zorn ganz ausser sich war, wollte alle Aegyptier durch die

* Dio l. XXXIX. Liv. lib. CV. Hegeſ. lib. I. c. 21. Plut. in Anton.

Schärfe des Schwerdts hinrichten lassen. Allein Antonius verhinderte ihn daran, und nachdem die Armee einige Zeit darauf ausgezogen war, und sich in zwey verschiedne Heere getheilt hatte, traf sie an eben dem Tage auf das von dem Archelaus angeführte ägyptische Kriegsheer, welcher geschlagen und gefangen genommen wurde.

Nunmehr war es dem Gabinius sehr leicht, diesem Kriege auf einmal ein Ende zu machen, wenn er diesen König, auf den die Aegyptier und ihre Königinn alle ihre Hoffnung gesetzt hatten, sorgfältig bewachen ließ *. Allein er befürchtete, daß Ptolomäus, wenn er ihn so geschwind auf den Thron setzte, daher einen Vorwand nehmen möchte, seine Zusage zu brechen und ihn nicht völlig zu bezahlen. Er hielt es also für zuträglicher, von seinem Gefangnen ein großes Lösegeld anzunehmen, und ihm, in Betrachtung ihrer alten Freundschaft, seine Flucht zu erleichtern.

Hierauf ließ er seine Flotte den Nilstrom hinaufseegeln, wo sie sehr bald auf die ägyptische Flotte traf und sie schlug. Von hier zog er mit seiner Armee zu Lande gegen Alexandrien. Archelaus, der dahin zurückgekehrt war, rückte mit seinem Kriegsheere aus der Stadt heraus, und ihm entgegen. Als dasselbe sich lagern, und zur Befestigung des Lagers Graben aufwerfen sollte, fiengen die Aegyptier an, laut zu schreyen **, daß er die Söldner auf öffentliche Unkosten diese Arbeit thun lassen sollte. Sie können sich leicht vorstellen, daß sich diese Soldaten dawider setzten. Archelaus,

* Dio. lib. XXXIX. ** Valer. Max. lib. VIII. c. 1.

laus, der sich ohne Zweifel noch mehr, als sie dawider setzen mochte, ließ sich tödten, und Antonius, der sein Freund zu der Zeit geworden war, da derselbe sich bey dem Gabinius aufgehalten hatte, ließ diesen unglücklichen Prinzen unter den Todten aufsuchen und königlich begraben.

Gabinius ließ in Alexandrien starke Besatzungen von Galliern und Deutschen unter römischen Befehlshabern zurück. Ptolomäus, der sich auf diese Weise in seine Staaten wieder eingesetzt sah, ließ die Königinn seine Tochter und die Reichsten des Volkes unter dem Vorwande, daß sie den Aufruhr befördert hätten, umbringen; wirklich aber that er solches, um sich ihrer Güter zur völligen Bezahlung des Gabinius bedienen zu können*. Die Aegyptier erduldeten alle diese Gewaltthätigkeiten, ohne zu murren. Allein einige Tage darauf konnte sie, als ein römischer Soldat aus Versehen eine Katze umgebracht hatte, weder der Furcht vor dem Gabinius, noch das Ansehen des Ptolomäus zurückhalten, denselben auf der Stelle in Stücken zu hauen, um dadurch die ihren Göttern zugefügte Beschimpfung zu rächen.

Das ist, sagte ich bey diesen Worten, weil ich sah, daß Cäsarion zu sprechen aufhörte, eine Begebenheit, die vom Anfange biß zum Ende sonderbar ist. Die Schicksale dieses unglücklichen Königes sind in der That seltsam. Aber wollen sie mir nicht sagen, ob ihm nachher nichts Außerordentli-

* Caes. lib. III. de bell. civ. Liv. libr. CV. Strab. lib. XII. Cicer. in Pis. Id. ad Attic. lib. IV. ep. 9. Dio lib. XXXIX.

ches mehr begegnet ist? Man weiß seit der Zeit nichts besonders von ihm, außer daß er einem armen römischen Ritter, Cajus Rabirius Posthumus genannt, der ihm die meisten zu Rom erborgten Summen entweder vorgestreckt, oder für ihn aufgenommen, und sich nun nach seiner Wiedereinsetzung zu ihm begeben hatte, die Wiederbezahlung desselben zu fodern, anfangs zu verstehen gab, er verzweifelte daran, daß er ihn würde bezahlen können, wo er nicht die Verwaltung seiner Einkünfte über sich nehmen wollte, bey welcher er sich nach und nach selbst vermittelst seines Fleißes wieder bezahlt machen konnte; nachgehends aber, als dieser unglückliche Gläubiger diesen Vorschlag, aus Furcht, seine Schuld ganz zu verlieren, angenommen hatte, einen Vorwand fand, ihn gefangen setzen zu lassen. Es half ihm nichts, daß er unter die ältesten Freunde des Cäsars gehörte, und daß Pompejus gewissermaßen selbst Bürge für diese Schuld geworden war; denn Ptolomäus hatte dieselbe in seiner Gegenwart und durch seine Vermittelung in einem Lusthause desselben bey Alba aufgenommen, und die gewöhnliche Schuldverschreibung eben daselbst von sich gestellt.

Unterdessen hatte Rabirius von Glück zu sagen, daß er kurz darauf aus seinem Gefängnisse und aus Aegypten in noch elendern Umständen, als die waren, in denen er sich in seiner Ankunft daselbst befunden hatte, entfliehen konnte. Sein Unglück wurde vollkommen, als er gleich nach seiner Zurückkunft nach Rom gerichtlich angeklagt wurde, daß er dem Ptolomäus zur Bestechung des Sena-

Senates durch die Geldsummen geholfen, die er ihm zu dem Ende geliehen; daß er die Würde eines römischen Ritters durch das Amt, das er in Aegypten übernommen, entehrt, und einen Theil des Geldes gezogen hätte, das Gabinius, mit dem er sich verstanden haben sollte, von dem ägyptischen Könige empfangen hatte*. Die vortreffliche Rede, welche Cicero zu seiner Vertheidigung hielt, und die Zeit erhalten hat, ist ein ewiges Denkmaal von der Undankbarkeit und Verrätherey dieses unwürdigen Königes. Er starb in dem ruhigen Besitze Aegyptens, kurz nach dieser schändlichen That, ungefähr vier Jahre nach seiner Wiedereinsetzung auf den ägyptischen Thron**. Von seinem Testamente, dessen Gewalthaber das römische Volk seyn sollte***, wurde eine authentische Abschrift nach Rom gebracht und in den öffentlichen Schatz verwahrlich niedergelegt. Er beschwor darinnen den Senat im Namen aller Götter, welche zu Zeugen ihres beyderseitigen Bundes genommen worden waren, daß derselbe die Einsetzung seines ältesten Sohnes, der nachher Dionysius genannt wurde, und der schönen Cleopatra, seiner ältesten und lebenden Tochter zu Erben seines Reiches genehm halten möchte. Ihnen beyden war zugleich in dieser seiner letzten Verordnung anbefohlen, daß sie sich nach der Gewohnheit ihres Landes mit einander vermählen sollten****. Man findet auch, daß Pompejus von dem römischen Volke diesem jungen Könige zum Vormunde

* Svet. in Claud. c.16. ** Cicer. ad Famil. lib. VIII. ep. 4.
*** Caes. de bell. civil. lib. III.
**** Dio libr. XXXXII. Luc. lib. X.

verordnet worden, welcher ihn einige Jahre nachher so schändlich umbringen ließ. Das ist in wenig Worten alles, so beschloß Cäsarion seine Erzählung, was uns von dem Leben und den Schicksalen dieses Königes übrig geblieben ist, dessen größter Ruhm der Name eines guten Flötenspielers war.

Für einen Flötenspieler, sagte ich hierauf, verstand er seinen Vortheil noch gut genug. Wenn ich alle Umstände erwäge, so konnte er seinem Unglücke nicht besser ausweichen, und er wußte zur rechten Zeit grausam, verschwenderisch und geduldig zu seyn. Vornehmlich weis ich es ihm Dank, daß er den Gabinius zu seiner Wiedereinsetzung überredete, und wenn ich nicht befürchtete, Ihre Güte zu misbrauchen, so würde ich sie bitten, mir den endlichen Ausgang dieser Sache zu erzählen.

Sie nahm einen Ausgang, wie sie ihn nehmen konnte, versetzte Cäsarion. Die Corsaren machten sich die Abwesenheit des Gabinius zu Nutze, verwüsteten seine Provinz, ohne daran gehindert zu werden, und die Pachtinnhaber der benachbarten Provinzen konnten eben so wenig, als die syrischen, ihre gewöhnlichen Geldlieferungen während dieser Zeit thun, aus Furcht, geplündert zu werden; also waren sie genöthigt, in Rom grosse Summen auf starke Zinnsen aufzunehmen, damit sie zur bestimmten Zeit dem öffentlichen Schatze das Geld liefern konnten, welches sie zu bezahlen schuldig waren **.

Die

* Eutrop. lib. VI.
** Dio lib. XXXIX. Cicero ad Quint. Fr. lib. III. ad Attic. lib. IV. ep. 16.

Die erste Nachricht, die von der Wiedereinsetzung des Ptolomäus nach Italien kam, erhielt man in den Bädern zu Puteoli, wohin viele Römer so wohl der Gesundheit als des Vergnügens wegen zu gehen pflegten *. Von hier wurde sie sogleich nach Rom gebracht, wo alle die Klagen, die man wider den Gabinius zu führen hatte, von denen, welchen daran gelegen war, unter dem Volke ausgebreitet wurden. Dadurch bereitete man die Römer zu dem Entschlusse vor, diesen Proconsul bey seiner Zurückkunft auf eine exemplarische Art zu strafen. Die Patres Conscripti waren die ersten, welche die obrigkeitliche Personen, die über seine Verbrechen zu erkennen hatten, zu Beobachtung ihrer Pflichten aufmunterten, und man sprach durchgehends, daß er zum wenigsten zum Tode verurtheilt werden würde **. Er hatte dem Senate von seinem Feldzuge nach Aegypten keine Nachricht gegeben, weil er wohl begriffen hatte, daß diese Nachricht noch übler aufgenommen seyn würde, als ehedem sein Schreiben von seinem Feldzuge wider die Jüden. Und als der Consul, Crassus, der ihm in Syrien nachfolgen sollte, einen von seinen Legaten dahin geschickt hatte, daß er in seinem Namen Besitz von dieser Provinz nehmen sollte: so hatte Gabinius, das Maas seiner Verwegenheit und Unbesonnenheit vollzumachen, sich geweigert, seiner Landpflegerschaft zu entsagen, obgleich seine Zeit schon verflossen war.

Doch

* Cicer. pro Planc. ad Attic. lib. IV. ep. 10.
** Dio lib. XXXIX.

Doch so groß auch fur den Crassus diese Beschimpfung war: so fiel doch dem Gabinius seine Besänftigung nicht schwer, da derselbe das Geld mehr, als seine Ehre liebte. Dieses gieng so weit, daß Crassus, als Cicero darauf im Senate den Vorschlag gethan hatte, den Orakelspruch der Sibylle noch einmal öffentlich bekannt zu machen, damit die Gemüther desto mehr aufgebracht werden möchten, sich eben so stark, als Pompejus dagegen setzte, und beyde in ihrer Hitze wider den Cicero so weit giengen, daß sie ihm seine Verweisung ins Elend vorrückten. Sie können sich leicht vorstellen, was ihnen dieser Redner, der nur Gelegenheit suchte, darüber zu sprechen, für eine Antwort gab. Ein solcher Vorwurf brachte ihn mehr auf, als daß er dadurch hätte abgehalten werden sollen. Da ihr Consulat bald darauf zu Ende gieng, so brachte er es auch wirklich dahin, daß diese Sache wieder vorgenommen, und in Erwägung gezogen wurde.

Domitius und Appius, die in diesem Jahre zum Consulate gelangten, waren dem Gabinius nicht so ergeben, als Crassus und Pompejus. Domitius welcher wider des Pompejus Willen zu dieser Würde erhoben worden, war dieser Ursache wegen sein Feind. Appius war zwar mit demselben verwandt; allein er wollte den Ruhm haben, daß er ein Freund und Vertheidiger des Volkes und seiner Rechte wäre, und weil er sonst sehr eigennützig war, so hatte er auch Lust, den Gabinius zu nöthigen, daß er seinen Schutz erkaufen sollte. Also

so wurde einmüthig beschlossen, das Orakel öffentlich von neuem bekannt zu machen.

Obgleich Gabinius im Anfange des 699sten Jahrs aus seiner Provinz vom Crassus selbst vertrieben worden war, der sich noch vor dem Ende des vorigen Jahres dahin begeben hatte, Besitz davon zu nehmen: so eilte er doch nicht mit seiner Zurückkunft nach Rom. Der Zorn des Volkes sollte erst ein wenig erkalten, und er wollte gern seinen Freunden Zeit genug zur Bestechung seiner Richter und Ankläger lassen, wie er denn zu dem Ende unzählige Geldsummen vorausgeschicket hatte. Als er aber erfuhr, daß sein Außenbleiben die Gemüther nur noch mehr wider ihn erbitterte, da er sie dadurch zu besänftigen hoffte, und daß die Tribunen voll Unwillen wider seine Künste ihn in seiner Abwesenheit verdammen lassen wollten: so reiste er endlich ab, und streute auf dem Wege aus, daß er bey dem Senate wegen seiner beyden Feldzüge wider Judäa und Aegypten um die Ehre des Triumphes anhalten würde.

Er begab sich auch, als er den neunzehnten September nahe bey Rom angelangt war, wirklich nicht sogleich in die Stadt, sondern hielt sich einige Meilen vor derselben auf, wie Feldherrn zu thun gewohnt waren, die auf einen triumphiren. Einzug Anspruch machten. Allein man erfuhr das sobald nicht, als er einmal über das andre dreyer Verbrechen wegen ordentlich vor Gerichte angeklagt wurde. Man beschuldigte ihn des Verbrechens wider den Staat, das er durch die Wiedereinsetzung des Königes begangen haben sollte; ferner des Peculats

culats, weil er Syrien so gedrückt hatte, und endlich klagte man darüber, daß er fünf Jahre vorher die Stimmen zu seinem Consulate erkauft haben sollte *.

Diese Anklagen nöthigten ihn, seine Ansprüche auf die Ehre des Triumphs aufzugeben. Er kam also, sich zu vertheidigen, den sieben und zwanzigsten September in der Nacht und in dem schändlichsten Aufzuge nach Rom, in welchem nur jemals ein Proconsul aufgezogen seyn mochte. Den Morgen darauf erschien er zu Folge der Vorladung, die er erhalten hatte, vor dem Prätor, der bey dem Gerichte über sein Staatsverbrechen den Vorsitz hatte, und eine Person von überall bekannter Rechtschaffenheit und Standhaftigkeit war. Zehn Tage darauf mußte er gewöhnlichermaßen in dem Senate erscheinen, Red und Antwort von seinem Proconsulate zu geben. Er that solches mit wenig Worten. Wie er aber sich gleich darauf hinweg begeben wollte, wurde er von den Consuln davon zurückgehalten, und man ließ die Pachtinnhaber von Syrien hereinkommen, um ihn zur Verantwortung auf ihre Klagen zu nöthigen. Weil Cicero für sie sprach, so vertheidigte sich Gabinius weiter nicht, als daß er ihn mit zitternder Stimme einen Verwiesnen nannte. Allein der ganze Senat gab seinen Unwillen über dieses Wort zu erkennen, stund auf, als wenn es abgeredet worden wäre, und nahte sich ihm, ihm ein Still-schwei-

* Ascon. in Cicer. orat. in Pison. Cicer ad Quint. Fr. lib. III. ep. 1. 2. 3.

schweigen zu gebieten*. Die Publicani bezeug- ten zugleich ihren Unwillen, und der Consul Ap- pius, der sich auch als seinen Ankläger meldete, be- nennte die Zeugen und die Mitschuldigen an dem Verbrechen des Gabinius, ohne daß dieser ein ein- ziges Wort darauf sagte.

Vier Tage darauf erschien er vor dem Volke. Der Zusammenlauf war so groß, die ersten Be- wegungen des Abscheues gegen ihn so heftig, daß wenig daran fehlte, daß er nicht erstickt, oder in Stücken zerrissen wurde. Besonders klagte ihn ein Tribun, Cajus Memmius sehr heftig, und mit einem allgemeinen Beyfalle an, daß er der Verur- theilung zum Tode oder zu einem ewigen Gefäng- nisse nicht entgieng, wo sich sein Sohn, der dabey gegenwärtig war, nicht zu den Füssen des Mem- mius hinwarf, um ihn für seinen Vater zu erwei- chen. Dieser Tribun war zwar unerbittlich und stolz wegen des glücklichen Erfolges seiner Unter- nehmung; er ließ diesen unglücklichen Sohn vor sich auf der Erde liegen, ohne einmal auf ihn zu achten: aber das Volk, das weniger standhaft in seinem Zorne war, ward bey diesem traurigen Schauspiele zum Mitleiden bewogen, und diese ihm so günstige Bewegung unter dem Volke mach- te einen andern Tribun, den Gabinius gewonnen hatte, so kühn, daß er sich seiner annahm, wel- ches er bisher noch nicht gethan hatte, und den Lictoren, die ihn schon ergriffen hatten, befahl, ihn loszulassen.

Weil

* Valer. Max. libr. 8. c. 1.

Weil das Volk bey dieser Sache den ordentlichen Richtern, wie solches wohl zuweilen seine Gewohnheit war, nicht vorgreifen wollte, so wurde dieselbe einige Tage darauf vorgenommen, und der Zusammenlauf bey dem Richterstuhle des Prätors war nicht schwächer, als auf dem großen Marktplatze. Die Anzahl der Richter erstreckte sich auf siebenzig, welche theils aus dem Senate, theils aus dem Orden der Ritter, theils von den Tribunen des öffentlichen Schatzes dazu erwählt worden waren. Gabinius hatte verschiedne Ankläger; derjenige aber, der für die andern das Wort führte*, versah dieses Amt so schlecht, daß ihn alle Welt im Verdachte hatte, daß er sich sowohl als die Richter, welche dem Beklagten sehr günstig waren, von dem Gabinius hätte bestechen lassen. Pompejus verabsäumte zu seinem Besten nichts. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, ihn mit dem Cicero wieder auszusöhnen, und sogar diesen Redner zu bewegen, daß er seine Vertheidigung über sich nehmen möchte; doch dasmal war seine Mühe vergeblich. Cicero konnte nicht einmal so viel für ihn thun, daß er sich dem Zeugniße wider ihn hätte entziehen können.

Man sagte zu seiner Vertheidigung; der Nutzen der Republik hätte die Verjagung des Archelaus aus Aegypten nothwendig gemacht, weil er durch seine Flotte die römische Schiffahrt und Handlung auf den benachbarten Meeren beunruhigt und den Seeräubern allen Vorschub geleistet hatte, ihre Räubereyen wider die Unterthanen der Re-

* Cicer. ad Attic. lib. XV. ep. 16.

Republik ungeahndet auszuüben. Man behauptete sogar, daß dieser Feldzug dem Gabinius durch ein gewisses Gesetz zugelassen gewesen wäre, von welchem keine Nachricht mehr vorhanden ist; daß, alles aufs schlimmste genommen, der Orakelspruch nicht die gegenwärtige Angelegenheit beträfe*; daß der darinne beniemte Fall sich lange vorher in der Person des vorigen ägyptischen Königes zugetragen hätte, von welchem ich schon gesagt habe, daß er auch von seinem Throne vertrieben worden war, und den Senat um seinen Beystand ersucht hatte; daß endlich, wenn das Orakel auch seinen Nachfolger angehen sollte, von der Sibylle sebst nicht bestimmt worden wäre, was für eine Strafe diejenigen zu gewarten haben sollten, die ihn mit gewaffneter Hand wider ihr Gebot in sein Reich einsetzen würden; daß also niemanden das Recht zukäme, darüber zu urtheilen*.

Aber Gabinius würde sich mit allen diesen Ausflüchten nicht unterstanden haben, sich zu vertheidigen, wenn nicht damals die Rede gegangen wäre, daß man den Pompejus zum Dictator machen würde. Diese Sage war nicht ganz ungegründet. Die Wahl der Consuln, die gemeiniglich im Anfange des Augusts vorgenommen wurde, war bis gegen die letzten Tage des Octobers durch viele Künste, und wegen verschiedner eigennützigen Absichten, welche mit der Sache des Gabinius nichts gemein hatten, verschoben worden. Und weil diese

* Cicer. pro Rabir. Posth. ** Dio libr. XXXIX.

diese Hinderungen nicht von der Art waren, daß sie von sich selbst aufhörten, so glaubte man, man würde sich auf die in solchen Fällen allezeit gewöhnliche Weise helfen und einen Dictator machen müssen, dessen unumschränkte Gewalt alle andre zur Beobachtung ihrer Pflichten zwingen könnte.

Sie können leicht ermessen, daß in dem Falle niemand einen nähern Anspruch auf die Dictatur hatte, als Pompejus. Ob ihn gleich die Tribunen erst einige Monate nachher ausdrücklich und ordentlicher Weise dazu vorschlugen: so konnte doch schon allein die Rede, die im voraus unter dem Volke davon herumgieng, die Richter furchtsam machen, von denen die meisten weit unter ihm waren, und man muß sich wundern, daß sich noch zwey und dreyßig so rechtschaffne Leute darunter fanden, welche sich in diesen Umständen erkühnten, den Gabinius gegen acht und dreyßig, die ihn für unschuldig erklärten, zu verdammen. Unter andern stimmte Domitius Calvus mit einer Praleren von Partheylichkeit, wovon man noch kein Exempel gesehen hatte, mit lauter Stimme für den Verbrecher, da er doch seine Stimme, wie andre, nur zur geheimen Berathschlagung darüber hätte geben sollen. Einer darunter stund vor aller Welt auf, ehe noch die Seßion geendigt war, und so bald nur die Stimmen gezählt waren, um der erste zu seyn, der dem Pompejus diese Nachricht brächte*.

Das

* Cicer. ad Attic. lib. IV. ep. 16. ad Quint. Fr. lib. III. ep. 14.

Das ist ein glücklicher Bösewicht, unterbrach ich ihn! Eilen sie nicht zu sehr mit ihrem Urtheile, unterbrach mich Cäsarion wieder, warten sie das Ende ab, weil sie doch den ganzen Verlauf wissen wollen. Es fehlte wenig daran, so hätte das Volk in der ersten Bewegung seines öffentlichen Unwillens seine Richter in Stücken zerrissen. Einer von seinen Freygelaßnen, der bey ihm in Syrien in Bedienung gewesen, und als ein Mitschuldiger angeklagt worden war, mußte gleich darauf für ihn büßen. Denn als seine Sache eine Stunde darauf vor andern Richtern untersucht wurde, ward er mit einer desto größern Strenge verurtheilt, je mehr man darüber erbittert war, daß sein Herr für unschuldig erklärt worden war.

Indem dieses vorgegangen war, war der Tyberstrom auf einmal ausgetreten, und so heftig, daß er in Rom und den daranstoßenden Gegenden viele Häuser umgerissen hatte, wobey viele Menschen umgekommen waren*. Das Volk bildete sich ein, daß bey diesem Zufalle etwas übernatürliches wäre, und hielt ihn für eine göttliche Bestrafung der Verachtung, die Gabinius und seine Richter gegen den Orakelspruch der Sibylle bezeigt haben sollten.

Ich habe ihnen gesagt, daß er dreyer Verbrechen wegen angeklagt wurde. Da er nun von dem Verbrechen wider den Staat freygesprochen worden war, wurde er wegen des Peculats von dem Tri-

* Dio lib. XXXIX. Cicer. ad Quint. Fr. lib. III. ep. 7.

dun Memmius, der ihn schon vor dem Volke so heftig bedrängt hatte, von dem Tiberius Nero, dem Vater des Kaisers, der nachher diesen Namen führte, und von dem Cajus und dem Lucius, den Brüdern des Antonius, der nachher Triumvir wurde, und die Reuterey des Gabinius geführt hatte, von neuem verklagt. Der große Cato, dessen Unterredung mit dem Ptolomäus zu Rhodus ich ihnen erzählt habe, hatte als Prätor bey diesem Gerichte den Vorsitz. Er war zeither krank gewesen, und dadurch war die Entscheidung dieser Sache aufgehalten worden. Diesesmal hatte er auch andre Richter. Allein Gabinius glaubte so sehr außer aller Gefahr zu seyn, daß er sich nicht einmal um ihre Bestechung Mühe geben wollte.

Die Anschaffung des nöthigen Getraides, welche Pompejus noch zu besorgen hatte, hatte ihn gezwungen, aus Rom zu gehen, der Verwüstung abzuhelfen, welche durch die Ueberschwemmung des Tyberstromes in den fruchtbarsten Gegenden Italiens angerichtet worden war, der eine unglaubliche Menge von Getraide entweder mit sich fortgerissen oder verderbt hatte: so bald er aber von der neuen Gefahr des Gabinius benachrichtigt wurde, eilte er der Stadt so nahe zu seyn, als ihm möglich war, um seine Rettung noch einmal zu versuchen. Weil er seiner Bedienung wegen nicht nach Rom hinein durfte, ließ er das Volk außer den Mauern zusammen kommen, um über diese Angelegenheit eine Rede an dasselbe zu halten. Er verlas daselbst die Briefe des Cäsars öffentlich, worinnen er ihm

den

den Gabinius auf das stärkste und nachdrücklichste empfahl, und er bewog, damit er nichts unversucht liesse, so gar den Cicero zu seiner Vertheidigung, der seiner Schwachheit und Unbeständigkeit wegen den Namen eines **Ueberläufers** davon trug*.

Wie ich sehe, unterbrach ich ihn, so war Pompejus in der Freundschaft so hitzig, als Cicero seine Feindschaft leicht aufgeben konnte. Pompejus, versetzte **Cäsarion** darauf, hatte, wie alle Ehrsüchtigen, den gemeinen Grundsatz, worinnen fast alle Wissenschaft der heutigen Staatskundigen enthalten ist, daß man nämlich, ohne viele Ueberlegung in der Wahl seiner Feinde oder Freunde, ein hitziger Freund und ein grausamer Feind seyn müsse. Aber weder er noch sie würden sich ihrer Freunde wegen so eifrig bemühen dürfen, wenn es blos rechtschaffne Leute wären. Nur für Lasterhafte müssen sie alles ihr Ansehen und alle ihre Gewalt anwenden. Wenn einem ehrlichen Manne ein widriger Zufall begegnet, so sind die gewöhnlichen Mittel hinlänglich, ihn daraus zu reißen. Also ist diese Standhaftigkeit und diese außerordentliche Hitze, mit welcher man Lasterhafte beschützt, mehr zu verabscheuen, als zu loben, weil sie nur Eitelkeit oder Eigennutz zum Grunde und Ungerechtigkeit zum Endzwecke hat.

Stille mit dieser Ausschweifung, wenn sie wollen, unterbrach ich ihn wieder. Ich möchte gern wissen, ob Gabinius zu diesem zweytenmale frey-

* Valer. Max. lib. IV. c. 2. Cicer. pro Rabir.

gesprochen oder verdammt worden ist. Er wurde, antwortete Cäsarion, zu einer beständigen Verweisung ins Elend verdammt, und seine Güter wurden, des Ansehens des Pompejus und der Beredtsamkeit des Cicero ungeachtet, eingezogen. Allein Cäsar, der ihn für einen von den größten Römischen Feldherren hielt, rief ihn, als er sich sechs Jahre darauf zum Herrn über die Republik gemacht hatte, sogleich aus seinem Elende zurück, und machte ihn zum Feldherrn über eine kleine Armee in Illyrien, wo er, nachdem ihn die Barbaren des Landes geschlagen und gezwungen hatten, nach Salone zu flüchten, kurze Zeit darauf krank wurde und starb.

Ende des zweyten Tages.



An

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Damon.

Ist unter allen fröhlichen Sterblichen,
Freund, auch nur einer, welchen der Himmel mehr,
Als dich, mit seinen Freuden seegnet,
Glücklichster Ehmann, und nun auch Vater!

Ist auch nur einer unter den Wenigen,
Die Gott des Glückes würdigt, geliebt zu seyn,
Der mehr geliebt wird, als dich, Damon,
Deine getreue Dorinde liebet?

Mehr liebt nicht Chloens zärtlicher Ungestüm,
Nicht Daphnens Unschuld, welche ganz Liebe wird,
Nicht der geprüften Doris Treue,
Oder Selindens verlohrne Großmuth.

Noch mehr geliebt seyn, wäre nicht Liebe mehr,
Und die Vergöttrung eines, der sterblich ist!
Nur dem gebührt mehr, dessen Odem
Seelen entstehn hieß, die lieben können.

Schon ist ein ganzes Jahr voll Entzückungen
Dir in Dorindens Armen dahin geflohn.
Was ist ein Leben ohne Liebe
Gegen ein einziges Jahr voll Liebe?

Und, Freund, von welchen neuen Empfindungen
Sanft überwältigt, zitterst du, Glücklicher!
In der Umarmung deiner Tochter,
Einer Unsterblichen, die dein Kind ist!

Das Allergrößte, welches die Liebe schenkt,
Und die Erfüllung aller der Hoffnungen,
Und die Belohnung aller Sorgen,
Welche nur liebende Herzen kennen!

Welch ein erhabner, großer Gedank ist das,
Vor allen andern, welche die Seele denkt,
Ein Vater seyn! Freund! Welche Würde!
Macht sie Dorinden dir nicht noch theurer?

Wohl dir, Geliebter, daß du so zärtlich bist!
Freund, meine Muse seegnet dich! Ihr Gesang
Tönt von dem Glück erhabner Herzen.
Gähnender Pöbel, entflieh, und schlummre

Wenn einen Jüngling mächtig die Lieb ergreift,
Die reine Liebe, welche den Geist erhebt,
Und in dem umgeschaffnen Herzen
Alle Begierden der Wollust tödtet:

Wenn ihr sein Leben, lauter und unschuldsvoll,
Nur edlen Sorgen heilig, vorüber fließt,
Dem Bache gleich, der sich harmonisch
Mitten durch Rosengebüsche fortrauscht:

Wie glücklich bist du, liebender Jüngling, schon!
Selbst deine Schmerzen strömen dir Freude zu,
Auch ehe noch dein bittend Auge
Von dem gefälligen Aug erhört wird.

Wie glücklich bist du! Glücklicher wirst du seyn,
Wenn deine Schmerzen deine Geliebte theilt,
Wenn dir ein viel verrathend Auge
Ihre vergeltende Liebe zuwinkt;

Wenn nun die Stunde, welche sie fürchtete,
Sie überschleichet, eh sie bewaffnet ist,
Und ihren unverwahrten Lippen
Ihre geheimsten Verlangen wegstielt;

Wenn schon die Wollust erster Umarmungen
Viel Wünsche sättigt, aber noch mehr erweckt,
Wenn ihr euch liebt, es wißt, es saget,
Und es euch tausendmal wiederholet:

Wie glücklich bist du! Aber die Stunde schlägt,
Und wird euch trennen! Stunde der Mitternacht,
Du reißest den geliebten Jüngling
Weg von den Augen des besten Mädchens!

Von ihr verlassen, einsam, und unruhvoll,
Sitzt er und seufzet, wünschet und wacht sich matt.
Sein Schlaf ist Angst, sein Traum ist Sehnsucht,
Und ein Geseufze sein Othemholen.

Der Tag kömmt wieder. Aber ein schwarzer Tag!
Die Nacht war besser! Hoffe nur nicht auf ihn,
O Jüngling! Er erweckt dein Leiden;
Aber er bringet dir nicht dein Mädchen.

Ach, wie viel Wünsche lehret die Liebe dich,
Viel heiße Wünsche, welche sie nicht erfüllt!
Wie ist oft deine ganze Liebe
Eifersucht, Ungeduld, oder Sorge!

Allein, er kömmt schon, jener erseufzte Tag.
Er kömmt; dir wird nun jeglicher Wunsch Genuß.
Sie ist nun dein, und sie umarmt dich
Mit den Entzückungen eines Weibes!

O welche Freuden heitern dein Leben auf!
Dein zärtlichs Auge suchet umsonst sie nie.
Sie ist das letzte, was du siehest,
Wenn es zu Träumen von ihr sich zuschließt.

Entschlummre ruhig! Wenn du erwachen wirst,
Wird sie dem Auge wieder das erste seyn,
Und, halb noch schlummernd, schon doch lächeln,
Ihren Geliebtesten anzutreffen.

Durch süsse Sorgen, welche nur Liebe sind,
Und nicht mehr Unruh, oder geheimer Gram,
Bezeichnet ihr von eurem Leben
Jegliche Stunde mit eigner Freude.

Ist nun kein Glück mehr, welches du hoffen kannst,
Kein dir noch fremdes, größers Entzücken mehr?
Nur noch ein einzigs; sey auch Vater,
Lerne das fühlen, was Damon fühlet.

Lern erst mit Zittern deiner Geliebten Grab
Von fern erblicken. Sey von dem schröcklichsten
Von allen quälenden Gedanken
Täglich geängstiget, und verbirg ihn.

Und übersteh es, werde dafür belohnt!
Sieh nun dich selber und dein geliebtes Weib
Noch einmal leben! Sey ganz Freude!
Lerne noch edler und mehr sie lieben.

Wie unaussprechlich liebet sie, Vater, dich
In deinem Kinde! Welche Begeistrungen
Erschüttern sie! Sie jauchzet muthig
Ueber die Freude, dir zu gebähren.

Mit ihr vereine deinen getreusten Fleiß,
Die zarte Seele, wenn sie empfinden lernt,
Durch ein Gefühl der schönen Tugend
Ihrer Unsterblichkeit werth zu machen.



* *

An den

Herrn Professor Gellert.

Wie lange muß ich dich noch, empfindender Gellert, entbehren?
Vergebens sucht dich mein wartender Blik.
Bald trennt uns der Schickung Gewalt, bald seh ich mit sehnlichen Zähren
Nach Leipzigs glücklicherm Himmel zurück.

So bald der künftige Lenz, die Hoffnung einsamer Hayne,
In jugendlich fröhlichen Fluren wird blühn,
Dann lächelt die ganze Natur. Doch ach! da werd ich alleine
Gezwungen zur traurigen Einsamkeit fliehn.

Wie reizend wird nicht ein Schwarm von schmeichelnd geselligen Winden
Der Schönen bräunliche Locken durchwehn!
Wie reizend werdet ihr blühn, freundschaftlich beschattende Linden!
Doch ach! ich werd euer Blühen nicht sehn!

Dann

Dann wecket kein munterer Ton die Saiten der staubichten Leyer
Dann hängt sie vergessen an Buchen, und schweigt.
In Träumen nur seh ich dich noch, entzückt durch das heilige Feuer,
Das Dichtern der Zukunft Entfernungen zeigt.

Erlaubt dem begierigen Blick, der Zeiten Nacht zu durchdringen!
Wen seh ich? O Göttinn im dichtrischen Hayn!
O, wer ist würdig genug, o Brühl! dich einst zu besingen?
Und wer von dir besungen zu seyn?

Ich seh, o Gellert, ich seh der Nachwelt künftige Schönen
Dein Grab mit aufblühenden Rosen bestreun.
Dryaden umtanzen es froh! Ein später Freund der Camönen
Begießt es mit itzo gewachsenem Wein!

Entweich, unheiliges Volk vom Hayn, wo der Liebling der Musen,
Die Asche des Dichters der Zärtlichkeit ruht!
Es fühle, wer sich nur naht mit Schauer im bebenden Busen,
Der Dichtkunst heilig entzückende Glut!

* * * * * * * * * * * * * * * *

An Daphne.

Noch von den Küssen berauscht, die erst vor einer Stunde
Ich meiner Daphne nahm,
Und von dem mächtigen Kuß, mit welchem meinem Munde
Ihr Mund entgegen kam;

Jauchzt meine Seele voll Muth und jugendlicher Liebe,
O meine Daphne, dir.
So jauchzt ein fröhliches Lied, und jeder meiner Triebe
Empfindet dich in mir.

Schon hält die Stille der Nacht die Sterblichen gefangen,
Und drückt ihr Auge zu.
Nur mich schützt wider den Schlaf die Lieb, und ihr Verlangen
Und, meine Daphne, du!

Die Augenblicke, die mir, ach! viel zu schnell! verschwinden,
Die uns die Liebe giebt,
Die Augenblicke will ich noch einmal nachempfinden.
Der schlummre, der nicht liebt!

Du

Du bist nicht von mir getrennt! Noch ruh ich mit Entzücken
An deiner treuen Brust,
Und meine Seele trinkt noch aus deinen sanften Blicken
Den Ueberfluß der Lust.

Und meine Seele hört noch, sich selber gern entrissen,
Der Worte Harmonie.
Sie lispeln Liebe mir zu. Ich wag es, dich zu küssen,
Und unterbreche sie.

Und ich vergesse des Glücks, des Reichthums und der Ehre;
Denn, Daphne, du bist mein.
Nun, Daphne, schein ich mir selbst, weil ich dir zugehöre,
Nicht sterblich mehr zu seyn.



Von

* *

Von der
argwöhnischen Furcht.

Unter den mannichfaltigen Wohlthaten, welche die menschliche Natur ihrem gütigen Urheber zu danken hat, ist die Furcht, diese vorläufige, oder wenn ich mich so stark ausdrücken darf, diese weissagende Empfindung herannahender Uebel, nicht eine von den geringsten. Da wir größtentheils durch unsere eigene Schuld unzähligen Gefahren ausgesetzt sind, so würden wir uns unaufgehalten hineinstürzen, wenn wir nicht so oft von ihr erinnert würden, an dem Rande unsres Unglückes noch stille zu stehen, und zurückzueilen, wenn wir die Augen geöffnet und den Abgrund erblickt haben. Wie unterdessen die Hoffnung, wenn sie nicht gehörig regiert wird und vernünftig ist, einen Menschen zum Thoren machen kann: so kömmt auch aller Nutzen, den man von der Furcht zu erwarten hat, auf ihre richtige Bestimmung an. Damit sich der Mensch nicht vor allem fürchte, was zukünftig ist, und sich nicht oft selbst vor seinem Glücke entsetze, das ihn aufheitern und durch Hoffnung und Zuversicht freudig machen sollte: so muß er seine Furcht vernünftig zu machen suchen, und wahre Uebel sorgfältig von eingebildeten und scheinbaren Uebeln unterscheiden lernen. Alsdann wird sie Behutsamkeit und Vorsicht, und erhöht nicht

nicht allein seine Glückseligkeit, sondern gereicht ihm auch zur Ehre, da hingegen ein Mensch nicht genug zu beklagen ist, welcher ihr eine tyrannische Herrschaft über sein Gemüth verstattet, und in einem solchen sclavischen Zustande nicht einmal zu dem Gefühle gegenwärtiger Freuden fähig ist. Doch sie macht ihn nicht allein unglücklich, verschließt ihm nicht allein den Weg zu vielen Verdiensten, die man nicht ohne eine gewisse weise Freudigkeit und Kühnheit erlangen kann, sondern macht ihn oft noch lasterhafter, als elend. Der Argwohn, diese Furcht, daß man überall von Feinden, von Betrügern, von Lasterhaften umgeben sey, ist zuweilen ein Unglück, noch öfter ein Laster, allezeit aber ein Beweis, wie schädlich eine Furcht sey, die nicht durch Vernunft und Weisheit in ihre gehörigen Grenzen eingeschlossen wird.

Man findet wenig Argwöhnische, welche Mitleiden und Nachsicht verdienen, und die allermeisten sind entweder lächerlich, oder werth, dem gerechten Abscheue des menschlichen Geschlechtes Preis gegeben zu werden. Eine gewisse Art des Mistrauens ist nicht so wohl ein verirrter oder ausgearteter moralischer Trieb der Seele, als vielmehr eine Krankheit des Leibes, deren Cur den Aerzten überlassen werden muß. Ihre Quelle ist in der Milzsucht, in dem dicken Blute, und in der Schwäche des Körpers zu suchen. Die Erfahrung lehrt, daß viele Menschen, wenn sie ein hohes Alter erreicht haben, mistrauisch und argwöhnisch gegen andere zu seyn anfangen, da sie doch dieser Unvollkommenheit in denen Jahren, wo ihr Körper mit seinen Sinnen

stärker war, nicht beschuldigt werden konnten. Alsdann hat dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach in der Zerrüttung ihrer Leibeskräfte ihren Grund. Der Sittenlehrer hat solchen Argwöhnischen wenig Gesetze vorzuschreiben. Weil man aber nicht allezeit siech ist, und eine jede lang anhaltende Krankheit dem Menschen immer einige erträgliche Stunden läßt: so kann ein Moralist von dergleichen Patienten mit Recht verlangen, daß sie zum wenigsten in ihren gesündern Stunden mehr Vertrauen gegen ihre Nebenmenschen zeigen, und sich entschließen sollen, weil doch nicht alle Welt verbunden ist, mit ihnen krank zu seyn, sich unter ihrem Paroxysmus der menschlichen Gesellschaft lieber zu entziehen, als sie mit ihrem Verdachte zu quälen.

Aber wie sehr sind diejenigen zu beklagen, welche bey dem besten Herzen, und bey einer Gemüthsart, die von Natur nicht mistrauisch ist, ungeachtet sie bey ihrem Eintritte in die Welt alle Pflichten der Menschenliebe, der Leutseligkeit und Gefälligkeit gegen andre zu erfüllen suchten, dennoch immer das Unglück gehabt haben, so wenig Gegengefälligkeit unter den Menschen anzutreffen, und so oft in die grausamen Hände der Lasterhaften zu fallen, daß sie endlich an der Tugend und Rechtschaffenheit ihrer meisten Mitbürger zu zweifeln, und die Hoffnung, Menschen von edlern Charakteren anzutreffen, ganz aufzugeben, recht genöthigt worden sind! Es ist wahr, daß man niemals, man mag so oft hintergangen worden seyn, als man will, ein gegründetes Recht erhält, die Beleidigungen, die man von einzelnen Mitgliedern

der

der menschlichen Gesellschaft erduldet hat, als Beleidigungen zu betrachten, die uns von der ganzen Welt zugefügt werden. Allein da doch wirklich der größte Theil der Welt aus Betrug und Bosheit zusammengesetzt ist: so ist die Schwachheit, welcher auch der Tugendhafteste unterwürfig werden kann, sehr natürlich, daß man allezeit betrogen zu werden befürchtet, wenn man oft betrogen worden ist. Dergleichen Argwöhnische müssen entschuldigt werden, daß sie die Fehler ihrer Mitbürger für Bosheiten halten; denn die Lasterhaften haben schon lange die Kunst erfinden wollen, ihre größten Bosheiten in kleine nichtsbedeutende Versehen und Verirrungen der menschlichen Natur zu verwandeln. Auch verdienen solche Unglückliche Nachsicht und Vergebung, wenn sie nicht allein gleichgültige Handlungen andrer für Fehler ansehen, sondern auch in ihre gründlichsten Tugenden ein Mistrauen setzen, weil sie aus einer traurigen Erfahrung wissen, daß gemeiniglich der größte Bösewicht derjenige ist, welcher allen Schein des edelsten Charakters anzunehmen weiß. Sie verdienen Mitleiden und keine Vorwürfe. Denn wenn sie wirklich edel und erhaben zu denken gewohnt sind: so werden sie in ihrer finstersten Melancholie bloß so zurückhaltend seyn, als wenn sie von allen befürchteten, daß sie lasterhaft und Betrüger seyn könnten; niemals aber werden sie vergessen, dem menschlichen Geschlechte, dem sie so wenig Gutes zutrauen, Wohlthaten zu erzeigen. Sie werden allein unglücklich seyn, und niemanden neben sich unglücklich machen wollen, so unfähig

sie auch seyn mögen, ihren Nebenmenschen die kleinern Freuden des Lebens zu verschaffen, die man von ihnen gewiß erhalten könnte, wenn sie das Laster nicht zu furchtsam, zu scheu und zu ungesellig gemacht hätte. Aber alsdann werden sie aufhören, bloß unsers Mitleides werth zu seyn, wenn sie sich wegen ihres Unglückes durch einen allgemeinen Menschenhaß schadlos zu halten suchen, und so eitel werden, als sie mistrauisch und argwöhnisch sind.

Ein Argwöhnischer von der Art, welche mit Vorwürfen verschont werden muß, ist selten fähig, selbst mit dem, an dessen Tugend er schon nicht mehr zweifelt, eine vertrauliche Freundschaft aufzurichten. Der allergeringste Schein eines Fehlers macht seine Seele wider ihn aufrührisch, und kann das schwache Gebäude der Zuversicht, die er etwa gefaßt hat, in einem Augenblicke wieder niederreißen. Eine Wunde, die allein Jahre braucht, wenn sie nur verharschen soll, wie leicht kann diese wieder gereizt und erhitzt werden! Aber gelingt es endlich einem Rechtschaffnen durch lange Geduld und Ueberwindung seiner Eigenliebe, welche sich sonst der Ungeduld leicht überläßt, wenn sie nicht sehr bald erhört wird; gelingt es ihm durch einen ununterbrochnen Eifer der Zärtlichkeit, den nichts müde macht, das ganze Vertrauen eines solchen Argwöhnischen zu verdienen: wie glücklich muß er nicht durch ein Herz werden, das sich hinter so vielen Außenwerken vor Feinden und Freunden verschanzt hielt! Ein edelgesinnter Freund, der zwar die Welt für das hält, was sie ist, niemals aber viele und traurige Erfahrungen selbst davon erhal-

ten hat, kann einer in einem recht hohen Grade feurigen Freundschaft nicht so fähig seyn, als er, und sich seinem Freunde nicht mit einem so vollen Herzen überlassen, als er. Denn er kennt die Würde und Schätzbarkeit der Freundschaft bloß entweder aus den angenehmen Empfindungen, die sie in ihm hervorbringt, oder aus andern eben so würdigen Wohlthaten, die er ihr zu danken hat. Der Argwöhnische hingegen, der es nicht seyn würde, wenn seine Rechtschaffenheit nicht so viel von Lasterhaften gelitten hätte, die sich bald in seine Freunde, bald in Wohlthäter gegen ihn verstellten, schätzt das Glück der Freundschaft auch nach den bittern und schrecklichen Eindrücken, die man fühlt, wenn man lange Verfolgung, Verrätherey und Haß erduldet hat. Jedoch Argwöhnische von dieser Art sind nicht darum hauptsächlich zu beklagen, weil die Zahl der Rechtschaffnen klein ist, sondern weil, die Welt mag so schlimm beschaffen seyn, als sie will, wenige von ihnen in die traurigen Umstände gerathen, daß sie überall gehaßt und verachtet werden sollten.

Zuweilen geschieht es, daß ein Mensch, der seinen Werth zwar fühlt, dabey aber nicht die nöthige Kühnheit besitzt, ihn kennbar zu machen, argwöhnisch gegen andere Menschen wird, und sich die kränkende Vorstellung macht, daß sie Verdienste nicht zu schätzen und hervorzuziehen wissen. Sein Argwohn ist freylich nicht ganz ungegründet; allein ein Theil der Furcht kann auch auf ihn fallen. Es giebt blöde Verdienste; die Welt schätzt sie, wenn sie jemand aus ihrer Dunkelheit hervorruft; meistentheils aber ist sie gegen Tugendhafte

 unem=

unempfindlich, welche sich nicht auf eine Art, die ihnen anständig ist, zu zeigen wissen. Dergleichen Argwöhnische sollten die Blödigkeit und Sittsamkeit von einander unterscheiden lernen. Sie könnten geschäfftiger, dreister und unerschrockner seyn, als sie sind, ohne sich einer eiteln Pralerey dadurch schuldig zu machen. Unterdessen verdienen auch sie, nicht allein Vergebung zu erhalten, sondern auch aufgemuntert zu werden. Dergleichen furchtsame Gemüther fallen leicht, wenn sie von ihrem Argwohne gegen ihre Nebenmenschen zurückkommen, auf ein ungerechtes Mistrauen gegen sich selbst, ziehen ihre Kräfte in Zweifel, werden verdrossen, und hören nach und nach auf, Verdienste zu besitzen.

Wenn **Lucians Timon** seinen **Jupiter** lästert, und allen Menschen Tugend und Rechtschaffenheit abspricht; wenn er sich vornimmt, mistrauisch und argwöhnisch gegen alle Welt zu werden, alle für Feinde und Betrüger zu halten, den Tag als unglücklich anzusehen, wo er einen Menschen nur erblicken wird, und so gar die Worte, Freund, Gast, Vertrauter, Mitleiden und Barmherzigkeit, für ein nichtiges Geschwätze zu achten: so entspringt zwar seine argwöhnische Furcht aus seinem Unglücke, und er scheint deswegen einiges Mitleides werth zu seyn. Allein sein Unglück entsprang aus seinem Unverstande. Seine Einfalt in der Wahl seiner Freunde stürzte ihn. Er sah nicht, daß er seine Wohlthaten an hungrige Raben und Wölfe verschwendete. Er hielt die geizigen Geyer, welche die Leber dieses Prometheus zerfraßen, für seine besten Freunde, und weil er ohne Ueberlegung alle

diejenigen für rechtschaffen und für seine Freunde angesehen hatte, welche sich gegen ihn dafür ausgegeben, so ward er auch ohne Ueberlegung, und ohne sich seiner Blödsinnigkeit und Uebereilung zu schämen, mistrauisch. Wie diejenigen, die in einem hohen Grade abergläubisch sind, wenn ihr Herz nicht richtig ist, leicht auf den Unglauben verfallen: so geht es auch mit den Leichtgläubigen in der Gesellschaft. Weil sie dem Menschen zu viel Güte zutrauten: so muthmaßen sie wieder zu viel Bosheit bey ihnen, wenn sie durch unangenehme Erfahrungen aus ihrem Irrthume gebracht werden. Eine solche argwöhnische Furcht verdient zum mindsten getadelt zu werden, wenn auch der Abscheu noch eine allzuharte Strafe für sie ist.

Aber wie lächerlich ist nicht Creons Argwohn gegen die Menschen! Er hat sie alle im Verdachte, daß sie seine Ehre zu schmälern suchen. Die Eitelkeit ist seine herrschende Leidenschaft, und er ist stolz, ohne vorzügliche Verdienste zu besitzen. Er fühlt seine eigne Unwürdigkeit allzusehr, als daß er sich nicht vor dem Urtheile der Welt fürchten sollte. Er fürchtet sich nicht ohne Grund; denn weil er weiter nichts als eitel und nicht einmal auf eine sonderbare Art boshaft ist, so wird er unter einem großen Haufen alltäglicher Leute vergessen. Gleichwohl will er wichtig seyn, und hat doch weder Lust noch Kraft, es durch wahre Vorzüge zu werden. Er erdichtet sich also an allen Menschen Feinde eines Ruhms, den er nicht besitzt. Er zeigt überall eine mistrauische Mine, in der Meynung, die Welt zu bereden, daß er Eigenschaften und Tugen-

 den

den besitze, welche die Welt zu beneiden oder zu verfolgen pflegt. Befindet er sich in einer Gesellschaft, und diese giebt nicht zu erkennen, daß sie mehr auf ihn, als auf andre merke: so nennt er das Verachtung. Sieht er einige vertraut mit einander sprechen: so bildet er sich ein, daß sie ihn entweder verleumden oder geheimnißvolle und feindselige Anschläge wider ihn fassen. Er wird sich auch über die Bosheit der Welt beklagen, damit man glauben soll, daß sie besonders gegen ihn so viel Bosheit ausüben. Und niemand denkt daran, ihn zu beleidigen. Er entgeht so vielen Netzen, die ihm niemand legt, widerlegt so viele falsche Nachreden von ihm, die ihn nur in seiner Einbildung verkleinern, zerstört so viele Anschläge von Feinden, die er nicht hat, daß er nicht begreifen kann, wie sich doch alle Welt wider ihn verschworen haben kann. Da andre ihr mistrauisches Wesen elend und unglücklich macht: so ist seine argwöhnische Furcht eine Nahrung seiner thörichten Zufriedenheit. Man sollte ihn so demüthig machen, als er seyn müßte, so würde er den Augenblick aufhören, mistrauisch zu seyn. Er verdient seines Argwohnes wegen nicht beklagt zu werden; denn er befindet sich sehr wohl dabey; man würde ihm allzu hart begegnen, wenn man ihn verabscheute; denn seine argwöhnische Furcht wird der allgemeinen Glückseligkeit eben nicht sehr und nicht mit dem Vorsatze, ihr zu schaden, nachtheilig; er verdient bloß belacht zu werden, weil er ein irrender Ritter ist, der Windmühlen für Riesen ansieht.

So sehen die Erträglichsten unter den Argwöhnischen aus. Die meiste Zeit ist eine argwöhnische

nische Furcht ein übles Anzeichen von dem moralischen Charakter eines Menschen. Wenn einer alle Menschen im Verdacht hat, als wenn sie in ein Bündniß wider ihn getreten wären, und alle ihre List versuchen wollten, ihn zu verderben: so kann man sehr oft, ohne zu fehlen, diese Furcht als einen Beweis seiner innerlichen Ueberzeugung ansehen, daß er die Verschwörung der Welt wider sich verdient habe. Ein Dionysius von Syracusa hatte nicht ohne eine Ursache, die ihm zur Schande gereicht, den Argwohn, daß ihm alle seine Unterthanen nach dem Leben trachteten. Denn er war ihr Tyrann, und er fühlte, daß seine unmenschliche Grausamkeit keiner bessern Schicksale werth wäre. Herodes, der mehr seiner Gewaltthätigkeiten, als seiner wichtigen Thaten wegen der Große heißt, verlangt vor seinem Tode, daß man die vornehmsten von seinen Unterthanen versammeln, und sie, so bald er gestorben seyn würde, umbringen sollte. Denn er hatte den Argwohn gegen sie, daß sie seinen Tod nicht betrauern würden. Und auf diesen Argwohn würde er nicht gefallen seyn, wenn er nicht der Henker seines Volkes gewesen wäre.

Gemeiniglich behaupten die unehrlichsten Betrüger so wohl mit den stärksten Gründen, als auch mit der feurigsten Begierde, recht zu haben, daß es wenig Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit in der Welt gebe. Theils kennen sie die Welt am besten; die Lasterhaften lernen einander eher und geschwinder kennen, als die Tugendhaften; theils schließen sie von sich selbst auf andre; theils aber wollen sie ihre Gesellschaft vergrößert sehen, damit sie sich um so viel weniger abscheulich vorkommen mögen,

je mehr sie Gefährten auf dem Wege der Bosheit und des Betruges sehen. Denn alsdann bereden sie sich gern, daß sie tugendhaft und ehrlich gewesen seyn würden, wenn sie sich nicht mitten in einem Haufen von Schelmen befunden hätten. Verdienen solche Argwöhnische nicht den ganzen Abscheu dererjenigen, welche noch einige Liebe gegen die Rechtschaffenheit, den höchsten Schmuck der menschlichen Natur, empfinden?

Warum quält Cincius das liebenswürdigste Weib mit seiner ungerechten Eifersucht? Sie lebt so eingezogen; sie ist so sehr wegen ihrer Sittsamkeit berühmt; sie hat ihm schon zwanzig Jahre hinter einander die unverwerflichsten Beweise ihrer Treue, ihrer Geduld bey seinen Verfolgungen, und selbst einer pflichtmäßigen Liebe gegeben. Warum bewacht er alle ihre Schritte, wie ein Argus? Er läßt sie in keine Gesellschaften, und wenn sie darinnen seyn muß, so ist ihm ein jeder Blick von ihr verdächtig, und sie weiß vor Furcht, ihn in seinem Argwohne zu bestärken, nicht, wo sie ihre Augen lassen soll. Aus einem gleichgültigen Complimente, das ihr gemacht wird, schließt er ein Liebesverständniß. Warum kann ihn die Tugend selbst nicht überführeu, daß man sich auf sie verlassen könne? Ist vielleicht seine Liebe gegen sie so ausschweifend? Eine solche Aufführung kann nicht einmal eine wütende Liebe seyn. Denn er ist allezeit kaltsinnig gegen sie, und verachtet sie am meisten, wenn er ihrentwegen am sichersten zu seyn glaubt. Warum ist Cincius ein so argwöhnischer Ehemann, oder vielmehr ein Dionysius seines Weibes?

des? Er erinnert sich seiner schändlichen Jugendthaten, und der verbrecherischen Freude, die er vordem empfand, wenn er eine Familie verunehren und eine Frau ihrem Manne ungetreu machen konnte. Itzt befürchtet er, daß es einen ihm ähnlichen Bösewicht geben möchte, der ihn nach dem Rechte der Wiedervergeltung für seine jugendlichen Verbrechen strafen könnte.

Man erkennt ohne Mühe den schädlichen Einfluß, den eine jede argwöhnische Furcht in die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft hat. Sind die Argwöhnischen selbst Boshafte und Betrüger, welche überall ihres Gleichen zu sehen befürchten: so kann man leicht denken, daß sie ihrem Argwohne gemäß handeln werden. Je weiter nun ein Argwöhnischer vermöge seiner Geburt, seines Standes und seines Ansehens in die Welt eingreift: desto mehr Schaden und Verwüstung wird er über sie ausbreiten. Doch eine argwöhnische Furcht mag, mit den schlimmern Arten derselben verglichen, so unschuldig seyn, als sie will: so wird sie den, der an dieser Krankheit niederliegt, zum allerwenigsten ungesellig machen. Wer soll sich einem Menschen nahen, der sein Mistrauen zu einem Bollwerke macht, das einem jeden den Zugang verwehrt? Er wird gewiß eine mehr als heroische Ueberwindung seiner selbst nöthig haben, wenn seine Fähigkeiten, mit welchen er dem menschlichen Geschlechte die ersprießlichsten Dienste hätte leisten können, nicht für die Welt vergrabne Schätze bleiben sollen.

Von

* *

Von der Feigherzigkeit der Nachgierigen und Unversöhnlichen.

So gewiß ausschweifende Leidenschaften die größte Schande des Menschen sind, der seine Ehre in der Herrschaft der Vernunft über sich selbst suchen sollte: so sinnreich ist er doch, ihnen den Anstrich der Tugend zu geben, weil er sich vor der Arbeit, sie zu überwältigen, scheut. Was verräth eine kriechende und sclavische Seele mehr, als ein unbiegsamer Zorn, und eine so ausgelassene Begierde, eingebildete oder auch wahre Beleidigungen zu rächen, welche so weit geht, daß sie nicht einmal durch die Besserung und Reue der Beleidiger überwunden werden kann? Gleichwohl scheint es aus dem Vergnügen, mit welchem sich die Menschen der Nachbegierde überlassen, gesetzt daß auch ihr eigner Untergang die Folge derselben seyn sollte, als wenn sich unser ganzes Geschlecht gemeinschaftlich verabredet hätte, die Unversöhnlichkeit für Tapferkeit und Standhaftigkeit, die Geduld aber, die Sanftmuth, und eine großmüthige Nachsicht gegen Beleidiger für Feigheit und Niederträchtigkeit zu halten. Ein muthwilliger Irrthum, der desto schädlichere Folgen hat, je gemeiner und ausgebreiteter er ist!

Man

Man muß einräumen, daß nicht ein jedes Bezeigen, welches den Schein der Sanftmuth und der Geduld hat, ein zuverläßiges Merkmaal einer männlichen und standhaften Seele abgebe. Gleichgültig und unempfindlich bey allen Beleidigungen seiner Feinde bleiben, sich unter alle Gewaltthätigkeiten beugen, mit welchen uns unverschämte und tyrannische Menschen angreifen, und denen, die sich das grausame Vergnügen machen, uns unglücklich zu sehen, niemals durch einen muthigen Widerstand zeigen, daß man den Werth seiner selbst und seiner Wohlfahrt zu schätzen wisse, das beweist unstreitig nicht allein den Mangel des zu einer edlen Gegenwehr nöthigen Verstandes, sondern auch eine mehr als unmännliche, eine kriechende und niederträchtige Weichlichkeit des Willens, und beschimpfe den Menschen so sehr, als das Unvermögen, sich in seinen ungestümern Leidenschaften zu mäßigen. Da der Zorn, als ein Naturtrieb betrachtet, der in der ursprünglichen Einrichtung des Menschen seinen Grund hat, ihm in der Absicht eingepflanzt ist, daß ihm die Sorge für seine Selbsterhaltung leichter seyn soll: so muß nothwendig ein Mensch, der gar nicht zürnen, oder, welches der Folgen wegen einerley damit ist, niemals seine Empfindlichkeit äußern kann, eben so wenig taugen, als einer, der seinem Zorne keine Grenzen setzt. Ein stillstehender fauler Sumpf, der die Luft mit unreinen und ungesunden Dünsten anfüllt, ist nicht weniger verderblich, als ein reißender Regenbach, der die Arbeit und Hoffnung des Landmanns zernichtet.

Man

Man muß also Geduld und Sanftmuth von Kleinmüthigkeit und niedriger Furcht unterscheiden. Dieses aber kann nicht geschehen, ohne anzunehmen, daß ein sanftmüthiger und versöhnlicher Charakter Muth und Unerschrockenheit voraussetze. Wer weiß nicht, wie ungestüm die Leidenschaft des Zorns ist; wie schnell sie sich der ganzen Seele zu bemächtigen pflegt; wie geschwind sie alle Gelassenheit und ruhige Ueberlegung aus einem aufgewiegelten Gemüthe verweist? In dem Aufstande, den ein wirkliches oder eingebildetes Unrecht in der Seele erregt, vergrößern sich die unwichtigsten Gefahren; oft fodert ein gleichgültiger oder verächtlicher Blick die ganze Stärke des Geistes zur schnellen Gegenwehr auf, und suchet Weisheit und Vernunft zu übertäuben. Eine Beleidigung, die vielmals auf der Seite unsers eingebildeten Feindes unvorsetzlich ist, oder, wo sie auch vorsetzlich ist, keinen sonderlichen Einfluß in unsre wahre Glückseligkeit haben kann, scheint dem in Unordnung gebrachten Verstande auf den Umsturz unsrer ganzen Wohlfahrt loszuarbeiten. In einem solchen Aufruhre ruhig zu bleiben wissen; die Größe oder die Verächtlichkeit der Gefahren, worinnen sich unsre Ehre und Wohlfahrt befindet, in einer vernünftigen Stille erwägen, und, da man sich gemeiniglich im Zorne beredet, daß man die schädlichen Folgen erlittener Beleidigungen nicht anders, als durch Gegenbeleidigungen zernichten könne, sich von dem Gegentheile überreden und glauben, daß man ihnen sichrer oder rühmlicher durch Nachsicht, Gelassenheit und Großmuth begegnen werde: wie viel Muth wird dazu erfodert? Und wie unerschrocken muß der Großmüthige seyn, der zu eben der Zeit, da er die Beleidigungen seiner Feinde übersieht, und verzeihen kann, die Vorurtheile des Pöbels verachtet, welcher allezeit bereit ist, den für feigherzig zu erklären, der sich das Vergnügen der Rache versagt! Wie unerschrocken muß der seyn, den das geheime Zeugniß seines Herzens von seiner Unerschrockenheit wider alle ungerechte Urtheile beruhigen kann! Erwägt man überdieß, daß, obgleich die Besserung des Feindes die Beloh-

lohnung der Geduld und Versöhnlichkeit seyn sollte ihn dennoch Beweise der Sanftmuth und Menschenliebe nicht allezeit entwaffnen können, weil er eine solche Aufführung entweder für Kleinmuth und Furcht, oder für Verachtung ansehen kann; daß sich der Großmüthige auf diesen Fall gefaßt halten, und noch größre Gefahren nicht allein vorhersehen, sondern auch Mittel wissen muß, sich davor zu bewahren, ohne den Ruhm der Sanftmuth aufzuopfern: so wird man nicht zweifeln dürfen, daß der Versöhnliche mehr Muth, eine größre Stärke und Unerschrockenheit der Seele besitzen müsse, als der Rachgierige.

Kenner der wahren Ehre haben niemals von großen Feldherren verlangt, daß sie sich wie gemeine Soldaten schlagen sollten. Als Scipio Neucarthago in Spanien durch Sturm erobern wollte, und nach ausgetheilten Sturmleitern sein ganzes Heer anrücken ließ: so ließ er sich von den Schilden der jüngsten und stärksten Soldaten aus der römischen Armee bedecken. Er wußte, daß eben nicht alle wahre Tapferkeit einen feindlichen Kopf aus dem Treffen zurückbringen müßte. Seine Vorsicht fand indessen keinen durchgängigen Beyfall, und viele unterstanden sich, dieselbe für Zaghaftigkeit zu erklären. Doch er verachtete solche Urtheile zu sehr, als daß er ernsthaft darauf hätte antworten sollen. **Meine Mutter**, sagte er einmal darüber, mit einem Tone, als wenn er nie einen Degen in der Hand gehabt hätte, **gebahr mich, daß ich befehlen, nicht aber, daß ich mich schlagen sollte.** Der Großmüthige hat das Recht auf eine ähnliche Art zu antworten, wenn man seiner Versöhnlichkeit wegen an seinem Muthe zweifeln will. Die berühmtesten Helden haben die Zweykämpfe ausgeschlagen, zu denen sie von erbitterten und verzweifelnden Feinden aufgefodert wurden. Sie haben ihnen, ohne zu befürchten, daß ihre Welt oder die Nachwelt an ihrem Muthe zweifeln würde, antworten lassen, daß, wenn sie ja ihres Lebens so überdrüßig wären, sie tausend Wege finden würden desselben los zu werden, und sich allenfalls nur aufhängen dürften. So antworteten sie, weil sie, ihren Muth außer allen Verdacht zu setzen, entweder

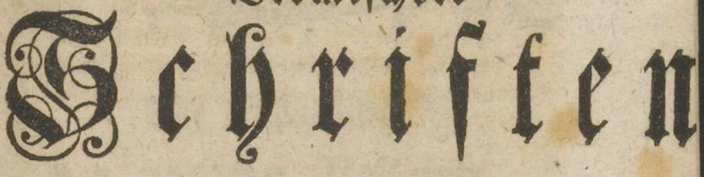
schon

schon alles gethan hatten, was sie deswegen thun mußten, oder Mittel wußten, durch welche die Ehre ihrer Unerschrockenheit sichrer und rühmlicher erwiesen werden konnte, als durch den Zweykampf, dessen glücklicher Ausgang so sehr vom Zufalle abhängt. Der Großmüthige verzeiht, und duldet, so lange solches ohne den völligen Verlust seiner eignen oder allgemeinen Wohlfahrt geschehen kann, die Beleidigungen seiner Feinde, weil er das Geheimniß weiß, glücklich zu bleiben, und doch seine Widersacher nicht unglücklich zu machen.

Der Rachgierige und Unversöhnliche schändet nicht allein durch die kindischen Begriffe, die er von der Ehre und Glückseligkeit hat, die Würde der Menschheit, sondern es muß auch seine Seele allezeit von einer feigherzigen Furcht gemartert werden, sie mag nun einen innerlichen Abscheu gegen alle Versöhnung erzeugen, oder in eine thätliche Rache und Verzweiflung ausarten. Denn wenn ihn nicht die Gefahr, worein seine eingebildete Ehre und Glückseligkeit durch die Beleidigungen seiner Feinde gebracht zu werden scheint, kleinmüthig machte; wenn er Muth genug besäße, zu glauben, daß er auch ohne ihr Unglück glücklich seyn könnte, und wenn er nicht in ihrem Untergange ganz allein seine Sicherheit zu finden hoffte, welches allezeit die einzige Hoffnung der Feigherzigen gewesen ist: würde er ein so heftiges Verlangen nach Rache äußern, nach dem Unglücke seiner Beleidiger so begierig seyn können, da es so menschlich ist, sich über den Wohlstand seiner Mitgeschöpfe zu freuen? Und wie wenig muß sich der Mensch zutrauen, dessen Rachbegierde so weit geht, daß sie nicht einmal durch eine angebotne Versöhnung zu besänftigen ist! Wie viel muß er befürchten! Gewiß der erste Schritt zur Wut ist die Zaghaftigkeit.

Wenn man dieses erwägt, so wird man nicht zweifeln ob der Aufseher Recht habe, wenn er spricht: **Ein Feiger hat oft gefochten; ein Feiger hat oft gesiegt; ein Feiger aber hat niemals verziehen.**

Sammlung
Vermischter



Schriften

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Dritter Band, drittes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1753.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.





Die Erhaltung der wahren Religion.

Wirst du Gott, Heiland, den wir glauben,
Wirst du nicht bald Verderben schnauben,
Und zeigen, daß dein Arm uns rächt:
So wächst noch mehr das Heer von Sündern,
Das ohne Furcht in deinen Kindern
Dich zu verlästern, sich erfrecht.
So wird sichs rühmen: Es sey Sieger,
Erscheinst du Gott, und rächst dich nicht.
Schon schelten sie dein Volk Betrüger
Und deine Wahrheit ein Gedicht.

Erscheinst du nicht, sie hinzuraffen;
So wütet der vielleicht mit Waffen,
Der itzt mit Schmähn dich nur entweiht.
Mein Geist ergrimmt, wenn ich sie höre,
Sie, die Verfolger deiner Lehre,
Der Hoffnung unsrer Seeligkeit:
Wie sie mit tückisch frommen Zungen
Gott, nur als Schöpfer, dich erhöhn;
Mit Lippen, die den Lästerungen,
Wenn sie nichts fürchten, offen stehn.

Wie höhnen sie nicht, die dich lehren!
Wir wollten, spotten sie, euch hören:
Beweist nur, daß euch Gott gesandt!
Wo ist sein Zeichen, daß wir glauben?
Könnt ihr den Gräbern Tode rauben?
Beseelt ihr die verdorrte Hand?
Ist euer Wort nicht eitel Lügen?
Die Wunder sind doch sonst geschehn.
O laßt sie, über uns zu siegen,
Laßt sie auch unser Auge sehn!

Ja, wartet nur getrost auf Zeichen,
Die euer eisern Herz erweichen!
Der Herr wird bald ein Wunder thun!
Schnell wird er seinem Zorn gebieten:
Der wird euch treffen; der wird wüten,
Und, bis er euch zermalmt, nicht ruhn.
Die Erde wird ihn sehn, und beben,
Wenn euch des Richters Grimm zerstört;
Und jauchzend wieder auferleben,
Wenn sie kein Frevler mehr entehrt.

Wo sind Jerusalems Paläste?
Wo ist das Jauchzen ihrer Feste?
Wo ist sie, vormals Gottes Stadt?
Vergeblich warnt sie seine Stimme.
Der Jüde trotzt dem nahen Grimme,
Wie Pharao gefrevelt hat.
Die stolze Stadt war voll Verbrecher.
Die trotzten auch des Herrn Gericht.
Gott kam; er kam im Zorn, ein Rächer,
Und ihre Stätte fand man nicht.

Die Väter würgten die Propheten.
Sein Sohn erscheint. Auch den zu tödten,
Hält ihre Nachwelt für ihr Glück.
Die Blinden sehn; die Tauben hören;
Die Stummen jauchzen; Todte kehren
Aus ihrer Gräber Nacht zurück.
Wie läßt sich nicht der Frevler blenden?
Er schmäht, was er nicht leugnen kann:
Er wagts, die Wunder selbst zu schänden;
Ein Zauberer hat sie gethan!

Jtzt dürfen unsre neuen Heiden,
Im Taumel ihrer wilden Freuden,
Noch fragen, ob sie auch geschehn?
Und wenn sie das nicht leugnen können,
Dich doch nicht für ihr Heil bekennen,
Dein Volk: Es sey dein Volk nicht: schmähn?
O wollten doch die Thoren merken,
Daß, wenn ein Sturm auch auf uns blitzt,
Noch unverkürzt zu Wunderwerken
Dein Arm uns, wie vor Alters, schützt!

Die Kirche sah vordem Tyrannen
Voll Grimm, dein Wort, Herr, zu verbannen.
Du lachtest ihrer kurzen Wut.
Ihr Schwerdt fraß Legionen Christen.
Sie flohn umsonst in Klüft und Wüsten;
Auch da vergoß der Grimm ihr Blut.
Dein Wort wuchs unter ihrem Grimme.
Sie donnerten: Die Kirche stand.
Die Christen sterben: Deine Stimme
Schallt noch durch ihrer Mörder Land.

Verführer schmücken sich mit Lügen;
Sie wollen herrschen, und betrügen,
Und hassen, Herr, dein heilig Wort.
Sie ziehn, der Welt dieß Wort zu rauben,
In einen finstern Aberglauben
Den leichtgetäuschten Pöbel fort.
Sie geben ihrem Volke Götzen,
Und diesen räuchert es getreu,
Und denkt nicht einmal mit Entsetzen,
Daß es dem Glauben untreu sey.

Wo sind da, Herr, die, so dich ehren?
Sie sind verborgen. Deine Lehren
Sind zwar von Priestern selbst entehrt.
Doch bald sieht ihren Finsternissen
Die Kirche Gottes sich entrissen;
Der Priester Gräueln wird gewehrt.
Was jauchzt im Ruhme seines Spottes
Der Lästrer, unsrer Zeiten Pest:
Herab mit dir, du Kirche Gottes?
Steht seine Kirche nicht noch fest?

Das sahn nun eure Väter, Spötter!
Und priesen freudig ihren Retter,
Und ihr, ihr könntets auch noch sehn.
Doch da umhüllt ein nächtlich Grauen
Die Augen, die weit um sich schauen,
Der Kirche Flecken auszuspähn.
Sie wollen deinen Weg nicht finden;
Die Lügen sind für sie Gewinn.
Und du, Herr, strafst der Bosheit Sünden
Und giebst sie ihrem Wahne hin.

Du aber, Geist, der Wahrheit lehret,
Geist Gottes, Gott, der uns verkläret,
Durch den wir seinem Heile traun;
Du stärkest mich mit deinem Lichte,
Daß ich, was Geist ist, geistlich richte;
Du läßt mich Deine Wunder schaun!
Da jauchzt mein Herz; mein Blut wallt Freude.
Ich werde ganz für Gott Gefühl!
Auf, ich muß singen; auf, o Freude,
Und rede durch mein Saitenspiel!

Und rühmet mit, ihr, seine Knechte,
Rühmt laut, und dankt! Denn seine Rechte
Setzt euch zum Wunder ihrer Kraft.
Fangt an, Davidisch ihm zu spielen,
Laßt, laßt mich jede Regung fühlen,
Die er in euern Seelen schafft!
Und meine Harfe schallt sie wieder,
Sie fühlt ihr göttlich Feuer schon,
Hört, Christen, höret meine Lieder,
Und eure Thräne sey mein Lohn!



* *

Von den

Hindernissen einer richtigen Beurtheilung der heidnischen Tugenden.

Wenn die Tugenden natürlicher Menschen mit dem offenbaren Vorsatze beurtheilt und untersucht werden, ihnen alle ihre Ehre streitig zu machen, und sie von ihrer Höhe unter den Pöbel unberühmter, gemeiner, oder gar lasterhafter Handlungen hinabzustoßen: So ist das nicht nur ein feindseeliger Angriff auf die Würde der ganzen menschlichen Natur, sondern selbst eine frevelhafte und undankbare Beleidigung ihres Schöpfers. Alle Rechtschaffnen, die eine wahre Ehre darinnen finden, daß sie Menschen sind, können ein solches Unternehmen nicht ungeahndet lassen, sondern müssen es verabscheuen. Und was kann ein Mensch, der seinen Ruhm in der Beschimpfung seines eignen Wesens sucht, anders erwarten als Verachtung und Abscheu? Wer kann denjenigen mit Achtung ansehen, der sich an der häßlichen Beschäfftigung vergnügt, das Gute so lange zu mishandeln, bis es die Gestalt des Lasters gewinnt? Man kann Menschenliebe besitzen; man kann tugendhaft seyn, und doch vielleicht ein Mistrauen in die scheinbarsten Handlungen seiner Nebenmenschen setzen. Denn man kann zu seinem Schaden von solchen, denen man das beste Herz

zugetraut

zugetraut hatte, betrogen worden seyn; viel Unglück kann uns finster und furchtsam gemacht haben, und wir können selbst durch unser Temperament argwöhnischer werden, als wir vielleicht bey einem flüchtigern und leichtern Blute seyn würden. Aber wo jemand sein Geschäffte daraus macht, alle Tugenden um sich herum zu erniedrigen, sollten sie auch nur in seinen eignen Augen erniedrigt werden: So ist das entweder eine kriechende Eitelkeit, die wegen des Mangels eigenthümlicher Verdienste nicht zugeben will, daß andre über ihr erhoben zu seyn scheinen sollen, oder es ist gar eine nichtswürdige Verzweiflung über seine eigne Lasterhaftigkeit. Wer das thut, muß alle Hoffnung zu seiner eignen Besserung aufgegeben haben, und eben deswegen seine Laster unter den Ruinen fremder Tugenden vergraben wollen. Denn das ist immer der einzige Trost ganz verunglückter Seelen. Wer könnte sich sonst die Mühe geben, zu beweisen, daß man unter Geschöpfe gehöre, die gar keiner Achtung würdig sind? Man treibe, zur Ehre unserer Natur noch so viele gründliche Tugenden auf; es werden noch immer Unvollkommenheiten genug übrig bleiben, die man beweinen oder hassen muß.

Allein so wenig man den Menschen ihre wirklichen Verdienste streitig machen soll: So wenig ist man verbunden, sie höher zu schätzen, als sie geschätzt zu werden verdienen. Es ist unsrer Wohlfarth daran gelegen, sie in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen, gesetzt daß ihr Anblick auch noch so häßlich wäre. Es ist freylich verdrießlich, aus

einem angenehmen Irrthume gebracht zu werden; aber es ist nöthig. Wie es Thiere giebt, die uns unvermerkt, und, indem sie uns schmeicheln, verwunden; die Geschwulst verräth das Gift und die Wunde, ohne daß man weiß, woher sie kömmt: So giebt es auch feine liebkosende Laster, die uns verderben, ohne daß wir einmal die Ursache unsrer Verschlimmerung muthmaßen. So sehr gefährliche Feinde muß man zu entdecken suchen.

Besonders kömmt uns das Recht einer strengen und unpartheyischen Untersuchung über diejenigen Tugenden zu, deren Andenken durch die Geschichte erhalten und fortgepflanzt wird. Ein Mensch, der nur einmal lebt, und nach seinem Tode vergessen wird, hat mit seinem moralischen Charakter auch nur so lange, als er lebt, einen sichtbaren Einfluß in das Beste der Welt. Dieser Einfluß aber wird größer, dauerhafter, ausgebreiteter, und so zu sagen, ewig, wenn die Geschichte einem Menschen die Unsterblichkeit giebt. Man weiß, daß sie nur das Andenken merkwürdiger Charaktere erhält, sie mögen solches gewesen seyn, wodurch sie wollen. Folglich muß einem jeden, den die Geschichte verführen oder erbauen kann, an der Untersuchung gelegen seyn, ob die merkwürdigen Verdienste, die sie der Vergessenheit entreißen will, wirklich Verdienste sind. Dieses ist um so viel nöthiger, je geneigter wir sind, alles, was glänzt, zu bewundern, und alles, was Aufsehen macht, nachzuahmen. Die Geschichte soll eine Schule der Sitten seyn. Also muß dafür gesorgt werden, daß sie eine Schule

guter

guter und nicht bloß scheinbarer Sitten werde. Nicht das Ansehen, sondern die Wahrheit muß die Menschen zur Liebe oder zum Hasse, zur Bewunderung, oder Verabscheuung einer Sache bestimmen.

Die Tugenden der Heiden haben sehr ungleiche Urtheile erfahren. Man kann ihre Geschichtschreiber nicht lesen, ohne von dem Glanze, worinnen sie die Verdienste ihrer Helden, ihrer Patrioten, und andrer merkwürdigen Beyspiele ihres Volkes stralen lassen, geblendet und zu einer angenehmen Verwunderung über sie fortgerissen zu werden. Sie haben auch Anbeter erhalten, die, ungeachtet sie für Philosophen angesehen seyn wollen, doch von einer vernünftigen Hochachtung derselben so weit entfernet sind, daß sie vielmehr in ihrer Bewunderung Schwärmer und Enthusiasten zu seyn scheinen. Sie sprechen und denken vielleicht nicht die Quelle aller Vollkommenheiten mit einem solchen Feuer, als sie von ihrem Socrates, Cato, Scipio, und Antonin reden. Unter diesen haben sich einige gefunden, die so gar die Zeiten des Heidenthums über die Zeiten der geoffenbarten Religion erheben. Gelehrten kann nicht leicht ein Radicati unbekannt seyn, welcher den göttlichen Stifter des Christenthums gern unter seinen Lycurg erniedrigt hätte, wenn viel Feindseeligkeit und einiger Witz die Stelle gründlicher Beweise vertreten könnten.

Andre sind eben so weit in ihren Urtheilen über die Tugenden der Heiden auf die andre Seite ausgeschweift. Einige unrichtig angewandte

te

te Lehren der Offenbarung haben sie bewogen, die heidnische Welt zu tief zu erniedrigen, und den rühmlichen Handlungen ihrer unerleuchteten Bürger alle moralische Güte abzusprechen. Sie thun solches vielleicht nicht aus Haß gegen die menschliche Natur und wissen sonst den erhabnen Vorzug derselben vor geringern Geschöpfen selbst zu schätzen. Die Tugenden der Heiden würden vor diesen so unerbittlichen Richtern gewiß auch einige Gnade finden, und nicht als Laster verurtheilet werden, wo sie nur überzeugt wären, daß solches ohne Beleidigung höherer und göttlicher Wahrheiten geschehen könnte. Sie halten ihre Urtheile über die Verdienste der Heiden nicht für ungerecht, weil sie sich überredet haben, daß ohne sie die Rechte der Religion nicht ungekränkt bleiben können.

Nichts kann schwerer seyn, wo es nicht ganz unmöglich ist, als ein richtiges und zuverläßiges Urtheil über den wahren Werth der heidnischen Tugenden, da man nicht einmal mit einem entscheidenden Ansehen über die Verdienste derjenigen urtheilen darf, die uns gegenwärtig sind, und von uns selbst, ohne daß wir uns auf andre zu verlassen brauchen, beobachtet werden können. Hingegen ist es so schwer nicht, die Ursachen anzugeben, warum die schon über die Verdienste der Heiden gefällten Urtheile so weit von einander abweichen; warum sie von einigen zu hoch erhoben, von andern zu tief erniedriget werden. So viel kann man überhaupt sagen, daß diese einander so sehr widersprechenden Richter die Vollkommenheiten der Heiden nicht aus einem Gesichtspuncte ansehen,

sondern

sondern schon in ihren Grundsätzen von dem, was Tugend und Laster ist, uneinig seyn müssen. Hätten sie einerley festbestimmte Begriffe von der Tugend; untersuchten sie hernach, ob sie bey den Handlungen der Heiden, die dem ersten Anscheine nach Bewunderung verdienen, die Merkmale fänden, die Tugend und Laster von einander unterscheiden: Wie könnten sie in ihren Meinungen darüber so weit von einander abweichen, wenn man voraus setzt, daß sie einander an Unpartheylichkeit und in der Geschicklichkeit, richtig zu schliessen, gleich sind? Aber wenn einer von diesen so uneinigen Richtern zur Tugend zu viel, und der andre zu wenig verlangt; der eine alle Handlungen als Laster verdammt, welche nicht eben den Grad moralischer Güte haben, den er zur Tugend erfodert; der andre aber schon diejenigen Handlungen dafür erklärt, die einige innerliche Vortrefflichkeit, und unstreitige Vorzüge vor dem Laster voraus haben: Wie können sie in ihren Urtheilen über den streitigen Werth der heidnischen Verdienste übereinstimmen?

Wie viel Abwege giebt es nicht in dieser Gegend des Nachdenkens! Und wie nahe liegen die meisten davon unserm Herzen! Es giebt Affecten in uns, die uns eben so sehr zu Ausschweifungen in dem Lobe einer Sache verführen, als uns andre Affecten zum Tadel derselben antreiben, und es ist eben so leicht, ein allzuhitziger Verehrer der heidnischen Tugenden, als ein zu strenger Richter derselben zu werden. Wie oft bewundern wir uns selbst in andern, und sind gegen sie mit unsern Lobes-

beserhebungen verschwenderisch, weil wir hoffen, daß ein Theil ihres Lobes auf uns zurück fallen werde! Giebt es einige, die zu viel Mistrauen in die moralischen Kräfte unsrer Natur setzen: So giebt es desto mehr Menschen, die sich allzustolze Begriffe von der Stärke derselben machen. Sie bereden sich, daß es nur auf den Willen des Menschen ankomme, tugendhaft zu werden, und sie glauben, daß sehr viele Heiden diesen Willen gehabt haben. Sie empfinden wohl die Unentbehrlichkeit der Tugend; sie sehen wohl, daß edle Thaten die menschliche Natur erheben und groß machen; gleichwohl vermissen sie diese Verdienste an ihren Zeitgenossen, und an ihnen selbst, und Lust haben sie auch nicht, ihre hohen Begriffe von der Stärke und Würde der menschlichen Natur durch ihre eignen Beyspiele wahr zu machen. Nun sollte sie wohl die Betrachtung ihrer Zeiten und ihre eigne Erfahrung bewegen, demüthiger in ihren Gedanken von den Kräften des Menschen zu werden. Allein man weiß Ausflüchte, dieser Aufopferung so geliebter Vorurtheile, welche dem Hochmuthe unsrer Herzen so sehr schmeicheln, auszuweichen. Man findet unter den Heiden die Heldentugenden, deren Ausübung unsern Kräften nicht allein möglich, sondern auch leicht seyn soll. Man freut sich, sie gefunden zu haben, und seine Vorurtheile gerechtfertigt zu sehen, bewundert die Heiden, und glaubt, daß die Hoheit und Ehre der menschlichen Natur in Sicherheit sey.

Die Klagen aller Nationen in allen Jahrhunderten über die Verschlimmerung der Zeiten und

Men-

Menschen bestätigen die Richtigkeit dieser Anmerkung. Der Deutsche sagt: **Die alten Deutschen waren besser**; und seine Vorfahren sagten eben das. Die Römer zu den Zeiten des Augustus sagten: **Die alten Römer waren besser**, und seine Vorfahren sagten eben das. Eben so verweisen uns die Griechen und alle andere Nationen in ihre ältern Zeiten, und wenn wir die größre Tugend auch bey diesen aufsuchen, so heißen uns auch diese noch weiter zurückgehen. Wo sollen wir denn endlich die so sehr tugendhaften, so sehr der Bewunderung würdigen Zeiten suchen? Entweder unsre Natur besitzt wirklich die starken Neigungen zur Tugend nicht; hat nicht die Hoheit und Würde, die man ihr so gern andichtet: Oder man muß uns doch einige Zeiten aufweisen können, deren Verdienste eine strenge Prüfung auszuhalten fähig sind. Die Natur unsrer Seelen sagt man, wird immer schwächer, je älter sie wird, eben so wie die menschlichen Körper immer weicher, zärtlicher, und unfähiger werden, die Veränderungen und Abwechslungen der mannichfaltigen Witterungen zu ertragen. Also müssen doch die Seelen einmal so stark gewesen seyn, als die Körper gewiß einmal gewesen sind. Und wenn waren sie denn so stark? Wenn waren sie denn edler, redlicher, großmüthiger, als sie itzt sind? Man ist ungerecht in seinen Klagen über die gegenwärtigen Zeiten, wenn man uns keine bessern zeigen kann. Man gewinnt nichts, wenn man die Verschlimmerung derselben in der Macht sucht, die das Beyspiel der Lasterhaften über die sonst guten Neigungen

gen der Menschen hat. Man findet keine so grossen Tugenden mehr, als vordem, weil man in die Gewohnheit gekommen ist schlimmer zu seyn. Aber die menschliche Natur war ja eher, als Beyspiel und Gewohnheit, und muß nicht ein beßrer Zustand vorhergehen, ehe ihre Verschlimmerung erfolgen kann? Das goldne Weltalter der Poeten, da Treue, Gerechtigkeit, und Unschuld der herrschende Charakter der Menschen gewesen seyn soll, wird für einen Traum gehalten: Was soll man von den bessern Zeiten der Geschichtschreiber und Philosophen denken? Andre Zeiten, andre Menschen, andre Laster; das wird vielleicht der richtigste Unterschied zwischen allen Jahrhunderten seyn.

In den Republiken muß man die Tugend suchen, sagt Montesquiou. Aber in welchen Repybliken? Und was für Tugend? Man soll nur die ältesten und ersten Zeiten der Römer seiner Aufmerksamkeit würdigen. Was für eine unveränderliche Treue dieser alten Republikaner gegen die Gesetze! Was für eine Zufriedenheit mit dem kleinen Erbtheile, das ein jeder Bürger besaß; für eine Uneigennützigkeit, für ein Eifer in den Diensten des Vaterlandes! Welch eine Mäßigung der Leidenschaften! Wie weit waren sie von der Verschwendung, der Weichlichkeit, der Ueppigkeit der nachfolgenden Zeiten entfernt, und wie gewohnt der Arbeit! Wie wenig achteten sie die Wollust! Und wie sicher war die Ehre der Familien vor allen niederträchtigen Angriffen! Alle Glieder dieser bürgerlichen Gesellschaften waren ganz genau mit

einander

einander vereinigt; denn sie wurden durch die Bande der Tugend zusammen gehalten. Es wäre zur Ehre unsrer Natur zu wünschen, daß dieser Beweis so gründlich wäre, als er beredt und schön vorgetragen und ausgeschmückt werden kann. Ich will nicht, wie viele gethan haben, die ersten Stifter der Republik Rom mit einer Räuberbande vergleichen, welche die Nothwendigkeit treibt, gewisse Gesetze zu ihrer Erhaltung anzuordnen, und aus eben dem Zwange, ihnen gehorsam zu seyn. Ich will die Tugenden der alten Römer und die Verschwiegenheit, welche Banditen unter einander beobachten, die Treue derselben in ihren Zusagen gegen einander, die oft durch Foltern und Todesstrafen nicht erschüttert werden kann, die strenge Beobachtung der von ihnen einmal angenommnen Ordnung, ihren Eifer, einander beyzustehen, und alle Gefahren mit einander zu theilen, ihre Wachsamkeit und selbst ihre Genügsamkeit nicht in eine Classe zusammen setzen. Damit will ich nur zeigen, daß der erste Anschein unser Urtheil nicht regieren müsse. Denn eine eingebildete und falsche Ehre ist Schande. Die Tugenden, die man in den ältern Zeiten der Republiken findet, verdienen eine eigne und umständliche Betrachtung. Hier will ich nur, um uns in unsern Urtheilen über den Werth ihrer Handlungen zur Furchtsamkeit und Bescheidenheit zu ermuntern, die allgemeine Anmerkung machen, daß man mit dem Namen der Tugend zu freygebig ist, wenn man ihn solchen Thaten giebt, die nichts als natürliche Folgen der Nothwendigkeit und des Mangels sind, oder sich

auf bloße Vorzüge des Körpers gründen. Verdient denn derjenige tugendhaft genannt zu werden, der sich mehr angreift, und stärker arbeitet, als ein schwacher und entkräfteter Körper thun kann, weil er das Beschwerliche und die Mühe der Arbeit weniger fühlt, als dieser?

Zu was für offenbaren Widersprüchen wird nicht Seneca durch seine stolze Meinung von unsern moralischen Kräften verleitet! Wer wünscht nicht den Weisen unter den Menschen zu finden, dessen Bild die stoische Philosophie mit solchen hochmüthigen und stralenden Farben entwarf, und dieser Philosoph mit allem Schimmer, und allen Blendwerken eines erfindsamen Witzes noch blendender machte? Wo war er? Seneca selbst fand ihn nirgends, und gleichwohl behauptete er die Möglichkeit eines solchen Weisen, der der Gegenstand aller menschlicher Bewunderung und Eifersucht zu seyn verdiente. Es kam, seiner Meynung nach, nur darauf an, daß man die Vernunft liebte, wenn man zu dem Besitze der hohen Glückseeligkeit und Ehre gelangen wollte, die der stoische Weise besitzen sollte. **Liebe nur die Vernunft,** sagte er zu seinem **Lucilius; die Vernunft wird dich in den Besitz des höchsten Gutes setzen, das allein in der Rechtschaffenheit zu finden ist.** Wenn man ihm glaubt, so soll die Liebe zur Vernunft alles, alle Leidenschaften, alle böse Gewohnheiten und Beyspiele, alle Zufälle, die unsern Lauf auf dem Wege der Rechtschaffenheit aufhalten könnten, überwinden. Wer kann nunmehr

nunmehr von eben diesem Philosophen auf so starke Lobeserhebungen unsrer Natur die traurige Anmerkung erwarten, daß die Klage über die Verschlimmerung der Zeiten so alt sey, als die Zeiten selbst sind? **Unsre Vorfahren**, sagte er, **haben die Klage geführt, wir führen sie, unsre Kinder und Enkel werden sie führen, daß die Sitten verderbt sind; daß die Ungerechtigkeit überall herrsche; daß die Menschen alle Tage schlimmer werden.** Liebte denn Seneca selbst nicht die Vernunft? Warum war er nicht selbst der **Weise**, den er auf eine solche Höhe stellte, wenn ihn die Vernunft dazu machen konnte? Warum mußte er erst den Muth der Menschen durch die Vorstellung, daß sie eine vollkommne Tugend erreichen könnten, anfeuern, und ihn hernach durch das demüthige Bekenntniß von sich selbst wieder niederschlagen, daß man in ihm keinen Arzt, sondern bloß einen Kranken suchen müßte? Aber so nahe grenzen Stolz und Beschämung an einander!

Diese Vorurtheile von der Stärke unsrer natürlichen Kräfte herrschen noch in unsern Tagen unter denen, welche lieber selbst weise seyn, als sich erleuchten lassen wollen. Was ist der **ehrliche**, der **rechtschaffne**, der **beste Mann** des Grafen von **Schaftsbury**, anders, als der stoische **Weise**? Man braucht nicht zu untersuchen, ob das Bild eines Menschen, der die Tugend bloß ihrer innerlichen Reizungen und Schönheiten wegen liebt, schöner und liebenswürdiger sey, als das Bild jenes vollkommnen Weisen? Man lasse

nur die Frage beantworten, wo dieser rechtschaffne Mann sey, der nie mit dem Laster in einen schimpflichen Bund tritt, weil die Tugend liebenswürdig ist. Wer sieht nicht, daß man so strenge Grundsätze aufopfern müsse, wenn man in der heidnischen Welt Tugend finden will? Es ist Thorheit, wenn man sich beredet, daß die menschlichen Seelen ehedem gesünder gewesen sind, als itzt; Empfindung und Erfahrung streiten dawider. Also ist es auch weiter nichts als eine ungegründete Folge dieses so ungegründeten Vorurtheils, daß die Tugenden der Heiden so rein, so edel, und so groß sind, als sie nach den Abbildungen der Geschichtschreiber zu seyn scheinen.

Unter allen Weltweisen des Alterthums verdient nicht leicht einer mehr Hochachtung und Liebe, als Socrates, und keiner hat auch die Ueberwindung seiner Leidenschaften weiter getrieben, als er. Seine Liebe zur Tugend war aufrichtig, und sein Eifer, sie auszubreiten, unermüdet. Wer kannte die Menschen seiner Zeit besser, als er? Er sah die Unentbehrlichkeit einer wahren aufrichtigen und reinen Tugend ein, und fand sie doch nirgends. Die Philosophen eigneten ihrem Unterrichte die Kraft zu, hohe und edle Gesinnungen in die Herzen der Menschen zu pflanzen, ungeachtet sie das Gegentheil davon an sich selbst erfuhren. Nur allein Socrates war aufrichtig genug, das Gegentheil zu bekennen. Er zweifelt nicht allein an der so hochberühmten Kraft des philosophischen Unterrichtes, sondern er gestand auch, daß die Tugend weder durch die Natur, noch durch Unterricht

terricht und Fleiß erhalten werden könnte; daß sie ein Geschenk der Gottheit wäre, und den Menschen eben so, als die Gabe der Weissagung und der Wissenschaft zukünftiger Dinge ertheilt würde. Gott war es bey ihm, der einem Volke tugendhafte und rechtschaffne Männer erweckte, oder wegnahm, wenn es sich entweder über andre erheben und steigen, oder fallen und zu Grunde gehen sollte. Was für eine Großmuth, die Unfruchtbarkeit seines eignen Unterrichtes zu gestehen! Und ein Buch, das von Gott ist, wird in unsern Zeiten eben deswegen feindseelig verspottet, weil es unsern Stolz demüthigt, und uns richtigere Begriffe von unsern Naturkräften beybringen will? Was sind die Menschen, und zwar eben diejenigen, die sich ihrer Vernunft am meisten rühmen! Socrates konnte leicht auf diese Gedanken gerathen; denn er sah die vermeinten Tugendhaften seiner Zeit mit unpartheyischen Augen an; er war der Quelle näher, als wir, und konnte, weil er ihr nahe genug war, ihre Handlungen nach ihren wahren Bewegursachen und Antrieben beurtheilen, und in dieser Nähe mochten sie ihm freylich nicht so groß und würdig zu seyn scheinen, als sie uns vorkommen.

Und gewiß, wenn wir nur unpartheyisch von der übertriebnen Hochachtung gegen die Tugenden der Heiden urtheilen wollen: So müssen wir einen guten Theil davon der Entfernung zuschreiben, in welcher ihre Thaten unsern Augen erscheinen. Wir haben gegen alles, was ein gewisses Alter aufzeigen kann, ein günstiges Vorurtheil und eine Ehr-

furcht, die sich leicht in unsre Urtheile mischt. Unser sonst so wachsames Mistrauen gegen unsre Nebenmenschen schläft ein, wenn wir in verfloßne Zeiten zurücksehen. Die Handlungen der Alten gleichen großen gothischen unregelmäßigen Gebäuden, die in der Ferne ihre Unförmlichkeiten zu verlieren, und bloß groß und ehrwürdig zu seyn scheinen. Man erstaunt über sie; frohlocket über den Geschmack und die Kunst des Baumeisters, bewundert seinen großen Entwurf, und je näher man ihnen kömmt, je mehr verringert sich das Erstaunen; man entdeckt nach und nach alle Unregelmäßigkeiten; man sieht, daß man kleiner und enger Absichten wegen erstaunliche Steinhaufen ohne Ordnung, Schönheit und Endzweck aufgeführt hat, und ruft endlich aus: Der Baumeister war ein Barbar! Man sagt, die Vernunft sey das Auge der Seele. Zum wenigsten hat sie in ihren Urtheilen viel Aehnliches mit den Augen des Leibes. Sie sieht in der Nähe und Weite gleich schnell, aber nicht gleich scharf und richtig. Wenn wir nicht so strenge in unsern Urtheilen über entfernte Zeiten sind: So kömmt das vielleicht daher, daß wir glauben, der Betrug in Ansehung ihrer könne uns nicht so viel schaden, als der Irrthum über unsre Zeiten. Die Gelindigkeit, mit der wir sie richten, würden wir vielleicht Thorheit und Unbesonnenheit nennen, wenn wir sie gegen unsre Zeitverwandten hätten; gegen die Alten aber nennen wir sie Gerechtigkeit.

Diese Neigung gegen dasjenige, was alt und entfernt ist, wirkt um so viel stärker auf uns, je leichter

leichter wir uns bey dem äußerlichen guten Ansehen einer Sache zu beruhigen pflegen. Der Schein ist ein Betrüger, der uns selten verdächtig ist. Eine Handlung scheint edel, scheint großmüthig, scheint aus einem rechtschaffnen Herzen entsprungen zu seyn. So gleich glauben wir, wenn uns kein eigner besondrer Vortheil zur Aufmerksamkeit nöthigt, daß sie wirklich edel, großmüthig und aus einem rechtschaffnen Herzen entsprungen sey. Rochefaucault würde diese Leichtgläubigkeit aus unsrer Eigenliebe herleiten. Er würde sie für einen geheimen Wunsch bey uns erklären, daß unsre Nachwelt sich eben so wenig genau um unsre Handlungen bekümmern möchte, als wir die Thaten unsrer Vorwelt genau zu kennen bemüht sind. Aber wir wollen nicht so feindseelig mit uns selbst umgehen; wir wollen uns mehr schonen, und diese Leichtgläubigkeit lieber aus einer natürlichen Trägheit unsers Verstandes bey allen mühsamen Untersuchungen entspringen lassen. Die Beurtheilung des Werthes, den die Tugenden der Heiden haben, ist mit vielen Schwierigkeiten umgeben, und hat, dem ersten Anscheine nach, für den Leichtsinn des Menschen zu wenig Angenehmes, das seine Mühe belohnen könnte. Sie ist vielmehr mit der Gefahr, unsre ersten vortheilhaften Meinungen von ihnen widerlegt zu sehen, verbunden. Es ist nur für sehr wenige Menschen ein wahres Vergnügen, richtig zu denken, wenn richtige Urtheile unangenehm seyn können.

Ich bin nicht der Meinung, daß es gar keine heidnischen Tugenden gebe. Ich glaube, daß viele

einen wahren moralischen Werth haben. Diejenigen, welche das Gegentheil behaupten, übereilen sich in der Verachtung derselben so sehr, als andre in der Bewunderung über sie ausschweifen mögen. Wenn diese zu hohe Begriffe von der Stärke unsrer moralischen Natur haben: So überlassen sich jene, aus verschiednen Ursachen, allzukleinen und verächtlichen Gedanken von unsern Kräften. Entweder sie nehmen von ihren eignen Tugenden, die keine Prüfung aushalten, Anlaß zu ihren verächtlichen Urtheilen, oder es werden dieselben aus Begriffen von der Tugend erzeugt, nach welchen die Handlungen der Heiden vielleicht von der Gottheit selbst nicht beurtheilt werden.

Es giebt Menschen, die aus Ehrgeiz, Eigennutz und andern ähnlichen Leidenschaften Handlungen verrichten, die sie in den Ruf der Rechtschaffenheit und einer vorzüglichen Tugend bringen können. Erziehung, Temperament, und Nachahmung können so viel Gewalt über sie haben, daß sie sich vor groben Lastern bewahren, und geschickt sind, die Welt und endlich sich selbst zu betrügen. Der Ruhm, der ihre vermeinten Tugenden begleitet, kann sie anfeuern, mehr Ruhm zu verdienen, und endlich können sie sich einbilden, daß sie wirklich tugendhaft und edelmüthig sind, da sie doch nur ruhmsüchtig und eigennützig sind. Lernen nun solche Menschen, wenn ihnen etwa das Lob der Welt ekelhaft wird, oder ihr Gewissen sie zu einer strengern Untersuchung ihrer eignen Thaten genöthigt hat, sich selbst besser kennen; fangen sie an, auch andre zu untersuchen, die mit ihnen

in

in einem gleichen Rufe der Tugend sind; finden sie bey diesen auch, daß ihre Handlungen nicht mehr innerlichen Gehalt haben, als die ihrigen; vermögen dergleichen Einsichten gleichwohl nicht so viel über sie, daß sie nach einer gründlichern Tugend mit Ernst trachten sollten: So suchen sie gemeiniglich ihre Trägheit durch die völlige Ohnmacht und Untüchtigkeit der menschlichen Natur zu aller Tugend zu rechtfertigen. Sie sind geneigt, zu behaupten, daß alle guten Handlungen der Menschen, und also auch die heidnischen, entweder eitel, oder eigennützig, oder natürlich sind; daß alle ihre Ursachen keinen wahren Adel besitzen, und also nicht einmal die Ehre verdienen, für unreine und unvollkommne Tugenden gehalten zu werden, sondern daß sie vielmehr als wirkliche Laster verurtheilt werden müssen. Diejenigen, die so denken, sind dem gefährlichen Irrthume sehr nahe, daß alle Tugend ein leerer Name, und zwischen ihr und dem Laster, zwischen dem Guten und Bösen kein wesentlicher Unterschied sey; daß vielmehr die Begriffe davon bloß vom Clima, von dem natürlichen Charakter der Völker, von der Gewohnheit, von dem Temperamente und von den verschiednen Regierungsformen abhangen und bestimmt werden. Ein Grundsatz, der itzt, zur Schande unsrer weisen Zeiten, neue Vertheidiger findet!

Es ist übereilt geschlossen, daß, weil viele Tugenden keine strenge Prüfung aushalten, gar keine darinnen bestehen können; daß weil man keine Handlungen unter den Menschen findet, die ganz edel sind, sie darum alle ganz unedel seyn müssen,

sen, oder daß bey den guten Thaten, die man prüft, gar keine guten Bewegursachen und Absichten statt haben, weil man entweder bey den meisten, oder gar bey allen auch niedrige Absichten und Antriebe, und vielleicht in größrer Anzahl findet.

Allein es kann auch darum den heidnischen Tugenden alle moralische Güte von einigen abgesprochen werden, weil sie dieselben nach den Begriffen der Offenbarung von der Tugend, und nach ihren Lehren von dem Verderben unsrer Natur beurtheilen. Eine Tugend, die ganz rein, und von allen niedrigen und unedlen Trieben unbefleckt ist, so daß sie das Wohlgefallen der Gottheit verdient; eine Tugend, die der **Ruhm vor GOtt** genannt wird; oder auch nur die Tugend, die ein aufrichtiges und stets fortdauerndes Bestreben ist, der Gottheit, und allen ihren Gesetzen zu gehorchen, weil man von ihr abhängt, und einsieht, daß man ihr Unterwürfigkeit und Gehorsam schuldig sey; eine solche Tugend, die sich auf ein **richtiges** Erkenntniß der Gottheit gründet, wird man freylich unter den Heiden nicht finden. Wird hingegen unter dem Verderben, das die menschliche Natur ganz durchdrungen hat, bloß das Unvermögen verstanden, dasjenige Gute zu thun, was ihm auf die Gnade der Gottheit gegründete und unwidersprechliche Ansprüche giebt, nicht aber ein so tiefer Fall, der ihn ganz unfähig macht, Handlungen vorzunehmen, welche sich von eigentlichen Lastern auf einige wesentliche Art unterscheiden, ob sie gleich näher an das moralische Uebel grenzen, als vollkommen reine Tugenden: So wird man für

gewisse

gewisse berühmte Thaten der Heiden allemal Hochachtung haben dürfen. Man würde ungerecht seyn, wenn man sie mit dem Laster selbst auf einer Wage abwägen wollte. Die Offenbarung würde, wo eine jede Handlung der Heiden so schlecht und verächtlich wäre, als die andre, mit sich selbst streiten, wenn sie sagt, daß auch die Heiden des Gesetzes Werke thäten, und aus der Ursache sich selbst ein Gesetz wären, nach dem sie gerichtet werden sollten. Es ist also unstreitig ein übereilter Schluß, daß derjenige, der nicht das Gute thut, das er thun soll, darum gar nichts Gutes thun könne. Doch diese Anmerkung verdient eine Betrachtung, die zu umständlich ausfallen würde, als daß sie hier Raum genug finden könnte.

Doch gesetzt, daß derjenige, der die heidnischen Tugenden beurtheilt, alle Hindernisse überwände, die ihm sein Verstand, seine falschen Grundsätze, seine Vorurtheile, und seine Leidenschaften in den Weg legen können: So wird er doch auch dann niemals im Stande seyn, einen völlig bestimmten und entscheidenden Ausspruch über sie zu thun. Die Frage, ob die Heiden tugendhaft gewesen sind und in welchem Grade sie edel und rechtschaffen gehandelt haben, ist historisch. Alles kömmt auf eine richtige und unpartheyische Untersuchung der alten Geschichte an. Die Tugenden der Heiden und ihr Werth sind schon berechnet. Die Frage ist: Haben die Geschichtschreiber richtig gerechnet; haben sie nicht viel ausgelassen; haben sie nicht viel angesetzt, das von der Summe der heidnischen Tugenden wieder

abgezo=

abgezogen werden muß? Eine schwere Untersuchung! Die vortheilhaften Zeugnisse der Heiden müssen geprüft werden. Wie viele Bedenklichkeiten äußern sich in Ansehung ihrer nicht gleich bey dem ersten Blicke, den man auf sie thut!

Herodotus, Thucydides, Arrianus, Dio Cassius, Livius, Plutarchus, und besonders Valerius Maximus erzählen uns große und ruhmvolle Handlungen der Heiden. Sie eignen vielen die besten und liebenswürdigsten Eigenschaften zu, und entwerfen Charaktere von ihnen, die man bewundern muß. Wenige von diesen Geschichtschreibern erzählen, was sie gesehen haben. Sie müssen sich selbst auf ältere Nachrichten und Zeugnisse verlassen. Ich will ihre Liebe zur Wahrheit, ihre Unpartheylichkeit und Aufrichtigkeit noch nicht in Zweifel ziehen. Aber was ist billiger, als die Frage, ob sie selbst wahre und richtige Begriffe von edlen, rechtschaffnen, und liebenswürdigen Handlungen hatten; ob sie wußten, was die eigentliche Würde des Menschen ausmacht, und deswegen, weil sie richtige und gesunde Grundsätze hatten, im Stande waren, zuverläßig über diejenigen zu urtheilen, deren Andenken sie auf die Nachwelt fortzupflanzen suchten? Oder verbanden sie vielmehr mit dem Namen der Tugenden, deren Gedächtniß sie verewigen wollten, unstäte, irrige, oder halb mit Wahrheit, halb mit Irrthum vermischte Begriffe? Von einem Zeugen, der etwas gesehen haben will, muß der Richter vor allen Dingen wissen, ob er Augen hat, und wenn er sehende Augen hat, ob sie nicht vielleicht krank,

und blöde sind? Gelbsüchtigen Augen scheint alles, was ihnen vorkömmt, gelb zu seyn. Wie viele Laster sind von den heidnischen Geschichtschreibern vergöttert worden! Cäsar schied sich von seiner Gemahlinn, weil sie beschuldigt wurde, daß Clodius unerlaubte Gunstbezeugungen von ihr bey einem Feste erhalten hätte, zu welchem, nach den römischen Gesetzen, bloß Personen des weiblichen Geschlechtes zugelassen wurden. Dieser kühne Nebenbuhler konnte seines Verbrechens überführt werden; er wurde aber losgesprochen; denn der beleidigte Gemahl wollte, ob er gleich konnte, nicht wider ihn zeugen. Nunmehr war die Ehre der Angeklagten gerettet, und dennoch schied er sich von ihr. **Cäsars Gemahlinn**, sagte er zur Rechtfertigung seiner Ehescheidung, **muß nicht einmal im Verdachte seyn können**, daß sie wider ihre Ehre handle. Dieser Ausspruch wird von den Alten für edel und großmüthig erklärt. Aber was müssen diejenigen für Begriffe von Tugend haben, die so urtheilen? Wenn seine Gemahlinn des Verbrechens, das ihr zur Last gelegt wurde, schuldig war, warum gab er zu, daß Clodius losgesprochen wurde? War aber der Verdacht wider sie ohne Grund, warum verstieß er sie? **Alexandern** und **Cäsarn** wurde ihre Tapferkeit zur Tugend angerechnet: **Catilina** hingegen verflucht, und der Räuber gekreuzigt. Was für Kenner der Tugend, die den Erfolg dazu machen! **Cato** wurde seines Selbstmordes wegen angebetet, so wenig stoisch er auch dabey war, und so wenig er auch Standhaftigkeit und Muth in einer so kritischen

tischen Stunde äußerte. Warum preisen uns denn die Geschichtschreiber nicht auch die Fechter an, die sich fürs Geld hinrichteten? Gewiß man sollte mehr Xenophonte, mehr Polybios, mehr Plutarche, mehr Tacitos haben, und man würde gleichwohl in seinen Urtheilen allezeit sehr furchtsam, und zurückhaltend seyn müssen.

Doch man könnte ihnen ihre Irrthümer in der Moral übersehen, wenn man nur von ihrer Redlichkeit, ihrer Liebe zur Wahrheit, und Unpartheylichkeit Versicherung genug hätte. Allein die Meisten geben zu einem gerechten Mistrauen in ihre Aufrichtigkeit, Treue, und Gerechtigkeit nur allzuviel Anlaß. Die wenigsten haben den Endzweck gehabt, eine Geschichte der Wahrheit, und, wo sie Stoff dazu fänden, eine Geschichte der Tugend, zu schreiben; sie wollten nur ihr Volk ehren, und was lag ihnen daran, wenn sie, diese Absicht zu erhalten, auch einen Roman schreiben mußten? Sie sind Lobredner ihrer Nation. Man sieht, daß sie sich recht ängstlich bemühen, ihr Volk über alle andern Völker zu erheben, besonders aber über die, welche sie für Nebenbuhler ihrer Macht und Größe hielten. Was für ein Stolz herrscht nicht in den Geschichten der Griechen, wenn sie von ihren Sitten, Gesetzen, großen Bürgern und Helden reden, und wie viel Verachtung äußern sie gegen die Perser! Man war alles, unwissend, ohne Sitten, ohne Tugend, mit einem Worte, ein Barbar, wenn man einige Meilen weit über den Hellespont zu Hause gehörte. Die Römer giengen mit den Völkern, die noch nicht unter ihrer

Herrschaft stunden, nicht besser um. Nur sie, wenn man dem Livius glauben will, hatten wirklich große, tugendhafte und der Bewunderung würdige Männer unter sich. Macht endlich auch dieser partheyische Geschichtschreiber von Fremden und Ausländern einige vortheilhafte Abbildungen: So verräth er doch deutlich, daß es bloß in der Absicht geschehe, einheimische Tugenden eben dadurch in einem größern Lichte zu zeigen, als fremde. Er giebt zum Exempel dem Hannibal alle diejenigen großen und sonderbaren Eigenschaften, die er besitzen mußte, wofern Scipio noch größer, als er erscheinen sollte. Er beschreibt ihn als einen fürchterlichen Feldherrn; er lobt seinen Muth, seine Gegenwart des Geistes in Gefahren und Schlachten, seine Verschlagenheit; denn je furchtbarer, tapfrer, erfahrner, und verschlagner er abgebildet wurde, desto mehr Ehre war es für den Römer, daß er einen solchen Feind überwunden hatte. Wenn er aber die moralische Seite seiner Helden abzeichnet: So ist Hannibal ganz lasterhaft, und Scipio ganz vollkommen. Der Carthaginenser besitzt eine unmenschliche Grausamkeit, eine mehr als punische Treulosigkeit, keine Wahrheit, keine Tugend. Nichts ist ihm heilig; keine Götter schrecken ihn; keine Religion bindet ihn; kein Eid ist ihm ehrwürdig. Scipio hingegen ist die Mäßigung, die Leutseeligkeit, die Menschlichkeit selbst. Soll ich die Treue eines Geschichtschreibers, der es unstreitig für eine größre Ehre hielt, ein Römer, als ein Mensch und Weltbürger zu seyn, nicht im Verdachte haben? Soll ich

auf

auf seine Anklage Hannibaln verdammen, da ich deutlich sehen kann, daß er auf der schlimmsten Seite vorgestellt ist? Und kann ich wohl auf die Aussage eines so partheyischen Geschichtschreibers über die Tugend des Römers ein gewisses und entscheidendes Urtheil fällen? Gewiß der Wunsch ist nicht ungerecht, daß die Zeit einen carthaginensischen Livius erhalten haben möchte. Vielleicht würde er auch im Eingange seiner Geschichte sagen, daß keine Republik tugendhafter und edelmüthiger und an guten Beyspielen reicher gewesen, als die seinige; keine später mit Geiz und Ueppigkeit befleckt worden sey, als die seinige; keine länger Armuth und Sparsamkeit in Ehren gehalten habe, als die seinige. Vielleicht würde er seinem Hannibal eben so weit über den Scipio erheben, als er itzt unter denselben erniedrigt ist. Unterdessen würde uns doch eine ruhige Vergleichung so weit von einander abweichender Nachrichten weit mehr in den Stand setzen, sicher von dem Werthe ihrer Tugenden zu urtheilen, als geschehen kann, wenn man bloß einseitige Nachrichten vor sich hat. Die carthaginensische Treulosigkeit war zum Sprüchworte unter den Römern geworden. Die römische Treue war vielleicht vor dem ersten punischen Kriege unter den Carthaginensern nicht berühmter. Man hat nur noch die Manifeste der Ueberwinder; man hat aber die Manifeste der Ueberwundnen nicht.

Livius selbst macht uns die heroischen Tugenden seiner alten Römer verdächtig. Je weniger die Römer besaßen, sagt er, desto kleiner und

und mäßiger waren ihre Begierden. Das, was er für einen Lobspruch der Römer hält, ist wirklich ein Tadel derselben. Gemäßigte Begierden bey einem großen Ueberflusse würden ihnen zu mehr Ehre gereichen. Der Reichthum hat den Geiz, und der Ueberfluß die Wollüste erzeugt. Was für schwache Tugenden, die von Corinths Reichthümern überwunden und vertrieben wurden! Es ist sehr leicht, wenig Böses zu thun, wenn es an Macht und Gelegenheit fehlt, viel Unheil zu stiften.

Man muß anmerken, daß die größten Geschichtschreiber der Griechen und Römer in Zeiten lebten, wo die erste Rauhigkeit dieser Völker von den mehr ausgebreitetern Wissenschaften vertrieben, ihr Verstand erleuchteter, und mit den gesundern Grundsätzen einer vernünftigen Moral bekannter war, als der Geist ihrer Vorfahren. Die Griechen wurden weiser, als sich der Geschmack aus Aegypten zu ihnen wandte, uud die Römer waren am vernünftigsten, als sie von Athen unterrichtet wurden. Würden wohl in solchen hellern Zeiten die Geschichtschreiber ihrem Volke gefallen haben, wenn sie den Thaten ihrer Vorfahren ihre natürliche Rauhigkeit gelassen, und sie nicht mit den Reichthümern ihres Geistes ausgeschmückt und verschönert hätten? Und sie wollten doch vornehmlich ihren Zeiten und Nachkommen gefallen. Man müßte ganz ein Fremdling in ihnen seyn, wenn man nicht wahrnehmen könnte, daß sie ihre grossen Männer und ihre Helden feiner denken und reden ließen, als sie in ihren rauhen noch ganz unausgebildeten Zeiten reden konnten. Sie liehen

ihnen ihre Art zu denken, weil sie voraus setzten, daß große Leute, wie sie, dächten, eben so wie die französischen Geschichtschreiber ihren Ludwig den vierzehenten Einfall über Einfall sagen lassen, weil sie sich einbilden, daß ihr König eben so witzig seyn müsse, als Benserade oder Boileau, weil er ihnen Gnadengelder gab. Eben so liehen die neuern Griechen und Römer ihren Vorfahren ihre Philosophie, und ihre Beredtsamkeit. Wer kann das leugnen? Aber muß nicht das den Verdacht erwecken, daß sie die ruhmvollen Charaktere ihrer großen Männer auch nicht allezeit vor sich fanden, sondern sie vielmehr ihnen anstudirten, und sie aus Grundsätzen handeln liessen, aus denen sie nicht handeln konnten, weil diese einem Verstande unbekannt seyn mußten, den noch keine Wissenschaften aufgeklärt und aus seinen natürlichen Finsternissen gezogen hatten? Kann sich ein Livius unterstehen, der Nachwelt die langen und künstlichen Reden, die er auf seinem Studierzimmer, sich selbst und seinen Zeitgenossen zu gefallen ausgearbeitet hat, für wirkliche Reden seiner Helden aufdringen: Wer kann uns Bürge seyn, daß er in ihren Charakteren nichts geändert, und ihre Handlungen nicht in vortheilhaftern Aussichten gezeichnet habe, als die waren, worinnen sie ursprünglich erschienen? Konnten die Geschichtschreiber ihren Geschichten nur die Eigenschaften ertheilen, die sie in den Ruf großer und glücklicher Geister bringen konnten: So hatten sie nicht zu befürchten, daß ihnen jemand den Ruhm der Treue, Aufrichtigkeit, und Unparthey-

lichkiet

lichkeit streitig machen würde. Wer sollte es thun? Ja sie würden sich den Zorn und die Verachtung ihrer Zeitgenossen, die so sehr von der Hoheit und Größe ihrer Vorfahren berauscht waren, zugezogen haben, wofern sie nach dem Ruhme einer strengen Unpartheylichkeit gestrebt hätten. Alle Nationen haben so gar Lügen zur Ehre ihrer Vorfahren mit Beyfall und Bewunderung angenommen. Die Griechen und Römer verziehen ihren Schriftstellern den Gebrauch der Unwahrheit, theils wegen des Vergnügens, das eine schöne und unerwartete Verkleidung derselben erweckt, theils wegen der Ehre, die allezeit von ihren Vorfahren auf sie zurückzufallen schien. Sie verbargen unter den Verdiensten der Vorwelt ihre eigne Armuth, eben so, wie sich ein unnützer Landjuncker die Ehre seiner Ahnen zueignet, und, wenn er nicht gelobt werden kann, dadurch dem Tadel zu entgehen glaubt, daß seine Vorfahren gelobt werden können.

Was man am meisten zu beklagen Ursache hat, ist die Unvollständigkeit der Nachrichten von den Tugenden der Heiden. Die Geschichtschreiber, die wir haben, sind gemeiniglich bloß Geschichtschreiber der öffentlichen Handlungen ihrer Helden. Sie bekümmern sich wenig um die Tugend in der Hütte, und um edle Handlungen im Privatleben. Ihre Tugendhaften sind Menschen, die ihrer Würden und Aemter wegen vor andern in die Augen fallen. Es sind **Mutii, Valerii, Catonen, Reguli, Scauri, Curii, Camilli, Marcelli, Scipionen**, die sie als Muster der Nachahmung abbilden. Und alle die Tugenden, die sie

 rühmen,

rühmen, betreffen die meiste Zeit nur die Verwaltung öffentlicher Geschäffte und Angelegenheiten. Man muß also aus öffentlichen und einzelnen Thaten zu viel schließen. Man weiß ja, daß ein Mensch, der einmal, und zumal vor der Welt tugendhaft handelt, darum nicht allezeit, auch nicht überall, und ingeheim tugendhaft seyn müsse. Wer weiß nicht, wie vieler Auslegungen öffentliche Handlungen fähig sind? **Furius Camillus** belagert die Stadt der **Falisker.** Derjenige, der ihre Kinder unterrichten mußte, liefert sie durch eine niederträchtige Treulosigkeit und Verrätherey in die Gewalt des römischen Feldherrn. Die **Falisker** waren überwunden, wenn er sich der Gewalt gebrauchte, die ihm der Treulose gegeben hatte. **Camillus** aber will nicht durch Verrätherey überwinden, läßt den Verräther fesseln und schickt ihn mit den Kindern in die belagerte Stadt zurück. Der Römer wird als der großmüthigste und gerechteste Mann gepriesen. Die That kann wirklich aus einer edlen Quelle entspringen; **Camillus** kann das Lob der Gerechtigkeit und Großmuth verdienen. Die Römer haben sich mehr durch solche Thaten berühmt gemacht. Aber sind ungerechte Kriege nicht so schwarz, als Verräthereyen? Der Krieg gegen die **Falisker** war ungerecht. Konnte **Camillus** nicht aus Ehrgeiz, weil er für einen Held gehalten seyn wollte, eben so handeln? Hätten wir aber von dem Privatleben eben dieser grossen Männer, von ihrer Aufführung in ihren Familien, gegen ihre Frauen, und gegen ihre Sclaven mehr Nachrichten: So würde, wenn ihre

Tugen-

Tugenden wirklich Ehrfurcht verdienen, unsre Ehrfurcht gegen dieselben desto größer und gegründeter seyn. Wenn von dem Werthe der heidnischen Tugenden die Rede ist: So müssen wir ihn nicht nach einzelnen Handlungen, sondern nach ganzen Charakteren bestimmen. Denn wer kann aus einem schönen Gesichtszuge schließen, daß das ganze Gesicht schön sey?

Alle diese Anmerkungen sollen keine Kriegsankündigung wider die Tugenden der Heiden seyn. Sie würden wider meine Absicht als eine Vorbereitung zu einem verdammenden Urtheile über sie ausgelegt werden. Sie sollen nur zeigen, daß sie eben so leicht zu viel bewundert, als zu sehr niedergeschlagen werden können. Sie sollen uns nicht aufsätzig gegen sie, sondern mistrauisch wider uns selbst machen. Uebereilte Urtheile von ihrem Werthe können von schlimmern Folgen seyn, als man denkt, wenn sie zumal von denen gefällt werden, in deren Aufrichtigkeit und Einsicht niemand ein Mistrauen zu setzen pflegt.



An Young. *

Stirb, prophetischer Greis, stirb, denn dein Palmenzweig
Sproßte längst schon empor, und, dir zu rinnen, steht
Manche freudige Thräne
Schon im Auge der Himmlischen.

Du verweilst noch? Und hast fern an die Wolken hin
Schon dein Denkmal gebaut. Denn die geheiligten
Ernsten, festlichen Nächte
Wacht der Freygeist mit dir, und fühlts,

Daß dein tiefer Gesang drohend des Weltgerichts
Prophezeyung ihm singt! fühlts, was die Weisheit will,
Wenn sie von der Posaune,
Diesem Wecker der Todten, spricht.

Stirb. Du hast mich gelehrt, daß mir des Todes Schall
Wie ein Jubellied tönt, das ein Gerechter singt.
Bleib, o bleib denn mein Lehrer!
Stirb und werde mein Genius!

* Mehr als eine Stelle dieser Ode zeigt, daß sie noch bey Lebzeiten D Youngs geschrieben sey. Allein seit kurzem ist dieser göttliche Dichter gestorben.



Von

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Von der
Gewalt der Zeit und der Umstände über die Leidenschaften.

Die Secte der Stoiker, die in allen ihren Lehrsätzen übertrieben war, verwarf nicht allein alle Nachsicht gegen die Leidenschaften, sondern wollte dieselben ganz aus den menschlichen Seelen ausgerottet haben. In der Meinung, daß sie die Quelle der meisten sittlichen Unordnungen in der Welt wären, untersuchten sie nicht, warum sie solches wären, sondern schlossen, daß sie keinen Nutzen hätten, und von uns als Feinde angesehen werden müßten, ohne deren Untergang wir nicht sicher seyn könnten. Allein sie haben Vertheidiger gefunden, und sie sind uns zu natürlich, als daß sie ohne Beschützer bleiben sollten. Sie sind die Lebensgeister unsrer moralischen Natur. Ohne sie würde die Seele müßig, und von allzuträger und unwirksamer Beschaffenheit seyn. Sie setzen den Menschen in Bewegung und machen ihn zu einem geschäfftigen Einwohner der Welt. Und wenn nur ihr Trieb gemäßigt ist; wenn sie eingeschränkt bleiben, und ihnen keine wilde Herrschaft über die Seele verstattet wird: So ist auch ihr Einfluß in die menschliche Glückseeligkeit groß und unausbleiblich. Die Menge gesunder Säfte macht den Körper stark, wenn sie nach den verschiednen Verhältnissen seiner Theile gegen einander gehörig

 vertheilt

vertheilt sind. So hängt auch die Stärke der Seele von den Leidenschaften ab; allein sie müssen wohlgeordnet, und sich nicht selbst überlassen seyn. Diese Ordnung aber fehlet; die Begierden sind in ihrem natürlichen Zustande unsre Tyrannen; bald ruhen sie in unsrer Seele, bald wüten sie. Wo sie stark seyn sollen, wirken sie langsam; wo sie schwach oder gar nicht wirken müßten, gerathen sie gemeiniglich in eine Wallung, die sich mit dem Untergange unsrer Ruhe und Zufriedenheit endigt. Daher haben es die Sittenlehrer eine ihrer vornehmsten Beschäfftigungen seyn lassen, auf Mittel zu denken, durch welche die Begierden gezwungen werden können, nur so zu wirken, wie es die menschliche Glückseeligkeit erfodert. Einige haben die Vernunft zur Beherrscherinn derselben machen wollen. Allein sie hat selten oder niemals Stärke genug, diese so sehr zur Unruhe geneigten Unterthanen zu regieren. Sie hat Rebellen zu beherrschen, die nur allzuoft das Glück haben, sie ihrer Herrschaft zu berauben. Andre Moralisten, welche durch die Erfahrung überzeugt worden, daß die Vernunft zur Regierung unsrer Begierden zu schwach sey, haben versucht, ob sie sie dadurch in Ordnung bringen könnten, daß sie Leidenschaften wider Leidenschaften waffneten. Sie haben der Begierde nach dem Vergnügen die Begierde nach Ehre, und beyden den Geiz entgegen stellen wollen. Allein auch dadurch ist nichts wider sie ausgerichtet, sondern der Aufstand der Leidenschaften nur allgemeiner und gefährlicher geworden. Und dennoch erhält immer eine Begier-

de

de das Uebergewicht und bleibt die herrschende Leidenschaft der Seele. Endlich haben andre Philosophen die Hülfe, die sie wider die Unordnung der Affecten nicht bey der Vernunft, und noch viel weniger bey den Leidenschaften selbst finden können, bey der Zeit und bey den verschiednen äußerlichen Umständen des Menschen gesucht. Man hat ihnen eine Gewalt zugeschrieben, die ihnen die Erfahrung abspricht. Alle Begierden, sagt man, haben ihre Zeit; neue Umstände, neue Leidenschaften.

Wer weiß nicht, daß man nach diesem Grundsatze der Jugend die Wollust, den männlichen Jahren die Ehrbegierde, und dem Alter ein finstres mürrisches Wesen nebst dem Geize zugetheilt hat?

Allein die Erfahrung bestätigt diese Vertheilung der Leidenschaften unter die verschiednen Zeitalter des Menschen nicht. Sie wird uns vielmehr durch unzählige Beyspiele überführen, daß wenn sich eine Leidenschaft der menschlichen Seele vor allen andern so bemächtigt, daß sie den Namen der herrschenden verdient, sie nicht allein in den frühsten Jahren sich über die andern empor geschwungen habe, sondern auch ihre Herrschaft, wo sie nicht durch die Vernunft oder die noch höhere Gewalt der Religion abgesetzt und regiert wird, in allen Zeitpunkten des menschlichen Lebens behaupte, ob sie gleich nach den verschiednen Zeiten und Umständen in vielerley Gestalten erscheinen und bald lebhafter, bald schwächer und geruhiger in ihren Wirkungen seyn wird. Man darf nur dem Laufe der menschlichen Leidenschaften mit einiger Aufmerksamkeit zugesehen haben, oder sich selbst

untersuchen und kennen lernen: So wird man daran nicht zweifeln können. Domitian verschließt sich im Anfange seiner Regierung in seine Zimmer, und seine ganze Freude in seiner Einsamkeit ist die, daß er mit einem spitzigen Griffel die Fliegen an der Wand spießen kann. Der Kenner des menschlichen Herzens erblickt in dem Fliegenfänger, der außer sich ist, wenn ihm kein Wurf mislingt, den Tyrannen. Seine Leidenschaft ist Schadenfreude; die Wirkungen sind verschieden, verdienen in dem einen Falle verlacht, und in dem andern verabscheut zu werden, machen den Fliegenfänger lächerlich, und den Tyrannen zum Ungeheuer, das werth ist, von der Erde vertilgt zu werden; aber die Leidenschaft ist immer dieselbe. Als Kaiser verurtheilte er niemanden, ohne ihm vorher Hoffnung zur Gnade gemacht zu haben. Das gewisseste Merkmal eines schrecklichen Ausganges war die Sanftmuth, die er im Anfange seines Urtheiles äußerte. Er befiehlt dem Senate, das Urtheil über einige zu sprechen, die man des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt hat. Er erklärt sich, daß er aus dem Urtheile der Richter abnehmen wolle, wie lieb er ihnen sey. Der Senat wird dadurch bewogen, sie zu der Todesstrafe zu verdammen, die in den Rechten der Vorfahren auf dieses Verbrechen gesetzt war. Domitian kömmt in den Senat, stellt sich an, als ob er sich vor einem solchen Urtheile entsetze, und die Strenge desselben gelindert wissen wolle. Und was sagt er? **Erlaubt mir, versammelte Väter des Raths, die Bitte, wie wohl ich mir von**

eurer

eurer Neigung gegen mich die Erfüllung derselben kaum versprechen darf; laßt mich euch bitten, daß die Verurtheilten sich ihren Tod selbst wählen dürfen. Man erwartet bey dem Eingange seiner Rede ihre Lossprechung; man hofft, er werde ihnen das Leben lassen, und er läßt ihnen nur die Wahl des Todes. Er will zu einer andern Zeit einen von seinen vertrautesten Freunden hinrichten lassen; er schmeichelt ihm niemals mehr, als vor dem Tage seines Unterganges; aber immer ist bey ihm die größte Güte der gewisseste Vorbote einer unmenschlichen Grausamkeit. Wer kann glauben, daß diese schreckliche Leidenschaft sich seiner Seele erst auf dem Throne bemächtigt habe? Wenn wir die Geschichte seiner Kindheit und Jugend hätten: So sähen wir ihn vielleicht mit einer tückischen Freude die Vögel erdrücken, die er erst auf seine Hand gelockt hat, oder seinen Spielgenossen mitten unter den Umarmungen derselben ein Bein unterschlagen und sie zu Boden werfen. Der Sultan, der zur Eroberung der Insel Rhodus Millionen Menschen aufopferte, weil er keinen Wein lieber, als den rhodischen trank, würde als ein gemeiner Janitschar einen Aufruhr erregt, die Absetzung des Vezirs und Sultans verlangt, und das Serrail gestürmt haben, um den Caffee wohlfeiler trinken zu können.

Wie sehr ist, sagt man, Sejan durch seine glücklichen Umstände verderbt worden! Man konnte, da er sich noch in seiner Niedrigkeit befand, auch nicht einen Schatten von den Leidenschaften an ihm bemerken, die ihn itzt beherrschen. Was

für

für ein übermüthiger Stolz in seinem Betragen! Mit welchem Trotze begegnet er nicht allen, die nur eine Stufe niedriger sind, als er! Wie gern sieht er einen Schwarm gebückter Clienten zu seinen Füßen herumkriechen! Er erweist niemanden auch nicht die geringste Gefälligkeit, wenn sie ihm nicht durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen abgedrungen wird. Wie hart und grausam empfängt er nicht diejenigen, so etwas bey ihm zu suchen haben! Er ist kein Herr, sondern ein Tyrann seiner Bedienten. Die geringste Nachläßigkeit wird ihnen zum gröbsten Verbrechen angerechnet. Es ist ein wahres Leiden, wenn man Wohlthaten von ihm annehmen muß, und seine größte Höflichkeit ist Verachtung. Wer hätte das von ihm erwarten sollen? Er war vor seinem Glücke so gefällig, so begierig, sich alle Menschen zu verbinden, so leutseelig, so voll Ehrfurcht gegen die, so über ihn waren, so demüthig selbst gegen die, die geringer und niedriger waren, als er. Wem hätte es einfallen können, daß sich in einem Gesichte, das in einer jeden Mine Ergebenheit gegen die ganze Welt war, so hochmüthige Runzeln aufziehen könnten? Aber neue Umstände, neue Leidenschaften. Neue Leidenschaften? Nein, Sejan ist noch immer derselbe; er erniedrigte sich nur, damit er andre kriechen sehen könnte. Er ist noch eben dasselbe Insect. Er kroch in allen Vorzimmern der Großen und an allen Bedienten herum, um sich einspinnen zu können. Man betrachte ihn nur genau; es ist noch immer eine Raupe; sie hat nur Flügel.

Die

Die Menschen pflegen gemeiniglich ihre Ausschweifungen denen Umständen zuzuschreiben, in denen sie sich befinden, da doch die Ursache derselben in ihnen selbst, nämlich in ihren herrschenden Leidenschaften liegt. Sie können an keinem gefährlichern Irrthume krank liegen, als dieser ist. Aufidiens herrschende Leidenschaft ist die Eitelkeit, durch die Pracht in seiner Kleidung sichtbar zu werden. Er verschwendet alle Reichthümer, die seine Vorfahren mit so großer Mühe vielleicht in einer zwar anständigen aber doch nicht kostbaren, vielleicht auch in einer gemeinen und schlechten Kleidung aufgesammelt haben, damit er nur seine thörichte Begierde befriedigen möge. Der Schneider kömmt nicht aus seinem Zimmer; die geringste Aenderung in der Mode nöthigt ihn zur Verfertigung eines neuen Kleides. Und eins ist immer prächtiger, immer reicher, und theurer, als das andre. Und wenn man ihn nicht genau kennte: So sollte man ihm wohl die Ehre anthun, und glauben, daß er eine recht spartanische Kleiderordnung einführen würde, wenn er nur im Lande etwas zu gebieten hätte, für einen so abgesagten Feind aller ausschweifenden Pracht erklärt er sich. Ich, sagt er, habe keine Freude an der Pracht, die itzt so eingerissen ist; muß man nicht gekränkt werden, wenn man sich der edlen Einfalt seiner Vorfahren in ihrer Tracht erinnert? Wie gern trüge ich mich nicht so kostbar! Aber wer kann die Zeiten ändern? Man muß sich mit dem Strome der Zeiten fortreißen lassen. Kann ich mich sittsamer tragen, ohne verachtet zu werden? Er kennt, oder er will

vielmehr

vielmehr seine Leidenschaft nicht kennen. Aber versetzt ihn nur aus der Stadt, wo die Pracht so eingerissen ist, wo er nicht wider den Strom schwimmen kann, aufs Land; laßt ihn einmal nicht mehr so vornehm seyn; die Leidenschaft wird bleiben. Der Bauer wird feiner Tuch tragen, als er tragen soll; er wird den gnädigen Junker seiner Tressen wegen beneiden, und, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, seinen bunten Latz mit silbernen Knöpfen besetzen lassen.

„Meine Leidenschaft ists nicht, Aufwand zu „machen. Ich bin kein Freund von der Verschwen„dung.„ Kein Freund von der Verschwendung? Aber warum übersteigt denn, wenn sie die kleine Frage, der Leidenschaft wegen, die Sie nicht haben, erlauben wollen, ihre Ausgabe die Einnahme so weit? „Wie will mans anders machen; man lebt „am Hofe. Der Aufwand ist unvermeidlich.„ So? Doch, Herr Rath, Herr Secretär, Herr Cammerdiener, Herr Lakay vom Herrn Lakay, wie lange ist es her, daß Sie bankerott werden und die halbe Stadt betrügen müssen, um dem Hofe Ehre zu machen?

Seneca hatte eine Närrinn seines Weibes, als ein Erbübel in seinem Hause zu unterhalten; denn er selbst brauchte, wie er sagte, keine; wenn er lachen wollte, lachte er über sich selbst. Harpaste, so hieß sie, ward blind, und was dabey merkwürdig war, sie glaubte nicht, daß sie blind wäre. Sie fragte ihren Führer beständig, ob sie nicht ausziehen wollten; das Haus wäre sehr finster. Sind diejenigen, welche die thörichten Hand-

lungen,

lungen, so sie vornehmen, in den Umständen außer sich suchen, vielleicht der Zeit zuschreiben, worinnen sie leben, und gar nicht auf die Leidenschaften fallen, von denen sie so tyrannisch beherrscht werden, sind sie weiser, als diese blinde Närrinn des Seneca? Und vielleicht war Harpaste noch klüger. Denn sie wollte doch ausziehen und das Haus verlassen, das so finster war. Aber die Menschen mögen weder die Zeiten noch die Umstände ändern, denen sie doch die Thorheiten zuschreiben, die sie eigentlich in ihren Leidenschaften aufsuchen sollten.

Man sagt, **Aemil** sey durch die Zeit ganz verändert worden; seine Begierde nach Ehre, nach Lobsprüchen und Schmeicheleyen habe sich in eine großmüthige Verachtung derselben verwandelt. Ehe er zum Besitze der Würden gelangte, die ihn itzt alles genießen lassen, was nur der menschlichen Eitelkeit schmeicheln kann, war er die Eitelkeit selbst. Er verabsäumte nicht die geringste Gelegenheit, wo er sich der menschlichen Hochachtung bemächtigen konnte; er mischte sich in alle Angelegenheiten, bey denen er sich in einiges Ansehen zu setzen hoffte. Ein Lob mochte noch so nichtsbedeutend seyn, er schlug es niemals aus. Der Durst nach Ehre, der so unersättlich zu seyn schien, ist gestillt. Wie ruhig ist seine herrschende Leidenschaft geworden! Die Zeit hat ihm die Augen geöffnet. Seine itzige Größe macht ihn nicht übermüthig. Er ist das Widerspiel vom Sejan. Er überhäuft nun andre mit den Ehrenbezeugungen, die er mit einem so brennenden und ungeduldigen Verlangen

suchte,

suchte. Man mag ihm noch so viel Hochachtung beweisen; man mag ihm noch so ehrerbietig begegnen; man bemerkt doch die geheime Freude nicht an ihm, die die Eitelkeit so wenig verbergen kann. Ehedem erweckte ein unehrbietiges Wort gegen ihn, ein Blick, der sich nicht tief genug vor ihm demüthigte, seinen ganzen Zorn, und er hatte doch kein Recht, die Ehrfurcht zu fodern, die ihm itzt jedermann zu erweisen schuldig ist; itzt aber kann er selbst Beschimpfungen ertragen. Er verschwieg die Wahrheit, wenn er glaubte, daß sie misfallen und ihm Verachtung zuziehen könnte. Scheint ihn in seinen veränderten Umständen die Eitelkeit nicht ganz verlassen zu haben? Hat er nicht mit der Zeit die Nichtigkeit aller menschlichen Ehre einsehen lernen? Wie wenig kennt man den Menschen, wenn man sich beredet, Aemils Eitelkeit sey durch die Zeit geschwächt und unterdrückt worden. Er ist nicht mehr so sehr, als sonst, nach Lobsprüchen begierig? Warum? Er glaubt der Hochachtung, der Ehrfurcht, und der Anbetung der Welt ganz versichert zu seyn; kleine, gemeine Lobsprüche verachtet er, weil er sich beredet, daß seine Verdienste dadurch beschimpft werden. Er ist nicht mehr so geschäfftig, mischt sich nicht mehr in so viele Angelegenheiten als vorher? Desto aufmerksamer ist er auf die Gelegenheiten, wo seine Handlungen viel Aufsehen, und ein Geräusche machen, das weit gehört werden kann. Er achtet Beschimpfungen nicht? Er glaubt über sie erhoben zu seyn? Er läßt diejenigen, die unter ihm sind, seine Grösse auf keine beleidigende Art empfinden, und vergißt

gißt in ihrer Gesellschaft beynahe, wer er ist? Der eitle Aemil! Man muß ihn sehen, wenn er mit Personen umgeht, die ihm an Ehre gleich, oder gar noch höher sind, als er. Wie hoch trägt er da seine Stirne! Wie finster wird sein Auge, wenn er von ihnen nicht Ehre genug empfangen zu haben glaubt! Er sagt die Wahrheit, ohne Scheu, ohne Furcht, mit seiner Offenherzigkeit zu beleidigen. Und warum? Er ist eitler, als iemals; er achtet itzt die Menschen zu wenig, als daß er sich so, wie ehedem zwingen sollte.

Hat der Mensch einmal einer Leidenschaft die Oberherrschaft über sich verstattet: So wird sie ihn in keinen Umständen verlassen. Sie wird in diesen langsamer, in andern schneller und gewaltsamer wirken; ihre Herrschaft wird sich in einigen weiter erstrecken, als in andern; in diesen wird sie kaum zu bemerken seyn; in jenen wird sie die Augen der ganzen Welt auf sich ziehen. Ihre Ausbrüche werden verschieden seyn, und ihre Wirkungen oft einander zu widersprechen scheinen. Allein der Mensch wird von eben der Leidenschaft immer regiert werden. **Carl der fünfte** wird, da er alle seine Kronen niederlegt, von eben der Leidenschaft getrieben, die ihn in seiner Jugend anfeuerte, immer neue Eroberungen zu machen. Er wird auf dem Throne und in seiner Einsamkeit von einem Affecte beherrscht. Er wollte die Aufmerksamkeit der Welt, die er schon zu verlieren anfieng, und durch keine neuen Siege und Eroberungen mehr unterhalten konnte, wieder er-

wecken und auf sich ziehen; darum dankte er ab. Cäsars herrschende Leidenschaft war ein Stolz, der in der Republik niemanden über sich leiden konnte. Wäre er zu einem Klopfechter gebohren worden: So würde er der erste und berühmteste Klopfechter haben seyn wollen.

Zeit und Umstände haben freylich einen grossen und merkwürdigen Einfluß in unsre Leidenschaften; aber sie allein können dieselben niemals bessern, oder ganz aus einer Seele wegschaffen, welche sie ihrer Tyranney unterworfen haben. Sie werden denselben entweder nur Raum geben, sich zu zeigen, oder werden sie nur auf einige Zeit in ihren Wirkungen einschränken. Eine herrschende Leidenschaft muß eben nicht stets auf einerley Gegenstände gerichtet seyn. Zeit und Umstände können ihre Richtung ändern. Die Begierden gewinnen selbst durch die Abwechslung neue Kräfte, und setzen sich eben dadurch, daß sie sich in ihren Richtungen verändern, desto fester in unsern Seelen. Daher kommen die unzähligen Gestalten, die ein einziger Affect annehmen kann; Gestalten, die so sehr verschieden sind, daß man sehr aufmerksam seyn muß, wofern man sich von so vielen, und oft auf eine unglaubliche Weise abgeänderten Verkleidungen einer einzigen Begierde nicht hintergehen lassen will. Verliert man die Spur von ihr nur einmal aus den Augen: So ist man leicht zu bereden, daß sie verschwunden sey, und sie ist doch immer da. So irrt man sich in der Einbildung, daß nur selten die Jugend herrschende Leidenschaften habe. Weil

der

der herrschende Affect derselben selten einen gewissen bestimmten Gegenstand lange verfolgt, sondern vielmehr von einem auf den andern forthüpft, so scheint es freylich unachtsamen Augen, als ob sich bey ihr noch keine Begierde vor der andern entwickelt hätte. Diese Entwicklung erfolgt auch bey einigen langsamer, bey andern schneller; aber sie geht doch in der Jugend schon vor sich. Asiens Bezwinger war im Knaben schon Alexander; die Thränen, die der noch kleine macedonische Erbprinz über die Eroberungen seines Vaters vergoß, enthielten schon den Wunsch seines männlichen Alters, daß er noch andre Welten als diese zu bezwingen haben möchte. Von Gemüthern, die sich von kriechenden und niederträchtigen Leidenschaften bewegen und treiben lassen, erwartet man in glücklichern Umständen vergebens edlere und bessere Begierden. Ein Pferd von einer schlechten Art erhält durch ein vergüldetes Geschirr kein schöners Ansehen; die Häßlichkeit desselben fällt nur mehr ins Auge. Eben so können wilde, feurige und stolze Leidenschaften durch unglückliche Umstände eingeschränkt, aber niemals durch sie gebrochen und unterdrückt werden. Viele Begierden scheinen zwar vom Alter überwunden zu werden. Allein man muß sich vom Anscheine nicht verführen lassen. Weil sie vom Körper nicht mehr unterstützt werden können, und das schleichende matte Blut sich nicht mehr von ihnen anfeuern läßt: So ziehen sie sich in die Seele zurück, und gehen um so viel tyrannischer mit ihr um, je weniger sie durch die gewohnten, nunmehr aber ver-

schloßnen Wege des Körpers herausbrechen können. Der Greis, dessen Cabinet voll Schildereyen entblößter Frauenzimmer und Liebesgötter hängt, dem noch eine jede schlüpfrige Ode im Horaz gefällt, der im Bayle alle Stellen unterstreicht, die man ohne roth zu werden, nicht lesen kann, mag noch so ein ehrwürdiges Haar haben, vielleicht auch wider die Ueppigkeit der itzigen Zeiten eifern, und eingezogner, als ein Einsiedler leben: Er wird doch niemanden betrügen. Die geheimen und schwachen Freuden des Alters verrathen die herrschende Begierde der Jugend und der männlichen Jahre. Die Wollust ist immer sein Tyrann gewesen und ist es noch.

Aber nicht allein aus Gesprächen, Zeitvertreiben, und Ergetzlichkeiten alter Personen, sondern selbst aus ihrem Verdrusse, aus der Art und dem Gegenstande desselben kann die Begierde erkannt werden, welche sich immer auf dem Throne behauptet, und durch keine Zeit und Umstände zu verändern ist. Oft kehrt sich eine Leidenschaft, die nicht mehr außerhalb der Seele wirken, und die Gegenstände nicht mehr genießen kann, durch deren Besitz und Genuß sie sich befriedigt wissen will, ihre Stärke wider sich selbst; der Mensch glaubt seine alten Begierden zu hassen, und selbst dieser Haß ist Liebe, und ein Beweis, daß er noch immer von ihnen beherrscht wird.

Armide war in ihrer Jugend schön. Aber niemand hat sich auch im Spiegel mehr gefallen als sie.

Denn

Denn sie declamirt in ihrem sechzigsten Jahre wider die Schönheit, und sie ist doch nicht häßlich, ob sie gleich alt ist. Die neuen Moden überhaupt, und die häufigen und schnellen Abwechslungen und Veränderungen derselben sind ihr unausstehlich; sie kann den Leichtsinn des heutigen Frauenzimmers nicht begreifen. Denn sie war vor dreyßig Jahren diejenige, welche der Stadt die Moden gab, sie mit einer unumschränkten Gewalt untersagte, und einführte. In Gesellschaft spricht sie nur viel und sehr laut, weil sie noch keinen Zahn verlohren hat, und ihre Zähne sehr weiß sind; sonst ist sie so sittsam, so zurückhaltend, und schlägt die Augen so züchtig nieder; denn vor dreyßig Jahren waren sie voll Feuer, des Beyfalls und der Eroberungen gewiß. Sie beklagt die jungen unverständigen Frauenzimmer, die ihre Ehre und ihr Vergnügen in einem Schwarme von Anbetern suchen; sie haßt die Mannspersonen; sie sind ihr unausstehlich. Denn die Zeit ihrer Anbetung ist vorbey und die so unerträglichen Mannspersonen haben sie verlassen. Diese Declamationen gegen die Schönheit, die Verachtung der Moden, ihre niedergeschlagnen Augen, ihr Haß gegen unser Geschlecht sind die Coqueterie des Alters.

Du hast dich so bald überreden lassen, schreibt Seneca an seinen Lucil, daß ein gewisser ein rechtschaffner Mann sey, und die Herrschaft über seine Begierden auf einmal erobert habe. Allein man kann nicht so geschwind ein rechtschaffner Mann, auch nicht so bald dafür bekannt werden.

Er ist gewiß noch weit davon entfernt. Wenn er wüßte, was zu einem rechtschaffnen Manne gehörte, so würde er sich nicht einbilden, daß er es schon wäre. Aber er hält nichts auf Laster; er verachtet diejenigen, welche sich ihren Begierden preis geben? Das thun auch die Lasterhaften; diejenigen am meisten, die ihre Leidenschaften am wenigsten bezähmen können. Das ist eben die größte Strafe der Laster und Leidenschaften, daß sie sich selbst misfallen. Aber er haßt diejenigen, die ihr Glück und ihre Macht misbrauchen? Auch dieser Haß ist kein Beweis, daß er sich seines Glückes recht gebrauchen werde. Die Begierden verstecken sich bey den meisten Menschen, weil sie schwach sind. Selbst giftige Schlangen können ohne Gefahr angegriffen werden, wenn sie vom Froste starr sind. Es fehlt ihnen nicht am Gifte; sie können ihren Gift nur nicht gehen lassen. Sie werden verwunden, so bald sie erwärmt werden. Viele sind grausam, hochmüthig, wollüstig; man sucht diese Leidenschaften nicht bey ihnen, weil sie von ihren Umständen zurückgehalten und eingeschränkt werden. Ihre Umstände ändern sich, und aus dem, was sie nunmehr thun, sieht man, was sie vorher thun wollten.

Die Zeit also entdeckt entweder verborgne Leidenschaften, oder vermehrt sie, oder nützt sie ab und macht sie stumpf Das ist aller Einfluß, den sie auf unsre Begierden hat. Günstige Umstände breiten ihre Wirkungen weiter aus; widrige und unglückliche Umstände zusammen hindern den Ausbruch

bruch derselben, und schränken ihre Heftigkeit ein. Beyde, Zeit und Umstände zusammen ändern wohl ihre Richtung; aber sie rotten sie nicht aus. Beyde machen sie nicht besser, öfter aber noch schlimmer und schädlicher. So gemein also die Vorurtheile sind, daß die Jugend ausbrausen müsse; daß die Leidenschaften in die Länge nicht dauern, und die Zeit klüger mache: So thöricht sind sie. Aber wenn wir den Sieg über die Leidenschaften und eine so ordentliche Herrschaft über sie, die unsre Glückseeligkeit beschleunigt und erhöht, selten von der Vernunft, und niemals von Zeit und Umständen erwarten dürfen: Was kann sie sonst bessern und in Ordnung bringen? Die Religion.



* *

Hermann und Thusnelde.

Thusnelde. Ha! da kömmt er mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So schön war
Hermann niemals! So hats ihm
Noch nicht vom Auge geflammt!

Komm! Ich bebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwerdt! Komm, athm, und ruhe
Von der donnernden Schlacht in
Meinen Umarmungen aus!

Ruh hier, daß ich den Schweiß der Stirn abtrockne
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! So hat dich
Noch nicht Thusnelde geliebt!

Selbst nicht, als du zuerst im Eichenhaine
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die

Die nun dein ist! Erzählts im dunkeln Haine,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nectar trinket! daß Hermann,
Hermann, unsterblicher ist!

Hermann. Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der stumme
Todte Vater vor uns? O hätt Augustus
Seine Reiter geführt! Er
Läge noch blutiger da!

Thusnelde. Laß dein fliegendes Haar mich, Hermann, locken!
Daß es unter dem Kranz in Kreise falle!
Siegmar ist bey den Göttern!
Besser gefolgt, als beweint!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ermahnung an die Schönen.

aus dem Moliere übersetzt.

Ihr wißt die Herzen zu gewinnen,
Gebraucht euch besser dieser Macht!
Liebt, liebenswürdge Schäferinnen,
Zur Lieb ist unser Herz gemacht.
Umsonst bekämpft ihr ihre Triebe;
Es kömmt ein Tag noch, da ihr liebt;
Nichts ist, das sich dem Reiz der Liebe
Nicht endlich willig noch ergiebt.

Was wollt ihr Freuden widerstreben,
Die die Natur euch selbst gebeut?
Dann fängt ein Herz erst an zu leben,
Wenn es der Liebe sich geweiht.
Umsonst bekämpft ihr ihre Triebe;
Es kömmt ein Tag noch, da ihr liebt:
Nichts ist, das sich dem Reiz der Liebe
Nicht endlich willig noch ergiebt.



* *

Die
guten Werke.

Trax wird gewarnt, nicht zu verschwenden;
Doch er verthut, mit vollen Händen,
Bis er sich arm verthut.
Was hätt' ich, fragt er, sparen sollen?
Ich habe nicht mehr sorgen wollen.
Das macht er gut!

Amynt spricht, eh es Mädchen wagen
Und ihrem Zwang und Stolz entsagen,
Vergeht mir Zeit und Muth.
Nein, junge Witwen sind mir lieber,
Bey denen ist das schon vorüber.
Das macht er gut!

Daß unsre Dichter denken lernen,
Und weit vom Bathos sich entfernen,
Bringt Stentorn fast in Wuth.
Die Nachwelt, schreyt er, wird einst lesen,
Daß ich daran nicht schuld gewesen.
Das macht er gut!

Oront erfährt von allen Leuten,
Daß seine Frau zu manchen Zeiten
Mit Cleon freundlich thut.
Oront weiß sich darein zu finden,
Schmält nicht, und gehet zu Dorinden.
Das macht er gut!

Bav hört mich Phyllis Reiz erheben
Und sieht mich ihr oft Küsse geben,
Voll jugendlicher Glut.
Wie könnt ich, fragt er, doch so spielen?
Kein wahrer Philosoph darf fühlen.
Das macht er gut!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Recht und Unrecht.

Daß Mütter fromm sind, Tugend üben,
Und weil sie alt sind, nicht mehr lieben,
Das ist schon recht.
Doch daß sie das, was sie sonst thaten,
Jtzt ihren Töchtern widerrathen,
Das ist sehr ungerecht.

Daß Mädchen Junker nicht vertragen,
Die ungezogne Scherze sagen,
Das ist schon recht.
Doch daß sie Jünglingen entfliehen,
Die zärtlich sich um sie bemühen,
Das ist sehr ungerecht.

Daß Jris nie geneigt gewesen,
Den lieben Eubach durchzulesen,
Das ist schon recht.
Doch daß sie sonst kein Buch verstehet,
Und stets an ihrem Putze nähet,
Das ist sehr ungerecht.

Selinde sammelt ihre Stunden,
Und hält zum Lesen sich verbunden,
Das ist schon recht.
Doch daß, von Dichtern ungerühret,
Sie nur Systemata studiret,
Das ist sehr ungerecht.

Daß Mädchen ihre Pflichten wissen,
Und nicht gleich, wenn wir bitten, küssen,
Das ist schon recht.
Doch daß sie immer spröde bleiben,
Und ihre Pflichten übertreiben,
Das ist sehr ungerecht.



* *

Belindens Geschmack.

Daß Damon nie Belinden rühret,
Den doch Verstand und Tugend zieret,
Das wundert euch?
Verstand kann ihm sehr wenig nützen,
Ihm fehlt zu viel, sie zu besitzen;
Er ist nicht reich.

Daß Staren ihre Gunst beglücket,
Der doch nie durch Verstand entzücket,
Das wundert euch?
Stax ist zwar dumm, doch wär er dümmer,
So hätt' er dieses Glück noch immer,
Denn Stax ist reich.

Daß nicht Belinde besser wählet,
Und Thaler, statt Verdienste, zählet,
Das wundert euch?
Itzt herrschet der Geschmack bey allen,
Drum merkt das Mittel zu gefallen:
Seyd dumm und reich!



* *

Von dem

Unterschiede einer wahren Hochachtung seiner selbst, und der Eitelkeit.

So unnöthig es zu seyn scheint, die Menschen zur Hochachtung ihrer selbst aufzumuntern, weil ihre Eigenliebe sie nur allzuleicht verführt, besser von sich zu denken, als sie denken sollten: So nöthig ist es, die Grenzen zu bestimmen, in welchen die Achtung unsrer selbst nicht allein erlaubt, sondern auch Schuldigkeit und Tugend ist. Eben diese Eitelkeit, die sich bey dem Mangel wahrer Verdienste gleich dem hochmüthigen Frosche in der Fabel aufbläht, und größer scheinen will, als sie ist, macht es nothwendig. Wer kann ihre mannichfaltigen Gestalten alle beschreiben? Bald fliegt die Eitelkeit, und dann ist sie unbescheiden, brüstet sich mit ihren kleinen und großen, mit ihren wirklichen und mit ihren eingebildeten Vorzügen, und fodert alle Welt zur Ehrfurcht gegen sich so gebieterisch auf, als sie rachsüchtig und unversöhnlich ist, wenn sie ihrer Meinung nach nicht genug angebetet wird. Bald aber kriecht sie, und dann scheint sie nichts von sich selbst zu wissen, verbirgt sich hinter die Larve der Bescheidenheit,

und

und stellt sich oft an, als ob sie sich verachte. Je offenbarer und grösser nun entweder die Fehler eines eitlen Menschen sind, oder ie mehr er Verstand, gute Erziehung, Kenntniß der Welt, und wahre Vorzüge neben seinem Stolze besitzt, desto mehr wird er kriechen, in dem einen Falle, daß er die Verachtung andrer Menschen gegen sich verringern, und ihnen, zum wenigsten seiner Offenherzigkeit wegen liebenswürdig zu seyn scheinen möge, im andern Falle aber, daß er die Augen der Welt um so viel gewisser an sich ziehe, je sorgfältiger er sich vor ihnen zu verbergen sucht, und daß er sie reize, seiner geringen Meinung von sich mit desto grössern Lobsprüchen zu widersprechen. Was soll man mit jenem anfangen? Verachten soll man ihn nicht; denn er bekennt seine Fehler, und kömmt unserm verdammenden Urtheile zuvor. Er ist vielleicht so dreist, und verurtheilt sich strenger, als ein Fremder gethan haben würde: Also muß man ihm ja vergeben. Der andre ist ungerecht gegen sich: Desto gerechter müssen wir urtheilen. Er verbittet unser Lob, unter dem Vorwande, daß er desselben unwürdig sey: Desto freygebiger müssen wir werden. Er sagt uns, daß unsre Lobeserhebungen seiner Verdienste bloße Wohlthaten von uns sind. Er ist so dankbar, wie es scheint, daß er sie nicht zu verdienen meint. Wer glaubt nicht, daß man eine solche Dankbarkeit mit neuen und noch grössern Wohlthaten belohnen müsse?

Ein Gelehrter übergiebt der Welt ein Werk, das seinem Geiste so wohl als seiner Wis-

senschaft Ehre macht. Das Publicum sieht seine Erwartung übertroffen. Das Werk ist voll neuer Gedanken; man findet überall eben so viel Scharfsinnigkeit als Witz darinnen. Was nicht im Grunde neu ist, gewinnt unter seinen Händen eine neue Gestalt, und seine Schreibart ist mit allen den Schönheiten geschmückt, die man nur von einem Meister hoffen kann. Gleichwohl kündigt er seine Arbeit, als eine ganz unvollkommne und unreife Schrift an; er erklärt sich für einen Anfänger; wenn man ihm glauben will, so schreibt er nur für die Einfältigen; er will nur lernen, und setzt seine Arbeit, ob sie gleich allen andern den Preis wegnimmt, weit unter die Schriften derjenigen, die mit ihm einerley Feld bearbeitet haben. Man weiß, daß er über die Schriften andrer Gelehrten richtige Urtheile fällt. Wenn er wirklich seine Arbeit, und andre ihr ähnliche Arbeiten mit einander verglichen hat: Warum sieht er den ihm vortheilhaften Unterschied nicht? Und wenn er ihn sieht, warum verkleinert er ihn? Glaubt er im Ernste, daß seine Schrift noch unausgebildet und unreif ist: Warum beschwert er die Welt damit? Was kann ihr mit unreifen Früchten gedient seyn? Er hält sich selbst noch für einen Schüler: Warum verläßt er denn die Hörsäle seiner Lehrer schon? Warum öffnet er den Mund eher, als er reden kann? Wenn alles wahr ist, was er sagt, oder wenn er auch nur selbst davon überzeugt ist: So muß er billig dergleichen Vorwürfe erwarten. Wer kann aber von ihm

glauben,

glauben, daß er sich selbst ohne Noth Vorwürfe und Beschimpfungen zuziehen wolle? Warum verkleinert er sich denn? Will er das Urtheil, das er über sich spricht, auch von andern gesprochen haben? Fehlt es ihm wirklich an der Empfindung seiner eignen Verdienste? Vielleicht könnte man seine demüthige Sprache für Blödigkeit, für Mistrauen in sich selbst, für Bescheidenheit halten, wenn man sie nur in seinen ersten Schriften fände. Allein er kriecht so oft, als er ein neues Buch schreibt; wirklich kleine Geister haben seine Arbeit getadelt; er widerlegt sie, er spottet ihrer, er triumphirt über sie mit allem Gefühle seiner erhabnen Vorzüge, aber stets in dem Tone, als wenn er nicht im geringsten für sich selbst eingenommen sey. O die Blödigkeit ist zu künstlich! Die so übertriebne Verkleinerung seiner Vollkommenheiten ist weiter nichts als eine hochmüthige Furcht, daß man ihm nicht Ehre genug erweisen werde. Er weiß, daß die Lobeserhebungen, die sich ein Mensch selbst ertheilt, unerträglich anzuhören sind, wenn sie auch noch so gegründet seyn sollten. Gleichwohl spricht er gern von sich selbst; also redet er Böses von sich, und das um so viel lieber, weil er gewiß vorher sieht, daß ihn das gerechte Publicum widerlegen wird.

Doch diese Art der Eitelkeit mag wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Demuth, leicht Nachsicht und Vergebung finden, wenn sie mit wirklichen Verdiensten verbunden ist, und sich selbst immer gleich

 bleibt.

bleibt. Allein wenn ein Gelehrter keine oder sehr geringe Verdienste hat, sich bey seiner Dürftigkeit dennoch über andre in seinem Herzen hinaussetzt, und diesen Stolz in der Sprache einer falschen Bescheidenheit ausdrückt, die Nachläßigkeiten seiner Schreibart bekennt, und sie mit der Gründlichkeit seiner Gedanken entschuldigt, sehr um Vergebung bittet, daß er sich kurz ausdrücke, und zugleich der Welt sagt, daß er scharfsinnig schreibe, einen Vorzug, den er hat, und den die Welt gewiß sehen wird, läugnet, und zehn Fehler gesteht, die er nicht hat, weil er die ihnen entgegen gesetzten kleinen Verdienste besitzt: Mit welch einer Verachtung ist nicht eine so unverschämte Bescheidenheit zu ahnden? Wie einfältig ist sein Stolz nicht! Die Vorzüge, deren er sich rühmt, wird man ihm absprechen, weil er sie nicht hat, und was die Fehler betrifft, die er von sich einräumt, wird man ihm auf sein Wort glauben.

Die Gelehrten sollten sich allezeit erinnern, daß das Publicum keine Gnadenbezeugungen auszutheilen hat. Es ist ihr Richter. Halten sie es für gerecht, warum verlangen sie Gnade, wenn ihre Sache gerecht ist? Ist ihnen aber der Richter verdächtig, warum wenden sie sich an ihn? Man kann ein beßres Urtheil erschleichen, als man verdient. Allein dieser Richter hat das unveränderliche Recht seine Aussprüche zu reformiren, und es ist bey seinem Gerichte ein Grundgesetz, daß ein unverdientes Lob Schande sey.

Die

Die Verachtung unsrer selbst ist so etwas unnatürliches, widerstreitet unsrer Eigenliebe so sehr, und wir lernen das Gute, das wir besitzen, so leicht und so geschwind kennen, daß unsre Verkleinerung wirklicher Vorzüge an uns aus keiner andern Quelle, als aus einem niedrigen Stolze herkommen kann, dessen Unanständigkeit wir empfinden, ohne ihn ablegen zu wollen. Man hat Verstand genug, einzusehen, wie liebenswürdig Bescheidenheit und Demuth sind, und es fehlt uns doch der Muth, bescheiden und demüthig zu werden. Man ist zufrieden, wenn man im Rufe dieser Tugenden ist, und nach und nach glückt es uns vielleicht, uns selbst zu betrügen. Der Bescheidne schweigt von seinen Verdiensten, dünkt sich nicht besser und würdiger zu seyn, als er ist, und giebt allen denen, die ihn übertreffen, den Rang, der ihnen gehört. Derjenige, der den Verdruß nicht haben will, für stolz gehalten zu werden und doch stolz bleibt, hofft den Ruhm der Bescheidenheit zu erlangen, nicht wenn er von seinen Verdiensten schweigt, sondern wenn er sie verläugnet, nicht wenn er gerade so viel Hochachtung für sich selbst hat, als er haben soll und darf, sondern wenn er sich erniedrigt, nicht, wenn er den ihm gehörigen, sondern wenn er einen tiefern Rang einnimmt. Er betrügt sich aber. Keine Tugend kann so ähnlich nachgeahmt werden, daß das Original nicht von der Copie unendlich weit unterschieden bleiben sollte. Aller Vortheil, den die menschliche Eitelkeit, sich durch eine verstellte

Erniedrigung seiner selbst zu erheben, gewonnen hat, ist der, daß in gewissen Fällen Bescheidne und Demüthige für eitel und hochmüthig angesehen werden können.

Ein Lovelace bekennt seine schändlichen Unternehmungen wider Clarissens göttliche Unschuld; die Tugend selbst kann sie nicht mehr verdammen, als er sich selbst verurtheilt; er ist seinem eignen Bekenntnisse nach ein Bösewicht, ein Betrüger, ein Ränkeschmieder; er beschreibt seine Missethathen so schwarz, als sie das Fräulein Howe kaum schildern kann; er haßt, er verabscheut, er verachtet sich selbst. Er schont sich nicht, er giebt seinen Handlungen kein beßres Ansehen, als sie haben, und das könnte er doch; denn er hat überflüßig viel Verstand und Witz genug, sich Tugenden auf eine so wahrscheinliche Art anzudichten, daß nur Clarissen und Howen an ihrem Daseyn zweifeln würden. Allein er thuts nicht, und zwar aus Stolz nicht. Er hat bey der Menge aller seiner Laster einige Vorzüge; sie sind aber in Vergleichung mit seinen Bosheiten so geringschätzig und klein, daß sie vor diesen verschwinden müssen, wenn der Abscheu gegen ihn nicht verringert wird. Was verringert ihn aber seinem Wahne nach mehr als Aufrichtigkeit, als ein Gemüth, das offen ist, und nicht heuchelt? Er verachtet sich also bloß, um weniger verachtet zu werden. So weiß die Eitelkeit sich selbst aus ihrem Schimpfe Ehre zu machen, und die Schandsäulen, die sie verdient

hat

hat, in Tempel des Ruhms zu verwandeln, wenn sie sich dieselben nur selbst setzt. Ueberdieß verurtheilt er sich, weil er glaubt, man brauche Verstand, wenn man ihn entlarven will, und er will bey allen Gelegenheiten zeigen, daß er ihn in einem reichen Maaße besitze.

Die Eitelkeit ist eine übertriebne und ausschweifende, die Bescheidenheit eine richtige und unpartheyische Hochachtung seiner selbst. Jene eignet sich zu viele Vorzüge, diese gerade so viele zu, als sie hat. Bey der Eitelkeit können Verdienste seyn; bey der Bescheidenheit müssen sie seyn. Die Eitelkeit ist entweder unverschämt dreist oder auf eine affectirte Art blöde, und allezeit beleidigend. Die Bescheidenheit ist entweder wirklich furchtsam, und zwar furchtsam aus Ehrerbietung gegen andre, oder sie ist frey, ohne misfällig zu werden. Ein Mensch, der sich auf eine bescheidne Art hochachtet, wird seine Fehler nicht läugnen, wenn sie ihm vorgehalten werden; er wird aber auch mehr thun, als sie bloß bekennen; er wird sie zu verbessern suchen. Und weil er diesen edlen Vorsatz allezeit hat: So wird er sie nicht bekannt machen, wenn nicht ihr Geständniß mit einem offenbar sittlichen Nutzen verknüpft ist.

Ein Mensch, der eine unpartheyische Hochachtung für sich hat, weil er sein ganzes Verhalten so einrichtet, daß ihn keine Ursache treibt, sich selbst zu verachten, und also auch ohne Zeu-

gen, mit seinem Charakter zufrieden seyn darf, wird sich freuen, wenn andre mit ihm zufrieden sind; er wird mit einem rühmlichen Eifer sich bestreben, sie noch zufriedner zu machen; er wird aber auch den Schein des Ehrgeizes fliehen, und mit Recht nie beschuldigt werden können, daß er auf mehr Ehre Anspruch mache, als er verdient. Er wird die Lobsprüche nicht ängstlich aufsuchen; aber er wird sie auch nicht auf eine Art ausschlagen, welche den Verdacht erwecken kann, daß er größre erwarte, oder sich selbst schon größre gegeben habe. Ein Mensch, der sich nicht selbst verächtlich vorkommen will, muß zuföderst gegen sich gerecht gewesen seyn. Das ist die Eitelkeit niemals. Es ist ihr nicht daran gelegen, wie sie zum Besitze unsres Lobes kömmt; sie sucht es nicht zu verdienen, sondern es uns abzustehlen. Diese ihre Absicht, uns um unsre Hochachtung zu betrügen, erhellt aus nichts so sehr, als aus ihrer Fertigkeit, Unvollkommenheiten zu bekennen, deren Geständniß nicht gefodert wird. Es sind immer nur Fehler, die das Daseyn größrer Eigenschaften und Verdienste voraus zu setzen scheinen. So klagt mancher Eitle sein schwaches Gedächtniß an, weil man sich von seinem Verstande und seiner Stärke im Urtheilen große Begriffe machen soll. Ein andrer beschuldigt sich der Zerstreuung, weil er für sehr beschäfftigt gehalten seyn will. Die Nachläßigkeit, wird ein andrer sagen, ist mein Fehler; er wird sich den Vorwurf machen, daß er sich wenig Mühe um Ehrenstellen und Würden

den gebe, weil man von ihm glauben soll, daß er über die Ehrsucht erhaben sey. Es ist wahr, sagt der dritte; ich bin in meinem Anzuge zu sorglos; ich bekümmre mich zu wenig um Kleinigkeiten und er giebt uns diesen seinen Fehler preis, weil er sich bey uns in die vortheilhafte Meinung zu setzen sucht, daß er große wichtige Pflichten nicht verabsäume. So viele krumme Wege muß der Stolz schleichen, wenn er fühlt, daß er seines eignen Beyfalles unwürdig sey. Ein Mensch hingegen, der gegründete Rechte hat sich selbst hochzuachten, ist so sclavischer und elender Bemühungen, in fremden Augen merkwürdig zu werden, überhoben. Denn hat er es so weit gebracht, daß er an seiner eignen Würde nicht zweifeln darf: So hat er nicht zu befürchten, daß andre daran zweifeln werden, oder es wird ihn nicht beunruhigen, wenn sie ungerecht oder neidisch genug seyn sollten, ihm ihren Beyfall zu entziehen. Gemeiniglich aber wird er sie zur Bewunderung seiner Verdienste zwingen, ohne es zu wissen, und ohne die Absicht zu haben, sie zu zwingen. Er wird uns unser Lob nicht abtrotzen; denn er ist mit dem gerechten Bewußtseyn seines Adels zufrieden; er wird es uns auch nicht abschmeicheln; denn das würde ein heimliches Geständniß seyn, daß er dessen unwürdig wäre. Aber wie wenige Menschen haben Ansprüche auf eine Hochachtung ihrer selbst, die unverwerflich und rechtmäßig ist!

Die Tugend, sagen alle Sittenlehrer, muß vornehmlich ihrer eignen Vortrefflichkeit und Schönheit wegen ausgeübt werden; nicht der Eindruck, den sie auf Fremde macht, noch die Bewunderung, die sie außer uns erweckt, noch die Vortheile, die sie uns schafft, indem sie unser Leben vergnügter und glückseeliger macht, sondern ihre innerliche Würde, die ihr eigenthümlich gehört, die ihr bleibt, wenn niemand außer ihr ist, der sie bewundert, die ihr nicht genommen werden kann, wenn auch ihre wohlthätigen Einflüsse auf das Vergnügen unsers Lebens gehindert werden; diese Würde, die sie in allen Umständen und zu allen Zeiten vom Laster unterscheidet, soll einer von den stärksten Antrieben seyn, sie zu lieben, und was sie gebietet, zu leisten. Da die Tugend kein Wesen außer dem Menschen ist: So heißt das: Der Mensch muß seine Pflichten erfüllen und den Endzwecken seiner Natur gemäß handeln, weil das Laster verächtlich macht, das Bewußtseyn der Tugend aber ihm allein das Recht giebt, sich hochzuachten; weil er, wenn ihn auch die Ungerechtigkeit und Bosheit der Menschen hinderte, das Vergnügen und die Früchte seines Verhaltens einzuerndten, er doch stets den geheimen Trost hat, recht und groß gehandelt zu haben; weil er, wenn niemand seine Verdienste erkennen will, und so gar, wenn niemand da wäre, der mit ihm zufrieden seyn und seine Handlungen billigen könnte, das Recht besitzt, selbst mit sich zufrieden zu seyn. Daher waren bey den Stoikern die beyden

den Worte, tugendhaft und ehrwürdig von einerley Bedeutung.

Man darf sich nicht einbilden, die Hochachtung eines Menschen zu besitzen, der uns ohne die Ueberzeugung lobt, daß wir seines Lobes werth sind. Entweder er verspottet uns, oder welches nicht weit davon unterschieden ist, er schmeichelt uns. So können auch wir uns gefallen, ohne große Verdienste, oder Verdienste genug zu haben; aber dieses Wohlgefallen an uns, das sich auf keine wahren Vorzüge gründet, ist Schande in der Gestalt der Schmeicheley. Die wahre Hochachtung seiner selbst muß sich auf die Erfüllung alles desjenigen gründen, wozu uns die Vortrefflichkeit unsrer Natur und ihrer Kräfte verbindet. Der Mensch hat seiner Natur wegen, einen so hohen und vorzüglichen Rang unter den Geschöpfen; seine Bestimmung ist so herrlich; er hat so mannichfaltige Kräfte; er ist zu so großen Unternehmungen geschickt; er hat zu ihrer Ausführung so unzählige Gelegenheiten. Warum sollte er sich nicht über seinen Rang unter den übrigen Creaturen freuen dürfen, wenn er sich selbst nicht durch unedle Handlungen davon herabstößt? Wenn er seiner Bestimmung gemäß handelt, was sollte ihn nöthigen, das Gegentheil davon zu denken? Stimmen seine Unternehmungen mit den Absichten überein, zu deren Erfüllung ihm seine Kräfte verliehen sind: Warum sollte er dieses vor sich selbst verläugnen?

Aber

Aber es gehört außerordentlich viel dazu, wenn man sich nicht schmeicheln; sondern hochachten will. Man muß den Schöpfer seiner Natur kennen; denn ohne die Kenntniß desselben kann man seine völlige Bestimmung nicht übersehen; man muß die großen Absichten wissen, zu deren Erfüllung der Mensch überhaupt da ist; man muß sich selbst, seine besondern Neigungen und das Maaß seiner Kräfte erforscht haben. Man muß die Verbindungen einsehen, die uns unsre äußern Umstände, und der ganze Zusammenhang, worinnen man mit andern steht, auflegen. Aber man hat darum, weil man alles dieses weiß, noch kein Recht, sich hochzuachten. Nur der würdige Gebrauch dieser Einsichten; nur die völlige und ununterbrochne Anwendung seiner edlen Kräfte; nur die Erfüllung seiner verschiednen Verhältnisse giebt gegründete Ansprüche auf die Zufriedenheit mit sich selbst. Man muß, wie sich die Religion davon ausdrückt, **das Zeugniß eines guten Gewissens vor Gott und Menschen haben.**

Die erlaubte und tugendhafte Hochachtung seiner selbst gründet sich also bloß auf sittliche Vollkommenheiten, die der Wahl und dem Willen des Menschen Ehre machen. Ein glückliches Temperament, vorzügliche Naturgaben, Genie, ein großer Verstand, viel Witz, eine feurige und fruchtbare Einbildungskraft, und äußerliche vortheilhafte Umstände müssen keinen Einfluß darein haben. Der Mensch, der richtige Begriffe von seinem

seinem Werthe hat, weiß, daß er alle diese Eigenschaften besitzen, und doch in seinen eignen Augen Verachtung verdienen kann. Nur in der pflichtmäßigen Anwendung aller dieser Vollkommenheiten besteht die Würde, deren Besitz ihn mit sich selbst zufrieden macht. Nach der Beschaffenheit derselben bestimmt er seine Größe. Die Eitelkeit hingegen gründet ihr Urtheil von sich selbst allein oder doch größtentheils auf Vollkommenheiten, die nicht von ihrer Entschließung abhangen. Ja bloße äußerliche vortheilhafte Umstände allein werden einen kleinen kriechenden Geist aufschwellen. Ein Zufall erhebt einen, der von der wahren Würde der Menschheit nichts weiß, zu einem außerordentlichen Glücke. In seiner Niedrigkeit schien er so wenig auf sich selbst zu halten, als er von andern geachtet wurde. Er fängt an, bemerkt zu werden und in fremden Augen groß zu scheinen. Man sucht die Ursachen seines Glückes auf; endlich beschließt man, sie in seinen Verdiensten zu finden. Man schmeichelt ihm damit und er glaubts. Der Pygmäe wächst, bis er sich in seinen Augen ein Riese von Verdienst und Tugend zu seyn einbildet. Aber wen erhebt er? Ist nicht eigentlich die Bewunderung seiner Bewunderer das Götzenbild, das er anbetet? Kann man mit Wahrheit sagen, daß er sich hochachte, und mit seinem Selbst zufrieden sey? Zwischen dem Urtheile des Pöbels und dem seinigen ist bloß der Unterschied, daß jener, wofern das Glück seinen Abgott verläßt, von seiner Bewunderung zurück-

rück kömmt, und einsieht oder einzusehen glaubt, daß sie ungegründet gewesen sey, da hingegen der Bewunderte noch einige Zeit in dem Traume von seiner Würde bleiben, und sich schmeicheln kann, daß große Verdienste mit ihm gestürzt worden sind. Endlich aber muß er doch aufwachen, und wie tief wird er alsdann in seinen eignen Augen herabsinken! Derjenige hingegen, dessen Hochachtung für sich auf einen wahren moralischen Werth gebaut ist, hat alles dieses nicht zu befürchten. Das Glück macht ihn nicht größer; es giebt ihm nur die Gelegenheit, groß zu erscheinen. Wird er unglücklich, und ist sein Fall nicht seine Schuld, so wird er in seinen Augen nicht fallen, sondern, wie der Dichter sagt, **sich in seine Tugend verhüllen.**

Weil die Eitelkeit ihr Urtheil über sich selbst immer nur nach fremden Urtheilen einrichtet: So wird sie auch allein nach solchen Vorzügen trachten, die keine gegründete und dauerhafte Ehre geben. Die Hochachtung, welche die Menschen für einander haben, fällt die meiste Zeit auf eingebildete oder kleine Vollkommenheiten. Ein Mensch, der mit fremden Bewunderern vorlieb nimmt, wird sich gut kleiden; er wird mit Anstand sprechen; er wird sein Aeußerliches in seiner Gewalt haben; er wird modisch sein; er wird für artig gehalten seyn wollen; und sich keine Mühe geben, tugendhaft zu werden, und seinem Stande, seiner Geburt, seinem Glücke, seinem Berufe,

und

und seiner Natur Ehre zu machen. Ein Mensch, der nicht eher glaubt, sich gefallen zu dürfen, als wenn er sich großer sittlicher Vollkommenheiten bewußt ist, wird kleine äußerliche Vorzüge nicht verachten, niemals aber dieselben mit dem Verluste großer Verdienste suchen.

Die Eitelkeit, weil sie ein allzugroßes Vertrauen zu sich selbst ist, kennt entweder ihre Kräfte nicht, oder richtet ihre Unternehmungen nicht nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten ein. Entweder sie übernimmt zu viel, und ist verwägen, und, wenn der Ausgang die Verwägenheit bestraft, unverschämt: Oder sie thut zu wenig und nur so viel, als sie gewiß weiß, das ihr nicht misglücken kann, weil man aus dem Glücke, womit sie das Wenige ausgeführet hat, schließen soll, daß ihr größre Unternehmungen nicht schwer seyn könnten, wenn sie sich nur zu denselben entschliessen wollte. Ein Mensch hingegen, der nach einer gründlichen Hochachtung seiner selbst strebt, prüft seine Fähigkeiten und Kräfte. Er befürchtet nicht von andern, sondern von sich selbst beschämt zu werden, wenn er sich an Unternehmungen wagt, die für seine Stärke zu groß sind. Aus eben der edlen Furcht unternimmt er nie zu wenig, und was er einmal thun will, thut er ganz. Stimmt der Ausgang nicht mit seinen Bemühungen überein: So ist er zufrieden, weil er weder zaghaft, noch verwägen gewesen ist.

Also hat man nicht zu befürchten, daß man den Menschen zum Stolze verleiten werde, wenn man ihn ermuntert, nach einer wahren Hochachtung seiner selbst zu streben. Sie ist falsch und ein bloßer Betrug, womit wir uns schmeicheln, ein Betrug, der uns vor uns selbst um so viel tiefer erniedrigen muß, ie länger wir uns davon haben hinreißen lassen, wenn sie kein unpartheyisches Urtheil über unsre moralischen Vorzüge ist. Soll sie aber das seyn: So wird sie niemals in eine völlige Zufriedenheit mit unsern Handlungen ausarten. Wir werden vielmehr, wenn wir uns auch nicht verachten dürfen, uns eben so oft misfallen, als wir uns über uns freuen werden. Denn bey allem Bestreben, unsrer Natur und den Absichten ihres Daseyns gemäß zu handeln, und uns nicht zu den niedrigern Geschöpfen herabzusetzen, werden wir uns doch zu unzähligen tadelhaften Handlungen fortgerissen sehen, ohne daß wir sie auf eine andre, als unsre eigne Rechnung setzen können. Also wird derjenige, der ein Recht zu seiner eignen Hochachtung haben will, allezeit demüthig bleiben müssen.



Sammlung
Vermischter
Schriften
von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Dritter Band, viertes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1753.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode

auf den Tod des Herrn Generalmajors des Königs und Obersten eines Cürasierregimentes, Christoph Ludwig von Stille.

Quis desiderio sit pudor, aut modus
Tam clari capitis?

Wer mäßigt sich in so gerechtem Leide?
Der meine Freud, und aller Menschen Freude
Und aller Weisen Ehre war,
Der ist nicht mehr! O Muse, laß mich weinen!
Den, der ein Mars im Feld und für die Deinen
Doch ein Mäcen und Colbert war!

Ich weine; denn den Rest des theuren Stille
Deckt dieser Sarg! Warum hat doch dein Wille
Gott, dein so herrlich Werk zerstört?
War Er zu groß, der Helden Schaar zu schmücken?
War Er zu groß, die Erde zu beglücken?
War Er nur deines Himmels werth?

 O welch

O welch ein Chor der Tugenden entfliehet
Mit ihm hinauf? O Himmel, was entziehet
Für ein groß Beyspiel sich der Welt?
Ein edles Herz, so voll der schönsten Triebe!
Ein Menschenfreund, voll aller Christenliebe!
Und doch nicht weniger ein Held!

O was hätt Er die Welt noch lehren können!
Wie Tugenden von Tugenden entbrennen,
Entdeckte ieder, wo Er war.
Er tödtete die Laster in den Herzen,
Oft zwar mit Ernst, doch öfterer mit Scherzen,
Bald Held, bald Freund der Musenschaar!

Noch hab ich nicht mein Saitenspiel entweihet,
Und schmeichlerisch den Weihrauch ausgestreuet;
Nein, was ich singe, sagt mein Herz.
Die Götttiche, die meiner ersten Jugend
Die Laute gab, sprach: Singe nur die Tugend,
Die Lieb, und etwan einen Scherz.

Soll ich nun Lob in ihre Saiten singen,
So müsse mir kein würdig Lied gelingen,
Es sey dann eines Stillen Lob.
Solch Edler nur ist werth der Melodien
Des Saitenspiels; er, der durch Harmonien
Des schönsten Lebens sich erhob!

Der

Der Thaten that, wie sie des wahren Weisen
Nur würdig sind, wie nur die Musen preisen;
Der, was Er war, mehr war, als schien.
Mehr Freund, als er des Freundes Ohren sagte:
Mehr Christ, als Er, von sich zu denken wagte,
Gewöhnet allen Schein zu fliehn.

Der, wenn die Welt Ihm zugehöret hätte,
Die ganze Welt mit Glück beseeligt hätte;
Denn fremdes Glück war seine Lust.
O wie viel mehr, als manche Helden pflegen,
Trug Er, als Held, auf allen seinen Wegen
Den Patrioten in der Brust!

Drum frag ich dich, betrübtes Aschersleben,
Fiengst du nicht an, von neuem aufzuleben,
Als Er in deine Mauren kam?
Kam nicht mit ihm das ganze Chor der Freuden
Zu dir? Entflohn nicht alle deine Leiden?
Und alle Sorgen, aller Gram?

Schlägt nicht Sein Tod dein bestes Glück darnieder?
Sagst du nicht: Gieb uns einen Stillen wieder,
O König! gieb stets solchen Held
Aus deiner Schaar der Helden, meinen Mauren,
Daß, wenn er mich verlässet, Herzen trauren,
Und Thränen fließen, wenn er fällt.

Und du, o Schaar, die ihren Held verloren!
War Er nicht recht zu deiner Lust gebohren?
War Er nicht wie ein Kriegesgott
Stets vor dir her? Und wurde ieder Krieger,
Dem er geboth, nicht seines Feindes Sieger?
Und that er nicht, was er geboth?

Doch, Muse, flieh das Lob des Helden! Sage
Das größre Lob, das seine Lebenstage
So schätzbar macht, der Nachwelt an!
Des Sieges Lob misklingt in meinen Ohren,
Viel schöner klingt: Es war, den wir verloren,
Ein redlicher rechtschaffner Mann!

Ja, Muse, ja, das sagt aus einem Munde
Wer Ihn gekannt, und klaget, daß die Stunde
Des Todes Ihn so früh uns raubt.
Wer würdig war, Sein Freund zu seyn, verlieret
Den besten Freund zu früh, zu früh verlieret
Sein edles Haus das theure Haupt.

Vor allem sag, o Muse, deinen Zeiten,
Nein, sage dieß den späten Ewigkeiten:
Er war des besten Königs Freund;
Der, hörend, daß sein Stille nicht mehr wäre,
Den Königen, und, Tugend, dir zur Ehre,
Auch eine Thrän um ihn geweint.

Friedrich Wilhelm Gleim.

Briefe.

* *

Briefe.

Meine liebste Freundinn,

Was für einen Eindruck Ihr freundschaftlicher Brief auf mich gemacht hat, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Mein Herz ist aber desto fähiger, die Verbindlichkeit, die ich Ihnen nur allein dieses Briefs wegen schuldig bin, nach Ihrer ganzen Größe zu schätzen. Lobsprüche und Danksagungen sind zu weit unter Ihnen. Wir wollen es den Clienten überlassen, sie zu sagen, und den Gönnern, sie zu hören. Die Empfindungen der Freundschaft sind weder Lobsprüche noch Danksagungen. Denn sie sind viel mehr. Wenn ich nicht Feinheit des Geistes genug besitze, an Sie zu schreiben, wie an eine Freundinn: So will ich wenigstens so an Sie schreiben, wie man an einen Freund schreibt. Unser ** ist nun bey Ihnen. Vielleicht ist er geschickter, Ihnen zu sagen, wie zärtlich ich Sie liebe und verehre, als ich es selbst bin. Heute ist er bey Ihnen angelangt, und heute will ich wenigstens an Sie schreiben, da ich nicht bey Ihnen seyn kann.

Itzt, Freundinn, da ich nur dem Gram nicht fühllos bleibe,
Und das Gefühl der Lust durch meinen Schmerz betäube,
Von welchem mich kein Freund befreyt,
Und die verhaßte träge Zeit

Durch Nachtgedanken mir vertreibe,
Itzt, Freundinn, da ich dir nur schreibe,
Itzt ist er, fern von Damon und von mir,
Umsonst zurückgewünscht, bey dir.

Wie fröhlich mögen Sie seyn! Sie sind es werth. Denken Sie nur zuweilen mit einem Mitleiden, welches Ihre Freude nicht unterdrückt, daran, daß wir hier nicht so fröhlich sind. Sie wissen das Schicksal schon, das mir bevorsteht. Ich soll Sie sehen, Madame, und zwar eher, als ich gehofft habe. Aber nur deswegen, damit ich Sie hernach in desto längerer Zeit nicht wiedersehe, damit alle die Jahre, die ich von nun an bey Ihnen, den Herrn von ** und Herrn ** ohne Furcht einiger Trennung zuzubringen dachte, für mich todt sind, damit ich nicht den geringsten Trost habe, wenn ich von meinen hiesigen Freunden auf ewig Abschied nehme. Ist das nicht traurig? Soll ich nun noch Freunde suchen, nachdem ich solche Freunde verlohren habe, dergleichen ich nirgends wieder finden kann? Das Glück, solche Freunde zu besitzen, wie Sie und meine hiesigen Freunde sind, ist zu groß, als daß es mir mehr, als zweymal, in meinem Leben wiederfahren könnte. Wenn ich die verliere: So verliere ich alles, was man verlieren kann. Hier hört der Scherz, der Witz, die Freude, und selbst der Leichtsinn des Jünglinges auf. Das ist zu viel; das würde auch ihr Pope nicht ausgehalten haben. Unterdessen wird die Welt es für mein größtes Glück halten. Sie wird mich für undankbar erklären, wenn ich ei-

nem

nem Antrage, den so viele sich vergebens wünschen, und welchen man mir durch die herrlichsten Aussichten von Glück und Ehre recht wünschenswürdig zu machen sucht, nicht folgen will. Daß ich meine hiesigen Freunde verlassen muß, ohne zu Ihnen und meinen übrigen Freunden zurückzukehren, das ist ein Unglück, das nur mir und meinen Freunden begreiflich ist. Ist doch die ganze Welt voll Freunde. So urtheilt man, Madame, und so soll ich auch urtheilen. Weil ich denn soll, so will ich auch; so lange ich es aushalten kann. Ich habe mich vielleicht geirrt, wenn ich mein Glück in der Freundschaft gesucht habe, wiewohl ich noch nicht weis, wo ich es sonst hätte suchen sollen.

Das Schicksal fragt mich nicht, und thut, was ihm gefällt;
Es ist vergebens, daß ich klage.
Mein Unglück kömmt, auch wenn ichs nicht ertrage,
Und meine zu gerechte Klage
Regiert und bessert nicht die Welt.

Sie sehen, wie viel Freundschaft und Nachsicht ich mir von Ihnen verspreche, da ich alle diese Klagen, die ich sonst nur mir allein sage, vor Ihnen ausschütte. Dieß ist eine Erleichterung für mich, die ich sonst überall vergebens suchen würde. Ich sehne mich so nach Ihnen und dem Herrn von **, daß ich zuweilen einfältig genug bin, die Beschleunigung meiner Abreise zu wünschen; ungeachtet ich dadurch nur einige glückliche Tage gewinne, die ich vielleicht durch eine Reihe ganzer

trauriger Jahre theuer bezahlen muß. Doch nicht zu theuer, wie ich mir in den Träumen, die ich mir von diesen glücklichen Tagen mache, einbilde. Endlich weis ich doch, daß ich in Ihnen eine Freundinn besitze, deren Freundschaft, auch wenn ich von Ihnen getrennt bin, mein Glück ist, und mich durch einen einzigen Brief über meinen Verdruß so sehr erheben kann, daß ich ihn auf eine Zeitlang aus den Augen verliere. Was für ein trauriger Trost! Doch ich will noch hoffen. Vielleicht bin ich meiner Neigung zur Freundschaft und meiner Ruhe so getreu gewesen, daß ich durch meinen Brief nach ** mein Glück von mir gestoßen habe. Mein Schicksal ist mir bisher so gewogen gewesen, daß ich es nicht vor der Zeit anklagen will. Vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen mit meinen Klagen so lange beschwerlich gefallen bin. Ich will Ihren Brief noch hundertmal lesen, und, wenn ich dabey wehmüthig werde, selbst in dieser Wehmuth meinen Trost finden. Die Clarissa, die Sie kennen, hat sterben müssen, ohne Sie zu sehen, und ohne Ihre Freundinn geworden zu seyn. Und doch waren Ihrer beyder Seelen geschaffen, einander schwesterlich zu lieben. Die Welt hat sie nicht vermißt; aber Sie haben um sie geweint. Was kann ich, nach so wunderbaren Schicksalen, die ich vor Augen sehe, mir versprechen? Meine Hoffnungen und meine Wünsche sollen sich immer enger einschränken. Aber nicht so enge, daß mir nicht eine große Hoffnung übrig bleiben sollte, die gewisse Hoffnung, daß Sie immer meine Freundinn seyn werden,

und daß meine Freunde ewig meine Freunde bleiben. Hierinnen werde ich mich nicht betrie- gen, wenn ich mich auch in allen meinen Hoff- nungen betriegen sollte. Wenn Sie und meine Freunde mich für redlich und zärtlich halten: So will ich meinem Herzen glauben, daß ich es bin. Wenigstens bin ich,

Theuerste Freundinn,

** am 4. April
1749.

Ihr getreuer Freund,

D.



Liebster

* *

Liebster Freund,

Ich setze mich endlich einmal hin, an Sie zu schreiben, mit einem Vorsatze, den dasmal nichts unterbrechen soll. Ich habe ihn schon seit einigen Monaten gehabt, immer verschieben müssen und immer wieder erneuert; endlich will ich ihn auch einmal ausführen. Ich will Ihnen, was ich so gern sage, wieder sagen, nämlich daß ich Sie liebe. Sie könnens sich nicht vorstellen, was ich über den Gedanken, daß Sie mein Freund sind, für Vergnügen fühle, wenn ich mich nur einigermaßen von den Arbeiten ermuntre, die mich immer zerstreuen. Und Sie sind doch so weit von mir entfernt, und hier ist doch niemand, der Ihre Abwesenheit ersetzen könnte; zum wenigsten kenne ich niemanden und für meine Henriette ist auch keine Mama und keine Niece von Ihnen hier. Aber wenn ich gleich von ihnen getrennet bin, mein Theuerster: Wie unschätzbar ist dennoch das Glück, auch in der Entfernung Freunde zu haben, von denen man mit Ueberzeugung weis, daß sie es sind; Freunde, die ganz aus einem Stoffe mit uns geschaffen zu seyn scheinen und eine weit innigere und nähere Verwandtschaft mit unsern Herzen haben, als alle Verwandtschaft des Blutes ist. Ich kann es ihnen nicht beschreiben, wie glückseelig ich bin, wenn ich diesen Gedanken einmal ganz und allein denke, und auf die finstern und melancholischen Seiten nicht sehe, die er für mich hat. Was für ein

ein trauriges elendes Wesen müßte wohl ein Geschöpf seyn, das ganz einsam wäre, außer sich nichts kennte und wüßte, und sich keinem andern auf keine Weise mittheilen könnte, = = ein Egoist! Geben sie ihm noch so viele Vollkommenheiten, was werden sie ihm nützen? Gottlob! mein liebster Freund, daß wir so einsam und verlassen nicht sind. Wie erhebt sich meine Seele, wenn ich denke, daß sie mit Seelen verwandt seyn müsse, als Ihr Herz ist, und die Herzen meiner andern Freunde sind, weil sie mich lieben können; sie, die viel zu gut sind, als daß sie eine Seele ohne allen Werth lieben sollten! Ich begebe mich alles Lobes auf meine ganze Lebenszeit, wenn Sie wider diesen Stolz nichts einzuwenden haben.

Ich empfinde das Glück der Freundschaft so sehr, und dennoch bin ich bey der Entfernung von meinen Freunden gelaßner, als bey einer solchen Stärke der Empfindung möglich zu seyn scheint. Sie wissen aber, warum. Ich besitze eine liebenswürdige Frau und einige Kinder, die mich ohne mir zu viel zu schmeicheln noch sehr angenehme Scenen in der Zukunft hoffen lassen. Was für unverdiente Glückseeligkeiten! Aber dürfte ich mir noch eine Glückseeligkeit wünschen, die diesen gleicht: So wissen Sie, was ich vom Himmel verlangen würde. Ach! ich versetze zuweilen mich und Sie in eine Stadt, und zwar in Umstände, in welchen wir nicht allein zufrieden, sondern auch vergnügt seyn können. Nunmehr hindert uns nichts, uns zu genießen. Wir versäumen einander nicht an den Verrichtungen unsers Amtes; nein, wir wollten

ten uns lieber zu einer sorgfältigern Beobachtung unsrer Pflichten aufmuntern, als darinnen stören. Allein der Himmel hat uns auch Stunden gegeben, in welchen wir die von der Arbeit zerstreuten Kräfte wieder sammeln sollen. In diesen Stunden sind wir stets bey einander, ohne uns zur Last zu werden; wir entdecken uns unsre Gedanken über uns, ohne uns zu schmeicheln, beurtheilen uns unerbittlich, ohne uns zu hassen, sind ernsthaft und scherzen, wie es kömmt, plaudern über unsre häuslichen Umstände, und können auch von Kleinigkeiten reden, ohne uns einzuschläfern oder verdrießlich zu machen. Wie viel läßt sich mit Vergnügen reden, das sich niemals schreiben läßt! Adieu ihr Gesellschaften, wo ich itzt zuweilen noch bin, um dann und wann bey einem menschlichen Angesichte mich des Angesichtes meiner Freunde zu erinnern! Ihr werdet euch nicht beleidiget finden, daß ich euch verlasse; ihr verlangtet mich doch nicht, mich oder euch zu bessern und zu vergnügen; es war nur zum Zeitvertreibe, weswegen ich zu euch kommen sollte; ich aber habe nun meinem Freunde alle meine unbesetzten Stunden zu geben, weil ich durch das Vergnügen, das ich bey ihm genieße, besser werden kann. Ich war in eurem Gebäude nur ein Füllstein. Wie viel Füllsteine findet man nicht überall liegen! Die Misantropen! sagt die Welt. Wie sollten wir Misantropen seyn und die Menschen hassen können, da wir sie beklagen, daß sie von dem Glücke der Freundschaft so wenig Empfindung haben? Wäre das nicht ein Leben nach Ihrem Geschmacke? Nach dem meinigen ist

es,

es, und meinen guten Geschmack habe ich Ihnen und meinen andern Freunden zu danken. Aber warum existirt eine solche Glückseeligkeit nicht? Sollte der Plan vollkommner seyn, als die Führung seyn würde? Ganz gewiß nicht. Diese Glückseeligkeit ist kein bezaubertes Schloß der Phantasie. Sie ist im Kleinen da gewesen; da gewesen in allen den Abenden, in welchen ich bloß bey einer Suppe, einem Braten, und einer Flasche Wein von einem Gewächse durch Ihre und Ihrer Mama Gesellschaft überirrdisch frölich war, da ich in den hiesigen Gesellschaften bey zwölf Schüsseln, und wer weis wie vielen Weinen meine halben Tage, die ich wegschenken muß, sehr tantalisch zubringe. Doch ich muß von dieser Glückseeligkeit aufhören; ich bin dem Enthusiasmus sehr nahe.

Ihr letzter Brief, den ich in so langer Zeit nicht beantworten können, war sehr traurig, und ich vergebe ihnen das nicht, ob Sie gleich in Ihrer Traurigkeit den Entschluß gefaßt hatten, mich zu besuchen. Nein, mein liebster Freund; der Himmel hat Ihnen eine Seele gegeben, die sich nur fühlen darf, um allem Verdrusse Troß zu bieten. Ich weiß es, daß Sie es nicht selten nöthig haben, sich zu fühlen, und ich betrübe mich, daß Sie mehr Kummer und Beschwerlichkeiten zu überwinden finden, als andre Menschen bey keinen oder bey geringen Verdiensten. Aber andre Menschen können auch ihr Glück nicht ertragen, da hingegen Sie Glück und Unglück ertragen können. Und sind wohl alle die Leute, die nicht zu wissen scheinen, was

leiden

leiden heißt, und dem Ansehen nach Schooskinder der Freude sind, darum wirklich glücklich? Was für elende Geschöpfe sind sie nicht sehr oft; nicht allein moralisch elend, wegen ihres verwerflichen Charakters, oder weil sie sich in den Schoos des Glückes entweder gebettelt, oder hineingelogen, oder hineingeschelmt haben; (Sie müssen mir das seltsame Wort, das eine sehr gemeine Sache bedeutet, vergeben;) sondern auch in einem recht physikalischen Verstande elend. Denn wie viele giebt es unter den so genannten Glücklichen, die keine Natur zum Gefühle ihres Glückes haben! Eine Auster im Meere, kann sie das Meer aufschlucken? Der Kriegsrath, von dem Sie mir schreiben, daß er endlich gestorben ist, hinterläßt eine Million, trug Jahr aus Jahr ein lederne Hosen, trank alle Tage, damit einmal an der Million nichts fehlen möchte, bey seiner Subalterninn Caffee, und ward seiner Clienten Schmarotzer. Wollen wir ihm die Auster nicht noch vorziehen? Und man sollte sich nicht schämen, traurig zu seyn, wenn man den Werth der Tugend kennt, eine Seele hat, die den Trieb empfindet, sich täglich mehr zu verschönern, und überzeugt ist, daß große Glücksumstände oft nichts weiter als der Tünch sind, der schlechten Häusern ein äußerliches Ansehen geben soll? Eine Seele, die das weis, muß sich nie einem allzu großen Kummer überlassen. Sie kann sich Freuden schaffen, und muß sie schaffen. Fürsten haben die Gewalt, aus elenden Gegenden ein Petersburg oder Versailles zu machen, uud eine Seele wie die Ihrige muß eine finstre

melan-

lancholische Stirne in einen Wohnsitz der Zufriedenheit und Freude verwandeln. Wenn ich nur bey Ihnen seyn sollte! Sie können ohne mich vergnügt seyn, wenn Sie wollen. Aber ich wollte es Ihnen erleichtern; etliche Runzeln zu verjagen nähme ich über mich. Ich hoffe aber, ihre Niedergeschlagenheit werde mehr Hypochondrie, als wahre Schwermuth gewesen seyn. Sorgen Sie ja für Ihre Gesundheit, mein liebster Freund! Sie sind in dieser so nöthigen Sorge nur allzunachlässig. Jedoch ich muß nur aufhören; ich bin einmal im moralischen Tone, und ich könnte Ihnen leicht noch, wenn ich fortschriebe, die Nothwendigkeit der Sorge für die Gesundheit und die Unmoralität allzuvieler Arbeit erweisen. Meine Henriette empfiehlt sich Ihnen. Empfehlen sie uns Ihrer Mama. Leben Sie wohl!



* *

Liebster Freund,

Ihr letzter Brief hat mich so weichmüthig gemacht, daß nunmehr alle die falsche Ruhe, die ich mir zu schmecken einbildete, sich in Traurigkeit, Schwermuth und Aufruhr verwandelt hat. Lassen Sie sich aber dadurch nicht niederschlagen. Sie haben weiter nichts gethan, als daß Sie mich einige Tage eher in meinen mir bestimmten Stand zurück geführt haben, den der Himmel für mich so voll Widerwärtigkeiten gemacht hat, als nur ein Stand seyn kann, und aus dem ich mich, nicht ohne Ungehorsam gegen mein Schicksal, zu früh habe herausreissen wollen. Urtheilen Sie selbst, ob ich oder Sie am meisten beklagt zu werden verdienen. Ich bin gesund; das ist eine große Glückseeligkeit. Allein, ich will nicht hoffen, daß ich in diesem Stücke etwas vor Ihnen voraus haben werde. Aber mein Gemüth ist so wund, und von so vielen Empfindungen zerrissen, daß ich nicht nur im Stande bin, alle Ihre Klagen und deren Billigkeit zu fühlen; sondern daß ich mein Unglück dem Ihrigen wenigstens gleich schätze, an Kräften aber, es zu ertragen, weit von Ihnen übertroffen werde.

Mein beständiger und einziger Trost ist bisher der gewesen, daß unter uns wenigstens Ein Glückseeliger, Ein Beneidenswürdiger wäre, daß Sie, liebster Freund, glücklich wären. Er hat es, sagte ich zu mir, durch seine Großmuth in allen bisherigen Widerwärtigkeiten verdient, daß er glücklich ist.

ist. Vielleicht ist keiner unter uns allen so großmüthig gewesen, als er, und darum ist auch er unter uns der einzige, oder, wenn der Himmel noch mehr zärtliche Herzen beglücken will, doch der erste Glückliche. Wollen Sie mich um diesen Trost bringen, mein liebster Freund? Ich kannte schon vor Ihrem Briefe die Sorgen zum Theil wohl, die Sie zerstreuen. Aber ich hoffte doch, der einzige Besitz eines solchen Herzens, als das Herz Ihrer Braut ist, die Hoffnung, nun bald eine schon gefundne, geliebte, und wiederliebende Freundinn mit sich vereinigt zu sehen, ohne Furcht, durch so nichtsbedeutende und läppische Ursachen getrennt zu werden, durch welche ich um meine Freunde gleichsam betrogen bin, dieses, hoffte ich, würde Sie schon allein zu einer Zufriedenheit erheben, die weit über den Horizont aller Sorgen hinausgestellt wäre. Auch selbst die entsetzliche Abwesenheit von einer Braut, die bey keinem andern seyn sollte, als bey Ihnen, muß durch die Gewißheit, von Ihr geliebt zu werden, ihren ganzen Stachel verlieren. Wozu sollte eine Seele nicht fähig seyn, die von einer Clarissa geliebt wird? Die Liebe der edelsten Herzen hätte ja vor dem, was die Welt Liebe nennt, nur einen geringen Vorzug, wenn sie den Geist nicht unendlich großmüthiger machen könnte, als ihn alle Schicksale niedergeschlagen machen können! So dachte ich, liebster Freund, von Ihnen, und wie freute ich mich über Ihre Glückseeligkeit! Mitten in dieser Freude erhalte ich Ihren Brief. Was soll ich nun sagen? Mein liebster Freund, Sie verdienen nicht nur mein, sondern aller zärt-

lichen Herzen höchstes Mitleid. Kaum hat ein Mensch jemals so viel zu leiden gehabt; ich rede nur von den Leiden der Zärtlichkeit. Rührender hat noch niemand geklagt, als Sie. Aber auch empfindlicher ist noch niemand bedauert worden, als ich Sie bedaure.

Soll ich nun auf mich kommen? Wollen Sie, daß ich mein Schicksal mit dem Ihrigen vergleiche? Meine Klage würde Sie vielleicht so niedergeschlagen machen, als mich die Ihrige gemacht hat. Und das will ich nicht. Sie wissen, was meine Schwermuth veranlaßt hat, und unterhält. Ich will nicht sagen, daß Ihr Schicksal erträglicher wäre, als das Meinige. Aber Sie haben nur mehr Ursachen, und ungleichmehr Kräfte, es mit Gelassenheit auszustehen. Sie haben wenigstens zuweilen einen Freund, dessen Gesellschaft Sie aufmuntert, dessen Zureden Sie beruhigt. Und Sie haben eine Geliebte, die Ihnen einmal alles tausendfach belohnen wird. Was für eine Unterstützung! Was für eine Aussicht in die Zukunft! Ich darf Ihnen nicht sagen, daß ich alles dessen beraubt bin. Nicht nur ohne eine zärtliche Geliebte, sondern auch ohne einen Freund, bin ich allein mir und meinen schwermüthigen Gedanken überlassen, und was habe ich in Ansehung des Zukünftigen zu hoffen? Doch ich will nicht klagen, ich will Sie nicht noch betrübter machen, als Sie schon sind. Ich will nur, daß Sie sich Ihrer Schwermuth nicht überlassen, und bedenken sollen, wie bald sich dieselbe in Freude aufheitern wird. Glücklicher Freund, Sie können Ihr Schicksal über-

übersehen. Sie haben Ihre glückliche Insel schon vor Augen, auf der Sie mit Ihrer Geliebten nach so kurzer Zeit den Neid aller Ihrer Freunde verdienen werden, wenn Freunde Sie beneiden können; wo Sie nur dem Himmel und einer Clarissa leben, und die übrige ganze Welt vergessen sollen, nur Ihre Freunde nicht. Es ist wahr, Sie haben noch über einen unruhigen Strom zu schwimmen, ehe Sie zu Ihrer seeligen Insel kommen können. Aber der Strom ist nicht breit, und es fehlt Ihnen weder an Stärke, noch an den Ermunterungen Ihrer himmlischen Freundinn, Ihr Haupt aufrecht zu erhalten. Wie glücklich sind Sie, und wie viel glücklicher werden Sie nicht erst noch werden!

Schreiben Sie mir ja bald, daß Sie sich beruhigt haben. Das ist der größte Trost, den ich itzt wünsche, und der mich auch gewiß so gelassen und zufrieden machen wird, als ich jemals, ehe ich wieder zu meinen Freunden komme, werden kann. Ich bin ganz

Ihr zärtlicher

D.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Liebster Freund,

Endlich kann ich wieder als ein völliger Poet an Sie schreiben. Denn ich bin wieder gesund und vergnügt, die meiste Zeit auf dem Lande, immer bey meinen Freunden, und, wenn ich allein bin, fleißig. Denn ich hoffe meine Neigung zum Vergnügen wird mich bewahren, daß ich nicht in die Thorheit verfalle, fleißig zu seyn, wenn ich bey meinen Freunden seyn kann. Wir wollen uns indessen nicht länger von Ihnen beschämen lassen, sondern insgesammt Ihrem rühmlichen Beyspiele folgen, und von Zeit zu Zeit etwas ausarbeiten. Wir wollen uns selbst nicht länger den Vorwurf machen, daß wir Ihnen in Ihrer Einsamkeit nichts zu lesen schicken, nachdem Sie uns aus Ihrer Einsamkeit mit so viel schönen Meisterstücken versorgen, welche die vornehmste Ergetzung aller unserer Zusammenkünfte ausmachen. Nein, wir sind alle fleißig. Sie wissen aber schon, daß wir unsern lieben Cleon nicht mit meynen. Die große Revolution, auf die wir warten, die Verwandlung des liebenswürdigen Müßiggängers in einen Arbeitsamen ist noch nicht mit ihm vorgegangen. Er vertröstet uns aber immer darauf, daß sie bald ihren Anfang nehmen wird, und begnügt sich unterdessen mit seinem guten Vorsatze.

Er hätt uns lange gern ein Fabelchen erzählt.
Wir wissen es, daß ihm der Witz nicht fehlt,
Und daß es ihm gewiß nicht glücket,
Daß er ihn unterdrücket,

Ja,

Ja, daß kein Bartolus und Baldus ihn ersticket.
Doch eh er sich sein Thema wählt,
Verschwindet schon die Glut, die ihn vorher entzücket.
Du weist auch, daß oft dem, dem Muth und Lust nicht
fehlt,
Das Unglück Hindernisse schicket,
Mit denen es den armen Dichter quält,
Als Schmäuse, Spiel, und was den Fleiß sonst unterdrücket.

Einige von diesen Hindernissen halten auch unsern Damis zuweilen ab. Aber das hieße ihm zu viel thun, wenn man ihn deswegen unter die Unfleißigen setzen wollte.

Denn wenn er gleich nichts fertig macht:
So hat er doch darauf gedacht,
Und wartet auf die heutge Nacht.

Es wäre auch Schade, wenn er nicht bis auf die Nacht warten wollte. Was würden wir den Tag und die Nacht ohne ihn anfangen?

Sie sehen wohl, liebster Freund, daß wir noch eben die Lebensart fortsetzen, die wir führten, als Sie noch bey uns waren. Und da ich nun wieder gesund bin: So können Sie leicht denken, daß es mir am Vergnügen nicht fehlen kann. O was ist die Gesundheit für eine herrliche Gabe des Himmels! Schonen Sie ja die Ihrige. Das ist doch, wie mir Damon schreibt, die höchste Glückseeligkeit, die wir auf der Welt zu wünschen haben. Denn mit dem Witze, sagt er, ist es nichts, so wenig als mit dem Verstande. Ich sollte dieses billig schon vorher gewußt haben. Aber ich

versichre Sie, daß ich den Werth meiner Gesundheit noch niemals so hoch geschätzt habe, als nachdem er mir dieses geschrieben hat. Und das nicht nur deswegen, weil ich es itzt aus der Erfahrung weis, wie unentbehrlich die Gesundheit unserm Vergnügen ist; sondern auch vornehmlich, weil ich weder Sie noch unsern lieben **Damon** wiedergesehen hätte, wenn ich nicht wieder gesund geworden wäre. Diese süsse Hoffnung macht, daß ich mein Leben itzt mehr empfinde, und mit größrer Sorgfalt zu erhalten suche. Freuen Sie sich mit mir, ich habe gestern zum erstenmal meine Stube verlassen, und den ganzen Nachmittag mit unsern Freunden in einem Garten zugebracht. Könnte ich Ihnen nur beschreiben, wie viel Vergnügen ich diesem herrlichen Nachmittage schuldig bin!

Mir fehlte nichts zum höchsten Glücke,
Als Damon nur, und Du.
Allein, wann sagt' uns das Geschicke
Wohl eine reine Freude zu?
Sie sey auch noch so rein; ihr wird doch etwas fehlen,
Und sollten wir sie selber wählen.
Doch hätt ich dießmal frey gewählt:
So hättet Ihr mir nicht gefehlt.
Auch so ließ ich mir Euch kaum fehlen.
In meinem Geist spatziertet Ihr,
Ihr werthen Beide, doch mit mir.
So, wie ich an der Elb oft dich spatzieren sehe,
Und selber dann im Geist mit Dir
Vertraulich auf und nieder gehe;
Und wie Du oft in süssen Träumen meynst,

Daß

Daß Du mit denen, die Dir gleichen,
Mit uns, noch unter heilgen Eichen
Zu Scherzen dich vereinst.

Es ist wahr, mein liebster Freund, diese Träume lassen in unsrer Seele Verdruß und Betrübniß genug zurück, wenn sie verschwinden; und dieses ist so wahr, daß es auch die Philosophen wissen. Aber wir, die wir eben keine Philosophen sind, können sie uns so zu Nutze machen, daß wir Ursache haben, sie uns öftrer zu wünschen. Wenigstens habe ich es gestern mit unsern Freunden erfahren, daß nach der Glückseeligkeit, bey Ihnen zu seyn, keine größre ist, als soviel von Ihnen zu schwatzen, und so lange an Sie zu denken, bis man wirklich bey Ihnen zu seyn glaubt. Erwach ich denn gleich aus diesen glücklichen Träumen zuweilen: So steht es doch die meiste Zeit bey mir, mich wieder in diesen angenehmen Zustand zu versetzen. Ich denke so oft lebhaft an Sie, ich stelle mir Ihr Gesicht, Ihren Scherz, Ihren Witz, und alles, was mir Ihre Gesellschaft so schätzbar macht, so lange vor, bis es mir endlich gelingt, mich selbst zu hintergehen, und mich auf einige Zeit wieder zu überreden, daß Sie bey mir sind. Wissen Sie aber wohl, welches die allerbeste Art ist, sich diese Träume zu Nutze zu machen? Man muß sie wahr zu machen suchen. Ich denke itzt mit dem größten Ernst darauf, dieses in Ansehung der Meinigen auszuführen. Das schlimmste ist, daß ich nicht lange bey Ihnen bleiben kann, und auf eine Gelegenheit sinnen muß, mit der ich bald

wieder zurückkomme. Meine freundschaftlichen Reisen möchten mich sonst in den Ruf eines Müssiggängers bringen. Das ist nun freylich sehr traurig. Aber das soll mich doch nicht abhalten.

Ich schmecke, Freund, die ganze Bitterkeit,
Die auf das Glück von solcher kurzen Zeit
Den Augenblick zu folgen dräut.
Ich müßte mich, Dich zu verlassen, zwingen,
Und in der Freundschaft Süßigkeit
Mischt, immer sich der Trennung Bitterkeit.
Allein verdienet nicht auch eine kurze Zeit,
Die Du und ich vereint verbringen,
Viel mehr, als daß man sich vor einer Reise scheut,
Und wäre sie auch noch so weit?

Ich beneide Ihren Boten, so oft er von mir Abschied nimmt; und Sie können sich darauf verlassen, daß ich gewiß nicht noch einen Monat zubringen werde, ohne Sie zu besuchen.

Ich muß Dich, Freund, ich muß Dich sehn;
Ich will nicht stets im Traum mit Dir spatzieren gehn.

Daß meine Trauerode so glücklich gewesen ist, Ihnen einige Thränen abzulocken, das ist die größte Belohnung, die ich ihr wünschen können, nachdem sie bey meinen hiesigen Freunden eben so glücklich gewesen ist.

Was konnt ich mehr zu meinem Lohn begehren,
Als Dein und unsrer Freunde Zähren?
An ihren Thränen konnt ichs sehn,
Daß meine Thränen nicht Clarissen's unwerth wären;

Itzt

Jtzt kann ichs auch aus Deinen Thränen sehn.
Mag doch in keiner Brust ein Seufzer nun entstehn!
Clarissa wird nicht mehr begehren,
Als Daphnens, ihres Freunds, und Dein und unsre
Zähren.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Clarissens Andenken macht mich zu wehmüthig, als daß ich Ihnen noch mehr schreiben könnte.

* * den 30 Julius,
1747.



Theuer=

* *

Theuerster Freund,

Wie gefällt Ihnen der große Bogen? Werde ich ihn auch voll schreiben? Das steht bey unterschiednen Leuten, die mich stören können. Ich will mein Heil versuchen.

Sie halten mich doch noch für Ihren Freund? Ach ja, mein Liebster! Sie können böse auf mich seyn; denn ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; aber Sie werden mich deswegen nicht hassen. Genug ich schreibe itzo, und habe den Vorsatz, bald wieder zu schreiben.

Nunmehr haben Sie Ihre Juliane; Sie lieben sie, Sie werden geliebt, und sie wohnt bey Ihnen und soll nun alle Tage Ihres Lebens glücklich machen. Wie freue ich mich über Sie beide! Wie glücklich sind Sie, und wie glücklich ist auch Julchen! Sie verdienten es beide zu seyn. Wie viel habe ich verloren, daß ich nicht ein Zeuge von der Freude seyn können, die Sie an dem feyerlichsten Tage ihres Lebens empfunden haben müssen! Ich würde auf die Entfernung meines Ortes von Ihnen und auf andre Hindernisse, die mich abhielten, gegenwärtig zu seyn, mehr unwillig werden, wenn ich mir nicht die gewisse Hoffnung machte, Sie in meinem Leben noch einmal zu sehen. Das sagt mir mein Herz, das mich selten betrogen hat. Wenn Sie Ihre theure Juliane so sehr überzeugen können, daß ich mir auch ihre Freundschaft wünsche, als Sie mich überzeugt haben, daß

Jul-

Julchen liebenswürdig ist, so darf ich es heute wohl wagen, an dieses liebe Kind zu schreiben.

Doch ich bedenke nicht, daß ich zu viel von ihr rede, weil ich mich nicht erinnere, daß Sie ihr nicht mehr gut sind, wie ich aus einem Briefe von ihr an Herrn G. ** gesehen habe. Ob dieses gleich ganz natürlich ist, daß man einer Frau nach acht bis vierzehn Tagen nicht mehr gut seyn kann, so dauert mich doch das gute Kind, und Sie sind mit alledem ein Betrüger. Wenn Sie ihr das vor der Hochzeit gesagt hätten, daß Sie ihr in so kurzer Zeit gram seyn wollten, so würde das arme Mädchen gewiß ein bißchen geweint haben. Die Mama hätte gefragt: Julchen, was weinst du denn? Und da wäre alles herausgekommen und die Ehe-Pacta hätten sich zerrissen. Mein lieber Herr Doctor, Julchen hätte deswegen doch einen Mann bekommen. Ich weiß auch wohl die liebe Zeit, da ich ihr gut gewesen bin, und daß ich sie mit einem Dreßchen zu fangen suchte, welches lange zerrissen ist. Indessen ist dieses freylich das Schicksal aller Weiber. Wenn sie nur nicht geschlagen werden, so haben sie es schon gut. Wir sind doch einmal Männer. Sapienti sat. Ich will auch heyrathen. Ich mache es, wie Sie. Ich sage Wilhelminen viel artiges vor. „Sie schreiben mir „zu wenig, meine liebe Wilhelmine - - Ach wenn „ich itzo bey Ihnen wäre, wie wollte ich mich rä„chen! Wie viel sollten Sie von mir anhören müs„sen! Ach wie oft denke ich an Sie! Ich kann „Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Sie liebe. Das „müssen Sie mir aus meinen Augen sehen„. Und wie

wie das Ding so weiter heißt, wenn man noch nicht geheyrathet hat. Aber lassen Sie nur erst die Hochzeit vorüber seyn; Morbleu! Ich will ihr zeigen, daß ich das Recht der Männer zu behaupten weis, und daß wir Autores ganz artig schmeicheln, aber auch herrschen können. „Ich „bin um zwölf Uhr zu Hause, Madame, daß das „Essen auf dem Tische steht, wenn ich komme! „Vielleicht bringe ich Gäste mit. = = = Es kann „auch kommen, daß ich außen bleibe.

Wilhelmine. Aber mein Kind, das möchte ich gern wissen; ich = = =

Der Mann. Aber, aber, Madame = = = Merken Sie sich das. Ich wills Ihnen noch einmal sagen = = Ich liebe dergleichen Aber nicht. Thun Sie, was ich Ihnen sage.

Wilhelmine. Aber = = =

Der Mann. St! (Hier mache ich ein Mannsgesicht, wobey sie gleich verstummt; ich hebe auch den Stock auf; aber ich schlage sie nicht. Denn kein rechtschaffner Mann schlägt seine Frau. Kurz, mein lieber Doctor, wir lassen uns die Herrschaft nicht nehmen. Und das ist recht. Das thun Sie; das will ich auch thun. Was hätte ein rechtschaffner Mann für Freyheit, wenn er nicht das Recht haben sollte, seine Frau, die doch sein ist, zu hassen? Es sind deswegen nicht alle Stunden einander gleich. Man wird ihr wohl wieder einmal gut. Es muß nur keine Passion daraus werden. Z. E. Wenn Wilhelmine, die ich auch itzt manchmal Minchen nenne, so meine

Frau

Frau ist, wie itzt Julchen die Ihrige ist, so wird es mir einmal plötzlich einfallen, zu arbeiten. Und zwar des Nachts. . . Ja ja, des Nachts. Meine Frau wird mir den unmaßgeblichen Rath geben, ich möchte doch zu Bette gehen. Ey was! werde ich denken. Ich will arbeiten. Wo ist Licht auf die ganze Nacht? Die Welt ist bis zum Erstaunen begierig auf meine Schriften = = Und mein Verleger ist verloren, wenn ich mir nicht diese Nacht einige Krankheiten anarbeite. Da lieg du, Minchen! Und wirf dich im Bette herum und huste, und rufe! Ich sitze hier, als ein verehlichter Autor. Morgen habe ich freylich rothe Augen = . Engbrüstigkeit = = und das Fieber. Aber ich habe doch meinen Willen gehabt.

Doch dieser letzte Fall ist mir zu ernsthaft, als daß ich länger drüber scherzen könnte. Wie haben Sie doch das leiden können, mein liebes Julchen? In solchen Fällen müssen Sie Gewalt brauchen. Ja, Gewalt, wenn sich der Mann krank schreiben will. Stehen Sie auf! Blasen Sie ihm das Licht aus! Küssen Sie ihn einmal! Und wenn er nicht kommen will, so schlagen Sie zu. Denn eine Frau darf den Mann wohl schlagen.

Leben Sie wohl, lieber Herr Doctor. Da kömmt ein verwünschter Besuch!

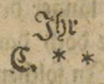
Ach! Wie bin ich froh! Ich kann noch einige Zeilen schreiben. Was ist nun das nöthigste, das ich Ihnen noch zu sagen habe? Ich weis, Sie freuen sich über mein Glück. Sie sind auch meiner Wilhelmine Freund, das weis ich. Ich muß ihnen aber sagen, daß ich mich erst auf Ostern will trauen lassen.

Was

Was macht unser lieber R. * *? Das Herz blutet mir, wenn ich an ihn denke. Ach wie oft werfe ich mir vor, daß ich die Zeit, die ich bey Ihnen gewesen bin, nicht genug genossen habe!

Herr L. * * * wird an Sie schreiben. Er lernt sich in sein Schicksal finden. Wenn Sie ihn sehen sollten, Sie würden ihn für einen Baron oder Secretär halten, so viel Gold und Seide trägt er. Er hat einen Lakay und noch einen besondern Mann, der diesen Lakay prügeln muß.

Nun habe Ich ihnen recht viel geschrieben. Antworten Sie nicht so bald, daß Sie auch einmal ein bißchen Unrecht gegen mich haben. Ach was wollen wir für Vertheidiger des lieben Ehestandes werden!



Ihr
C. * *



* *

Mein allerliebster Freund,

Noch ist kein Tag hingegangen, wo ich nicht hundertmal an Sie und an alle unsre Freunde gedacht, und mich hundertmal beklagt hätte. Wenn alle meine Klagen Briefe geworden wären; wie viel würden Sie nicht zu beantworten haben? Aber ich habe Sie so lieb, daß ich Sie mit meinen Klagen so wenig beunruhigen will, als nur möglich seyn wird. Ich klage mein Leid mir, und den Büschen, in die ich mich alle Abende verliere, sobald es sechs geschlagen hat. Noch habe ich hier zwar keinen so poetischen Garten gefunden, als unsre kleine wilde Insel war, wo der Geist der Musen unter der alten Linde, unter den Weiden am Wasser, und überall so gern herbergte; wo Sie, mein liebster Freund, mich zuweilen störten, wenn ich allein seyn wollte, weil Sie wußten, daß ich nicht deswegen allein war, um nicht bey Ihnen zu seyn; wo die Narren nur selten hinkamen, wo wir die ganze Gegend durch Gespräche der Freundschaft und der Liebe heiligten. Alles dieses ist für mich aus. Die einsamen Gegenden, die ich hier durchstreiche, weil ich noch kein bequemes einsiedlerisches Gartenhaus habe finden können, scheinen solcher Klagen, als ich zu führen Lust habe, noch gar nicht gewohnt zu seyn. Allein ich will sie noch dazu gewöhnen, und wenn ein Poet oder Freund nach mir diese Gegenden mit seinen Klagen besucht: So soll ihm das Echo

schon viel zärtlicher antworten, als es mir antwortet. Vor dem einen Thore habe ich es schon versucht. Ich finde dort einen sehr schönen poetischen Garten, mit Inseln, ziemlich natürlichen Einsiedeleyen, kleinen Gehölzen, Nachtigallen, und Lauben. Allein ich bin immer in Gefahr, von einer Gesellschaft gestört zu werden, die nicht poetisch ist. Ich habe es also auch vor einem andern Thore versucht, und hier ein sehr schönes, wohleingerichtetes Caffeehaus gefunden, das ziemlich fleißig besucht wird, aber dabey einen Garten hat, in welchem man zuweilen so glücklich ist, allein zu seyn. Hart hinter demselben liegt ein kleines Holz voll Nachtigallen, das aber manchmal durch das Jauchzen betrunkner Soldaten auf eine schändliche Weise entweiht wird. Doch neben diesem Gehölze läuft auf der andern Seite des Wassers ein angenehmer Spatziergang hinter lauter Bauergärten und Häusern weg, dem wegen des nahen Wäldchens niemand besucht und den ich eben deswegen besuche. Heute hoffe ich dort an einem abgelegnen Orte eine Bauerhütte und vielleicht eine Laube anzutreffen, wo ich meine einsiedlerische Residenz aufschlagen kann. Ich habe die Einsamkeit niemals mehr geliebt, als itzt, und dieß ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Spatziergang, oder einen Garten suche, um daselbst ungehindert schwermüthig zu seyn. Ach, mein liebster Freund, das habe ich niemals gedacht, daß ich Sie und unsre andern Freunde so sehr lieb hätte, ungeachtet ich immer gewußt habe, daß Sie insgesammt dasjenige sind, was ich auf der Welt am meisten

liebe.

liebe. Grüssen Sie sie alle, wenn ich nicht an sie schreibe; und erinnern Sie auch unter unsrer ehrwürdigen Linde auf der Insel die Nachtigall und den ganzen fröhlichen Himmel zuweilen an Ihren alten Freund. Wie sehr bin ich

der Ihrige,

D.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Mein liebster Freund,

Habe ich Ihnen nicht schon von einem gewissen Secretär S. geschrieben, den ich hier habe kennen lernen, und der noch der einzige ist, bey welchem ich Geschmack gefunden habe? Er liest und schätzt die besten Schriften der Deutschen und der Ausländer. Zum Beweise, daß er sie deswegen schätzt, weil er ihre Schönheiten empfindet, preßt ihm, wie ich selbst gesehen habe, die Gouvernante Thränen aus, sowohl als Voltärens Enfant prodigue. Er ist der einzige, von dem ich sagen kann, daß er mich selbst und meine Freunde auf eine Art von andern unterscheidet, die mir gefällt. Er fragt mich, ob die Charaktere von unsern Freunden wahr und ungeschmeichelt sind? Und sagt, er hätte noch keinen wahren Freund gehabt, hoffte auch keinen zu finden, und möchte deswegen verzweifeln. Denn wofern solche Leute wirklich auf der Welt wären: So möchte er ent-

weder diese, oder gar keine Freunde haben. Er wüßte aber gar zu gut, daß er nicht fähig wäre, ihr Freund zu werden. Seine herrschende Neigung wäre der Ehrgeiz; er hätte sich aber Mühe gegeben, ihn zu bezwingen, weil er wüßte, daß er bey der Ehre keine Ruhe finden würde. Weil er aber nicht gesehen hätte, was alsdenn, außer dem Vergnügen, auf der Welt noch suchenswürdig wäre: So hätte er das Vergnügen gesucht. Seine eigne Erfahrung und einige moralische Bücher hätten ihn endlich gelehrt, daß auf der Welt entweder gar kein Vergnügen, gar keine Glückseeligkeit wäre, oder daß die Freundschaft dieses Vergnügen und diese Glückseeligkeit seyn müßte. Er hätte einen Begriff von derselben, worinn ihn seine Bücher und der **Jüngling** bestärkten, der aber alles, was sonst Freundschaft hieße, über einen Haufen würfe. Kurz, wenn ein Mensch wäre, der einen wahren Freund suchte und nicht finden könnte; so sey er dieser Unglückliche. Er hätte deswegen schon manche lächerliche Rolle in der Gesellschaft gespielt, und würde vielleicht noch mehr spielen. Ja, sagte er neulich, wenn ihn nicht die Ehrfurcht vor der Religion auf andre Gedanken brächte: So würde er glauben, daß er nicht länger auf der Welt zu bleiben verbunden wäre. Als er das sagte, ward er plötzlich so blaß, daß ich darüber erschrack. Er glaubt, seine Schwermuth gebe ihm zu der Zeit, wenn er munter zu seyn schiene, eine Gesichtsbildung, die denjenigen, die es bemerkten, wunderliche Begriffe von ihm machen müßte. Und es ist wahr, er hat etwas

in

in seinen Zügen, das ich niemals aufmerksam genug betrachten kann.

Was urtheilen Sie, mein liebster Freund, von diesem Manne? Sollten wir beiden Schwermüthigen nicht Ursache haben, uns einander zu lieben, und unsre Gesellschaft zu suchen? Ich habe hier noch nirgends so angenehme Stunden zugebracht, als wenn ich bey ihm gewesen bin. Mein Herz weissagt mir zuweilen, daß ich an ihm einen Freund finden werde, der mich wegen der Entfernung von meinen andern Freunden beklagt. Wenigstens habe ich nun einen gefunden, der meine Klagen versteht. Was ist nicht schon dieses für Trost! Wie will ich diesen Schwermüthigen lieben, wenn mein Herz mir nicht falsch weissagt! Ich will gewiß mein Schicksal inskünftige gelassener ertragen. Was muß das für ein Unglück seyn, Freunde suchen, und nicht finden, geliebt zu seyn wünschen, und niemals geliebt seyn! Glauben Sie nicht auch, daß ich der bin, den dieser Unglückliche so lange gesucht hat? Ich bin stolz genug es zu glauben. Aber meine Freundschaft allein würde noch zu wenig für ihn seyn, wenn nicht alle meine Freunde ihn auch liebten, und wofern er anders der ist, für den ich ihn halte. Ich bitte sie also insgesammt darum, und bin ewig

Ihr

D.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Altona den 12 Jul. 1751.

Mein, liebster Freund, noch kann ich es gar nicht gewohnt werden, nicht bey Ihnen zu seyn, und mein ganzes Glück, das ich hier finde, kann mich darüber nicht trösten. Mit Freuden wollte ich es andern überlassen, und zu Ihnen hinfliehen, und mich nimmer von Ihnen wieder trennen, wenn es in meiner Gewalt stünde. Sagen Sie mir nicht, daß der Himmel uns wohl wieder zu einander bringen kann. Das weis ich wohl. Aber was habe ich für ein Recht zu hoffen, daß er es auch thun wird? Lassen Sie mir immer meine Schwermuth, und suchen Sie mich nicht durch Hoffnungen zu hintergehen. Nur einen Trost habe ich, und mehr begehre ich auch nicht, wenn es nicht anders seyn soll. Wenn der Himmel beschlossen hat, uns auf ewig von einander getrennt seyn zu lassen: So wollen wir uns doch lieben, und als Freunde, auch fern von einander, sterben, und uns beweinen. Das ist traurig genug, und doch das Einzige, was uns niemand nehmen kann. Denn um den Trost, unsre Seele in vertrauliche Briefe auszugießen, können uns freylich tausend Hindernisse, und zum Theil Kleinigkeiten bringen. Mich dünkt aber doch, wir sollten uns dieses Glück, dessen Süssigkeit kein Mensch so sehr empfunden haben muß, als ich, nicht so liederlicher Weise aus den Händen reißen. Ich schreibe dieses nicht darum, daß Sie

bis-

bisher nicht genug geschrieben haben; sondern damit Sie es inskünftige auch so oft thun, ja, noch öfter, wenn es seyn kann. Und ich ermahne mich selbst dadurch, weniger auf die Wiesen und in die Wälder zu laufen, wo ich mich doch durch meine Klagen nicht trösten kann, weil diese Gegenden mich an andre erinnern, die besser waren, weil Sie oder meine andern Freunde mich dahin begleiteten.

Also ist, wie Sie schreiben, auch unsre geliebte Insel von den Freuden verlassen, welche dort sonst zu herbergen pflegten? So zärtlich müssen Sie mich nicht lieben, daß Sie nicht mit Ihrem liebsten Mägdchen und Ihren Freunden dort ganz vergnügt seyn sollten, ungeachtet ich nicht bey Ihnen bin. Sie müssen dort die kleine Familie der Freuden und Ergetzlichkeiten nicht ganz aussterben lassen. Wer weis, was für zärtliche Herzen noch unter der alten Linde auf der wüsten glückseeligen Insel Freundschaft und Vertraulichkeit fortpflanzen, und die Nachtigall wieder dorthin einladen sollen? Doch diese glückseelige Insel soll vielleicht mit uns, oder nach uns ganz verwildern oder untergehen. Sie werden auch itzt wohl nicht Zeit haben, sie so fleißig zu besuchen, wie sonst.

Aber wenn ich bey aller meiner Weichherzigkeit nicht noch etwas gesetzter wäre, wie Sie, mein liebster Freund; wie sollte ich es hier noch so aushalten können, als ich es aushalte? Ich habe hier nicht einmal einen einzigen Menschen, dem

ich Sie oder einen von unsern Freunden nennen mag, vielweniger einen, gegen den ich mich über die Entfernung von Ihnen beklagen könnte. Sie haben doch noch Freunde, welche die Abwesenheit der andern mit Ihnen beklagen, oder Sie darüber trösten. Und Sie haben eine Geliebte! Und zwar eine Geliebte, die Sie nicht nur durch Ihre Liebe zum glücklichsten Menschen auf der Welt macht, sondern auch die Abwesenheit Ihrer Freunde mit Ihnen empfindet, mit Ihnen darüber klagt, und Sie eben dadurch aufrichtet. Wie glücklich sind Sie! Ich hergegen lebe an einem Orte, wo ich mich darüber ärgere, daß einige von meinen Freunden hier dem Namen nach bekannt sind. Wenn ich nach ihnen gefragt werde: So spreche ich: Sie wären insgesammt die besten und vertrautesten Freunde, die ich jemals gehabt hätte; und ich würde künftig keinen Freund mehr suchen, der nicht, wie Sie, wäre. Alsdann lächeln die vorwitzigen Leute, und fragen mich nicht mehr. Ich sehe aber so ernsthaft und finster dabey aus, daß Sie gewiß denken, wir sind alle melancholisch. . . .

So weit war ich gestern mit meinem Briefe gekommen. Heute, liebster Freund, wollte ich ihn fortsetzen.

Ich wollte Dir noch weiter schreiben,
Wie oft die Narren mich und meinen Witz betäuben,
Und mich verhindern froh zu seyn,
Wofern ich nicht kann albern seyn;

Wie

Wie fruchtlos sie mein Spott sucht von sich wegzu-
treiben,
Und mich von ihnen zu befreyn,
Weil sie nicht meinen Haß noch meine Runzeln scheun,
Und dennoch meine Freunde bleiben,
Und lachen, bis sie mich vertreiben.
Das alles wollt ich an dich schreiben.
Es sollte nun mein Brief nicht mehr voll Klagen seyn;
Er sollte nur voll Galle seyn.
Allein, das laß ich itzt wohl bleiben,
Von Haß und Galle Dir zu schreiben.
Könnt ich nur viel vor Freuden schreiben;
So sollte, Freund, mein Brief allein
Voll Zärtlichkeit, voll Freude seyn.
O Freund, laß sich dein Herz mit meinem wieder freun!
O Freund, itzt bin ich wieder mein!
Itzt bin ich, der ich war, ich bin nicht mehr allein.
Den Himmel jammert meine Klage,
Und er vergönnt mir noch von neuem ein Paar Tage,
Mich, wie vor Zeiten, zu erfreun,
Ein Freund, und klug, und neidenswerth zu seyn.

Wenn Sie diese große Verwandlung meiner Schreibart in Erstaunen setzt, liebster Freund: So denken Sie, einmal in was für ein Erstaunen ich gesetzt worden bin, als ich heute Mittag von unserm Cleant einen Brief bekam, worinnen er mir schrieb, daß er mich mit seiner Schwester und ihrem Manne besuchen wollte. Er hat sich entschlossen, auf seiner Reise nach Engelland einen kleinen Umweg von zwanzig Meilen zu nehmen, und mich zu besuchen. Seine Schwester beglei-

 tet

tet ihn bis zu mir und bleibt einige Tage hier. Diesen unerwarteten Brief erhielt ich heute Mittag um eilf Uhr, und kaum hatte es zwey geschlagen, als ihr Adolph schon gesprungen kam, und mir die Ankunft seiner Herrschaft meldete. Sie können leicht denken, wie mir das Herz noch itzt für Freuden pocht, da ich den Augenblick von ihnen zurückkomme, nachdem ich von zwey Uhr bis um Mitternacht bey ihnen gewesen bin. Die kleine Lucinde und alle sind ganz außerordentlich vergnügt, so vergnügt, als ich sie noch niemals gesehen habe. Und alle grüssen Sie, und unsre Freunde aufs freundschaftlichste. Lucinde hat es in ihren Briefen vielfältig bedauret, und bedauret es noch itzt, daß Sie nicht zu ihr nach B. gekommen sind. Aber itzt freuet Sie sich, wie ein Kind, daß Sie hier ist. Das sind Freunde! wo sind noch mehr solche Leute außer dem Bezirk unsers kleinen Häufleins? Sie können leicht denken, daß ich itzt an keinen von unsern Freunden schreiben mag. Aber wie viel habe ich schon von ihnen geschwatzt! Umarmen Sie sie alle in meinem Namen, und sagen ihnen, wie glücklich ich bin.

Ihr

D.



Mein

* *

Mein liebster Freund,

Sie und R. beschweren sich darüber, daß ich von dem Besuche Lucindens und ihrer Gesellschaft zu sehr schweige. Aber warum wollen Sie mich an eine Glückseligkeit erinnern, die nicht mehr ist, und die ich in gewissen Stunden der Schwermuth vergessen zu können wünsche, ungeachtet ich in andern Stunden ihr Andenken um nichts in der Welt hingeben würde, wenn es auch mit noch einmal so viel Schwermuth verknüpft wäre?

Was sollte ich mit Lucinden und ihrem Bruder geredet haben? Zuweilen gar kein Wort; insonderheit in den ersten Stunden nach ihrer Ankunft und in den letzten vor ihrer Abreise. Ach, wir haben uns zuweilen nur angesehen! Ich habe sehr oft, ohne ein Wort zu sagen, mich auf die Lehne des Armstuls, worauf Lucinde saß, mit dem Arme gestützt, ihre Hand zuweilen genommen, und kein Auge von ihr verwandt. Zuweilen unterbrach sie das Stillschweigen zuerst, rief ihren Mann oder ihren Bruder, und sagte, sie sollten mich ansehen. Alsdann stiegen mir die Thränen in die Augen; sie lächelte und weinte zugleich; und ihr Bruder mußte sich wegkehren. Ein andermal spottete ich mit Thränen in den Augen über ihre Weichherzigkeit. Sie warf mir die meinige vor, und ich antwortete, daß ich nichts weniger als weichherzig wäre, daß ich ihr eine glückliche Reise

wünsch-

wünschte, daß ich ihr nicht nachweinen wollte, und was weis ich, was ich noch mehr sagte. Aber kaum hatte ich es halb gesagt: So war ich zur Thüre hinaus, und weinte draußen.

Doch wir haben nicht immer geheult. Zuweilen haben wir nicht anders gethan, als wenn wir ewig bey einander gewesen wären, und auch immer beysammen bleiben würden. Wir haben uns allen den kleinen Scherzen überlassen, welche kein Witz schmeckt, wenn das Herz nicht zärtlich ist, welche kein Herz empfinden kann, wenn es die geringste Bekümmerniß bey sich herrschen läßt, und welche noch niemals erzählt worden sind, ohne die Hälfte ihrer Anmuth verloren zu haben. Wie wir niemals ernsthaft waren, daß nicht unsre abwesenden Freunde an unsern Gesprächen einen großen Theil gehabt hätten: so wußten wir sie auch in unsre Unterredungen einzuflechten, wenn wir glücklich genug waren, nichts weiter, als zu scherzen. Alle merkwürdigen Kleinigkeiten von Ihnen und unsern übrigen Freunden beschäfftigten uns so sehr mit Ihnen allen, als ob sie wirklich bey uns wären. Zuweilen zerstreuten wir uns auch in die Zukunft, und schmeichelten uns mit der so betrüglichen Hoffnung, uns bald auf immer bey einander zu sehen, und Sie, mein liebster Freund, mit einigen andern von denen, die zu uns gehören, zu uns zu ziehen.

Der Tag vor Lucindens Abreise war insonderheit merkwürdig. Ich muß aber die kleine Geschichte wohl ein wenig weiter herholen. Am Montage bekam ich also die Nachricht, daß sie kommen

wollten,

wollten, und gleich nach Tische waren sie auch da. Ich war den Augenblick bey ihnen, und blieb bis in die Nacht da. Von diesem halben Tage, den wir mehr in einer Trunkenheit, als in einer Freude zubrachten, kann ich Ihnen am wenigsten erzählen. Sie können sich leicht vorstellen, was ein so unvermuthetes Widersehen der besten Freunde für Bewegungen unter uns verursacht hat, wie unruhig unsre Freude war, und wie unmöglich es ist, eine Beschreibung davon zu machen. Den Tag darauf konnte ich nicht eher bey ihnen seyn, als des Mittags um zwölfe; und Sie können denken, wie lang mir dieser Vormittag ward. Aber desto angenehmer war der übrige Tag. Nachdem wir mit einander gespeist hatten, fuhr ich mit ihnen nach einem sehr angenehmen Wirthshause vor der Stadt. Wir nahmen das lustigste Zimmer ein, das im ganzen Hause ist. Auf der einen Seite desselben sieht man über einen kleinen Garten in einen angenehmen Wald; und auf der andern über ein schmales Wässerchen auf eine grüne Wiese, welcher es weder an nahen, noch etwas weiter entfernten Heerden fehlt. Diese Wiese wird auf der linken Seite von einem sehr hohen und dicken Walde, wie von einer Mauer umgeben; auf der rechten aber stößt sie in einem halben Zirkel an verschiedne zerstreute Gartenhäuser und Bauergärten, bis dieser halbe Zirkel sich gerade gegen Lucindens Fenster über, in die angenehmste Landschaft von Wiesen, Bäumen, und Dörfern aufthut, und das Auge sich in die wilde Natur zerstreuen läßt. Hier brachten wir den ganzen

Nach-

Nachmittag und einen Theil des Abends zu. Darauf giengen wir in das kleine Wäldchen hinter dem Garten, wo der Weg so schmal ist, daß ich kaum Platz hatte, neben Lucinden zu gehen, welchen Umstand ich deswegen anführe, weil er mir sehr angenehm war. Meiner schönen Gefährtinn gefiel es hier so wohl, daß sie sich gar nicht wieder zurückfinden konnte. Endlich ward es dunkel, und wir mußten doch nach Hause. Damals kam Ostwärts hinter den Büschen der große Mond gemach hervor. Wir sahen ihn von eben dem Zimmer, dessen Lage ich noch nicht halb so angenehm beschrieben habe, als sie mir itzt ist, nachdem Lucindens Augen sie bewundert haben. Wir speisten hier, wie die Schäfer, und zum wenigsten eben so vertraulich; und fuhren darauf durch den angenehmsten Umweg von der Welt um eilf Uhr wieder nach der Stadt. Ich begleitete sie auf ihr Zimmer, schwatzte noch ein bißchen, gieng endlich zu Hause, und brachte die ganze Nacht zu, ohne ein Auge zuzuthun.

Den andern Morgen ward ich wider meinen Willen so lange aufgehalten, daß es wieder fast Mittag war, ehe ich zu meiner Gesellschaft kommen konnte. Wir setzten uns sogleich in einen Wagen, und fuhren nach eben dem Hause, wo wir den vorigen Nachmittag so vergnügt zugebracht, und uns eben deswegen auf den folgenden Tag eine kleine Mahlzeit bestellt hatten. Aber die Gewißheit, daß dieß das letztemal wäre, da ich an diesem Orte einer solchen Gesellschaft genießen könnte, machte mich sehr zerstreut und einsylbigt.

Ich kam auf den Einfall, noch mehr von den hiesigen Gegenden durch die Gegenwart so geliebter Freunde für mich zu weihen, und ich that also, so bald es etwas kühl ward, den Vorschlag, von hier nach einem andern großen Garten zu fahren, wo ich wöchentlich etliche Abende zuzubringen pflegte. Meine Gesellschaft fand diesen Garten sehr vortrefflich, und wer weis auch nicht, daß er das ist? Ich habe es zwar vorher noch niemals recht empfunden, weil ich immer allein in demselben herumirren müssen. Aber itzt bin ich mit allen, die diesen prächtigen Garten gesehen haben, einerley Meynung. Insonderheit gefiel uns die große Fontäne, an der wir uns niedersetzten, und uns ein bißchen naß machen ließen. Wir verweilten uns hier so lange, und die Zeit vergieng uns unter unserm freundschaftlichen Geschwätz so geschwind, daß wir ohne die Erinnerung des sorgfältigen Adolphs wohl bis in die späte Nacht dageblieben wären. Endlich fuhren wir also herein. Aber wie wir schon den Abend vorher etwas melancholisch geworden waren, so wurden wir es itzt noch mehr, da die Abreise Lucindens und ihres Mannes auf den folgenden Tag festgesetzt war. Der Abschied von ihrem Bruder gieng Lucinden so nahe, daß sie sich auch nicht wohl befand, und ich, damit sie sich zur Ruhe legen könnte, noch eher, als ich sonst Lust gehabt hatte, weggehen mußte. Doch mußte ich versprechen, den andern Morgen recht zeitig zu kommen, nnd nicht eher wegzugehen, als bis Lucinde und ihr Mann weggereist wären. Sie

können leicht denken, mit welchem Herzen ich zu Hause schlich. Ich warf mich sogleich ins Bette, und schlief mehr vor Verdruß, als Müdigkeit, sehr bald ein. Aber gegen meine ganze Natur wachte ich schon um ein Uhr wieder. Ich warf mich noch einige Stunden im Bette herum, und wünschte, daß dieser Tag gar nicht seyn möchte. Endlich stand ich auf, und so bald es der Wohlstand erlaubte, lief ich zu Lucinden.

Als ich ins Haus trat, schlug mir das Herz, wie einem, der bald auf den Richtplatz treten soll. Ich zitterte, als ich die Stubenthüre aufmachte, und glaubte, ich würde lauter nasse Augen sehen. Aber nichts weniger. Alles lächelte mir entgegen; und Lucinde, deren Gesicht so freundlich war, als das Gesicht eines Engels, sprang auf, und dankte mir, daß ich so früh käme. Sie fieng an, mit dem Witze, den Sie kennen, mit mir zu tändeln, ließ mich mit ihrem Nähgeräthe, das sie recht deswegen zu sich genommen zu haben schien (denn genäht ward nicht) spielen, und goß mein Herz so um, daß es, wo nicht lauter Freude, doch lauter sanfte Zärtlichkeit war. Wir genossen die kleinsten Augenblicke, gedachten an keinen, als an den, den wir genossen, und waren, insofern das möglich ist, dasjenige wirklich, was ich den Abend vor meiner Abreise von Ihnen, mein liebster Freund, zu seyn scheinen wollte. Nach Tische giengen wir auf eine Seite des Walles spatzieren, die außerordentlich schön ist, die ich wegen ihrer schattenreichen Hecke schon lange

lange geliebt habe, und die ich durch Lucindens und meiner beiden Freunde Gegenwart zu meinen künftigen einsamen Spatziergängen von den andern Seiten des Walles zu unterscheiden dachte. Hier erinnerten wir uns an den Anfang unsrer Freundschaft, und verglichen unsre itzige damit. Dieses war der artigste Contrast von der Welt. Es war keine geringe Freude für uns, die verschiednen Scenen unsers Lebens mit einander durchzugehen, in welchen wir uns immer rechtschaffen, immer als Freunde befanden. Wenn uns zuweilen die Erinnerung einiger Fehler demüthigte, die wir in unsern vorigen Jahren begangen hatten: So freuten wir uns, daß wir itzt besser waren. Wir glaubten, daß wir künftig auch in unsrer itzigen Aufführung etwas finden würden, das uns alsdann unzufrieden mit uns selbst machen müßte. Aber wir versprachen uns, allen möglichen Fleiß anzuwenden, damit wir uns wenigstens niemals wiedersähen, ohne uns besser zu finden.

Mit diesen Gedanken giengen wir zu Hause. Lucinde kleidete sich aus, als wenn sie nicht nach einigen Stunden verreisen müßte. Wir setzten uns so dichte bey einander, als die Schaafe sich zusammen drängen, wenn ein großer Hagel kömmt, und thaten alles Mögliche, keinen Augenblick das Stillschweigen unter uns einreissen zu lassen. Wir betäubten uns, und schwuren einander, daß wir uns insgesammt wenigstens in einem Jahre wiedersähen, ungeachtet unser Herz uns sagte,

daß wir jämmerlich logen. Endlich war der Coffre gepackt, und man mußte sich allmählig zur Reise ankleiden. Dieses geschah aber so langsam, und ward durch so viel Tändeleyen unterbrochen, daß es endlich hohe Zeit war, uns zu Tische zu setzen. Aber da ward weder gegessen noch getrunken. Wir sahen uns nur an, gaben uns zuweilen die Hand, wischten uns die Augen, und sagten, wir weinten nicht, und redeten insonderheit Lucindens Manne zu, der durch seine weichmüthige Zärtlichkeit bald alles noch eher verdorben hätte, als es Zeit war. Darüber schlug es zehn; und der verwünschte Wagen war angespannt. Nachdem Lucinde eine Viertelstunde vorher sich allein in ein Fenster gelegt, und Muth gefaßt hatte, nahm sie endlich mit der beweglichsten Standhaftigkeit, die auch einem Menschengesicht Thränen ausgepreßt hätte, wenn es würdig gewesen wäre, sie zu sehen, von mir und ihrem Bruder Abschied. Ihr Mann konnte kein Wort reden, umarmte uns mit Schluckzen, und weinte überlaut. Wir brachten sie an den Wagen, umarmten diese lieben Freunde noch einmal, warfen ihnen Küsse zu, und gaben ihnen die Hand, so lange die Eilfertigkeit des Postillons es uns erlaubte, riefen ihr noch einige Leben Sie wohl zu, und giengen darauf wieder auf Cleants Zimmer. Nunmehr war alles aus. Wir weinten beide, giengen das Zimmer mit starken Schritten auf und nieder, küßten uns, oder warfen unsern Freunden unzähliche Küsse durch die Luft nach, und verließen uns zuletzt mit dem Versprechen,

chen, den andern und den folgenden Tag, bis auf Cleants Abreise ganz mit einander zuzubringen. Dieses geschah auch, aber auf eine so traurige Art, daß ich in meinem Leben nicht anders mehr daran denken mag, als wenn ich wieder bey Freunden seyn werde.

Wenn ich Ihnen etwas, als eine Gefälligkeit anrechne, mein liebster Freund: So rechne ich Ihnen diese kleine Geschichte dafür an. Ich habe sie nicht ohne Herzpochen aufgesetzt, und ich mag mich nicht damit foltern, sie wieder nachzulesen. Nunmehr müssen Sie mir aber auch schreiben, wie Sie damit zufrieden sind. Ich kann Ihnen nichts mehr sagen, als daß ich beständig der Ihrige bin.

D.



* *

Liebster Freund,

Wie unerträglich würde mir nicht der gestrige Besuch gewesen seyn, wenn ich nicht die Freyheit gehabt hätte, an Sie zu denken! O wie habe ich ihre Gesellschaft vermißt, mein Geliebter! Was für unleidliche Menschen sind die Leute nach der Mode! Was für elende Kleinigkeiten können sie sagen! Nicht ein ernstliches Wort, und nur durch den Zufall einmal und mitten in einem weitläuftigen leeren Gewäsche, etwas Artiges, das vielleicht nur auswendig gelernt ist! Wie oft habe ich Sie und unsern Freund zu mir gewünscht! Ich weiß nicht, ob die Herren etwas von meinen Gedanken erriethen; denn sie sagten, daß ich mir vielleicht eine beßre Gesellschaft wünschen würde. Die Art, womit sie dieses Compliment sagten, verrieth die ganze Eitelkeit ihrer Einbildung von ihren Verdiensten. Ich vergaß auf einmal, daß ich ein Frauenzimmer war, und sagte ihnen ganz offenherzig, daß ich mir auf eine so kurze Zeit eine solche Abwechslung gefallen lassen könnte. Wie freue ich mich, daß mein Geschmack eine so nichts sagende und Zeit verderbende Gesellschaft verachten kann! Wenn nur der Hofrath schon fortgereiset wäre! Seit dem ich den Werth Ihres Umganges kenne, ist mir eine jede Gesellschaft von Personen, die nicht, wie Sie und Ihre Freunde denken, zur Last. Ach mit welcher Zärtlichkeit und Ehrfurcht liebe ich Sie! Ich kenne Ihren Werth. Glauben Sie nur, daß ich stolz auf Ihre Liebe bin, zumal wenn ich die kleine Anzahl vernünftiger und recht=

rechtschaffner Männer bedenke. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ich erst meine ganze Zeit in Ihrer Gesellschaft zubringen werde! Erst aber will ich mich dieses Glückes würdig zu machen suchen. Ich bitte sie auf das zärtlichste um Vergebung, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Sie beklagen sich über die Kürze meiner Briefe, mein geliebtester M**? Sie kommen ihnen kürzer, als meine ersten vor. Das ist wohl nur eine Einbildung, aber eine Einbildung, die mich entzückt. Nicht wahr, je mehr Sie mich kennen lernen, desto mehr lieben sie mich? Meine Briefe müssen Ihnen nun kürzer vorkommen, als die ersten. Sie denken nicht allein so. Ihre längsten Briefe sind mir noch zu kurz; würde ich sie sonst so oft wiederlesen? Sagen Sie mir es doch so oft, als Sie können, daß Sie mich lieben. Was können Sie mir angenehmers sagen? Ich werde es Ihnen unzähligemal wiederholen, daß ich Sie ewig lieben will. Ich bekomme doch bald wieder einen Brief von Ihnen? Aber keine kurzen Briefe! Sie müssen lauter lange schreiben. Gestern habe ich alle Ihre lieben Briefe noch um eilf Uhr durchgelesen, um mich von meinem verdrießlichen Besuche zu erholen. Meine Phantasie hat mir den Verdruß desselben diese Nacht ersetzt. Ich habe den ganzen Schlaf hindurch von Ihnen geträumt. Sehen Sie, ich bin nicht allein wachend, sondern auch schlafend mit Ihnen beschäfftigt. Wie oft denke ich nicht an Sie! Ich bin

Ihre zärtlichste
R. E. J.

* *

Liebster Freund,

Ihre Reue und Unruhe hat meinen Entschluß geändert. Ich schreibe also wieder an Sie, Ihnen meine Zärtlichkeit zu versichern. Aber sie brauchen keine Versicherungen davon. Verrieth ich mich nicht, als ich mich Ihrer Nachläßigkeit wegen an Ihnen rächen wollte? Sie hätten wohl sehen können, wie schwer mir meine kleine Rache wurde. Und Sie hatten sie verdient. Ihr letzter Brief war so ungewöhnlich kurz, und dann in acht Tagen keine Zeile wieder! Wie konnten Sie mich so lange des Vergnügens berauben, einen Brief von Ihnen zu lesen! Ich hatte Sie ja nicht beleidigt. Mußte ich nicht unruhig werden? Ihr letzter Brief hat mich mit Ihnen versöhnt. Nur eine kleine Nachläßigkeit, die noch dazu Ihre Geschäffte entschuldigen, hat mir Ihre Briefe entzogen. Unterdeß hatte meine Liebe das Recht, Sie wegen der mir verursachten Unruhe zu bestrafen. Ich wollte in langer Zeit nicht wieder an Sie schreiben. Aber wie wäre das meiner Zärtlichkeit möglich gewesen, wenn ich auch bey Ihnen nicht so viel Unruhe darüber bemerkt hätte! Ich hätte meinen Entschuß nicht ausführen können. Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie liebe! Und das sage ich Ihnen so frey heraus. Sie haben recht, mein Theuerster, meine Briefe, und noch mehr alle Empfindungen meines Herzens gehören Ihnen so lange, als Sie sich meiner, wie Sie sagen, nicht unwürdig machen, und das kann von Ihnen in

Ewig=

Ewigkeit nicht geschehen. Aber ich habe zu Ihren Briefen so viel Rechte als Sie zu den meinigen. Daß Sie mir sie also nicht wieder entziehen! Ich bin

Ihre zärtlichste
R. E. J.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Liebster Freund,

Ich muß Ihren liebsten Brief beantworten, ob ich es gleich schon mündlich gethan habe. Was ist es nicht für ein Vergnügen, an Sie zu schreiben! Sie lesen meine Briefe mit Vergnügen. Ich nehme das für keine Schmeicheley an. Ja, bester Freund, ich verlange es von Ihrer Liebe, daß Sie beym Lesen meiner Briefe mehr auf die Empfindungen eines zärtlichen Herzens, als auf die Schönheit und Munterkeit der Schreibart sehen. Lassen Sie diesen Mangel meine Aufrichtigkeit ersetzen. Mehr will ich niemals, als Ihnen zeigen, wie mein Herz ist. O wie entzückt mich Ihre unverstellte Offenherzigkeit! Haben Sie nur das Vertrauen zu mir, daß ich alle Ihre Urtheile über mich mit der dankbarsten Zärtlichkeit erkenne. Ich weiß, Sie richten mich nicht nach andern Frauenzimmern. Die wenigsten werden so edel geliebt als ich; aber auch die wenigsten sind getadelt worden; es müßte denn des Putzes wegen geschehen seyn, und sie lassen sich auch nicht tadeln. O mei-

ne geliebten Aeltern, wie sehr danke ich es euch, daß ich durch euch von der Thorheit, keinen Tadel zu leiden, frey bin! Die Betrachtung, die Sie über meinen Verstand gemacht haben, gefällt mir. Ich will nicht zur Unzeit bescheiden seyn. Habe ich einigen Verstand, so erkenne ich ihn für ein Geschenk des Himmels. Ich habe früh gelernt, daß ihn auch ein Frauenzimmer immer mehr zu verbessern und anzubauen suchen müsse, wenn es alle Pflichten seiner Bestimmung erfüllen will. Ich ehre mit der lebhaftesten Dankbarkeit die Güte meiner Aeltern und den unermüdeten Fleiß derer welchen meine Auferziehung anvertraut gewesen ist. Der erstern Güte hat sich durch keinen Aufwand ermüden lassen, und mit was für Liebe haben nicht die letzten gesucht, mein Herz zur Tugend und Redlichkeit zu bilden! Es hat ihnen nicht ganz fehlen können, da sie ihre Unterweisung zur Tugend auf die Religion und Furcht vor Gott gründeten. Ach warum sind mir diese Freunde gestorben, ehe ich ihnen mit einem völligen Begriffe von ihren Verdiensten um mich meine Erkenntlichkeit habe bezeugen können! Ihr Andenken ist der Thränen werth, die auf dieses Papier fallen. Die Gemüthsbewegung, in die es mich setzt, schickt sich sehr gut in einen Brief an Sie, mein einzig Geliebter. Seit dem ich Sie liebe, ist Ihnen mein Herz mit allen seinen Bewegungen offen; Sie müssen wissen, wie ich über mein eigen Herz denke, das so viel Gutes erst Ihrer Freundschaft und dann Ihrer Liebe zu danken hat. Was für unbekannte Mittel, mich immer mehr zu bessern, habe ich von ihnen gelernt!

liebster Freund, werden Sie nicht müde. Vergessen Sie nichts, was etwas dazu beytragen kann, mich Ihrer immer würdiger zu machen. Schlagen Sie mir alle die Bücher vor, die etwas dazu helfen können. Ich will alles thun, was diesen Endzweck befördert, und Sie allein sollen das Herz besitzen, das sie immer vollkommner machen werden. Warum sagen Sie mir Ihrer Freunde Urtheile von meinem Aeußerlichen? Habe ich Sie darum gefragt? Ich bin zufrieden, wenn Sie ein Herz bey mir bemerken, das Verlangen hat, Ihre Hochachtung und Freundschaft zu verdienen.

Die Ihrige
R. E. J.



* *

Mein geliebtester M. * *

Wie entzücken mich nicht Ihre Versicherungen von Ihrer Zärtlichkeit! Wissen Sie aber auch, mein Liebster, daß meine Liebe der Ihrigen nichts nachgiebt? Ich liebe Sie eben so zärtlich und ehrerbietig, als Sie mich zu lieben mit so süßer Lebhaftigkeit betheuern. Welch eine beständige Liebe verdienen Sie nicht! Wenn uns der Himmel mit einander vereiniget, so wird es meine liebste Pflicht seyn, Ihnen ohne Unterlaß mit allen nur möglichen Beweisen der Ehrerbietung und Liebe zuvorzukommen. Ist doch unsre Liebe auf edle Grundsätze gegründet; wie könnte sie durch einen beständigen Umgang vermindert werden? Niemals kann sie sich in Gleichgültigkeit verwandeln, so lange wir ein rechtschaffnes Herz haben, und das wollen wir zeitlebens behalten. Aber wird auch ein Leben zureichend seyn, Ihnen alle Empfindungen der Dankbarkeit zu zeigen, welche Ihre mir so schätzbare Liebe in meiner Seele erwecket! Nehmen Sie doch alle Versicherungen, daß ich Sie liebe, statt einer Belohnung an. Ihre Liebe hat einen so großen Werth bey mir; die meinige ist Ihnen doch auch theuer? Nunmehr, da Sie mich lieben, wünsche ich auf der Welt nichts mehr. Ihre Zärtlichkeit wird mein ganzes Leben heiter machen. Wie zufrieden werde ich seyn, wenn ich erst alle meine Sorgen und Bemühungen auf Ihr Vergnügen richten

kann!

kann! Ich will wieder arbeiten, wenn Sie es so verlangen, mein Liebster. Aber um wie viel furchtsamer bin ich itzt bey meinen Arbeiten, als bey meinen ersten Versuchen! Itzt da ich mit den Schönheiten so vieler Meisterstücke bekannter bin! Welch ein Raum zwischen meinen Arbeiten und Ihnen! Aber der Raum mag noch so groß seyn, ich übersetze, oder arbeite selbst etwas, so übersetze ich und arbeite nur für meinen M.** Ihm misfällt es nicht, weil es von mir ist, und mit meinem Willen soll andre nichts von mir verdrießlich machen. Ich bin

Die Ihrige

R. E. J.

* *

Mein liebster Freund,

Warum sollten wir nicht ganz offenherzig gegen einander seyn, da wir uns lieben? Ich weiß es, Sie haben gefehlt; ich kann Ihnen nicht schmeicheln. Verdienen Sie aber eines bloßen Fehlers wegen, der ohne die Einwilligung Ihres Herzens geschehen ist, und auf den eine augenblickliche Reue erfolgte, meine Hochachtung weniger? Nein, liebster Freund. Ich bemerkte Ihr Versehen kaum, als ich auch schon von der Unruhe, die Sie darüber bezeigten, gerührt wurde. Einen so tiefen

tiefen Eindruck hat meine Bitte, daß Sie Ihren Witz mehr in Ihrer Gewalt haben möchten, bey Ihnen gehabt! Wie edel ist ein Herz, das sich auch nicht das geringste übersieht! Glauben Sie nur, mein liebster, mein bester Freund, daß ich stets aufmerksam auf Sie bin. So zärtlich als ich Sie liebe, sollen mir Ihre Fehler, wenn ich einige entdecke, nimmermehr schön vorkommen; ich werde aber auch nicht verlangen, daß Sie ganz von denselben frey seyn sollen. Habe ich einige bemerkt, und sie Ihnen verschwiegen, so ist nicht der Mangel meiner Aufrichtigkeit, sondern Ihr gutes Herz, das stets meinen Erinnerungen zuvorkömmt, die Ursache meines Stillschweigens gewesen. Ich will Ihnen aber alles sagen, was Sie selbst an sich nicht bemerken sollten. Sie werden mir auch diese Proben einer wahren Zärtlichkeit geben. Sie haben sie mir schon gegeben; thun Sie es nur öfter. Jeden Tadel will ich als die größte Schmeicheley annehmen. Dieses kann ich, weil ich Sie auf das zärtlichste liebe. Alle Briefe können die Empfindungen meiner Liebe nicht fassen. Ich bin

Ihre zärtlichste Freundinn

R. E. J.



Ode

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ode auf die Verbindung eines Freundes.

Freund, diesen glücklichen Tag, da Deinen empfangenden Armen
Nunmehr sich willig die Freundinn vertraut,
Nach der Dein liebendes Herz Verlangen und Sehnsucht empfunden,
Den Tag bewillkommt mein freudiges Lied.

Ihn sah, mit dankendem Blick, Dein Aug in Osten erwachen.
Noch war Dir niemals ein Morgen so schön.
Selbst nicht ein Morgen im Lenz, der auf jungfräuliche Rosen
Den Thau wohlthätig heruntergeträuft.

Er kam, der glückliche Tag. Mit Deiner geliebtesten Daphne
Fand er schon Deine Gedanken erfüllt,
Und Ihrer Reizungen Bild, in Deine Seele gezeichnet,
Hielt Dich in süßen Betrachtungen fest.

Da

Da sprachst Du heimlich zu Dir: (was Du Dir heimlich gesaget,
Hat mir die Liebe vertraulich entdeckt.)
„Itzt ruft der kommende Tag auch Sie aus den Armen des Schlummers,
„Sie freut sich sittsam, und seegnet ihm zu.

„Sie denket zärtlich an mich, und eilt, sich festlich zu schmücken
„Und wünscht unruhig, die Meine zu seyn.
„Welch Glück! Mit Daphnen ist mir ein ganzes Leben voll Freuden
„Voll unaussprechlicher Freuden, bestimmt.

Sie kömmt. Der bräutliche Schmuck hat Ihre Schönheit erhöhet.
Ein Kranz umzieret Ihr lockichtes Haar.
Sie kömmt, und fliehet Dir zu, und weinet Zähren der Liebe,
Und drückt Dich an die aufwallende Brust.

Die Zähren küssest Du auf, und fragst Sie unter den Küssen:
Du bist doch ewig, o Daphne, nun mein?
Ja, ewig bin ich nun Dein; sagt Sie, und belohnt Dir die Küsse.
Entzückung klopfet Dein froliches Herz.

Dir

Dir fließen, glückliches Paar, entfernt von traurigen
Sorgen,
Die Stunden sanft und zufrieden vorbey.
Sey auch noch einsten entzückt, nach langen glücklichen
Jahren,
Und immer liebe so zärtlich, wie itzt!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Elegie.

Ein andrer mag bethört nach Tonnen Goldes streben,
Und immer unzufrieden seyn.
Nur wenig wünsch ich mir, und durch mein ganzes Leben,
Soll sanfte Ruhe mich erfreun.
Der Reichthum meide mich, er flieh zu kargen Narren,
Und mit ihm Sorgen und Verdruß!
Sie sind, so viel sie auch sich Gold zusammen scharren,
Doch immer arm im Ueberfluß.
Den Sinn, von Schwermuth frey, mein Leben zu genießen,
Gab mir ein günstiges Geschick,
Wie Weste tanzt es mir dahin, auf leichten Füßen,
Und meine Phyllis ist mein Glück.
Sie, die mein weiches Herz und meine Liebe kennet,
Liebt mich so zärtlich, wie ich sie.
Sie fühlt der Freuden Werth, die ihr die Jugend gönnet,
Sie weiß, daß sie zur Liebe blüh.
Wie süß ists, sie zu sehn, wie süß, sie zu umfangen,
Und frey von allem Zwang zu seyn,
Und manchen holden Kuß den rosenvollen Wangen
Und ihrer weißen Brust zu weihn.
Kein Glück ist meinem gleich! Nie werd ich euch beneiden,
Die ihr in stolzen Ehren prangt.
Der Taumel eures Ruhms gleicht nie den sanften Freuden,
Die, Phyllis, ich durch dich erlangt.
Du weist es wohl, wie oft in treue Finsternisse
Uns diese stille Laub empfieng,
Wie leicht uns bey der Lust vergoltner freyer Küsse
Die durchgescherzte Zeit vergieng.

Die

Die Sonne sinkt itzt schon. Komm, eh der Tag verstreichet,
Laß uns auf jene Wiesen gehn,
Und an dem Silberbach, der durch sie sanft sich schleichet,
Ein Bild von unserm Leben sehn.
An deiner Seite soll mir meines ganz verfließen;
Der Tod besucht mich einst bey dir,
Dann wird noch meine Hand dir deine matt umschließen,
Dann wein ich, und du weinst mit mir.
Ja, Phyllis, ja, du weinst. Daß dein Herz fühlen müsse,
Thust du durch deine Thränen kund;
Mit ihnen untermengt, drückst du noch sanfte Küsse
Auf meinen schon erstorbnen Mund.
Von meinem Grabe geht kein Jüngling ohne Zähren,
Kein Mädchen unerweicht zurück.
Dann weinen sie mit dir, mich auch im Tod zu ehren,
Noch manchen stillen Augenblick.
Dann wird, wenn sie im Lenz, die volle Brust zu schmücken,
Mit Blumensammeln sich erfreun,
Der schönsten Eine noch mit dir Violen pflücken,
Sie zärtlich auf mein Grab zu streun.
Noch trennt der Tod uns nicht, noch wollen wir uns lieben,
Bald schleicht er sich vielleicht daher.
Uns sey, wie uns kein Tag je ungebraucht geblieben,
Kein künftiger von Wollust leer.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Daphne.

Nein, Daphne, gieb nicht, gieb nicht, Geliebteste,
Der finstern Sorge deine zufriedne Brust;
In einer Brust voll reiner Unschuld
Müssen die Freuden der Tugend wohnen.

Das Auge Gottes, welches die Liebe schützt,
Sieht stets vom Himmel seegnend auf uns herab.
Er hat dem Tage schon gerufen,
Welcher bestimmt ist, uns zu beglücken.

Von ferne kömmt er! Jede verschwindende,
Durchseufzte Stunde seufzet ihn näher her.
Er kömmt gewiß! Ich seh schon um ihn
Alles Entzücken der reinen Liebe.

Fließt unterdessen, tröstende Thränen, fließt
In sanfter Wehmuth über die leichtre Brust.
Nur trübt nicht das geliebte Auge,
Trübt mir das Auge nicht, das ich küsse!

Erheitert ihr es, lächelnde Hoffnungen,
Und stärk es, Liebe, jenseits der trüben Nacht,
Die unser Glück in Nebel einhüllt,
Jenen schon dämmernden Tag zu sehen!



* *

Von den
Pflichten gegen die Vorfahren.

Die Sittenlehrer, welche das so rühmliche Amt, das menschliche Geschlecht in den Pflichten der Geselligkeit und Menschlichkeit zu unterrichten, übernehmen, werden sich nie so verdient um dasselbe machen, als es ihre Schuldigkeit ist, wenn sie den Menschen außer der Nothwendigkeit und wahren Beschaffenheit der gesellschaftlichen Pflichten, nicht auch ihre Weitläuftigkeit und Größe zeigen. Eine Tugend kann wahr und gründlich seyn, aber sie wird niemals groß genannt zu werden verdienen, wenn sie nicht ausgebreitet, sondern eingeschränkter ist, als sie seyn sollte. Was für edle Tugenden sind nicht die Nachahmung löblicher Beyspiele; die Dankbarkeit gegen diejenigen, welche sich die Ausbreitung und Erhöhung der allgemeinen Glückseeligkeit angelegen seyn lassen; die Bewunderung fremder Verdienste; die Hochachtung und der pflichtmäßige Gebrauch derselben; die Aufmerksamkeit auf andre; die Liebe zum Vaterlande; die Fortsetzung gemeinnütziger Unternehmungen, die von andern nicht allein und völlig ausgeführt werden können, und die allgemeine Menschenliebe! Aber werden sie wohl erhaben und groß genug seyn, wenn sich die zu diesen verschiednen Tugenden unentbehrlichen Gesinnungen, und das Verhalten, das ihnen ge-

mäß ist, nur auf die Zeiten, in welchen wir leben, oder auf die Gegenden, in denen wir uns aufhalten, beziehen, und sich nicht über das ganze menschliche Geschlecht, über die Vorwelt und Nachwelt ausbreiten! Zur Erfüllung aller gesellschaftlichen Bestimmungen des Menschen gehört offenbar mehr, und die Pflichten gegen die Menschen unsrer Zeiten und Gegenden machen nur einen kleinen und nicht einmal den wichtigsten Theil derselben aus, wenn man erwägt, daß der Mensch nicht allein mit seinen Zeitgenossen und den Einwohnern seines Landes verknüpft sey, sondern auch mit dem ganzen menschlichen Geschlechte, in so fern es sich durch alle Zeiten erstreckt, mit allen seinen Vorfahren nicht weniger, als mit seinen Nachkommen in Verbindungen stehe, welche eben so wichtig und unauflöslich, als den meisten unbekannt sind. Sollten sich auf diese Verbindungen nicht wichtige Obliegenheiten gründen? Sind aber gewisse Pflichten darauf gegründet: So entsteht die Frage, was es für Schuldigkeiten sind. Man wird von den gemeinen Sittenlehrern, welche nur betretne Wege gehen und Auszüge aus Auszügen machen, die Beantwortung dieser Frage vergeblich verlangen. Sind sie weit gekommen, so haben sie vielleicht erinnert, daß eine rechtschaffne Tugend auch in die Schicksale der Nachkommen einen wohlthätigen Einfluß haben müßte, und lasterhafte Handlungen um so viel sorgfältiger zu vermeiden wären, je länger ihre Wirkungen, zum Schaden der Nachwelt, fortdauerten. Fast niemals aber werden sie der Tugenden gedenken, zu denen uns

unsre Vorfahren verbinden, oder die Laster schändlich abmalen, welche wider die Vorwelt begangen werden können.

Gleichwohl giebt es Pflichten, deren Beobachtung wir unsern Vorfahren schuldig sind, und sie sind wesentlich. Es ist schändlich und eine offenbare Beleidigung der Geselligkeit, wenn Menschen ihre Zeitgenossen und Mitbürger keiner Aufmerksamkeit würdigen, so wenig sie der Aufmerksamkeit der andern werth zu seyn suchen; gleich den Erdschwämmen, die in dunkeln Wäldern ungesehen aufwachsen und unbemerkt verfaulen. Bey dem Anblicke großer Verdienste unter seiner Nation und eines unermüdeten patriotischen Eifers, das Beste seines Volkes und seiner Zeiten zu befördern, ungerührt bleiben: Welch eine Armuth an edeln Empfindungen setzt eine solche Unerkenntlichkeit voraus! Gleich den Mastthieren, welche sich mit den Eicheln mästen, ohne auf die Zweige, an denen sie reiften, in die Höhe zu sehen, den Nutzen genießen, den andre stiften, ohne an seine Stifter zu denken, oder sie in ihren liebreichen Bemühungen zu unterstützen und ihnen nachzueifern: Welch ein kriechender kleiner Eigennutz! Große Männer seiner Zeit, die man nicht nachahmen will, beneiden, ihre Tugenden verdächtig machen, sich mit Aufsuchung ihrer Flecken beschäfftigen: Welch eine niederträchtige Eifersucht! Niemand wird leugnen, daß solche Laster gegen seine Mitbürger Beleidigungen der Geselligkeit sind, welche den ganzen Abscheu unsrer Seele verdienen, gleich wie die ihnen entgegen gesetzten Tugenden allen denen,

die einiges Gefühl dessen, was schön und gut ist, haben, nie zu viel empfohlen und angepriesen werden können. Warum empfinden aber die meisten nicht so viel Abscheu vor jenen, wenn sie gegen längstverstorbne und weit von unsern Zeiten entfernte Menschen begangen werden? Warum glauben sie, oder bezeigen sich so, als wenn sies glaubten, daß die Gleichgültigkeit gegen das Gute der Vorwelt weniger ein Laster sey, als der Kaltsinn oder gar die Verachtung des Guten unsrer Zeiten? Kömmt es nicht daher, daß die Meisten die Größe eines Lasters bloß nach der Nähe seines schädlichen Einflusses auf sich beurtheilen und den Werth der Tugend nur nach dem Werthe ihres unmittelbaren Nutzens für sie bestimmen? Aber so urtheilet auch nur der Haufe.

Wie groß ist nicht der Zusammenhang unsrer Zeiten selbst mit den entferntesten Jahrhunderten und derer, die unmittelbar vor uns, mit uns und nach uns geboren werden, mit unsern ältesten Vorfahren! Wer kann nur die Vortheile zählen, welche vormalige Menschen ihren Nachkommen dadurch verschaffen, daß sie ihnen so viele Beyspiele zur Belustigung, die aus dem Anschauen einer jeden Vollkommenheit nothwendig entspringt, zur Nachahmung, ohne welche noch niemand groß geworden ist, und zur Aufmunterung, die auch die feurigsten Geister brauchen, hinterlassen haben! Wie sehr muß der Wachsthum und Lauf der Klugheit und Tugend befördert werden, wenn man sie in ihren höchstmannichfaltigen Gestalten und in den allerverschiedensten Umständen und Einkleidungen

gen von Gebräuchen und Gewohnheiten kennen, das Wesentliche und Nothwendige von den Zufälligkeiten unterscheiden und diese zu jenem gebrauchen und anwenden lernt. Was genießen wir wohl für Bequemlichkeiten, für Erleichterungen in allen Künsten, für Erfindungen und Früchte der Wissenschaften und andre öffentliche und allgemeine Vortheile, welche wir nicht dem Fleiße und der Geschäfftigkeit der Vorfahren ganz oder zum Theile zu danken haben? Wer wird wohl einen Augenblick daran zweifeln, wenn bedacht wird, daß Begebenheiten kein Traum sind, sondern so zusammenhängen, daß allezeit das Folgende in dem Vorhergegangnen gegründet sey? Und wer weis nicht, wie viele Versuche zu misglücken pflegen, ehe etwas Gutes zu Stande gebracht wird? Wir würden aber tausend heilsame Verfassungen und Einrichtungen der gemeinen Wesen entbehren, wenn unsre Vorfahren sich vor dem Verdrusse gescheut hätten, welcher aus misrathnen Versuchen und verunglückten Anstalten zu entstehen pflegt. Wie viel Gutes haben sie unternommen, ob sie gleich vorhersahen, daß sie selbst die Früchte ihrer Unternehmungen nicht einsammeln und genießen könnten! Was würden wir nicht entbehren, wenn sie sich an die Menschen hätten kehren wollen, welche die Datteln essen, ohne an die Alten zu denken, die die Bäume pflanzten? Sollten uns nun die unzählbaren Vortheile, die wir den Vorfahren zu verdanken haben, zu keinen Pflichten gegen sie verbinden, und sollte es gleichgültig seyn können, ob wir so oder anders gegen sie gesinnt sind? Oder

halten wir es für einerley, wie sich unsre Nachkommen gegen uns verhalten? Man wird sich nicht einen Augenblick bedenken, wie man auf solche Fragen antworten müsse. Es ist freylich wahr, daß uns das Gute, was wir von unsern Zeitgenossen genießen, größer zu seyn scheint, als dasjenige, dessen Quelle weit aus unsern Augen entfernt ist; das kömmt daher, daß wir von jenem eine mehr anschauende Erkenntniß haben, als von diesem. Aber eben so sieht der Unerfahrne die Sonne für größer an, als die Fixsterne. Der Sternseher hingegen läßt sich von der verschiednen Entfernung der Sonne und der Gestirne nicht betriegen; er zweifelt nicht einen Augenblick, daß diese größer seyn können als jene ist; er bedenkt sich nicht einmal, solches von seinen neblichten Sternen zu glauben, die er mit aller seiner Aufmerksamkeit nicht mehr von einander unterscheiden kann, und ist überzeugt, daß unser Weltsystem nicht bestehen würde, wenn es einen Augenblick nur aus seinem Zusammenhange mit den entfernten Weltgebäuden herausgerissen würde. So sollte uns in Ansehung unsrer Vorfahren die Kenntniß der Geschichte das seyn, was dem Sternseher sein gewaffnetes Auge und seine Wissenschaft der Größen ist.

Je mehr Herrschaft die natürliche Tugend über die verschiednen Völker des Erdreichs erhalten hat, je größer und allgemeiner ist auch unter ihnen die Achtung, Erkenntlichkeit, Aufmerksamkeit, Bewunderung und Ehrfurcht gegen ihre Vorfahren gewesen. Alles was nur der menschliche Witz Großes und Prächtiges erfinden kann, die

die Poesie, die Beredtsamkeit, die Baukunst, die Malerey, und selbst der Gottesdienst wurde zur Verherrlichung vorzüglicher Verdienste, großer Eigenschaften, heilsamer Unternehmungen und aller Tugenden in allen Ständen angewendet. Man wird diese Achtung gegen die Vorwelt unter allen alten berühmten Völkern von Aegypten an bis in die äußersten Winkel des Occidents und Nordes antreffen. Welch ein großes, mächtiges, blühendes, weises und verdienstvolles Volk war nicht die ägyptische Nation! Ihre vornehmste Tugend aber war die Erkenntlichkeit; sie erhielt daher den stolzen Namen der Dankbaren und sie verdiente ihn. Die Dankbarkeit der Aegypter erstreckte sich aber nicht allein auf die Wohlthäter ihrer Zeit; sie war eben so groß und lebhaft gegen ihre Vorfahren. Sie kann mit Recht eher der Ausschweifung, als der Gleichgültigkeit hierinnen beschuldigt werden. Die Verdienste ihrer Zeit prieß sie, und die Tugenden der Vorwelt vergötterte sie. Was für Anstalten und Gesetze hatten sie nicht, das Andenken noch so verjährter Verdienste immer neu, und so zu sagen, gegenwärtig zu erhalten! Wie sorgfältig war sie nicht zu verhindern, daß sich ein Lasterhafter und Unwürdiger eines Nachruhms bemächtigte, der ihm nicht gehörte! Nichts war gewisser und zuverlässiger als der Ruhm verdienter Vorfahren. Denn das Lob nach dem Tode konnte unter ihnen nicht bezahlt werden, wie in den neuern Zeiten, da ein jeder Bösewicht von Geburt, Macht und Stand, feile Lobredner in Menge findet, unterdeß daß wahre

Verdienste entweder ganz vergessen, oder doch nicht von den Lastern gehörig unterschieden werden, wodurch denn in der Folge die ganze Geschichte in eine leere unfruchtbare Anzeige nur der öffentlichsten und sichtbarsten Begebenheiten und Weltveränderungen verwandelt wird. Wider so große und der Tugend so nachtheilige Misbräuche hatten die Aegypter mit dem Gerichte über die Todten gesorgt.* Ehe eine Leiche begraben werden durfte, wurde sie vor dieses Gericht gebracht, bey welchen, außer vierzig Richtern, die Freunde des Verstorbnen zugegen waren. Hier stand es einem jeden frey, den Verstorbnen anzuklagen. Fanden sich Ankläger und Beweise ihrer Klagen: So thaten die versammelten Richter den Ausspruch, daß dem Verstorbnen außer dem gewöhnlichen Lobe auch die öffentliche Beerdigung versagt seyn sollte. Ungerechte Ankläger wurden nachdrücklich bestraft. Erschienen keine Kläger, oder wurde der Ungrund ihrer Beschuldigungen erwiesen: So hörte das Wehklagen der Anverwandten auf; nunmehr fieng sich das Lob des Verstorbnen an; man schwieg von seiner Herkunft; denn alle Aegypter glaubten, der Geburt nach gleich edel zu seyn. Man redete von seiner Erziehung; von seiner Aufführung in der Jugend und im männlichen Alter, von seiner Treue und Arbeitsamkeit im Privatstande so wohl als in öffentlichen Aemtern, von seiner Frömmigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und andern Verdiensten, und alle Anwesenden stimmten in sein Lob ein. Selbst die Könige entgiengen diesem Gerichte nicht. So

* Diodor. Sic. l. I. p. 82.

So lange sie lebten, wurden sie als Götter verehrt, und ertragen, wenn sie lasterhaft waren. Der Tod aber machte sie den andern Menschen wieder gleich. Sie wurden, wie andre, angeklagt, und wenn sie schuldig erfunden wurden, verurtheilt und von der Ehre einer feyerlichen Beerdigung ausgeschlossen. Es sind auch nur einige nicht beerdigt worden. Die meisten fanden so viele Liebe und Bewunderung noch nach ihrem Tode, daß ein jeder so viel Kummer über ihren Tod empfand, als über den Tod seines Vaters oder seiner Kinder. So viel Eindruck machte nicht allein bey dem ganzen Volke sondern selbst bey den Königen, die Belohnung der Rechtschaffnen und die Bestrafung der Lasterhaften nach dem Tode, die bey ihnen nicht, wie bey den Griechen fabelhaft war und in der Einbildung bestand. Die sechszehnhundertjährige Dauer ihres blühenden Reiches beweist auch, daß sie nicht ohne Grund die Dankbarkeit nicht allein gegen ihre Zeitgenossen, sondern vornehmlich auch gegen die Vorfahren für eine von den vornehmsten Stützen der allgemeinen bürgerlichen Wohlfarth, für die stärkste Aufmunterung zu Verdiensten und für die nachdrücklichste Abhalhaltung von Lastern hielten. Wohlthaten sind das festeste Band der öffentlichen Eintracht. Wer aber Wohlthaten dankbar erkennen kann, wird auch Lust haben, Wohlthaten zu erzeigen, und das Vergnügen Gutes zu thun, macht nur da keinen sonderlichen Eindruck, wo die Undankbarkeit nicht verbannt ist. Auf die Achtung der Aegypter gegen ihre Vorfahren gründete sich ein Gesetz des

Köni

Königes Asychis, daß keiner unter einer andern Bedingung Geld von andern erborgen sollte, als wenn er seinem Gläubiger den Leichnam seines Vaters oder älterer Vorfahren zum Pfande gäbe. Dieses Gesetz hatte die Absicht, die mannichfaltigen Betrügereyen und Ränke abzuhalten, die aus einer uneingeschränkten Freyheit Schulden zu machen, entstehen, und Fleiß, Geschäfftigkeit und Arbeitsamkeit unter dem ganzen Volke auszubreiten. Würde wohl dieses Gesetz von Wirkung gewesen seyn, wenn es nicht sowohl für ein großes Verbrechen, als für eine schwere Schmach gehalten worden wäre, sich muthwillig und mit Schuld in Umstände zu setzen, wo man sich genöthigt sähe, der seinen Vorfahren schuldigen Achtung entgegen zu handeln, so kostbare Pfänder von ihnen, als ihre Leichname waren, zu versetzen, oder sie nicht, so bald als möglich, wieder einzulösen, wenn man ja durch unverschuldete Zufälle gezwungen worden war, sie zu verpfänden? Die unter ihnen gewöhnliche Einbalsamirung der Leichen war ein Hülfsmittel, ihre Erkenntlichkeit gegen die Vorfahren zu erhalten und, so zu sagen, unsterblich zu machen. Der Rechtschaffne wurde gleichsam mit einem jeden Anblicke seines Leichnams von seinen Nachkommen aufs neue belohnt, und eben der Anblick erleichterte die Erinnerung an ihre Tugenden.

Eben diese Achtung und Ehrfurcht gegen die Vorfahren bemerkt man auch unter den alten Persern. Man hatte öffentliche Verzeichnisse von allen außerordentlichen Begebenheiten, von merkwürdigen Unternehmungen, und von allen denen,

welche dem gemeinen Wesen besondre und ausnehmende Dienste geleistet hatten. Man zeichnete sie sorgfältig darinnen an, aus Furcht, daß sie zur Schande des Beherrschers und zum Unglücke des Staates unbelohnt bleiben und vergessen werden möchten.* Die Könige ließen sich diese Verzeichnisse in allen den Stunden vorlesen, wo sie von dringenden Geschäfften frey waren, und selbst in ihren schlaflosen Nächten. Wir finden in der Geschichte der göttlichen Offenbarung an der Belohnung des Mardochai ein merkwürdiges Beyspiel. Diese Verzeichnisse wurden sorgfältig aufgehoben, und dienten der Nachkommenschaft zur Regel und vornehmlich den jungen Prinzen zum Unterrichte.

Die Griechen waren von den Königen und Colonien aus Aegypten gebildet worden. Diese hatten sich unter ihnen niedergelassen und ihre herrliche Policey unter sie verpflanzt. Sie hatten auch den Geist der Erkenntlichkeit und Achtung gegen eine verdienstvolle Vorwelt mit in ihre neuen Wohnungen herüber gebracht. Die Thaten großer Vorfahren waren unter den Griechen so unvergeßlich, als unter den Aegyptern. Sie hielten es schon für eine große Ehre, von berühmten Männern abzustammen; die größte Ehre aber gab eine würdige Nachahmung derselben, und eine brennende Begierde, ihren unvergeßlichen Handlungen nachzueifern. Fast alle Lobeserhebungen Pindars auf die Sieger in den olympischen Wettspielen sind Lobgesänge auf die Tugenden ihrer Vorfahren und Vergleichungen der Ueberwinder, die er besang mit den großen Voraltern, von denen sie ent-

* Herod. l. I.

weder herstammten, oder die sie zum Ziele ihrer Nacheiferung erwählt hatten. Die Griechen würden keine Phocione und Aristiden gehabt haben, wenn nicht die Namen eines Minos, eines Cocrops, Theseus, und Codrus, eines Cresphontes, eines Eurysthenes, eines Patroklus unvergeßliche Namen, und stets auf aller Lippen gewesen wären. Die Achtung der Römer gegen ihre Vorfahren ist so bekannt, daß eine Abbildung derselben unnöthig ist. Und wer weis nicht, daß unter den wilden und rauhen Galliern, Britten, Deutschen und Gothen, die Erhaltung des Gedächtnisses ihrer alten Helden die vornehmste Beschäfftigung ihrer Druiden, Barden und Priester ausmachte, und die Tugenden derselben der vornehmste Innhalt der Lieder waren, die sie im Kriege und bey ihren festlichen Lustbarkeiten sangen.

Man würde sich betrügen, wenn man sich beredete, die Unsterblichkeit, nach welcher die großen Geister unter den Römern so feurig und unaufgehalten strebten, daß sie auch keine Gefahr, und nicht einmal die Aufopferung ihres Glückes, ihrer Bequemlichkeiten und Wollüste, und selbst ihres Lebens scheuten, wäre nur ein eitler Traum, und ein bloßer Abgott der Phantasie gewesen, den sie angebetet hätten, ohne einen wirklichen Genuß ihrer Bezauberung zu erhalten. Ist der Beyfall unsrer Zeit, die Ueberzeugung, daß uns andre als Stifter oder Beförderer ihrer Glückseeligkeit ansehen, ein wirkliches Vergnügen, und keine chimärische und eingebildete Belohnung der Tugend: So muß die Gewißheit, daß die Nachwelt unsre

Hand-

Handlung billigen, und vielleicht mit einem noch grössern Beyfalle ehren werde, als die gegenwärtige Zeit, nicht weniger ein wirkliches Vergnügen, und eine um so viel edlere Wollust gutgearter Seelen seyn, als alle sinnliche Freude, je edler und schöner ihre Wirkungen sind. Diese Gewißheit von dem künftigen Beyfalle der Nachkommen hatten die Römer eben so sehr, als wenn sie zu den Zeiten derselben wirklich gelebt hätten. Das Gegenwärtige versicherte sie von dem Zukünftigen. Aus dem, was ihre Zeitgenossen gegen ihre patriotischen Voraltern thaten; aus der Ehrfurcht, mit welcher sie genannt, gepriesen, zu Exempeln vorgestellt, und nachgeahmt wurden, konnten sie schließen, was die Nachwelt für sie thun würde, wenn sie sich um sie eben so verdient machten, als sich ihre Vorfahren um sie verdient gemacht hatten. Noch kannten sie kein Beyspiel einer undankbaren Nachwelt; also war für sie die unzweifelhafte Gewißheit, des verdienten Nachruhmes nicht beraubt zu werden, eben so viel, als wenn sie wirklich schon mit demselben belohnt worden wären. Zum wenigsten ist das Vergnügen, das aus beiden entspringt, nur dem Grade nach von einander unterschieden. Die völlige Gewißheit, die ein König hat, daß ihm seine Unterthanen gehorchen, wenn er will, und diese Gewißheit kann er haben, wenn er weis, daß sie allen seinen Vorfahren und auch ihm schon oft gehorsam gewesen sind, giebt eben so wohl ein wahres Vergnügen, als der wirkliche Anblick ihres Gehorsames.

Die alten Völker, die von keinem höhern Lichte erleuchtet waren, haben freylich die Achtung und

Ehr-

Ehrfurcht gegen ihre tugendhafte Vorwelt übertrieben, indem dieselbe nebst der Begierde nach dem Beyfall der Nachkommenschaft fast die Haupttriebfeder ihrer bessern und vortrefflichern Handlungen gewesen ist. Nur allein die Offenbarung bestimmt die wahren Grenzen und die nöthige Subordination der Tugenden unter einander. Es ist wahr, daß, seitdem die Religion auf der Erde allgemeiner ausgebreitet worden ist, die Menschen viel erhabnere und göttlichere Bewegursachen zu guten und löblichen Handlungen haben. Doch ist nicht weniger unleugbar, daß ein Mensch um so viel tugendhafter und rechtschaffner ist, je einen stärkern Trieb er zur Tugend und zu edeln Unternehmungen empfindet. Dieser Trieb aber wird um so viel stärker und gewaltiger, je mehr ihn edle Bewegursachen in der Ordnung, wie sie auf einander folgen müssen, zu vortrefflichen Handlungen, und besonders zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt antreiben. Ein Mensch also, welcher außer dem Gefühle, daß er als Geschöpf, als Unterthan, und als ein Begnadigter gehorchen müsse, außer der innern Schönheit und Güte der Tugend, außer der Vorstellung künftiger Belohnungen ihrer Liebe und Ausübung, und außer der Besorgniß unausbleiblicher Bestrafung der Laster, auch noch von der Achtung, Ehrfurcht und Liebe gegen seine Vorfahren getrieben wird, allezeit gesetzmäßig und löblich zu handeln, ein solcher Tugendhafter wird bey gleicher Fähigkeit mit andern, die den letztern Antrieb nicht haben, weit mehr Gutes ausrichten, als diese, und unstreitig zum Besitze

sitze und Ruhme größrer Verdienste gelangen. Es gehört gewiß unter die Mängel unsrer Zeiten, daß die Verabsäumung der Pflichten, welche die Menschen ihren Vorfahren schuldig sind, nicht mehr für die moralische Unvollkommenheit gehalten wird, die sie ist; daß diejenigen, denen die Vorsehung die Aufsicht auch über die Sitten der Nationen anvertraut hat, nicht mehr öffentliche Anstalten machen, das Andenken verdienstvoller Menschen zu erhalten und auszubreiten; daß dem Misbrauche des öffentlichen Lobes und Tadels kein Einhalt geschicht, und oft außerordentliche Verdienste so ungeahndet gemishandelt, als nichtswürdige Charaktere mit falschen Farben ausgeschmückt, und zum Nachtheile des Eifers im Guten jenen vorgezogen werden dürfen. Warum sollten pflichtmäßige Richter über die Sitten eines Volkes; warum sollten Belohnungen großer Verdienste in allen Ständen mit einem zuverläßigen öffentlichen Nachruhme und Bestrafungen ausschweifender Laster mit einer verdienten öffentlichen Schande in unsern Zeiten nicht so wohl möglich seyn, als im Alterthume, wenn diejenigen nur wollten, die die höchste Macht im Staate verwalten?

Wenn die Pflichten, die wir unter der schuldigen Achtung gegen die Vorfahren begreifen, bekannter wären, und mehr ausgeübt würden: So würden wir eben so große Geschichtschreiber der neuern Zeiten und in einer größern Anzahl, als die Alten haben. Wenn die großen Geister, die uns mit so manchen vortrefflichen Geschichten aus den Welten der Einbildungskraft belusti-

gen, ihre Fähigkeiten anwenden wollten, das Andenken wirklicher Verdienste, wirklicher Patrioten, wirklicher Callisten, wirklicher Harrisone, Boothe und Belforde aus den vorigen und itzigen Zeiten fortzupflanzen, hingegen wirkliche Lovelâce des männlichen und weiblichen Geschlechtes, von allen Charaktern, Aemtern, und Ständen, in Purpur, und in der Seide, mit der verdienten Schande zu überschütten: Was für Vortheile würden sie nicht der Tugend und dem menschlichen Geschlechte leisten, da die Kunst die Natur nie erreicht, wirkliche Verdienste unendlich mehr reizen als die besten Charaktere, wenn sie erdichtet sind, und die Bestrafung eines Verbrechers auf dem Richtplatze gewiß mehr Eindruck macht, als die grausamste Schattenhinrichtung eines Missethäters auf der Schaubühne? Der Ruhm, daß sie Geschichtschreiber nach der Art der Alten wären, würde dem Ruhme, daß sie Schöpfer und Erfinder sind, gewiß das Gleichgewicht halten.

Ich glaube nun zum Beweise, daß es Pflichten gegen die Vorfahren gebe, die unbekannter sind und weniger beobachtet werden, als sie bekannt seyn und in Acht genommen werden sollten, genug gesagt zu haben. Wie viel aber müßte ich nicht noch sagen, wenn ich die Beschaffenheit, die Anzahl, und den Umfang dieser Pflichten abbilden wollte! Eine jede von denselben ist so edel, daß sie einer umständlichen Beschreibung würdig ist. Welch eine ausführliche Vorstellung verdienet nicht die Pflicht, die Vorwelt, ihre Beschaffenheit, ihre Tugenden, ihre Laster, ihr Wachsthum in beiden, die ersten

Er=

Erfinder der Künste und Wissenschaften, die öffentlichen Verfassungen der Vorfahren, ihre weisen Einrichtungen, und guten Anstalten zur Wohlfahrt des gemeinen Wesen, ihre Sorgen für die Nachkommen und alles Gute, was an ihnen merkwürdig war, seiner Erkundigung und Aufmerksamkeit zu würdigen; die Pflicht, sie nach seinen besten Einsichten und nach dem Grade ihrer Verdienste und Vorzüge hochzuschätzen, diese Ehrfurcht durch thätige Bemühungen für die Ausbreitung und Fortpflanzung ihrer guten Eigenschaften und Unternehmungen an den Tag zu legen und ihre Tugenden nicht durch eine ehrgeizige und neidische Zweifelsucht verdächtig zu machen; die Pflicht der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen sie, die ungeachtet des Anscheins, daß sie ohne Einfluß auf die Vorfahren sind, allezeit nothwendig bleiben; die Pflicht ihnen ähnlich zu werden, wenn sie Lob verdienen; die Schuldigkeit, Empfindungen des Mitleids gegen sie zu haben, wenn man findet, daß sie unverschuldeten Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen ausgesetzt gewesen sind; die Pflicht, das Gute, das sie gestiftet haben, nicht untergehen zu lassen, sondern fortzusetzen, auszubessern und zu erweitern; die Pflicht, unnütze Neuerungen zu vermeiden, welche alte löbliche Einrichtungen und Anstalten in Vergessenheit bringen, und alte Gebräuche und Verfassungen nicht unüberlegter Weise abzuschaffen! Was für Pflichten! Welch eine lehrreiche Beschäfftigung, sie zu untersuchen, auseinander zu setzen, und einer jeden ihre gehörigen Grenzen vorzuzeichnen! Allein diese Arbeit ist für

eine Betrachtung zu weitläuftig, die nur die unentbehrlichsten Gedanken darüber vortragen soll! Ich will indessen nur die Grundlinien von dem Bilde eines Mannes zeichnen, der diese Pflichten in ihrem Umfange zu erfüllen sucht. Er soll **Evarist** heißen.

Evarist hat in Ansehung seiner vernünftigen Nebengeschöpfe auf der Erde überhaupt den erhabnen Grundsatz, daß es die strafbarste Unbilligkeit und verwerflichste Eigenliebe sey, nur auf sich allein, und nicht auf seine Nebenmenschen zu denken, und seine so wesentlichen Verbindungen mit ihnen, und den Genuß so vieler Vortheile von ihnen völlig zu vergessen. Dieser Grundsatz ist die Quelle seiner Gesinnungen und seines Verhaltens nicht allein gegen seine Zeitgenossen und seine Nachkommen, sondern selbst gegen seine Vorfahren. Er betrachtet das ganze menschliche Geschlecht, und alle seine ehmahligen, gegenwärtigen und künftigen Mitglieder als eine Familie, sich aber als einen aus dieser weitläuftigen und zahlreichen Familie. Er bestimmet seine Pflichten gegen sie theils nach der Nähe der Verwandtschaft mit einem jeden, theils nach ihren größern oder geringern Vorzügen. Er würdigt freylich die Vorfahren seiner Nation und diejenigen, die ihm der Zeit nach näher sind, einer größern Aufmerksamkeit, einer lebhaftern Bewunderung, wenn sie dieselbe verdienen, und einer emsigern Bemühung, ihre Verdienste zu erhalten, und zu brauchen, als die entferntern und ältern; er sucht aber so wenig fremd in der ganzen Familie zu bleiben, als nur

immer ohne Beleidigung der Pflichten geschehen kann, die wichtiger in ihrer Natur, fruchtbarer in ihren Folgen, und dringender wegen seines Berufs sind. Wie er an seinen Zeitgenossen alles, was gut ist, schätzt, so weit er es kennen kann, ohne ihnen zu schmeicheln, so bewundert er die Vorfahren auch, ohne seine Zeiten zu verachten, oder ein übertriebner und ausschweifender Lobredner alles dessen, was alt, auswärtig und entfernt ist, zu werden. Da er ohne Noth, gerechte Veranlassung und reife Prüfung die Tugend seiner lebenden Mitbürger oder auswärtiger Völker nicht in Zweifel zieht, so untersucht er auch die Verdienste und Beschaffenheiten der Vorfahren, bloß um kein blinder Verehrer oder Tadler derselben zu seyn, ohne Vorsatz sie zweifelhaft und verdächtig zu machen, und ohne Absicht, sie ihres verdienten Ruhmes zu berauben. Er glaubt aber nicht, genug gethan zu haben, daß er sie schätzt, liebt, hochachtet und bewundert. Er breitet ihre Verdienste aus, wo er kann, glaubt sich selbst zu ehren, wenn er ihren großen Beyspielen ähnlich wird, macht ihre Absichten und Endzwecke, wenn sie edel und erhaben sind, zu den seinigen, jedoch ohne alle Absicht wider ihren Ruhm, sondern vielmehr mit dem Vorsatze, eben dadurch ihren Ruhm fortzupflanzen. Wäre er ein König, er würde durch die Nachahmung der Auguste, der Trajane, Vespasiane, Constantins und Carls des Großen die Welt an die Thaten dieser unvergeßlichen Monarchen erinnern, ohne sie an ihre Schwachheiten oder Laster zu erinnern. Wäre er ein Staatsmann;

er würde durch seine Nachahmung der Mäcenen, des Burrhus, der Colberte, die Welt von der Achtung und Verehrung überzeugen, welche so großen Beförderern der menschlichen Glückseeligkeit gebührt. Wäre er ein Gelehrter; er würde zu erkennen geben, daß er die Erfinder und Verbesserer vor ihm für die Riesen hielte, auf deren Schultern er nun weiter sehen könnte. Wer wird nicht bey dem Anblicke dieses Gemäldes wünschen, daß es zur Belohnung derer, die unsern und den folgenden Zeiten Ehre zu machen und ihr Bestes zu erhöhen suchen, unter den Nachkommen viele solche **Evariste** geben möchte? Allein was für ein Recht haben wir, die Erfüllung dieses Wunsches zu hoffen, wenn wir uns nicht bemühen, nach unsern Fähigkeiten und Umständen selbst solche **Evariste** zu werden?

Ein Mensch von einiger Empfindung sollte sich um so viel mehr Mühe geben, diese Pflichten zu erfüllen, je häufiger die Neigungen dazu sind, und je größer ihr Einfluß in die Verschönerung unsrer Art zu denken und zu handeln ist. Die Ausübung derselben ist ohne Kenntuiß der Geschichte nicht möglich. Wem kann aber unbekannt seyn, welch ein mannichfaltiges Vergnügen mit aller Einsicht in die Geschichte verknüpft ist, wie angenehm alle Kräfte unsrer Seele durch dieselben beschäfftigt, geschärft, und erweitert werden, was für eine fast unendliche Belustigung aus dem Anblicke der Ordnung und Vollkommenheit, des Mannichfaltigen, des Uebereinstimmigen und Aehnlichen natürlicher Weise entspringt, und alles dieses muß in dem

dem Zusammenhange der Begebenheiten, Schicksale und Thaten unsrer Vorfahren angetroffen werden. Eben dadurch erhält die Anweisung zur Tugend durch Beyspiele einen merkwürdigen Vorzug vor allen andern Unterweisungen.

Wirket aller Umgang mit weisen und rechtschaffnen Menschen nicht allein ein unausbleibliches Vergnügen, bessert er uns auch und erhöhet er unsre Liebe zum Guten, welch einen Nutzen können wir nicht aus einer nähern und vertrautern Bekanntschaft mit edelgesinnten und verdienstvollen Verfahren erwarten! Zu einem wirklichen Umgange mit den tugendhaften Menschen unsrer Zeit haben wir nicht allezeit Gelegenheit. Wer lernt sie alle kennen? Wer kann sie immer sorgfältig genug prüfen? Der wirkliche Umgang mit ihnen wird also allezeit sehr eingeschränkt bleiben; folglich wird auch der Nutzen, den wir von ihnen haben können, eingeschränkt seyn müssen. Der Umgang mit unsern Vorfahren ist viel weitläuftiger und wie sehr ist er uns nicht durch getreue unpartheyische und zuverlässige Geschichtschreiber erleichtert worden! Wie vielerley Arten von Verdiensten können wir bey ihnen nicht kennen lernen, da zumal gewisse Tugenden und Verdienste einen gewissen Umfang der Zeit erfodern, ehe sie zu unsrer Wissenschaft gelangen können. Die wahre Größe vieler Menschen kann nicht eher eingesehen und genußt werden, bis wir ihr ganzes Leben auf einmal zu überschauen im Stande sind. Wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir also nicht entbehren müssen, wenn unsre Kenntiß guter und nach-

nachahmlicher Charaktere bloß auf unsere Zeitgenossen eingeschränkt werden sollte? Die Bekanntschaft mit unsern Vorfahren eröffnet unsern Augen das weiteste Feld von Tugenden, dessen Anblick wir uns nur wünschen mögen. Wird unsre Klugheit erhöht, je mehr die Kenntniß der menschlichen Gemüther, ihrer Charaktere, ihrer abwechselnden Gestalten, und der mannichfaltigen Wirkungen ihrer Leidenschaften bey uns zunimmt, welche Vortheile wird sie nicht von der Kenntniß unsrer Vorfahren erhalten, da sie uns so mannichfaltige, natürliche, außerordentliche, abwechselnde, gute und auch schlimme Gestalten, Handlungen, Gemüthsarten, Stellungen und Fassungen der Menschen zeigt? Wächst die Tugend durch die Nachahmung des Guten, die aber ohne eine zahlreiche Menge löblicher Beyspiele unmöglich ist; erweckt der bloße Anblick derselben ein inniges Wohlgefallen daran; bemächtigen sie sich nicht selten so gar der Bewunderung und des Beyfalles lasterhafter Menschen: So müßte man aller Geschichte ganz unkundig seyn, wenn man nicht den großen Vorzug, den die Kenntniß der Vorfahren vor den Lebendigen hat, nicht einsehen und zugeben wollte. Was für eine Wissenschaft von Beyspielen rühmlicher Gemüthsverfassungen, der Uneigennützigkeit, der Großmuth, der Liebe zur Gerechtigkeit, der Standhaftigkeit des Eifers für das gemeine Beste, der Mäßigung im Glücke und Unglücke und andrer Tugenden erhalten wir nicht in dem Umgange mit der Vorwelt! Gelehrt ist derjenige, der sie kennt; weise und groß, der sie nachahmt.



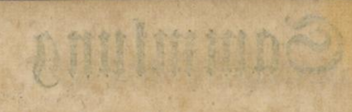
Sammlung
Vermischter
Schriften,

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Dritter Band, fünftes Stück.

Leipzig, 1755.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.







Nachahmung
des hundert und neunten Psalms.

Wie lange zögern deine Blitze?
Gott! höre doch von deinem Sitze,
Wie mir der Frevler Rotten drohn.
Sie wüten, ihren Raub zu suchen,
Umher, mit Lästern und mit Fluchen,
Und ihre List ereilt mich schon.
Daß ich dein Wort nicht übertrete,
Haßt mich ihr Schwarm und fluchet mir:
Ich aber segne sie, und bete.
Mein Trost, o Gott! kömmt nur von dir.

Nicht mehr, mein Gott, mein Ruhm, zu schweigen,
Wollst du mit Macht dein Antlitz neigen;
Gott, zeige, daß dein Ohr mich hört.
Mein Herz zagt vor der Feinde Stimme.
Von Tücken voll, und voll vom Grimme,
Ist wider mich ihr Bund empört.
Stolz pralt ihr Mund mit ihren Siegen:
Von ihrer Zunge träufelt Gift.
Herr! endlich muß ich unterliegen,
Wenn sie nicht bald die Rache trifft.

Weil ich nicht ihre Wege wähle,
So lauern sie auf meine Seele,
Ziehn schnaubend wider mich in Streit;
Verschmähen der Erbarmung Triebe,
Vergelten mir nur Haß um Liebe:
Dann klag ich, wenn ihr Herz sich freut.
Mit ihren Füssen eilt Verderben,
Wild und tyrannisch flammt ihr Blick.
Sie schreyn: Ergreift ihn, er soll sterben;
Sein Tod sey unser Lied und Glück.

Du aber, Gott, der Bosheit Rächer,
Neig dich und höre die Verbrecher,
Und eile bald, und schweige nicht.
Ja, setze größre Bösewichter,
Gott, über ihn, als seine Richter,
Und grausam sey dann ihr Gericht.
Und wenn auch die nicht gnug dich rächten,
Die recht zu thun, sich nie erkührt;
So stehe Satan ihm zur Rechten,
Und sey der Lohn, den er verdient.

Doch ihn verdamme das Gerichte.
Dann erndt er seiner Bosheit Früchte,
Den Jammer, den er mir bestimmt.
Laß ab Herr! sey nicht mehr gelinde,
Er tobt: So sey sein Beten Sünde,
Und wider ihn dein Zorn ergrimmt.
Ihm, der voll Frevel sich empöret,
Und sich nicht scheut, dich zu entweihn;
Ihm muß sein Seufzen nie erhöret,
Sein ganzes Leben gottlos seyn.

Es

Es müssen seine Waisen darben,
Weil Räuber ihm sein Gut erwarben;
Sie spotte noch der Wuchrer Heer.
Ja, Gott vertilge seinen Samen,
Und ihre vormals große Namen,
Nenn auch das andre Glied nicht mehr.
Nie wirst du ihn voll Reue finden;
Was brächte die in ihm herfür?
Drum sey die Menge seiner Sünden
Mit iedem Morgen neu vor dir.

Auf daß dein Name herrlich werde,
Vertilg ihn plötzlich von der Erde,
Laß seiner Tage wenig seyn.
Das Unglück, das sich früh gerüstet,
Raff ihn, indem er hoch sich brüstet,
Hinweg, die Frommen zu befreyn.
Er müsse, wie der Rauch zerstieben,
Und seine Kinder Waisen seyn;
Konnt er die Waisen doch betrüben,
Und sich bey ihren Thränen freun.

So müsse, Gott, der Fluch ihm kommen,
Den er verdient, zum Trost des Frommen,
Der nicht umsonst auf dich vertraut.
Dein Grimm wird seinen Stolz bezwingen,
Und sein Innwendiges durchdringen,
Wenn er auf seine Macht noch baut.
Er trotzet frech, verstößt den Segen,
Verschmäht sein Glück, und will es nicht;
So wandle nie auf seinen Wegen,
Das Glück. Nein, Gott! nur dein Gericht.

Und er zog an, gleich einem Kleide,
Den Fluch, der in sein Eingeweide,
Wie Oel in seine Glieder drang.
Der wird sich auch in ihm verbreiten,
Und wo er geht, ihn stets begleiten,
Weil er voll Unsinn ihn errang.
So müsse dir vom Herrn geschehen;
O Frevler! das, das sey dein Lohn.
Dein Auge wird den Rächer sehen.
Erzittre! Staub! Er eilt schon.

Du aber Gott, der du mich hörest,
Und meiner Feinde Rath zerstörest,
Beut ihrem wilden Wüten Trutz.
Um deines großen Namens willen,
Herr, neige dich, mein Leid zu stillen,
Errette mich und sey mein Schutz.
Sonst freun sich ewig, die mich hassen.
Mein Trost, o Gott! kömmt nur von dir.
Denn ich bin elend und verlassen,
Mein Herz ist ganz zermalmt in mir.

Drum flieht mein Leben, wie ein Schatten;
Es flieht, weil Seufzer mich ermatten,
Weil meine Kraft der Gram verzehrt.
Der macht, daß meine Knie beben,
Und der verkürzet mir das Leben,
Und hat schon meinen Leib zerstört.
Es sehens meiner Feinde Rotten,
Wie mir der Gram das Leben raubt;
Sie sehens jauchzend und mit Spotten,
Und schütteln ihr meineidig Haupt.

Doch,

Doch, Herr, du Richter meiner Spötter,
Erbarmer, Gott, und mein Erretter!
Zieh deine Hand nicht ab von mir.
Weil meine Klagen sie ergetzen,
Und nun sie wider mich sich setzen,
So strale bald ein Trost von dir.
Herr! segne, wenn ihr Mund mir fluchet;
Zermalme sie nicht gleich zu Staub:
Der Schwarm, der mich zu stürzen suchet,
Wird doch noch deiner Rache Raub.

Ich aber will mit Danken kommen;
Dir, du Beschützer deiner Frommen,
Sey jauchzend mein Gesang geweiht.
Dein Ruhm, Herr, müsse herrlich werden.
Ihr Himmel hört! Und hört ihr Erden!
Wie mich der Arm des Herrn befreyt.
Du eiltest schnell, mein Leid zu rächen,
Und meiner Feinde Macht zerbrach;
Du kamst das Urtheil dem zu sprechen,
Der trotzig über mich es sprach.



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Briefe.

Mein Theuerster!

Befürchten Sie nicht, daß ich Sie lange von Ihrer Sclaverey unterhalten, Ihnen dazu Glück wünschen, oder Sie bedauren und trösten werde. Was würden Sie dabey gewinnen, als mehr Traurigkeit? Ich will Sie bloß fragen, wie Sie in der Stadt angekommen sind, die Sie so weit von uns entfernt. Wie ist die dasige Gegend beschaffen?

Ists dort auch Frühling? Schmückt der May
Dort auch die Gegenden mit Freuden?
Sind sie auch schön? Sind sie auch zu beneiden?
Ist dort ein naher dunkler Wald,
Der sanften Schwermuth Aufenthalt?
Und darf man dort die sonst verwehrten Klagen
Zum wenigsten vertrauten Büschen sagen?
Und murmelt dort ein unbesuchter Bach
Des einsamen verlaßnen Freundes Ach
Mit tröstender und treuer Stimme nach?

Sie können in so kurzer Zeit noch keine Freunde wiedergefunden haben, und noch nicht so geliebt werden, als Sie bey uns geliebt worden sind. Edle Seelen vereinigen sich zwar geschwind; aber sie müssen einander erst gefunden haben. Also wün-

wünsche ich, daß in Ihrer Gegend die Natur so schön seyn möge, daß sie Ihre Melancholie mit ihren Reizungen einigermaaßen zerstreuen könne. Eine jede Glückseligkeit, die Sie entbehren müssen, ist für mich eine Quaal. Ich gönne Ihnen allzuviel, und Sie erhalten allzuwenig, als daß ich nicht allezeit sehr traurig werden sollte, wenn ich an Ihr itziges Schicksal denke. Ich weis aus eigner Erfahrung, wie sehr Sie die Abwesenheit ihrer Freunde empfinden, ich weis, wie verdrießlich Ihnen die Arbeiten seyn werden, die Sie itzt wider Ihre Neigung aus den besten Absichten von der Welt übernommen haben. Aber eben diese Ihre guten Absichten müssen Sie, liebster Freund, beruhigen, und Ihre Beschwerlichkeiten erleichtern. Ich habe die tröstende Ahndung, daß sie nicht lange währen sollen, und der Himmel Sie bald wieder zu uns führen wird. Mit dieser Hoffnung kann ich mich allein beruhigen. Schreiben Sie mir nur bald. Ich will Sie auf meine Briefe niemals vergeblich warten lassen, wenn ich Sie dadurch aufmuntern kann. Ich wünsche aber, daß Sie diese Aufmunterung nicht nöthig haben. Ich bin

Der Ihrige.

J.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Liebster Freund,

Sind sie denn so ganz untröstbar, daß Sie sogar Dreßden verlassen wollen, wenn ich nicht an Sie schreibe? Fast hätte ich Lust, es zu versuchen, ob Sie Ihre Drohung erfüllen würden. Wie viel gewönne ich dabey! Aber, im Ernste, liebster Freund, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich so mit meiner Antwort gezaudert habe. Ich rechne Ihnen den letzten und den itzigen Brief, in dem Sie mir so viele zärtliche Vorwürfe machen, als Wohlthaten an, die Sie mir erwiesen haben; ich, der ich Ihnen sonst nichts als eine Wohlthat anrechne, weil ich Sie mit einer solchen Zärtlichkeit liebe, die mit nichts vergolten werden kann, als mit einer Liebe, wie die Ihrige. Ich habe es Ihnen, mein Allerliebster, der es mir mit S. am öftersten sagt, wie sehr er mich liebt, noch niemals so gesagt, als ich es Ihnen zu sagen wünsche, wie sehr ich Sie liebe, und wie sehr ich zu beklagen bin, daß ich Ihnen dieses mein zärtliches Unvermögen nicht oft genug versichern kann. Die Entfernung von Ihnen, und die Zerstreuung in alle die Geschäfte, die mir itzt häufig vorkommen, lehren mich erst, wie nöthig mir Ihre Gegenwart wäre. Ich denke mit der grösten Liebe an Sie, weil der Gedanke von Ihnen unter andern unedlern Gedanken, die sich mir mit

Gewalt

Gewalt aufdringen, eine Zeitlang aufgehalten wird, und durch diesen Verzug nur mehr Kräfte gewinnt, mich auf einmal zu erfreuen und zu betrüben. Da denke ich also an Sie, und sehe Sie nicht, und auf einmal stellen sich mir alle Stunden vor, die ich mit Ihnen so vergnügt genossen habe, und zugleich alle Stunden, die wir uns beiden aus einer menschlichen Schwachheit haben entwischen lassen; und ich zwinge mich, an alle die Stunden nicht zu denken, die ich nicht in Ihren Umarmungen geniessen werde.

Mich überfällt auf einmal eine Nacht,
Ich weis nicht, ob ich denk, und ob ich ie gedacht.
Ich bin betäubt, und dieser Schwermuth Nacht
Bricht eher nicht, als bis ein Strom von Zähren
Die Wangen niederfällt, die dich zurück begehren.
Ach! seufz ich, Glück, gieb ihn nur einmal noch zurück,
Nur noch ein Jahr. Dann will ich ihn entbehren.
Er soll mich erst nur Muth, ihn zu vermissen, lehren.
Ich will auch, freundschaftliches Glück,
Dieß dein Geschenk iedweden Augenblick
Durch würdigen Genuß verehren.
Allein umsonst fleh ich dem Glück.
Es will der Freundschaft Ach nicht hören;
Ich geb ihn, sagt es, nie zurück.
Zweymal so einen Freund den Menschen zu gewähren,
Das ist für euch ein allzugroßes Glück.

Mit einem so grausamen Gedanken soll ich mich trösten. Ich stehe auf, mit einem Durste nach Freunden, der nicht zu beschreiben ist. Ich gehe zu unsern übrigen Freunden. Aber der eine sitzt unter den verdrießlichsten Rechnungen vergraben, wovor ich erschrecke und davon laufe. Der andere hat einen Besuch von Menschengesichtern. Der dritte will ihn geben. Ich laufe überall herum. Aber nirgends finde ich, was ich suche. Hier und da finde ich unter unsern Bekannten wohl Witz, aber keine Freundschaft eines vollen Herzens, keine zärtlichen Versicherungen, daß wir uns ewig lieben werden, weil wir ewig rechtschaffen zu bleiben hoffen.

Wie schnell sind ehmals unsre Stunden
Uns unter dem Geschwätz der Zärtlichkeit verschwunden!
Da blieb uns nicht ein Augenblick,
Von allen fliehenden Secunden
Nicht eine freudenlos, und öd und unempfunden.
In ieder ward ein neues Glück
Der Freundschaft und der Lieb erfunden.
Oft kam uns diese Flucht der Stunden
Zu unbegreiflich vor. Wir ruften sie zurück.
Umsonst; sie waren schon empfunden.
Fast ieder Augenblick ist mir itzt wüst und leer.
Itzt schelt ich oft die Trägheit meiner Stunden.
Zum Ekel schleichen sie wie Schnecken um mich her.
Zwo Stunden sind vorbey. Doch ich verlange mehr,
Und frage mich, ist denn der Tag noch nicht verschwunden?

Nun

Nun, mein liebster Freund, wie gefällt Ihnen dieses Leben? Bin ich nicht so sehr zu beklagen, als Sie? Und wollen Sie nicht wenigstens aus Mitleiden mir meine Strafe schenken, und mich bald wieder mit einem Briefe erfreuen? Ich erwarte dieses von Ihrer Liebe zu mir, die ich durch die meinige gewiß zu verdienen suche, und bin

Ihr

J.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Mein Theurester,

Sie haben mich lange schmachten lassen, grausamer Freund, werden sie, Kraft Ihrer Melancholie, sagen. Ich habe Sie warten lassen; aber wahrhaftig aus keiner Rache. Wer verliert mehr, wenn ich nicht an Sie schreibe, ich oder Sie? Ich allezeit mehr. Aber es ist wirklich eine Schande, daß wir, die wir vorher so oft an einander schrieben, es itzt so wenig thun. Nun wollen wir anfangen, unsern so oft erneuerten Vorsatz besser auszuführen. Wir versündigten uns gewiß an der Freundschaft, wenn wir unser Wort so oft brächen. Was machen Sie, liebster Freund? Sind Ihre Stunden noch immer so finster, so mitternächtlich? Ich hoffe, daß sie sich aufgeklärt haben, und sich künftig immer mehr aufklären werden. Was sind das alles für blutige Briefe, die Sie geschrieben haben? Wir haben sie niemals ohne Schrecken gelesen. Ach, liebster Freund! was für blutige Briefe hätte ich Ihnen schreiben können! Nunmehr muß kein einziger Brief mehr, den Sie schreiben, melancholisch, sondern lauter Freude seyn, da Ihnen die Liebe Ihr zukünftiges Glück verkündigt.

Genug, genug hast du geweint;
Dein Aug entheilige nun weiter keine Zähre.
Sey wieder dein, und mache, Freund,
Durch Freude deinem Mädchen Ehre,
Und wenn Dein Auge wieder weint,
So wein es stets nur eine sanfte Zähre.

In der That, liebster Freund, Sie würden den Himmel und Ihr Mädchen beleidigen, wenn Sie sich nicht aus der Schwermuth, worinnen Sie seit Ihrer traurigen Trennung von mir beständig versunken gewesen sind, und die ich um so viel weniger misbillige, ie gerechtere Ursachen Sie dazu gehabt haben, nunmehr herausreissen wollten. Was kann Ihrem Glücke fehlen, da Sie geliebt werden? Nichts, als die Vollziehung und diese müssen Sie durch Freude verdienen.

Durchschau einmal der Zukunft Scenen,
Die itzt die Liebe dir entdeckt.
Die Bitterkeit, die du zuerst geschmeckt,
Der Schmerz, den dir der Trennung Nacht erweckt,
Die Deine Freunde Dir versteckt,
Die Millionen bittrer Thränen,
Was sind sie, Freund, doch gegen jene Scenen,
Die itzt die Liebe Dir entdeckt?

Sie sind itzt schon glücklich. Ich weis, daß Sie in Ihrer ehemaligen Schwermuth niemals so glücklich zu werden gehoffet haben. Und Sie sollen noch viel glücklicher werden. Freuen sie sich darauf; ich freue mich mit Ihnen, und bin

Ihr Zärtlicher
J.

Lieb,

* *

Liebster Freund!

So sehr Sie zu einigem freundschaftlichen Unwillen wider mich berechtigt zu seyn scheinen, weil ich nicht an Sie geschrieben habe, da doch der liebste Tag ihres Lebens mit so schnellen Schritten heran eilt, zumal nachdem ich zum Ueberflusse so freundschaftlich von Ihnen ans Schreiben erinnert worden bin: So werden Sie doch bereitwilliger seyn, als iemals, mir mein Stillschweigen zu vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß wir in der Gefahr gewesen sind, unser einziges Kind zu verlieren. Es ist drey Wochen an verschiednen gefährlichen Zufällen höchst krank und elend gewesen! Was für drey Wochen! Der Güte des Himmels sey Dank! Sie sind überstanden. Nunmehr habe ich es erst empfunden, was es heißt, Vater seyn. Gewiß, man lernt aus keiner Freude, sie mag noch so stark seyn, so viel als aus dem Schmerze! Aber Gott bewahre Sie, mein theurer Freund, beständig oder doch sehr lange vor einer so traurigen Wissenschaft! Wie frölich müssen Sie itzt seyn! Und was für Empfindungen werden sich nicht ihrer ganzen Seele bemächtigen! Welch ein heitres frohlockendes Gesicht! Welche Gespräche einer Liebe und Zärtlichkeit, die mit Ungeduld und doch mit Dankbarkeit gegen den Himmel die feyerliche Stunde erwartet, deren Annäherung

rung sie mit einer so langen Gelassenheit verdient hat! Und alles dieses in der Gesellschaft meines Damons, und Wilhelminens und unschuldiger Mädchen, die durch diesen Anblick zu eben so schönen, obgleich noch künftigen Scenen gebildet werden! Damon erneuert seine feyerlichste Zeit bey dem Daseyn der ihrigen, und Sie jauchzen in ihrer Seele über so viele Zeugen ihrer Freude, daß Sie lieben können und geliebt werden. Nunmehr wird Ihnen, wenn Sie in Ihr verfloßnes Leben zurück sehen, jeder finstrer Gedanke, jedes unbefriedigte Verlangen, jede schwermüthige Sehnsucht Glückseligkeit und Genuß. Wie voll wird Ihre Seele seyn! Wie viele Ursachen haben Sie nicht zu Ihrer Freude und zum Danke gegen denjenigen, der Sie so glücklich gemacht hat! Welche wunderbare Wege sind sie nicht geführt worden! Ich zweifle gar nicht, daß Sie sich nicht eben so wohl als ich, vormals eine ganz andre Laufbahn Ihres Lebens gezeichnet haben; eine Laufbahn, die Ihnen damals vielleicht die einzigste und beste zu seyn schien. Aber mit welchem Glücke wollten Sie itzt wohl tauschen? Nun, mein Theuerster, freuen, freuen Sie sich. Itzt ist die Zeit in unserm Leben, da wir uns am gefühlvollsten und lautesten freuen sollen. Rufen Sie Ihren Damon zum Zeugen herbey; fragen Sie Wilhelminen, ob Sie sich stark genug freuen. Drücken Sie Ihre Geliebte an Ihre Brust, daß sie das Herz fühle, das mit ihrer Seele so schön übereinstimmt, und allezeit so stark für sie geschlagen, als die Seele sie

geliebt hat. Sie, eben sie, die Sie so lange geliebt haben, soll die Gefährtinn Ihres Lebens seyn, und alle Tage desselben verschönern. Aber halten Sie Wort, mein glücklicher Freund, und vergessen Sie nicht zu schreiben, wenn der Tag kömmt, der Sie auf ewig vereinigen wird. Wir wollen uns in unsrer Entfernung zu einer Stunde mit Ihnen freuen. Aber zu mir kommen müssen Sie; Sie müssen. Carolinens Umarmungen an Ihre Braut, und unsre gemeinschaftlichen Glückwünsche an Sie beyde. Ich bin

Ihr redlichster,

J.



Lieb=

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Liebster Freund,

Bald wird unser Briefwechsel in nichts bestehen, als in Aussöhnungen und Friedensbrüchen, in feyerlichen Verheißungen eines neuen Fleisses, und in eben so feyerlichen Uebertretungen dieser Zusagen. Wenn ich mir einfallen ließe, eine Sammlung Entschuldigungsbriefe herauszugeben; und was fällt einem Menschen nicht ein, der nichts zu thun hat, weil er nichts zu thun haben will: So wollte ich in Ihren Briefen an mich Vorrath genug dazu finden. Das sage ich nicht, als wenn ich damit meynte, daß Sie mir hierinnen nichts vorzuwerfen hätten; sondern ich will Ihnen nur zeigen, daß ich Ihnen eben so viel vorzuwerfen habe, als Sie mir. Nun kömmt es also nur darauf an, wer dem andern zuletzt Gelegenheit zu Vorwürfen geben wird, und es hat allen Anschein, daß ich dasmal das letzte Wort behalten werde, wie ich es immer so gern behalte. Denn wissen Sie wohl, daß ich itzt schon den dritten, ja, wo ich nicht irre, den vierten Brief an Sie schreibe, ohne eine Zeile Antwort gesehen zu haben? Gleichwohl habe ich noch niemals so sehnlich darauf gelauert, als dießmal; und Ihre Briefe sind mir doch niemals gleichgültig gewesen.

Alle Ihre Freunde in D. freuen sich darauf, daß Sie nun bald zu ihnen kommen. Aber ich möchte doch nun auch wissen, ob ich mich gleich-

falls zu freuen Ursache haben soll, daß Sie binnen vierzehn Tagen, oder vielleicht einer noch kürzern Zeit, nur neun Meilen weit von mir entfernt seyn werden. Ich bin nicht so eigennützig in der Freundschaft, daß ich mit den frohen Schicksalen meiner Freunde nicht eher zufrieden seyn sollte, als bis sie auch in Beziehung auf mich froh wären. Aber so eigennützig bin ich doch, daß ich mich unendlich mehr freuen, und den Genuß Ihres Umgangs meinen Freunden in D. und allen Herzen, die Ihrer werth sind, auf Jahre herzlich gern gönnen würde, wenn ich mir nur auf Tage Rechnung machen könnte.

Wie freudig wollt ich Dir, mein Freund, entgegen fliegen!
Wie zärtlich solltest du von mir bewillkommt seyn!
Ich hieng an Deinem Hals, frohlockt, und wäre Dein;
Und sammlete mir zum Vergnügen
Auf ein Jahr länger Vorrath ein.
Itzt solltest Du aus meinem Herzen
Empfindungen der Lust hervor sich drängen sehn.
Du brauchtest sie nicht ängstlich auszuspähn;
Doch sollte Dir nicht ein Gefühl entgehn.
Dann wollt ich zwischen Dir und unserm Damis stehn,
Und seiner Dorilis mit Dir entgegen scherzen.
Bald sänk ich hin auf Deine Brust,
Um meine Hand in Deine Hand zu schliessen.
Schnell überfiel ich Dich mit Küssen,
Den Bürgen meiner Treu und Zeugen meiner Lust.
Dann solltest Du von jenen edlen Seelen,
Die H. . . Zierde sind, und meiner Freundschaft fehlen,

Mir

Mir alles, was Du fühlst, erzählen.
Der Scherze Vater, * * *
Sein menschenfreundlichs Herz, und seines Witzes Jugend,
Lucindens schöner Geist, und die noch schönre Tugend;
Und O. ** unversöhnter Zorn,
Den er dem Dummkopf und dem Thoren,
Dem Kaufmann, der nur rechnen kann,
Dem Ahnenvollen Edelmann,
Wie Hannibal den Haß den Römern, zugeschworen,
Und deines S=ys getreue Zärtlichkeit,
Der Dir Gefangnen sonst Trost in Dein Herz gesprochen,
Und wenn Dein allzuschweres Leid
In bittre Klagen ausgebrochen,
Die Klagen aufgeküßt, und Dich, wie wir, erfreut;
Dieß alles sollt uns dann aus Deinem Mund entzücken.
Wie wollten wir einander nicht beglücken!

Ueberdenken Sie das alles, mein liebster Freund. Es ist wahr, neun Meilen sind zu einer Winterreise immer noch weit. Aber erwägen Sie zugleich, daß der Freund, der itzt nicht weiter, als neun Meilen, von Ihnen entfernt ist, bald darauf zwo und zwanzig Meilen von Ihnen entfernt seyn wird, ohne Hoffnung, so bald wieder so nahe zu kommen. Wie soll ich, der ich mich zeither wieder so sehr zur Freundschaft gewöhnt habe, dieß Schicksal ausstehen können? Sollten Sie nicht alles, was Sie können, beytragen wollen, mir die trüben Stunden, die mir bevorstehen, erträglicher zu machen? Ueberlegen Sie es, und wenn Sie können, so besuchen Sie

Ihren

* * *

den 3. November 1750.

A. *.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An den Herrn * *

Warum, mein Freund, verschont der Himmel Dich
Nicht mit der andern Menschen Plagen?
Verdruß und Unruh sollten sich
An keinen wahren Dichter wagen,
Am allerwenigsten an Dich.
Weswegen bringst Du nicht in lauter heitern Tagen,
Und in Horazischer, ununterbrochner Ruh,
Mit Freunden, die des Glücks so würdig sind, als Du,
Dein Leben bey den Musen zu?

Wie sehr haben wir Sie alle bedauert, nachdem wir unsers ** Brief gelesen haben? Das habe ich nicht gedacht, mein liebster Freund, daß eine Krankheit die Ursache Ihres Stillschweigens wäre. An statt Sie mir im Bette, und in Küssen eingehüllt vorzustellen, stellte ich Sie mir immer vor, wie Sie in einer auserlesenen Gesellschaft auf Ihrem Landhause lustig wären, oder allein unter Ihren hohen Linden mit dem Tibullus in der Hand herumschlichen, oder in Ihrer kühlen Grotte schlummerten, oder in dem kleinen Gehölz an Ihrem Garten, in Begleitung der Musen die Grazien und ein Lied haschten, und vor lauter Vergnügen nicht Zeit hätten, an Ihre abwesenden Freunde zu schreiben. Wie sehr habe ich mich geirrt! An statt dessen sind Sie in Ihrem Zimmer eingeschlossen, und haben das Podagra. Armer Herr * *, wo-

womit haben Sie das verdient? Sind nicht Leute genug in der Welt, für welche diese Züchtigung eine Wohlthat seyn würde, weil sie sie auf eine Zeitlang von Ausschweifungen und Thorheiten zurückhalten würde, durch welche Sie, liebster Freund, noch niemals eine solche Züchtigung verdient haben?

Mich sollte nur der Himmel fragen;
So solltest Du mit dieser Pein
Gewiß verschont geblieben seyn.
Ich wollte sie zu den Scribenten jagen,
Die, unberufen, sich die Welt zu lehren wagen,
Und jede Thorheit sich verzeihn,
Gedruckt zu seyn.
Mich sollte nur der Himmel fragen;
Sie sollte bald das Podagra
Vom Schreibpult weg ins Bette jagen.
Und wollten ihre Finger ja
Auch dann die Welt mit Schriften plagen:
So sollte bald das Chiragra
Der schreibbegiergen Faust das Schreiben untersagen.

Ich will mich eben in keine Untersuchung einlassen, ob diese Strafe für ihre Thorheit zu groß oder zu klein seyn würde. Aber ich weis gewiß, daß es viel besser gewesen wäre, wenn einige von diesen Leuten an Ihrer Stelle das Bette gehütet hätten, und Sie, mein liebster Freund, gesund geblieben wären. Ich stelle mir immer vor, wie traurig itzt alle die Gesellschaften seyn mögen, in welche Sie

sonst den Scherz und die Freude mit sich zu bringen pflegten, und wie unpoetisch es itzt auf Ihrem Zimmer aussehen mag;

Wie vor dem Podagra die Musen selbst erschrecken,
Und itzt zum erstenmal vor ihrem Freunde fliehn,
Und, weil sie ungern von Dir fliehn,
In allen Winkeln sich verstecken,
Ja, an der Thüre noch verziehn,
Und, wenn ihr Feind einmal entschlummert, wieder kühn
Aus den verhaßten Winkeln fliehn,
Und hinterm Vorhang sich vertraulich Dir entdecken,
Und, wenn er aufwacht, wieder fliehn.

Nein, mein liebster Freund, machen Sie mir und allen, die Sie hier lieben, bald die Freude, und schreiben uns, daß Sie wieder gesund sind. Wie sehne ich mich nach Ihrem Briefe! Da ich immer jeden Posttag sehr misvergnügt zubringe, an welchem ich Briefe von Ihnen erwarte, und vergebens auf die Post schicke: So können Sie denken, wie traurig mir itzt alle Tage seyn werden, ehe ich von Ihnen erfahre, daß Sie wieder vollkommen gesund sind. Der Frühling, die Gesellschaft meiner Freunde, und meine Gesundheit selbst werden mir eher keine Freude geben, als bis ich Sie wieder eben so gesund, und in eben so fröhlicher Gesellschaft auf Ihrem Landgute weis. Wird Sie das nicht antreiben, mich, so bald es Ihnen nur möglich ist, mit einem Briefe zu erfreuen? Ich bitte Sie in meinem und meiner Freunde

Namen darum, und ich will Sie so lange mit meinen posttäglichen Briefen, in Prosa oder in Versen, verfolgen, bis Sie meine Bitte erfüllt haben. Ich wünsche, daß Sie bald im Stande seyn mögen, dieses zu thun, und bin von ganzem Herzen

Ihr

* * *

den 16. Jun. 1753. ergebenster Freund und Diener

D.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Liebster Freund,

Sie wissen sich Ihre vergnügten Tage nicht allein zu merken. Ich thue es auch; und es kostet mir leider! eben nicht viel Mühe.

In L. . zwar wußt ich sie nicht zu zählen;
Da liessen unsre Freund und Du
Mirs nicht an guten Tagen fehlen.
Sie drängten sich mir Haufenweise zu.
Da durft ich nur die trüben Tage zählen.
Auch so hatt ich fast nichts zu zählen.
Bedroht ein fernes Wölkchen mich:
So sucht ich nur nebst unsern Freunden Dich;
Sogleich verlohr das Wölkchen sich.
Die Sorgen mochten andre quälen;
Ich hatt in Freuden nur zu wählen.
Itzt, leider! lassen sich die guten Tage zählen.

Heute ist es gleich ein Jahr, daß ich hier meinen ersten vergnügten Tag hatte, indem ich an demselben den Herrn Cl*** zuerst kennen lernte. Sie wissen, wie sehr ich ihn liebe, und daß ich an ihm einen Freund gefunden habe, den ich hier nicht zu finden hoffte. Es ist kein Wunder, daß ich diesen Tag als einen Festtag ansehe. Ihn vergnügt zu feyern, habe ich kein beßres Mittel gewußt, als wenn ich einen Theil desselben bey meinem lieben Cl*** zubrächte. Ich habe mich also, so bald ich konnte, auf den Weg zu ihm gemacht, und so

böse

böse auch der Weg war, so hat mich doch mein treuer Gaul noch bald genug hingetragen. Sie können denken, daß wir sehr vergnügt waren, und daß Sie und unsere übrigen Freunde in unsern Gesprächen nicht vergessen worden sind. Ich bin nur auf die kurzen Tage und die finstern Nächte böse gewesen. Denn die sind Ursache, daß ich einen so kurzen Besuch bey ihm abgelegt habe, daß es fast nicht besser gewesen ist, als ob ich nur den Kopf zur Thüre hineingesteckt, und **Ihr Diener! Wie befinden Sie sich? Adieu!** gesagt hätte. So viel mir auch daran gelegen war, den Abend wieder zu Hause zu seyn: So wünschte ich doch manchmal, daß mir das bisherige schlimme Wetter doch den Gefallen thun, und wieder anfangen möchte, damit ich mir weniger Vorwürfe machen dürfte, wenn ich die Pflicht dem Vergnügen aufopferte. Aber es scheint, als ob sich die Poeten mit den Westen und heitern Frühlingstagen besser verstünden, als mit den rauhen Herbstnächten. Denn das böse Wetter fieng nicht eher wieder an, als bis ich über die Hälfte zurück war. Wie traurig wurden wir nicht alle Beide, da wir Abschied nahmen, und wie oft bat er mich nicht bey ihm zu bleiben!

In dieser Barbarey, wo man das Gold nur preiset,
Wo, von der Frechheit nur gelehrt,
Der seichte Junckerwitz den feinen Scherz verweiset,
Wo man des Adels Nichts nur ehrt,
Und mancher Edelmann, durch Dummheit stolz beweiset,
Er sey dergleichen Ahnen werth;

Hier,

Hier, hier ist er mein Trost. So oft ich bey ihm sitze,
Und durch vertrauten Scherz die kurzen Stundeu nütze:
So ists, als säß ich noch bey Euch,
Und als genöß ich noch die glücklichen Minuten,
Da wir von unsrer Arbeit ruhten.
Damals erschufen wir, uns in der Freundschaft gleich,
Und gleich in dem Geschmack, mit allen Augenblicken,
Uns selbst genug, ein neu Entzücken.
Mein schwarz Geschick entriß Euch mir.
Der Himmel hat gesehn, wie sehr ich mich gekränket,
Darum hat er mir ihn geschenket.
Er ist mir Ihr!

Weil ich wegen meiner Arbeiten, die mich von meinem lieben El *** so bald weggetrieben haben, mich itzt nicht so lange, als sonst, in meinen Briefen mit Ihnen beschäftigen kann: So habe ich mir vorgesetzt, ieden Tag, wenn es mir möglich ist (leider wird mirs nicht möglich seyn!) mich zu erholen, und schriftlich ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Wenn es also zehn oder eilf schlägt: So können Sie denken: Itzt sitzt A **, und schreibt an dich. Der Anfang wäre gemacht. Leben Sie wohl, und träumen Sie von Ihrem

A.



Unser

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Unser Wald.

An seinen Freund.

Komm, G**, dieß heilige Dunkle der Eichen
Ruft dich mit mir gebietrisch herbey.
Hier soll uns kein lauernder Pöbel beschleichen;
Die Luft ist hier unser und frey.

Freund, höre der Blätter verständliches Rauschen!
Der Nestor dort, wie weislich er spricht!
Er läßt sich allein von Poeten belauschen,
Ihn findet kein Menschengesicht.

Willkommen, du fröhlicher Alter, willkommen!
Gesegnet sey dein Schatten und du!
Dir läßt der Verfolger der wenigen Frommen,
Beglückter! der Narr läßt Dir Ruh.

Der König der Hayne! Wie gaffen di Büsche
Rund um ihn her als Kinder ihn an!
Wie dehnt sich der Jüngling! Stolz sagt ein Gezische:
Sieh Bruder! Bald bin ich ein Mann.

Er lächelt zufrieden auf jeden hrunter.
„Trinkt, Kinder, lehrt er, fleißig dn Bach!
„Jung trank ich mich grösser, alt trank ich mich munter;
„Trinkt mit mir und wachset mir nach!„

Wer

Wer, Vater, wer schützt dich bey brennenden Keilen?
Wie kömmts, daß hier die Ruhe noch wohnt?
Wie bleiben wir Arme von Jagden und Beilen,
Dem Fluch unsrer Brüder, verschont?

„Lernt schweigen! Leiht willig dem Dichter den Schatten,
„Wenn still mit ihm sein Mädchen sich freut.
„So lange wir Dichter zu Freunden noch hatten,
„Hat uns auch kein Eisen entweiht.

„Mit Dichtern umtanzen uns Nymphen und Scherze;
„Dann zecht bey uns der Vater des Weins,
„Und heiligt des Schattens gefällige Schwärze,
„Und heiligt die Gränzen des Hayns.

Feund, setze dich hieher ins Innre des Dunkeln!
Nicht wahr? Wir athmen Freyheit und Lust?
O, sähst du die schwärzesten Augen hier funkeln;
Darunter die weisseste Brust;

Den Seufzer im Blick und im zärtlichen Schweigen,
Noch eh er sanft den Lippen entfließt;
Wie Rosen die schimmernde Röthe schon zeigen,
Da Jugend und Furcht sie noch schließt;

Dann langsam auf Wangen, die ungern erröthen,
Der Unschuld Wunsch sich sichtbar erhöhn - -
Hier, G * *, hier wäre dein Lan der Poeten;
Freund, möcht ich sie neben uns sehn!

Wie?

Wie? Tobet der Gott nicht im heiligen Busen?
Fang an! da dich sein Einfluß durchglüht!
In Grotten umzingeln uns Götter und Musen.
Du fühlst es! Sie fodern dein Lied.

Der Wald wird schon Ohren; Es horchet sein Schweigen
Den Ton sich her, der sanft dir entfließt.
Sing, kühn auf dich selber, den durstenden Zweigen
Ein Lied, das sich stromweis ergießt!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Ruhe.

Ode.

Otium diuos rogat in patenti
Prensus Ægaeo - - HORAT.

Die See durchstürmt ein wildes Sausen,
Der Abgrund brüllt, die Wellen brausen,
Und Hoffnung, Stern und Kunst vergehn;
Die Schiffer zittern, sie erblassen,
Und wollen, was sie kühn verlassen,
Die Ruhe nun vom Pol erflehn.
Ein Held sieht unter blutgen Kriegen
Der eignen Wut mit Schrecken zu;
Er steht, er seufzt, vergißt das Siegen,
Und fleht den Himmel um die Ruh.

Doch wenn, die Wünsche zu erfüllen,
Sich die erzürnten Stürme stillen,
So sucht der Schiffer frische Noth.
Es eilt noch matt vom vorgen Streite,
Nach neuem Sieg, nach neuer Beute,
Der Held von neuem in den Tod.
O Ruhe! Gut, nach dem wir trachten,
Auch da noch, wenn wir vor dir fliehn,
Du lehrest sie, den Tod verachten,
Sie fliehen dich, dir nachzuziehn.

Hier liegt ein Fürst in goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienstbar wacht.
Er wachet ängstlich, misvergnüget,
Stöhnt nach dem Schlaf, der ihn betrüget,
Durchsinnt, durchseufzt die lange Nacht.
Die Unruh dringt ins innre Zimmer;
Er sucht die Ruhe, die ihn flieht,
Und wacht noch, wenn Aurorens Schimmer
An der Gebürge Spitzen glüht.

Dort läßt ein Schäfer seine Glieder
Auf schlechtes Moos unachtsam nieder;
Sein Geist ist stille, wie das Feld,
Wo nur der West das Laub durchspielet,
Das nun, vom sanften Thau gekühlet,
Des Mondens blasser Schein erhellt.
Kein Schattenbild von trübem Kummer
Macht, daß sein ruhig Herz erschrickt.
Kein eitler Wunsch verstört den Schlummer,
In dem er Doris noch erblickt.

Die Ruhe flieht erhabne Schlösser;
Sie flieht das drohende Gewässer,
Sie flieht vor Reichthum und vor Pracht.
Sie flieht vor kühner Krieger Haufen;
Um Kronen ist sie nie zu kaufen,
Sie trotzet der Tyrannen Macht.
Sie wohnt vergnügt mit stillen Sitten
Viel lieber in dem Schäferstand,
In niedern, aber treuen Hütten,
An heitrer Bäche sicherm Strand.

Als unschuldsvoll zufriedne Hirten
Noch ungestört in Haynen irrten,
Da war der Wald der Sitz der Treu.
Vergnügen war die Pflicht der Erde;
Ein jeder führte seine Heerde
Von Ehrgeitz und Gewinnsucht frey.
Sein Leben floß voll stiller Freude;
Der Tod kam spät, doch nie verhaßt.
Sein Königreich, war seine Weide,
Und seine Hütte, sein Palast.

Noch brachten nicht, verkaufte Seelen
Ein schädlich Erzt aus irrdschen Höhlen,
Und Gold (noch schädlicher) ans Licht;
Der Kriegsposaunen Donnerstimme
Erhitzte nicht zu wildem Grimme,
Durchschmetterte die Luft noch nicht.
Kein stürmscher Strom von blutgen Kriegen
Durchbrauste noch das sichre Feld;
Der Unschuld ruhiges Vergnügen
Beglückte noch die Schäferwelt.

Die ersten schönsten Seltenheiten
Der schnell verschwundnen goldnen Zeiten
Entwichen mit dem Schäferstand.
Dort hat Asträa wohnen müssen,
Eh sie, den Sterblichen entrissen,
Zur wohlverdienten Qual verschwand.
Dann floh, verjagt durch Gold und Eisen,
Die Ruh, der Erde bestes Glück:
Nur bringt sie heimlich wahren Weisen
Die stille goldne Zeit zurück.

Ein Weiser, der vom Wahn entfernet
Um wohl zu leben, sterben lernet,
Um wohl zu sterben, weislich lebt,
In sich gesenkt, mit sich zufrieden,
Wird nie mit Flehn den Pol ermüden;
Er hat, wornach ein andrer strebt.
Die Tugend dient sich selbst zum Lohne;
Sie ists allein, die uns erhöht:
Und der hat mehr als eine Krone,
Der sie verdienet, und verschmäht.

Der ist ein König! der regieret!
Der der Begierden Zügel führet,
Und den Gefahr und Tod nicht schreckt.
Mit gleicher Stirn, bey heitrem Himmel,
Und wenn, mit brausendem Getümmel,
Der Stürme Zorn den Tag versteckt.
Es stürzen, auf der Vorsicht Winken,
Des Weltgebäudes Pfeiler ein!
Er wird, wenn alle Welten sinken,
Auf ihren Trümmern muthig seyn.

Der Erdball, der, von Gott regieret,
Itzt seinen Lauf getreu vollführet,
Wird in den Flammen untergehn.
Die Sterne springen aus dem Gleise.
Fallt, Berge, fallt! Doch er, der Weise,
Bleibt fest und unerschrocken stehn.
Gewölbte Himmel, ihr stürzt nieder!
Die Sonn erlischt, der Mond zerfällt;
Es kömmt das alte Chaos wieder;
Gott winket, es vergeht die Welt!

Was seh ich? Nacht und Wolken fliehen!
Was seh ich? Neue Sonnen glühen,
Und neue Welten wälzen sich!
Posaunen rufen zum Gerichte = =
Es blitzt! Die Nacht entweicht dem Lichte.
O Weisheit, ich erblicke dich!
Du eilst, der nahen Donner Streichen
Der Wahrheit Freunde zu entziehn.
Dann wirst du deine Hand uns reichen,
Und mit uns durch die Sphären fliehn!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Rede

auf das Geburtsfest Sr. Durchl. des regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr;
Durchlauchtigste Herzoginn,
Gnädigste Fürstinn und Frau;
Durchlauchtigster Erbprinz,
Gnädigster Herr;
Durchlauchtigste Prinzen und Prinzessinnen;
Hochgebohrne Reichsgrafen;
Allerseits nach Stand und Würden Hochgeschätzte Anwesende!

Nur in den traurigen Gegenden, wo Fürsten gegen die Schicksale ihrer Völker gleichgültig sind, und wo die Einwohner unter den Folgen verachteter Gesetze seufzen, sind einige Gesichter ohne Thränen und Kummer eine flüchtige Seltenheit, und

und reizen Fremde, aus ganzen Jahren, welche durch den Mangel, und durch das Murren der Unzufriednen verlängert werden, einige Minuten voll Vergnügen, oder vielmehr voll Geduld, mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit wahrzunehmen. In Ländern hingegen, deren Beherrscher und Unterthanen, durch die Bande der Menschenliebe und der Dankbarkeit, auf das genauste verbunden sind, und wo der für alle Welten zureichende Segen des Himmels durch die Fehler der Menschen nicht verhindert wird, sich über alle Stände zu ergiessen, ist der Ausbruch einer aufrichtigen und unschuldigen Freude kein so neues und unerwartetes Schauspiel, daß es unsre Verwunderung erregen könnte. Mitten unter den ernsthaften Verrichtungen, welche die verschiedenen Stände eines Staats beschäfftigen, zeiget sich eine unerzwungne Munterkeit. Die Edlen, welchen der Vater des Landes, nach einer weisen Wahl, einen Theil seiner Regierung anvertrauet hat, arbeiten an der Wohlfahrt ihrer Mitbürger mit einer patriotischen Freude. Ihre Nachtwachen werden von einem einsichtsvollen und großmüthigen Fürsten erkannt und belohnet, und ihr Eifer für das allgemeine Beste ist das kräftigste Mittel, wodurch sie sich ihrem Oberhaupte nähern können. Die Geringern erwarten ihr Glück von den Händen der Großen mit einer Zuversicht, welche eine beständige Erfahrung rechtfertiget. Sie wissen, daß sie die Früchte ihres Fleißes selbst einerndten, daß ihre Güter unter dem Schutze wachender Gesetze sicher sind, und daß

sie der frommen Staatskunst ihres Beherrschers niemals zu glücklich werden. Der Reiche darf vor seinem Ueberflusse nicht erschrecken. Er zeigt seinen Segen öffentlich, und sein herrschender Wohlthäter lehrt ihn, denselben ohne Reue gebrauchen, und vermehren. Ja, da in einem so glücklichen Lande die ärmsten Einwohner der gnädigen Aufmerksamkeit ihres Regenten nicht entgehen: So finden die Hülflosen ihre Zuflucht und Versorgung, und die Bosheit und Unverschämtheit der Müssigen kann die allgemeine Ruhe nicht stören. Was ist es Wunder, wenn dergleichen Unterthanen, die unter dem Schatten des Friedens, nach der Anweisung göttlicher und menschlicher Rechte, in der unbetrüglichen Hoffnung ihres eignen Vortheils, zu dem Nutzen andrer etwas beytragen, in allen ihren Handlungen eine gelaßne Freude zeigen, welche aufmerksamen Menschenfreunden zwar nicht entwischet, ihre Herzen aber auch nicht allemal in große Bewegungen setzet, weil ihnen dieser Anblick gewöhnlich ist?

Allein, wie ungleich lebhafter ist der Eindruck, welchen die Freude an besondern Tagen, die sie mit Rechte für sich allein fodert, in alle wohlgeartete Seelen machet! Dieß sind die Tage einer allgemeinen Freude. Tage, an welchen ganze Länder ihre Güter und Hoffnungen überzählen, an welchen sie mit Dankbarkeit an die von Gott und ihrem Landesherrn genossenen Wohlthaten gedenken, und aus Vertrauen auf ihr Gebet von Beiden neue erwarten. Dann sind alle Gegenden, auf

welchen Freyheit, Ueberfluß und Segen lachen, mit dem Frohlocken der Rechtschaffenen angefüllet. Dann ist es eine Pflicht, alle unsre Empfindungen der Freude zu überlassen, und wer wäre so unglücklich, daß sich sein Herz wider diese Pflicht empören sollte!

Diese für aufrichtige Patrioten so wichtige, so einnehmende Bewegungen, **Durchlauchtigste und Hochgeehrteste Zuhörer**, bemächtigen sich auch an diesem Tage unsrer ganzen Seele, da wir das Gedächtniß des hohen Geburtsfestes des **Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carls**, regierenden Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg, in Unterthänigkeit feyern.

Alle Unterthanen dieses Vaters seiner Länder, alle Mitgenossen der Glückseligkeit, die unser **Durchlauchtigster Carl** über alle diejenigen ausbreitet, welche auch nur eine Zeitlang unter seinen Gesetzen leben, vereinigen ihre Wünsche für die Erhaltung eines Fürsten, welcher den Menschen zum Glücke, und den Regenten zur Ehre herrschet. Sollte unser **Collegium Carolinum**, welches von dem ersten Tage seiner Stiftung an bis auf den heutigen Tag, mit den prächtigsten Denkmälern seiner Gnade und Mildthätigkeit pranget, und welches die Fortsetzung seiner fürstlichen Großmuth schon in den spätesten Zeiten erblicket, die Pflichten der unterthänigsten Dankbarkeit bloß andern überlassen? Sollten wir zur Unehre der Wissenschaften schweigen, welche in diesem von Carln erbauten Heiligthume der Wahrheit, so verschiednen

nen Provinzen würdige Mitbürger zu erziehen suchen, und ihres wichtigsten Endzwecks verfehlen würden, wenn sie, auch bey den weitläuftigsten Erkenntnissen, nur Undankbare bildeten?

Mir ist die Ehre, im Namen dieses Collegii, vor einer so hohen Versammlung öffentlich zu reden, und unsre unterthänigste Freude zu zeigen, desto unschätzbarer, da ich unter dem dankbarsten Andenken unzähliger Wohlthaten, welche alle von der Gnade des **Durchlauchtigsten Braunschweigischen Hauses** unvergeßliche Beweise sind, und in der aufrichtigsten Ehrerbietung gegen den **Durchlauchtigsten Carl** erzogen bin, ehe ich noch selbst so glücklich war, ein Gegenstand seiner Großmuth zu werden, und dieses Muster der Regenten, in seinem durch **Ihn** beglückten Lande, mit der gerechtesten Verehrung zu betrachten.

Itzo aber, **Durchlauchtigste** und allerseits **Hochgeehrteste Zuhörer**, weis ich meine Schwäche in der Beredsamkeit nicht glücklicher zu verbergen, als wenn ich **Dero** Gnade und Gewogenheit dadurch einigermaßen zu verdienen suche, daß ich es nicht wage, **Sie** durch meine Rede auf einen andern Gegenstand zu bringen, als womit die Gedanken aller Rechtschaffnen an diesem feyerlichen Tage, auch ohne den Beystand der Redner beschäfftiget sind. Ich will mich bemühen, **das Bild eines blühenden Staates nach der uns vor Augen liegenden Wohlfahrt der Herzoglichen Braunschweigischen Länder in einigen Zügen zu entwerfen.** Die Vorstellung davon,

Durchlauchtigste Zuhörer, kann wegen ihrer natürlichen Wichtigkeit, durch meinen Vortrag nie so viel an ihrer Anmuth verlieren, daß ich nicht dabey hoffen sollte, Dero gnädigste Aufmerksamkeit zu erhalten.

Die Menschen, welche wegen ihrer uneingeschränkten Wünsche, nur gar zu bald unzufrieden werden, und die Ursache ihres Misvergnügens beständig außer sich zu suchen gewohnt sind, glauben oft ganz zuversichtlich, den Grund ihrer Klagen in der Einrichtung des Staats entdeckt zu haben, in welchem sie leben. Sie schaffen ihrer Unruhe dadurch einige Erleichterung, daß sie sich mit ihren eignen Einsichten unterhalten. Sie zweifeln nicht an ihren Kräften, den Plan zu einer Staatsverfassung zu entwerfen, in welchem alle Einwohner begütert, geehrt, ja, ihrer Meynung nach, tugendhaft und höchst glücklich seyn müßten. Sie verfertigen allerhand Grundrisse, welche die deutlichsten Beweise abgeben, daß ihr Vertrauen zu ihrem Verstande zu groß sey. Ich will nicht behaupten, daß in dergleichen Anlagen zu glückseligen Inseln, und zu mehr als platonischen Republiken nicht hin und wieder etwas Gutes und Brauchbares seyn sollte. Sind aber die Verfasser solcher Plane, welche der Welt bald mit einem kriechenden, bald mit einem mürrischen Stolze vorgelegt werden, die ersten Erfinder der brauchbaren Wahrheiten? Und ist das wenige und allen Menschen schon längst bekamte Gute, welches sie als neu vortragen, unter der Menge der ausschwei-

fenden Meynungen, noch zu erkennen? Ihre Werke sind Gewebe von sinnreichen Widersprüchen, welche allen Menschen, nur diesen Künstlern nicht, in die Augen fallen. Es ist ihnen zu schwer, ihre Begierden nach den Gesetzen des Landes einzurichten, in welchem sie seufzen. Was ist solchen Köpfen, die vielleicht, zu noch grösserer Unbequemlichkeit der Welt, mit den Wissenschaften halb bekannt sind, nunmehr leichter, als Gesetze auszusinnen, die sich nach ihren Begierden beugen müssen? Aber wie bald würde sich auch ein Staat selbst zerstören, oder wie unmöglich würde es vielmehr seyn, ihn aufzurichten, wenn man, bey seiner Grundlegung, die Befriedigung grenzenloser, unbeständiger, und sich oft unter einander widersprechender Begierden vor Augen haben wollte! Man setze den unbilligen Feind aller Arbeit in sein von ihm gewünschtes Land, in ein Land, dessen Ueberfluß alle Bedürfnisse des Lebens ausschließt, allen Wünschen zuvor kömmt, und alle Allegorien des erdichteten goldenen Weltalters dem Buchstaben nach erfüllet! Werden wir ihn, in dem ewigen Frühlinge, in dem höchsten Alter voll jugendlicher Munterkeit, unter den Lobgesängen der verschwenderischen Natur antreffen? Man müßte ihn gleich, bey dem Eintritte in dieses Land überraschen, ehe er sein Gefühl zum Vergnügen, durch einen unmäßigen Genuß, getödtet hätte. Bald wird ihn der Ekel in den mit allen Schätzen der Natur erfüllten Gegenden unruhig herum treiben. Bald werden die Ströme, aus welchen er eine unendliche Freude zu

schöpfen

schöpfen hoffte, unbegehrt und ungesehen vor seinen schläfrigen Augen vorbey rauschen, und vielleicht wird ihn bloß die Sehnsucht nach einer dürren Wüsteney aus seinem Schlummer wecken.

Doch eine so ausschweifende, eine so übel verstandene Glückseligkeit soll nie der Gegenstand ernsthafter und überlegter Wünsche gewesen seyn. Die Menschen glauben weit billiger zu wünschen. Sie verlangen keinen Zustand, wo ihnen der Mangel aller Bedürfnisse auch alle Arten des Vergnügens und des Ueberflusses bald gewöhnlich und unschmackhaft machen würde. Ihre Unzufriedenheit schmachtet nur nach den Gütern, welche ihnen, ihrem Wahne nach, die Natur bestimmt, und die Einrichtung ihres Staats entrissen hat. Sie fodern Freyheit, eine Gleichheit aller Stände, und eine Gemeinschaft des Vorraths an zeitlichen Gütern, die zu ihrer Erhaltung und Bequemlichkeit nöthig sind. Man erfülle ihre Wünsche! Man setze sie in den Stand, wo ihr Wille ihr einziges Gesetz ist, den sie aus Irrthum mit dem Namen der Freyheit beehren! Man hebe den Unterschied der Großen und Geringern völlig auf! Der Vortheil, ein Mensch zu seyn, und zu heißen, sey der prächtigste und einzige Titel! Man sammle die Schätze der Natur in allgemeine Vorrathshäuser, die einem jeden offen stehen! Niemand brüste sich, nachdem ihm sein Reichthum entzogen worden, und keiner seufze in Armuth! Sind sie glücklich? Machen die Tugenden dieser Einwohner die abgeschafften Gesetze entbehrlich? Ist die Natur derer

Herzen,

Herzen, welche ein gewisser Raub aller Begierden sind, durch diese Staatsveränderung auch verändert? Was für schreckliche Unruhen, welche Furcht, welche Ungerechtigkeiten erschüttern die Gesellschaft dieser Weisen! Die großen Seelen, welche zu dem Gehorsame gegen heilsame Gesetze, die ihnen von Landesvätern vorgelegt wurden, zu edel waren, eben die beben itzt vor einem jeden Nichtswürdigen. Die, welche die Erniedrigung der Edeln, durch ihre patriotische Beredsamkeit erstritten, werden die ersten Verbrecher wider die eingeführte Gleichheit. Ihr Ehrgeiz ist damit nicht zufrieden, daß ihre Obern zu ihnen herabgefallen sind; Er lehnet sich nun wider einen Staat auf, wo sie die mit Schrecken neben sich erblicken, deren Daseyn im Staube sie zuvor kaum vermutheten. Wie kurze Zeit dauert die Gemeinschaft der Güter! Wo sind die bescheidnen, die gerechten Patrioten, die nicht mehr nehmen, als sie brauchen, welche die Plätze, die sie ausleeren, wieder erfüllen, und sich bey ihren freywilligen Arbeiten, durch den Gedanken aufmuntern, daß sie nichts für sich ins besondre, sondern alles für den Staat gewinnen? Geiz und Müssiggang erfüllen das Land mit Armen, und überall lassen die Lasterhaften die Freyheit, ihren Nebenmenschen unglücklich zu machen, auch zu ihrem eignen Schaden, nicht ungebrauchet.

So wenig, **Durchlauchtigste und allerseits Hochgeehrteste Zuhörer**, entsteht die Wohlfahrt der Menschen aus einer Staatsverfassung, welche unsre Leidenschaften angeben, wenn sie sich auch

mit

mit dem falschen Scheine der Vernunft ausschmük-
ken. Hingegen ist derjenige Staat, ohne Zweifel
der glücklichste, wo ein weiser und gütiger Regent
Gesetze giebt, und wo ein dankbares Volk diesen
Führern zu ihrem Glücke, mit Ehrfurcht und mit
einem freudigen Gehorsame nachfolget.

Die stärksten Empfindungen der Ehrerbietung,
welche ein menschliches Herz gegen große Eigen-
schaften fühlen kann, müssen nothwendig in uns
rege werden, wenn wir uns einen wachsamen, ei-
nen gewissenhaften Beherrscher seines Volks, einen
Wohlthäter seiner Unterthanen, einen **Carl**, in
den edeln Sorgen seiner Regierung vorstellen.
Sein scharfer Blick, der sich durch den Glanz der
äußerlichen Hoheit nicht einschränken läßt, über-
schauet die Gegenden, die seiner Macht überlassen
sind, als einen Schauplatz, wo sich seine Weisheit
und Menschenliebe offenbaren soll. **Er** weis die
Einsicht eines Fürsten in die heiligen Pflichten zu
regieren; seine Gesetze, und seine Beyspiele müs-
sen entscheiden, ob das Leben so vieler tausend
Menschen, die seiner Vorsorge anvertrauet sind,
eine Wohlthat, oder eine Strafe zu nennen sey.
Die Welt ist auf seine geringsten Handlungen auf-
merksam; aber der Allwissende allein ist sein Rich-
ter. **Er**, dessen Geist keine andre Größe achtet,
als das Vermögen wohlzuthun, **Er** kennt die
Rechte der Fürsten, ohne die Rechte der Menschen
darüber aus den Augen zu verlieren. Die ganze
Schöpfung des Gottes, aus dessen überall offen-
bartem Willen **Er** herrschen lernet, zeiget Ihm,
daß

daß auch die niedrigsten Menschen einen ewigen Anspruch haben, glückselig zu seyn. Sein Herz brennt vor Verlangen, alle Ihm verliehene Macht zu diesem göttlichen Endzwecke anzuwenden. Er lernt die Mängel und die Vortheile seines Landes, durch eine unermüdete Aufmerksamkeit, kennen. Seine Weisheit erhält Ihn immer wachsam, den erstern abzuhelfen, und die andern zu vermehren. Eben dieser Weisheit entfliehen die Hindernisse nicht, welche sich in einem jeden Staate wider die besten Verordnungen finden. Doch eben ihre Wichtigkeit und Menge erhitzen nur seinen Eifer, sie zu zernichten.

Nunmehr, **Durchlauchtigste und Hochgeehrteste Zuhörer**, erklären die lange überlegten Gesetze dieses weisen und gütigen Fürsten seinen Unterthanen den leichtesten und sichersten Weg zu ihrem Glücke. Sie zeigen den Gehorsamen die reichsten Belohnungen, und bedrohen die Widerspenstigen mit nothwendigen Strafen. Der Freund und Vater seiner Bürger verspricht allen, welche die Absicht seiner billigen Gesetze einsehen, und nach allen Kräften zu befördern suchen, Freyheit, Vermehrung ihrer Güter, Bequemlichkeit und Ehre. Alle Stände werden durch unauflösliche Bande mit einander vereiniget. Die Großen behaupten ihren Vorzug, durch Erfüllung schwerer Pflichten. Sie erleichtern durch ihre Dienstfertigkeit den Geringern den Zutritt zu dem Rechte, und zeigen durch ihre Beyspiele, die Schönheit und den Nutzen aller Tugenden. Die, welche,

ihrem

ihrem Stande nach, am weitesten von ihrem Fürsten entfernet sind, finden doch keine Ursache, die Höhern zu beneiden. Sie sind von seiner Vorsorge und Großmuth nicht vergessen. Seine Schätze stehen ihnen offen, und ihr Fleiß kann unter seinem Schutze an der Verbesserung ihrer Umstände voller Vertrauen arbeiten. Was soll ich von den herrlichen Früchten sagen, welche die geschützten Wissenschaften, in einem so blühenden Staate hervorbringen? Gesichert vor Mangel und Verachtung, gewiß, daß ihr Werth von der durchdringenden Einsicht des Landesherrn erkannt, und über ihre Hoffnungen belohnt wird, wandeln sie unter den Menschen, als ihren Freunden, und machen die Wahrheiten allgemein, welche zur Nahrung unsterblicher Geister, zur Unschuld der Sitten, und zur Erhaltung der Welt dienen. Frey von allem Stolze und Menschenhasse, wodurch ihre natürlichen Reizungen nur verdunkelt, ja gar unsichtbar werden, bieten sie ihre Vertraulichkeit, obgleich in verschiednen Graden, allen Ständen an, deren Bürger den unschätzbaren Vorzug vor andern Geschöpfen, die Vernunft nicht vergebens besitzen wollen. Sie erleichtern die Beschwerlichkeiten der Menschen, und verschönern ihre nothwendigen Zeitverkürzungen, wodurch sie sich zu einem neuen Eifer, in ihrem verschiedenen Berufe aufmuntern. Soll ich Ihnen noch, **Durchlauchtigste und Hochgeehrteste Zuhörer**, die unendlichen Vortheile und Bequemlichkeiten zeigen, welche sich, durch eine freye Ausübung aller anständigen

Künste,

Künste, und durch eine blühende Handelschaft, über diesen, durch weise Gesetze beglückten Staat, zur Freude aller Redlichgesinnten ausbreiten? Der vernünftige Fleiß aller beschäfftigten Unterthanen vermehret den Reichthum des Landes, verschönert die äußerliche Pracht der Städte, und verschafft ihren Einwohnern das Vergnügen, von ihrem Ueberflusse benachbarten Ländern etwas abzugeben, und sich dafür den Segen und die Arbeiten fremder Nationen zu Nutze zu machen.

Redet für mich, ihr gesegneten Unterthanen unsers Durchlauchtigsten Herzogs! Redet ihr Dankbaren, ihr Billigen! Läßt euch die Weisheit, die Güte, die Wachsamkeit unsers Carls noch etwas zu wünschen übrig? Zählt ihr die Tage seines Lebens mit eben der Aufmerksamkeit, mit welcher Er sie selbst zu Eurer Wohlfahrt zubringt? Ja; Euer williger Gehorsam gegen seine Gesetze ist ein unverwerflicher Zeuge eurer Erkenntlichkeit. Ist es euch gleich unmöglich, die Sorgen eines so gütigen Regenten zu vergelten, so finden eure Herzen doch tausend Wege, ihre Liebe und Unterthänigkeit zu zeigen. Uns ist die unverstellte und unaufgehaltene Freude eines ganzen Landes, welches an der Wohlfahrt seiner Regenten einen offenbaren Antheil nimmt, ein entzückender Anblick. Für Euch, Ihr Fürsten, muß er noch mächtiger seyn! Dann, dann entsteht in Euch, unter dem Getümmel der Jauchzenden, der alles belohnende Gedanke: Die alle, die alle danken Gott und dir für ihre Freude!

Noch sehe ich dich, gerührtes, und gegen Gott und deine Obern dankbares Braunschweig, wie du eine **große Königinn** aus diesem **Durchlauchtigsten Hause** mit den aufrichtigsten Wünschen bis an den Thron begleitest! Noch sehe ich die redlichen Augen, die ihre Freude durch Thränen verkündigen, daß die Tugenden einer zum Regieren gebornen **Prinzessinn**, durch die Hand eines so **großen Monarchen** belohnet, und von Ihm in ein so weitläuftiges Reich geführet worden, sein Werk, die Glückseligkeit der Dänen an seiner Seite fortzusetzen! Deine Wünsche, die von dem Gebete der Ihrer Königinn zujauchzenden Völker unterstützet werden, sind erhört. Gott wollte dieses heilige Bündniß. **Friedrich** und **Juliane** werden mit Segen herrschen! Ihre Wohlfahrt wird so sicher und erhaben, als Ihre Herzen, und Ihre Freude so dauerhaft und mannichfaltig, als der Flor Ihrer Provinzen seyn!

Erneure, **o glückliches Braunschweig**, an diesem Tage, der das Andenken aller von deinem **Durchlauchtigsten Herzoge** genossenen Wohlthaten in dir rege macht, die inbrünstigsten Wünsche, welche dir Liebe und Treue einflößen! Vor dir, **o Gott**, liegen unsre Herzen offen da. Du siehst, daß wir dein Geschenk, **den weisen und großmüthigen Carl** mit tiefster Dankbarkeit betrachten. Erhöre, o Belohner der Regenten, die vereinigten Wünsche Seines Landes! Erhalte Ihn bis in die spätesten Zeiten zum Besten Seines **Durchlauchtigsten Hauses**, und Seiner Unterthanen,

thanen, bey der bisherigen Stärke des Geistes und der Lebenskräfte, die Er so gewissenhaft zu deiner Ehre, und zum Nutzen des Staats anwendet. Ein eben so aufrichtiger Eifer, der aus der gerechtesten Erkenntlichkeit für die nie genug gepriesene Gnade unserer Durchlauchtigsten Landesmutter entstehet, verbindet uns, Ihro Königliche Hoheit, unsere Durchlauchtigste Herzoginn, Philippine Charlotte, den unschätzbaren Segen der braunschweigischen Länder, der göttlichen Vorsorge zu empfehlen. Die Tugenden Ihrer hohen Seele reden in den Herzen aller Ihrer Unterthanen, und diese beten, nebst andern Völkern, unaufhörlich für die Dauer und Freude Ihrer kostbaren Tage. Bewahre auch, Allmächtiger Schutz der Fürsten, unsern Durchlauchtigsten Erbprinz, bey dessen Erblickung schon fremde Völker, durch ihren unpartheyischen Beyfall, alle die Hoffnungen gerechtfertiget haben, für welche wir dem Himmel danken, und die Sein edles Herz zu den Pflichten Seiner künftigen hohen Bestimmung immer mehr und mehr anfeuern! Bewahre, o Gott, mit gleicher väterlichen Gnade, die übrigen Durchlauchtigsten Prinzen und Prinzessinnen, welche alle unter den Lehren der Wahrheit, und in beständiger Aufmerksamkeit auf die Vorzüge und auf den Ruhm Ihrer unsterblichen Vorfahren aufwachsen, und durch Ihre Gaben das Glück der künftigen Welt versprechen! Beschütze ferner die Durchlauchtigste Frau Mutter! Laß Dieselbe, wie bisher, an dem

hohen Wachsthume Ihres Stammes, die Früchte Ihrer Lehren und Ihres Gebets, bis in das späteste Alter erblicken, und segne mit unvergänglichen Gütern, die Königlichen und Durchlauchtigsten Geschwister unsers Regierenden Herzogs! Schenke auch, o Herr des Lebens, dem eifrigen Gebete so vieler Menschen, noch lange Jahre das theure Leben der Durchlauchtigsten verwittweten Herzoginn, welche alle Ihre Tage der thätigsten Menschenliebe widmet, und von deren ausnehmender Gnade ich selbst die unvergeßlichsten Proben, in dem dankbarsten Herzen bewahre! Laß dir, o Ewiger, dessen Macht und Güte unerschöpflich sind, alle übrige Königliche und Durchlauchtigste Anverwandten des hohen Braunschweigischen Hauses empfohlen seyn! Nur du kannst die Wohlthaten vergelten, wodurch Ihm die Geschlechter der Menschen verbunden sind, und deren Fortsetzung die Nachwelt voll Zuversicht auf deine göttlichen Verheißungen erwartet! So werden Regenten nach deinem Herzen herrschen! So werden gesegnete Völker frohlocken! So wird auch an dieser der Wahrheit heiligen Stelle, der Ruhm des Durchlauchtigsten Braunschweigischen Stammes, noch in fernen Zeiten, von erkenntlichen Lippen erschallen!



Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Winter.

Empfange mich, heiliges Land, das ich zu lange vermisse,
In den geselligen friedlichen Schoos.
Dich wünsch ich wieder zu sehn, ob dein entblößtes Gefilde
Gleich unterm Fusse des Winters erstarrt;

Obgleich die Stimme der Lust nebst den Gesängen des Frühlings
Nicht mehr von werdenden Hecken ertönt;
Obgleich kein fröhlicher West die Saaten des Segens mehr küsset,
Noch um den trächtigen Apfelbaum scherzt.

Ich habe lange genug dein Antlitz, belebende Sonne,
Und dich, du heiterer Himmel, entbehrt.
Empfange mich, heiliges Land, ich bin der Stadt schon zu müde,
Und ihren traurigen Freuden zu gram.

Zu gram den Schmäusen, wo man an ungeselligen Tafeln
Oft gegen Morgen noch trinket, und gähnt,
Und einschläft, wenn nicht vielleicht, gestärkt durch geschändete Becher,
Der Unwitz alberne Lacher beseelt.

Dir flieh ich mit Ungeduld zu, wie aus der Nacht seines Kerkers
Ein losgebürgter Gefangner entflieht.
Mein Auge segnet den Tag und dich, erquickende Sonne,
Und trinkt begierig dein stärkendes Licht.

Mein Herz klopft leichter, und fühlt den Einfluß reinerer Lüfte.
Ich athme frische Gesundheit in mich,
Und neues Leben! Und mich empfängt die tröstende Freundschaft,
Und lächelt iegliche Runzel hinweg.

Was gleicht dem lichten Gewand und seiner glänzenden Weisse,
Mit dem du, Winter, den Erdkreis umhüllst?
Das Auge rüstet umsonst sich, seinen Glanz zu ertragen.
Es schaut, und kehret geblendet zurück.

Denn auf das lichte Gewand wirft itzt die siegende Sonne
Die ungehinderten Stralen herab.
Es fängt begierig sie auf, und schickt, von ihnen verschönert,
Die Stralen blendender wieder zurück.

Die Wälder feyern. Es herrscht ein nächtliches Schweigen in ihnen,
Und tiefe Stille verdränget den Lärm.
Nur selten zwitschert hier noch ein einsam irrender Vogel,
Und sucht die sparsame Nahrung im Schnee.

Und furchtbar tönet im Hayn ein Beil, zum Verwüsten erhaben,
Und ein gefällter, vieljähriger Stamm,
Der den, deß Eltern er oft in seinem Schatten beherbergt,
Durch sein wohlthätiges Feuer erquickt.

Vom Wind ergriffen, der itzt der Bäume Wipfel durchsauset,
Bückt ieder Baum sich, und zittert, und rauscht.
Er rauscht, und schüttelt den Schnee von den ansehnlichen Armen
Auf seine Kinder, die Sträucher, herab.

Wie schön sind alle geschmückt! Wie prächtig glänzt von den Aesten
Der niederhangende feste Cristall!
Die Sonne schmilzet ihn nicht, die das entlaubte Gehölze
Von einem Ende zum andern durchstralt.

Doch, schöner als alle, streckt sich hoch über alle die Tanne
Mit unentblättertem Wipfel empor.
Ihr dunkles Hauptthaar, das nicht der Frost des Winters entfärbet,
Prangt jugendlicher im glänzenden Schnee.

Der Fluß, der ehmals so stolz durch frische Wiesen sich hingoß,
Und seinem Ufer oft ungetreu ward,
Vergißt zu laufen, und trägt auf dem gepanzerten Rücken
Geduldig Wagen, und Reuter, und Roß.

Und ein viel wagendes Volk bewaffnet die Füsse mit Eisen,
Und fliegt das harte Gewässer hinab,
Wie ein geflügeltes Schiff sonst dieß Gewässer hinabflog,
Von unsern Blicken vergebens verfolgt.

Wie bald enteilet der Tag in solchen Freuden des Winters!
Bewundernd seh ich den Schauspielen zu,
Bis von den Freuden des Tags des Abends einsame Stille
Zu neuen sanften Vergnügen uns ruft.

Sie ruft uns vor den Camin. Uns brennt ein milderes Feuer,
Als auf dem städtischen kärglichen Heerd.
Zufrieden sitzen um ihn wir gleichen, zärtlichen Freunde
In einem engen, vertraulichen Kreis.

Wir schwatzen; unser Geschwätz ist Freundschaft. Unsere Freude
Ist ein unschuldiger fröhlicher Witz.
Zu unserm Kreise hat sich noch nie die schleichende Schmähsucht
Mit ihrem tückischen Lächeln gewagt.

Du aber, muthiger Spott, gehst nicht mit deinem Gefährten,
Dem Scherz, das niedrige Landhaus vorbey.
Du sitzest mit am Camin. Und weh dann ieglicher Thorheit,
Wenn uns der Nam eines Narren entwischt!

Indes-

Indessen schweiget um uns die ganze Gegend. Die Stille
Bewohnt das Dorf und den Hof und das Haus,
Wenn nicht das muthige Roß in dem benachbarten Stalle
Sich schüttelt, stampfet und Speise begehrt.

Oft ruft sein stampfender Fuß uns auf die räumliche Tenne,
Die halb das Feuer des Heerdes erhellt,
Und zu dem reinlichen Stall, wo zwanzig nützliche Kühe,
Um volle Krippen gelagert, itzt ruhn.

Oft lockt der freundliche Mond und sein Gefolge, die Sterne,
Den kühnen Fuß in den Garten hinaus.
Und ernsthaft schauet auf uns der majestätische Himmel
Mit seinen zahllosen Welten herab.

Mein Aug ermüde niemals, o Himmel, dich zu bewundern;
Du, deines Meisters Gebäu, und sein Stuhl!
Mein Ohr ermüde niemals, dich, nächtlicher Herold des Schöpfers,
Zu hören, wenn du harmonisch ihn singst.

Wann soll mein Leben doch ganz so sanft und glücklich verfließen,
Stets der Betrachtung und Freundschaft geweiht?
Wie lange, lange stiehlt man dich, festlicher Abend des Winters,
Mir, meinen Musen, und Freunden hinweg?

Wenn mich mein Schicksal erhört, und auf dem glücklichen Lande
Für mich und Daphnen ein Wohnhaus erbaut,
Wie dankbar will ich mit ihr den einsamen Winter empfangen,
Vor dem der müßige Städter erschrickt!

Der Tag eilt hurtig dahin. Denn iede Stunde beflügelt
Ihr eignes nützlichs Geschäffte. Wer zählt
Die schnellen Stunden? Auch du, o Liebe! beflügelst sie alle,
Und deine Zärtlichkeit heiliget sie.

Der Tag eilt fröhlich dahin. Die Sonne sieht uns, und freut sich,
Und gern verweilte sie länger bey uns.
Doch sie muß eilen. Ihr folgt der Abend, unser Vertrauter,
Er, aller Liebenden Liebling und Freund.

Ihr kostbaren Stunden, euch raubt kein unbeqvemer Besucher.
Die reinsten Freuden erfüllen euch ganz.
O Einsamkeit! Sey mir gegrüßt! In meiner Daphne Gesellschaft
Beglückst du iede Minute mit Lust!

Geschäfftig eilt ihr die Hand bey ihrer weiblichen Arbeit,
Und sie verläßt sie, und liebkoset mir.
Von ihrem Beyfall, und selbst von ihren Küssen belohnet,
Sitz ich, und spiele der Freundschaft ein Lied.

Und

Und unsrer Einsamkeit fehlt es nicht an Gesellschaft. Ihr, Freunde,
Seyd unser tägliches, liebstes Gespräch.
Und was ihr iemals von Lieb und Freundschaft und Tugend gesungen,
Und itzt noch singt, wiederholen wir uns.

Dann führt auch einen von euch ein freundschaftliches Verlangen
Auf einem flüchtigen Schlitten zu uns.
Wie glücklich sind wir! Hier wird kein unbeqvemer Besucher,
Und niemand, welcher kein Freund ist, gesehn.

Zwar tritt mit ungleichem Fuß auf manche geschändete Schwelle
Zugleich ein Freund und ein Menschengesicht.
Nur du, mein ströhernes Dach, herberge niemals die Narren,
Nimm nie den Gecken und Bösewicht auf!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ode.

Lange, sehr lange, Damon,
Hat dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade
Einsam zu wandeln! Lange
Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,
Ferne von dir die Freude.
Also wollt es Gott, der allein iedes Erschaffnen Laufbahn
Jeglichem vorgezeichnet!
Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz
Lächelnde Ruhe breitet,
Und den müden Ruderknecht stärkt, unter den schweren Fesseln
Träumend sich frey zu dünken,
Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!
Dunkel und schwer von Stürmen
Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends, wohin dein Auge
Aengstlich sich wandte, nirgends
Brach die Nacht ein schimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!
Ehe die ausgedonnert,
Werden jene, welche schon dort wartend von ferne dräuen,
Himmel und Erd erschüttern.
Doch wie schön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,
Deinem

Deinem erstaunten Auge!
Denn die wilden Donner sind längst wieder hinaufgewandelt
Ueber die hohen Felsen,
Oder übers Meer, wo sie itzt ihren vergebnen Eifer
Ueber die Fluten schütten.
Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,
Hören itzt, und erstaunen,
Hören ein entzückend Gespräch zärtlicher, froher Herzen,
Welche sich plötzlich finden,
Hören ein beredtes Gespräch wiedergegebner Küsse,
Hören nur Lieb und Freude.
Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!
Unter dem Fuß des Frühlings
Sprossen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe
Schaffet ihn selbst, den Frühling!
Oede Felsen werden beseelt, traurige Wüsten lächeln!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der Abschied.

Der, vor Wehmuth erstummt, zitternd neben dir steht,
Unaussprechlicher Schmerzen voll,
Wenn sein zärtliches Aug itzt von dem deinigen
Weinend tausendmal Abschied nimmt;
Der mit zögerndem Schritt dir zu entfliehen strebt,
Und mit hurtigerm wiederkehrt,
Und ein einzigsmal nur dich noch umarmen will,
Bis die schreckliche Stunde kömmt;
Und den Liebling dir schnell aus dem erstarrten Arm,
Aus den weinenden Augen reißt:
Eben diesen bringt dir, froher und zärtlicher,
An des glücklichen Hymens Hand
Einst die Liebe zurück! Früher, als itzt vielleicht
Deine Sehnsucht zu hoffen wagt!
Triumphirend und stolz flieget dein Liebling dann
Den verlassenen Armen zu!



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Daphne.

Wenn der festliche Stral dieses geliebten Tags
Um dein ruhendes Haupt lächelt, und nun verliebt
Deine blühende Wange,
Dein sanftschlummerndes Auge küßt:
Wacht dein zärtliches Aug ihm denn auch lächelnd auf,
Meine Daphne? Begrüßt ihn dein empfindend Herz
Mit der Freude der Liebe,
Daß er mir dich geboren hat?
Wäre dieser Tag nicht, Daphne, was würd ich seyn,
Wenn du, Daphne, nicht wärst? = Welch ein entsetzlicher
Schnellgedachter Gedanke!
Meine Daphne, wenn du nicht wärst!
Sey mir ewig ein Fest, o du Beglückteser
Aller Tage! Sey stets dankbar von mir bejauchzt,
Sey stets heilig gefeyert,
Der du Daphnen geboren hast!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Daphne.

Daphne, Daphne, welch Entzücken!
Meine Seel ist Dank und Lust!
Sie hängt ganz an deinen Blicken,
Sie sinkt ganz an deine Brust.
Und ganz zu dir hingerissen,
Fliegt die Seele, dich zu küssen,
Schmachtend auf den trunknen Mund.
O wie jauchzet sie! Sie feyert
Ihren Festtag, und erneuert
Unsrer Liebe schönen Bund.

Wie frohlock ich diesem Tage!
Dieser Tag gebahr dich mir!
Daphne, küsse mich, und sage:
Dieser Tag gebahr mich dir!
Zeuge der beglückten Ehe!
Tag, da ich dich wieder sehe,
Ist ganz meine Daphne mein.
Küsse mich an diesem Tage,
Daphne, feuriger, und sage:
Ja, Geliebter, ich bin dein!

Wohl mir, daß ich dich gefunden!
Ewig preis ich mein Geschick;
Ewig die, die uns verbunden
Dich, o Liebe, dich, mein Glück.
Nur ihr, meine sanften Zähren,
Könnt ein Theil des Danks erklären,
Den mein Herz dem Himmel weiht.
Wenn ich, zu Gefühlvoll, schweige:
So sey du, mein Aug, ein Zeuge
Meiner ganzen Zärtlichkeit!

Dank-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Dank = Cantate
für die Erhaltung des Friedens und der Freyheit.
Hamburg, 1749.

Erwacht, und ertönet, und jauchzet itzt wieder,
Ihr Kinder des Friedens, ihr muthigen Lieder,
Erschallt von Freyheit, Glück und Ruh.
Erschallet hier, wo euch die Freude begehret,
Hier, wo euch die Klage des Unglücks nicht störet;
Und ihr, ihr glücklichen Bürger, hört zu.
Erwacht, und ertönet, und jauchzet itzt wieder,
Ihr Kinder des Friedens, ihr muthigen Lieder,
Erschallt von Freyheit, Glück und Ruh.

Der ist noch nicht der kleinsten Wohlthat werth,
Der nur sein Glück genießt, und wenn er es genossen,
Nicht danket, sondern mehr begehrt;
Deß Herz sich vor dem Herrn in Zähren nie ergossen,
Wenn seine Hand ihm wohlgethan,
Und dessen Auge nur aus Undank weinen kann.
Nur der genießt mit Recht, was ihm der Himmel schenket,
Der stets bey seinem Glück an dessen Ursprung denket;
An den, der von der Höh, da er allmächtig thront,
Wo Pracht und Majestät und Schrecken um ihn wohnt,
Auf ihn hernieder sieht, ihm wohlthut, und es höret,
Wenn ihn sein Lobgesang mit schwachem Dank verehret,
Und auch den Lobgesang mit neuer Huld belohnt.

Erhebt den Herrn, und werdet nicht müde.
Preist ihn mit einem ewigen Liede!
Sein Lob erzählen, ist lieblich und schön!
Preist ihn, den die Engel und Welten erheben!
Er giebt euch, nachdem er euch alles gegeben,
Auch noch das Recht, ihn zu erhöhn.
Erhebt den Herrn, und werdet nicht müde.
Preist ihn mit einem ewigen Liede!
Sein Lob erzählen, ist lieblich und schön!

Wie schön klingt nicht ein Lied, von Freud und Dank gesungen,
Obgleich von sterblichen und unberedten Zungen!
Der Himmel hört das Lob, das ihr ihm bringt,
Ihr Bürger, wenn ihr es in lauten, frohen Chören,
Und wenn ihr es allein in heilger Stille singt:
Ermüdet nie, ihn dankbar zu verehren.

Gott, welcher dem Schicksal der Völker gebietet,
Die Thronen bedecket, die Staaten behütet,
Gott sendet vom Himmel die Wohlfahrt zu euch.
Dort seufzen Völker im Joch, von keinem Helfer gehöret;
Hier liegen Länder, vom Grimm unmenschlicher Krieger zerstöret;
Ihr, freye Bürger, seyd glücklich und reich.
Gott, welcher dem Schicksal der Völker gebietet,
Die Thronen bedecket, die Staaten behütet,
Gott sendet vom Himmel die Wohlfahrt zu euch.

Die

Die Freyheit machte dich, geliebtes Hamburg, groß!
Sey froh und danke dem Geschicke;
Sie wohnet noch bey dir, und nährt in ihrem Schooß
Den Ueberfluß, die Sicherheit, das Glücke.
Allein, erkennst du auch, o du beglückte Stadt,
Erkennst du recht, was der von dir zu fodern hat,
Durch dessen Huld ihr Sitz, hier unentweiht geblieben?
Warum hat nicht schon längst der Zeiten Unbestand,
Der Herrschsucht List, der Macht bewehrte Hand,
Aus deinen Gränzen sie vertrieben?
Warum? als weil der Gott noch gnädig für dich wacht,
Der Wüsten, wenn er will, zu Städten werden heißet,
Und, wenn sein Zorn entbrennt, die Himmel schnell zerreisset,
Im Sturm hernieder steigt, umringt mit Graun und Nacht,
Die Städte schilt, und sie zu Wüsten macht.
Er legt für dich dem Unglück Fesseln an,
Mit eben dieser Hand, mit der er es entbinden,
Und unter Völkern senden kann,
Die seines Eifers Glut entzünden.

Du hast der Freyheit, o Gott, hier einen Sitz erkoren.
Dein Segen wohnt in diesen Thoren,
Und frohe Bürger danken dir;
Denn sie wohnt hier!
In deinen Tempeln, wo man dich ohne Zwang verehret,
Wird frey dein heiligs Recht gelehret,
Und frohe Bürger danken dir;
Denn sie wohnt hier!
Der Bürger sammlet dem Staat mit Recht besеßne Schätze,
Und unterm Schutze der Gesetze

Genießt er sie, und danket dir;
Denn sie wohnt hier!

Gott Lob, auch du bist hier, o Friede, Kind des Himmels!
Du herrschest itzt auch da, wo sonst, zur Rach empört,
Das Schwerdt des Herrn, der Krieg, der Länder Glück verzehrt,
Gott hat auch da das Flehn der Noth gehört.
Es schweiget nun die Stimme des Getümmels,
Des Schreckens, und der Angst, des Würgens, und der Wut.
Der Krieg entflieht, und der Zerstörer ruht.
Auch dieß sollt ihr, ihr Bürger, nicht verschweigen.
Es strömet von Europens Ruh
Auch euch, auch euch ein neuer Segen zu,
Und Deutschlands Glück ist euer eigen.

Die Krieger stritten, und wurden nicht müde;
Die Völker seufzten; da gebot Gott: Friede!
Die Krieger ruhten, und Völker seufzten nicht mehr.
Sein Ausspruch tödtet, und schaffet das Leben.
Ihn sollt ihr fürchten, ihn sollt ihr erheben!
Es ist kein anderer Helfer, als er.
Die Krieger stritten, und wurden nicht müde;
Die Völker seufzten; da gebot Gott: Friede!
Die Krieger ruhten, und Völker seufzten nicht mehr.

Der Dank, den so viel Glück erzeugt,
Giebt auch der Hoffnung neue Stärke.
Gott, groß und wunderbar sind alle deine Werke!
Wer sieht sie wohl, der sie verschweigt?

Nach

Nach deiner Hülfe nur soll unser Auge schauen.
Du sagst uns Frieden zu; wird es dich wohl gereun,
Daß du uns halfst, die wir auf deine Güte trauen?
Nein, Urspcung aller Wohlfahrt, nein,
Der du stets gnädig warst, du wirst es ewig seyn!

Der künftigen Zeiten entferntes Geschicke,
Ereilen keine nachforschende Blicke;
Doch wissen wir, daß es gesegnet ist.
Du, Gott, wirst betende Sterbliche hören,
Und wenn sich Völker zu Kriegen empören,
Doch deinen Frieden allmächtig bedecken,
Daß die rebellischen Krieger erschrecken,
Und lernen, daß du, Gott, ein Gott der Hülfe bist.
Der künftigen Zeiten entferntes Geschicke
Ereilen keine nachforschenden Blicke;
Doch wissen wir, daß es gesegnet ist.

Wie rühren nicht der Andacht Lieder,
Der Fröhlichkeit Gesang, das Lob der Dankbarkeit!
Vereinet sie noch einmal wieder,
Und preiset den, durch den ihr glücklich seyd,
Und der noch mehr vermag, als unser Flehn begehret;
Denn seine Gnad und Treue währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Gelobt sey Gott, der nur Erbarmen
In seinem Vaterherzen hegt,
Und der auf ausgespannten Armen
Sein Volk, als wie auf Flügeln trägt.
Ihn liebt, ihn liebt! Gott ist die Liebe!
Ihm heiliget aus dankbarm Triebe,

Was ihr besitzt, und was ihr seyd.
Nur er hat alles euch gegeben.
Preist ihn durch euer ganzes Leben,
Und opfert ihm Gerechtigkeit.

Chor.

Der Herr bewahret sein Volk! Ihn laßt uns ewig erhöhen!
Nie sey das Herz von Erkenntlichkeit leer!
Er ist ein gütiger Gott! Die Himmel werden vergehen!
Doch seine Gnade bleibt ewig, wie er.

Gelobt sey Gott! Der Gott der Schaaren
Demüthigt der Gewaltgen Trutz.
Als Völker ganz verlassen waren,
Kam er, und half, er, unser Schutz.
Er sah herab auf das Getümmel.
Der Höchste spricht in seinem Himmel;
Der Erdkreis hört es, und ist still.
Das Herz der Mächtigen erbebet;
Wenn er gewaltig sich erhebet,
Und den Bedrängten helfen will.

Chor.

Der Herr errettet sein Volk! Ihn laßt uns ewig erhöhen,
Ihn, der die Waffen der Streiter zubricht.
Wohl dem, deß Zuflucht er ist! Die Himmel werden vergehen:
Doch seine Gnade wankt ewiglich nicht!

Gelobt sey Gott! Ihm sollt ihr trauen,
Wenn sich das Unglück auf euch stürzt.
Ihr werdet seine Hülfe schauen;
Denn seine Hand ist nie verkürzt!
Von ungeborner Völker Zungen
Werd einst sein Lob, wie itzt, gesungen;
Auch unsern Enkeln thut Gott wohl.
Dankt alle seinem großen Namen.
Gott sey gepriesen! Amen! Amen!
Die Erd ist seines Ruhmes voll!

Chor.

Der Herr thut ewiglich wohl! Ihn laßt uns ewig erhöhen!
Ihn, welcher nie sein Geschlechte verläßt.
Er half, und hilft auch hinfort! Die Himmel werden vergehen;
Doch seine Gnade steht ewiglich fest!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das Glück des Friedens und der Freyheit.

Euch, die der Himmel den Sterblichen schicket,
Wenn er beneidete Völker beglücket,
Euch, Fried und Freyheit, singen wir!
Erscheint, und hört die frohlockenden Chöre.
Nur euch ertönet hier alles zur Ehre!
Was ist mehr singenswerth, als ihr?
Euch, die der Himmel den Sterblichen schicket,
Wenn er beneidete Völker beglücket,
Euch, Fried und Freyheit, singen wir!

Der Tag, der uns mit Recht, o Friede, jauchzen läßt,
Ist dein und deiner Freunde Fest.
Denn dich beschützen sie auf Hamburgs sichern Wällen,
Die, frey und unbedroht, ihr sichers Haupt erhöhn,
Und rings um sich herum nur frohe Fluren sehn,
Wo alle Segen sich dir willig zugesellen.
Wie ungekränkt, wie fröhlich wohnst du hier!
Wohin du siehst, jauchzt alles dir.

Vor dir verschönert sich der Triften stille Wonne.
Mit einem heitrerm Blick sieht die erfreute Sonne
In ein beglücktes Thal, wo Muth und Freude tanzt.
An Bächen, die dich fühlen,
Und hüpfend vor dir spielen,
Schweigt dir kein Baum, den du gepflanzt.
Die Saat schießt frölich auf, reift zum gewissen Segen,
Und wächst in Sicherheit der Schnitter Hand entgegen,
Doch

Doch keiner andern Hand, als der, die sie gesät.
Auf jeglichen Gefilden,
Die Lenz und Sommer bilden,
Geräth durch dich, was nur geräth.
Dein Nam ertönt umher aus Liedervollen Sträuchen,
Auf Flüssen, die sich still durch reiche Wiesen schleichen,
Auf Flüssen, wo nur dir der Schiffe Donner kracht.
Dir blühen Au und Weide.
Dem Tage giebst du Freude,
Und Schlaf und Sicherheit der Nacht.

Dir schmücket sich die lächelnde Natur,
Und keiner, der dich liebt, beschützt dich unbelohnet.
Denn du beglückest iede Flur;
Doch die am herrlichsten, wo auch die Freyheit wohnet.
Dem Volk fehlt noch kein Glück, dem nicht die Frey-
heit fehlt.
Verlaßne Gegenden, die die Natur versäumet,
Wo nur ein dürftigs Brodt aus armem Boden keimet,
Sehn fröhlich aus, wenn sie der Freyheit Glanz beseelt.
Das unfruchtbarste Thal erfüllet er mit Freuden,
Und macht es fruchtbarn Hügeln gleich.
Die Armuth ist dort frey, und darf nicht viel beneiden.
Kein sklavisch Land ist halb so reich,
Wo Ueberfluß und Segen weiden.
Und wie beglückt sie nicht ein schon gesegnet Land,
Das nichts umsonst vom Himmel sich erbittet,
Der schon in seinen Schooß mit unsparsamer Hand
Der Güter Reichthum ausgeschüttet!

Dort, wo das Glück den Würdigen gehört,
Ist iede Brust den Freuden aufgeschlossen,
Ein ieder Fleiß belohnt, kein Segen ungenossen,
Und ieder Segen neidens werth.

So bald das Schicksal spricht: Hier, Freyheit, sollst du wohnen!
Entstürzen den geschändeten Thronen
Vor ihrem Blick Gewalt und Tyranney!
Der Unterthan zittert nicht mehr, ein Eigenthum sich zu erwerben;
Denn seine Schätze sind sein. Er läßt sie glücklichen Erben,
Und weis, auch die sind frey.
So bald das Schicksal spricht: Hier, Freyheit, sollst du wohnen!
Entstürzen den geschändeten Thronen
Vor ihrem Blick Gewalt und Tyranney.

O du der Erde liebster Freund,
Des Himmels bester Sohn, du aller Menschen Glücke,
O Friede, wie erwünscht hat das Geschicke
Dich und die Freyheit hier vereint.

Hier, wo sich Freyheit und Friede verbinden,
Hier wandelt die Wohlfahrt mit uns in freyen, friedlichen Gründen,
Und unter ihrem Fuß wächst uns der Segen zu.
Uns fehlen nicht die güldnen Zeiten.
Denn sie begleiten
Die Handlung, der Reichthum, die Ruh.
Hier, wo sich Freyheit und Friede verbinden,
Hier wandelt die Wohlfahrt mit uns in freyen, friedlichen Gründen,
Und unter ihrem Fuß wächst uns der Segen zu.

 O wie

O wie viel Hoffnungen gebierst du, süsser Friede!
Die Erde sey hinfort dein eigenthümlichs Reich.
Die Völker sind des langen Würgens müde,
Und unser Deutschland theilt dein Glück mit uns zugleich.
Der Krieg ist, fern von uns, des Abgrunds finstern Thoren,
Wo er erzeugt ward, zugeflohn.
Sein Drohn ist ein vergebnes Drohn;
Sein Pfeil ist stumpf, und seine Wut verloren.
Des Krieges Donner verstummt vor deinem sanften Liede.
Willkommen, Vater des Glücks, willkommen, liebster Friede!
Nun ist Europa wieder dein!
Versöhnte Völker, die ihr euch zu umarmen eilet,
Und alles, was ihr besitzt, froh mit einander theilet,
Ihr ladet den Ueberfluß ein.
Die Sicherheit, deren Gesang die Waffen nicht mehr stören,
Bewohnt das fruchtbare Feld, herrscht auf versöhnten Meeren,
Und schlummert im heiligen Hayn.
Des Krieges Donner verstummt vor deinem sanften Liede.
Willkommen, Vater des Glücks, willkommen, liebster Friede!
Nun ist Europa wieder dein!

Wo Fried und Freyheit wohnt, da bist auch du zu finden,
O Handlung, deren Flor der Flor der Länder ist,
Die du des Segens Quell, der Völker Mutter bist,
Die sich durch dich gesellschaftlich verbinden.

Umsonst

Umsonst hat die Natur, die sie zu trennen scheint,
Dieß Volk in Meeren eingeschlossen,
Ein andres Volk durch Berg und Klippen abgezäunt;
Sie werden doch durch dich vereint!
Durch Meere, die sonst einsam flossen,
Und über sich allein den Himmel wandeln sahn,
Machst du dir einen Weg zu fremden Bundsgenossen;
Und über Klippen eine Bahn.
Dann sehen Völker sich, die sich noch nie gesehen,
Und sind zuerst einander lächerlich.
Sie handeln, eh sie noch einander recht verstehen,
Und nun verstehn sie sich.
Die Schätze, die des Himmels Hand
In einem Lande nur freygebig oft verschwendet,
Nimmst du und führest sie in ein entlegnes Land,
Das seinen Reichthum ihm dafür zurückesendet.
Wie groß hast du dein Hamburg nicht gemacht!
Durch dich bereichert es der Abend und der Morgen,
Der Sud, die ganze Mitternacht
Mit einem Ueberfluß, der reich genug es macht,
Viel andre Städte zu versorgen.

Es sammlet dir der Fleiß der Nationen.
Es ist kein Land; wenn Menschen es bewohnen,
Beglückte Stadt, so ist sein Segen dein.
Die Sonn erzieht für dich auf wärmern Hügeln
Ihr bestes Obst, und ihren besten Wein.
Ein ieder Wind dient dir mit seinen Flügeln,
Und führt ein Schiff in deinen Hafen ein.
Es sammlet dir der Fleiß der Nationen.
Es ist kein Land; wenn Menschen es bewohnen,
Beglückte Stadt, so ist sein Segen dein.

Hier

Hier hat der Ueberfluß den Wohnplatz sich erkoren.
Die schönste Flur, wo Freud und Anmuth lacht,
Hat ihn, o Hamburg, dir geboren;
Der Handlung Fleiß für dich ihn groß gemacht.
Ist eine Stadt gesegneter, als du?
Wie strömt er deinen offnen Thoren,
So bald der Tag erwacht, auf Schiff und Wagen zu,
Auf welchen dir von allen Enden,
Und keinem lieber, als nur dir,
Die Nachbarn ihren Reichthum senden.
Was nur Natur und Fleiß erzeugen kann, ist hier!
Hier weiden unter belebenden Lüften
Gesunde Heerden auf sonnigten Triften
In reicherm Klee.
Es zollen, Hamburg mit Wollust zu nähren,
Was nur Geschmack und Gesundheit begehren,
Land, Fluß, und See.

Du süsse Ruh, beglückst der Bürger frohe Brust.
In Herzen, welche nicht sich mürrisch dir verschließen,
Erweckst du das Gefühl, und öffnest sie der Lust,
Und lehrest sie genießen.
Der Landmann ist mit dir vertraulich und bekannt.
Er wünscht sich nichts, als Sonnenschein und Regen;
Er baut sein väterliches Land,
Und hofft gelassen auf den Segen.
Er sammlet nur für seine Scheunen ein,
Genießt, was er erwirbt, ist reich, und darf es seyn,
Und seinen Reichthum sehen lassen.
Nicht nur das Land, nein, auch die Stadt ist dein.
Ein unbesorgter Fleiß erfüllet dort die Gassen.

Arbei-

Arbeitend singet dir der muntre Handwerksmann;
Der kleinste Bürger treibt mit Vortheil sein Gewerbe,
Arbeitet, wenn er will, und feyert, wenn er kann,
Und fürchtet nicht, daß er sich nichts erwerbe.
Die Künste wohnen hier beschützet und geehrt.
Die Musen singen hier zufriedene Gesänge,
In denen selbst der Lärm der Handlung sie nicht stört,
Dieß fröhliche, bereichernde Gedränge,
Das auch die Musen hier ernährt.
Es scheinen alle nur dem Reichthum nachzustreben;
So emsig sammlen sie fürs Vaterland ihn ein;
Und dennoch sucht man hier noch mehr, als reich zu seyn.
Man suchet auch zu leben,
Und lernt die Kunst, sich zu erfreun.

Dir opfert hier alles, gesellige Freude,
Thal, Hügel, Garten, Wald und Weide,
Die Alster und der Alsterstrand!
Dir hüpfen die Tänze, dir scherzen die Lieder,
Dich, dich hallt iedes Echo wieder!
Hier, Göttinn, ist dein Vaterland!
Dir opfert hier alles, gesellige Freude,
Thal, Hügel, Garten, Wald, und Weide,
Die Alster, und der Alsterstrand!

Ihr Bürger, seht, der Segen des Geschicks
Ermüdet nie, auf euch sich zu ergießen.
Doch fehlt' euch noch die Kunst, das Glück auch zu genießen,
So rühmtet ihr umsonst euch euers Glücks.

Raubt euch denn nicht, was euch des Himmels Huld beschieden,
Fühlt euer Glück, und preiset ihn.
Der Undankbare darbt, ist immer unzufrieden,
Und fodert erst von Gott, was er ihm schon verliehn.
Sucht nie, nur euch allein zu leben,
Und wißt, ihr habt ein Vaterland.
Dem, dem gehört ihr zu, und, was es euch gegeben,
Das wird betrügrisch ihm entwandt,
Wenn ihr es nur für euch besitzet,
Für euch zusammenscharrt, für eure Lust zerstreut,
Kurz, wenn ihr nicht damit dem Vaterlande nützet,
Und ihm es wieder gebt, noch eh es euch gebeut.
O könntet ihr nur dieß von euren Vätern lernen,
In welchen stets für euch ein treuer Eifer wacht!
Dann würde sich kein Glück von euch entfernen,
Das Städte groß, und Bürger fröhlich macht.

Chor.

Nie werde der Himmel uns wohlzuthun müde!
Es daure nun ewig Germaniens Friede,
Und, Hamburgs sichre Wohlfahrt, du!
Stets müssen hier weise Gesetze gebieten,
Stets glückliche Väter die Freyheit behüten
Im Schooß der Freuden und der Ruh!
Uns segne der Himmel mit redlichen Wächtern,
Und sende durch sie unsern spätsten Geschlechtern
Das Glück, das wir genießen, zu!



Die

* *

Die Menschengesichter.

Daß Menschen unter den Menschen wandeln,
Die thierisch denken, und thierisch handeln,
Darum erbos ich mich nicht.
Ist nur die Erde für uns geschaffen?
Nur für die Menschen? Auch für die Affen!
Und für das Menschengesicht!

Sie scheinen äußerlich uns zu gleichen;
Doch sie verrathen sich bald durch Zeichen;
Und mich betrügen sie nicht.
Wenn sie in ihrer Gestalt sich brüsten,
So denk ich, ohne mich zu entrüsten:
Das ist ein Menschengesicht!



Sammlung
Vermischter
Schriften,

von den Verfassern
der Bremischen neuen Beyträge
zum
Vergnügen des Verstandes
und Witzes.



Dritter Band, sechstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Leipzig, 1757.
Verlegts Johann Gottfried Dyck.



Ode
auf das Absterben
der
Hochwürdigst=Durchlauchtigsten Fürstinn, Abbatissinn, und Frau
Maria Elisabeth,
Herzoginn zu Schleswig=Holstein :c. Abbatissinn des Kayserl. freyen weltlichen Stifts Quedlinburg.

Wenn für der Ewigkeiten Freuden
Im Schoos des Trübsals und der Leiden
Gott einen Christen auferzieht;
Wenn er schon hier, dem Staub entrissen,
Sich aufschwingt, und zu seinen Füssen
Die Erde, die vergehn wird, sieht;
Wenn er nur Gott liebt, wenn sein Wille
Ganz sein zu werden sich bestimmt,
Ganz sein ist, und aus seiner Fülle
Geduld und Kraft zu leiden nimmt:

Wenn der durchseufzten Mitternächte
Genug ist, welche seine Rechte
Zum Himmel ausgestrecket sahn;
Wenn er mit sich genug gestritten,
Und nun ganz werth ist, sich den Hütten,
In denen Unschuld wohnt, zu nahn;
Wenn der, der ihn bewährt erfunden,
Nun gütig seinen Lohn beschließt:
Wie heilig seyd ihr, Todesstunden,
Wo Gott des Christen Lohn beschließt!

Gott läßt ihn seinen Tod nicht schmecken,
Er nimmt ihm alle seine Schrecken;
Denn er starb schon viel Jahre lang.
Er ward der Erde früh entwöhnet,
Früh reif zum Himmel. Schon ertönet,
Ihn zu empfangen, sein Gesang.
Dem neuen Bürger zu begegnen,
Stehn die im Himmel wohnen auf,
Heil, heil ihm! rufen sie, und segnen;
Denn er vollendet seinen Lauf!

Heil ihm! denn es ist ihm gelungen.
Der Tod ist in den Sieg verschlungen!
Die Welt ist seiner nicht mehr werth!
So jauchzen des Erlösten Brüder;
Nur daß noch itzt die hohen Lieder
Ihr künftiger Genoß nicht hört.

Jhn hält der Arm des Schlafs umfangen,
Des nahen Siegs sich unbewußt.
Die Furcht kämpft nach mit dem Verlangen
Zum letztenmal in seiner Brust.

Wie oft hat er vor Gott gezittert,
Vom Grauen der Natur erschüttert,
Der letzten Stunde werth zu seyn.
Jch weis, sprach er, ich werde beben,
Wenn sie nun da ist; denn mein Leben
Jst noch zu sehr, o Erde, dein!
Sie kömmt! der Christ wird überwinden,
Gott führt an seiner statt den Krieg.
Er läßt ihn nicht den Kampf empfinden.
Er hebt kaum an; und ist schon Sieg.

So starb Maria! — — O ihr Zähren,
Durch die wir Sie zurück begehren,
Entehret Jhre Siege nicht!
Die edle Laufbahn ist vollendet!
Mit einem Glanze, der uns blendet,
Bekleidet, sieht Sie Gottes Licht.
Der Tod ist in den Sieg verschlungen!
Des Himmels Bürger jauchzen Jhr!
Heil Jhr! denn es ist Jhr gelungen!
Heil auch von uns, Maria, Dir!

Wir, die wir mit den Finsternissen
Der Sterblichkeit noch streiten müssen,
Sehn Dir, die Du empor fliegst, nach.
Wir wohnen in der Klagen Lande,
Fern von der Freude Vaterlande,
Und unsre Lieder sind ein Ach!
Wenn wir, gleich Engeln, danken wollen,
Will Gott von uns nicht Lob allein;
Auch Thränen fordert er! Sie sollen
Ihm reichlich fließen! Sie sind sein.

Noch flog mit jauchzendem Getümmel
Der laute Dank hinauf gen Himmel,
Daß er Dich uns von neuem gab.
Noch träufelt' auf uns Deinentwegen
Mit iedem Morgenthau der Segen;
Und plötzlich — — öffnet Gott Dein Grab.
Komm, spricht er, mir erschaffne Seele,
Komm! Dein Gebein begehrt die Ruh.
Du folgst. Da drängen Deiner Höhle
Die Klagen aller Deinen zu.

Doch wenn in der errungnen Krone
Wir dort Dich schauen, und am Throne
Des Lammes Dir zur Seiten stehn,
Dann sollen lauter Jubel schallen,
Wenn wir zusammen niederfallen,
Und Gott in seiner Klarheit sehn.

Dann drängen sich um Dich die Deinen,
Und danken Dir, und weinen nicht.
Itzt danken wir Dir auch, und weinen,
Und unser Schmerz ist unsre Pflicht.

Indeß sieh unter Amalien
In Deinem Stift den Segen blühen,
Und, was Du betetest, erfüllt!
Sieh unsre Hand zu Gott erhoben,
Und hör uns seine Güte loben,
Die Unser schont, und Dir vergilt!
Sieh dankbar unsern spätsten Samen
Für Amaliens Leben flehn,
Und höre stets, wie Deinen Namen
Der Enkel Enkel noch erhöhn!



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Das Glück der Christen.

Mensch! Eitel ist das Glück der Thoren!
Gleich Thau, am Morgen kaum gebohren,
Zerschmilzt zu bald das Glück der Welt:
Das Glück der Christen steht gegründet,
Gott ist sein Glück, das nie verschwindet;
Es steht, und Erd und Himmel fällt.
Er jauchzt in seinem festen Glauben:
Ob alle Welten mich bedrohn,
Wie könnt ihr Grimm dich, Gott, mir rauben?
Du sprichst: sie fallen schon.

Vergiß dich stolz auf deinem Throne,
Monarch! der Christ lacht deiner Krone.
Dein Gott gebeut; und sie fällt ab.
Der Christ wird beßre Kronen erben,
Jahrtausende, die Zeiten sterben,
Und seiner Krone droht kein Grab.
Nach Gunst der Mächtigen zu dürsten,
Ward nie sein edler Herz gelehrt.
Ihn ehrt sein Freund, der Gott der Fürsten,
Wenn ihn kein König ehrt.

Entweih

Entweih der Menschheit heilge Rechte,
Du Held, dem künftigen Geschlechte,
Als Sieger, noch bekannt zu seyn!
Sey groß, das Wunder deiner Krieger!
Der Christ, ein größrer Held und Sieger,
Sieht gegen sich dich dennoch klein.
Nie flucht dem schönern Sieg des Christen,
Wie dir, gequälter Völker Schmerz.
Er wagts, sich wider sich zu rüsten,
Und er bezwingt sein Herz.

Kein Gram umwölkt des Christen Freude.
Vergebens ruft sein Feind dem Neide;
Ihr Haß gelingt den Frevlern nicht,
Der Fromme lacht der stumpfen Pfeile.
Gott rüstet sich zu seinem Heile,
Sein Schild und seine Zuversicht.
Sein Feind, begierig ihn zu fangen,
Wird schnell vom eignen Netz berückt.
Christ, deine Feinde sind vergangen,
Und du bist noch beglückt!

Gott zürnt. Er sendet seine Plagen;
Er lehrt den Mund des Christen klagen;
Sein Grimm zerbricht ihm sein Gebein.
Der Fromme liegt. Der Frevler Rotte
Frohlockt, und schreyt in ihrem Spotte:
Wird ihn nicht bald sein Gott befreyn?

Er ruf ihn laut! Sein Gott wird schlafen.
Wärst du, sein Gott, nicht ein Gedicht;
Du würdest seine Feinde strafen.
Doch du, sein Gott, bist nicht.

Ein Fels, gegründet in den Meeren,
Sieht sie sich wider ihn empören,
Und spottet ihrer kurzen Wut.
Beschützt vom nachbarlichen Himmel,
Merkt kaum sein Antlitz das Getümmel
Der Ohnmacht ihrer stolzen Flut.
Sie stürzen zornig auf ihn nieder,
Er trotzt der drohenden Gefahr.
Noch kämpfen sie, und fliehen wieder,
Und er bleibt, wie er war.

So steht der Christ, gekrönt vom Siege.
Sein Unglück waffnet sich zum Kriege,
Und er bezwinget sein Geschick,
Sein Geist, entflohn zu sichern Höhen,
Hört seine Feinde kaum noch schmähen,
Und sieht gerächt auf sie zurück.
Gelassen sieht der Christ zur Linken
Im Streite tausend untergehn,
Zehntausend ihm zur Rechten sinken;
Und er allein bleibt stehn.

Herr,

Herr, meine Burg, mein Fels, mein Retter,
Gott, meine Zuflucht vor dem Spötter
Und vor dem Feind, der auf mich tobt!
Dein sey mein Glück, dein sey mein Leben!
Du, Herr, du hast sie mir gegeben!
Nimm sie zurück, und sey gelobt!
Sieh mich die ganze Welt verachten.
Was frag ich ohne dich nach ihr?
Laß Leib und Seele mir verschmachten!
Noch hang ich, Gott, an dir.

Verbirg dein Antlitz mir im Grimme,
Ich weis, der Donner deiner Stimme,
Herr, tödtet meine Seele nicht.
Du wirst mir wieder Trost gewähren.
Du zählest alle meine Zähren,
Und wischest sie mir vom Gesicht.
Mein Vater, laß die Welt mich hassen!
Du, Gott der Hülfe, bist noch mein.
Und wolltest du mich auch verlassen;
Du müßtest Gott nicht seyn.

So spricht der Christ, so trotzt sein Glaube,
Der, auch noch unverzagt im Staube,
Von Gott Erbarmung sich erzwingt.
Sein Herz jauchzt mitten in dem Leide
Zu dir, dem muthig seine Freude
Noch Dank für seine Leiden singt.

Mensch,

Mensch, lern ein Christ zu seyn begehren.
Deucht dich das Glück des Christen klein:
So bist du werth, es zu entbehren,
Und werth, kein Mensch zu seyn.

Sein Glück währt länger, als sein Leben.
Der Tod kömmt, und die Helden beben,
Wenn ihn der Christ gelassen schaut.
Er lacht ihm, seinem Freund, entgegen;
Sein Herz grüßt ihn mit frohern Schlägen,
Als ihren Bräutgam eine Braut.
Nun droht ihm iede Quaal vergebens,
Er frohlockt, sich erlöst zu sehn.
Ihm war sein erster Tag des Lebens,
Wie dieser, nicht so schön.

Auf des Gewissens strenger Wage
Durchwägt er sterbend seine Tage,
Und schämt sich seiner Tage nicht.
Sie sind nicht schwarz durch seine Tücke.
Er sieht getrost auf sie zurücke,
Ihm droht kein fürchterlich Gericht.
Kein Seufzer, seiner Angst Verräther,
Schreckt ihn, dem Richter sich zu nahn,
Den oft gekrönte Missethäter
Im Tode zitternd sahn.

Heil

Heil mir! singt, Engel, meine Brüder,
Singt, heilge Sänger, eure Lieder
Dem Tage meines Heils mit mir!
Gott Schöpfer! Vater meine Seele!
Du, dem ich kindlich sie befehle,
Frohlockend send ich sie zu dir.
Bald wird, verloren im Entzücken,
Mein Geist dich, mein Messias, sehn,
Die Wunden deiner Lieb erblicken,
Und ewig sie erhöhn.

Der Christ schweigt, fühlt sein End und danket.
Sein Auge, das schon kraftlos wanket,
Blickt zärtlich noch zu Gott hinan.
Sein Ohr wird taub; doch seine Seele
Hört noch entzückt in ihrer Höhle
Den Tröster ihres Glaubens an.
Sein Mund starrt; doch er starrt vergebens.
Dich, den er, weil er lebt, erhob,
Nennt noch sein letzter Hauch des Lebens,
Und ist noch, Gott, dein Lob.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zwo Oden

auf die Geburt des Erlösers.

I.

Besingt mit heiligen Zungen
Den König, den David besungen,
Den Micha der Nachwelt versprach!
Er naht sich, der König der Ehren,
Ihm folgen in glänzenden Chören
Die Thronen und Seraphim nach.

Er naht sich, um sterblich zu werden
Den sterblichen Bürgern der Erden,
Wird sterblich, und bleibt doch ihr Gott,
Setzt allen Erschaffenen Schranken,
Und macht die verwegnen Gedanken
Des forschenden Stolzes zu Spott.

Den Menschenverkläger zu fällen,
Zerbricht er die Riegel der Höllen,
Und fährt, als ihr Sieger, daher,
Und wirft den Versucher zur Sünde
Gefesselt in ewige Schlünde,
Und unsere Sünden ins Meer.

Nun drohet der Tod uns vergebens.
Wir trinken die Bäche des Lebens,
Sie strömen von Eden uns zu.
Stadt Gottes, ihr sicheren Mauren,
O Zion, du kennest kein Trauren;
O Zion, wie selig bist du!

Die

Die Andacht in himmlischer Jugend,
Und Eintracht, und Unschuld, und Tugend
Bewohnen aufs neue die Welt.
Der Wahrheit gesegnete Spuren
Beblühmen die durstenden Fluren,
Die Fluch und Verderben entstellt.

Mit ihr senkt die Hoffnung sich wieder
Auf eilenden Schwingen hernieder,
Der Menschen Gefährtinn zu seyn.
Der Erdkreis erzählt es dem Himmel,
Und weiht sich in lautem Getümmel
Zur ewigen Fröhlichkeit ein.

Es brausen für Freuden die Meere.
Es jauchzen die schimmernden Heere:
Der Herr hat ein Großes gethan!
Und Augen voll Thränen der Liebe
Verkündigen himmlische Triebe,
Und beten den Ewigen an!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

II.

Nacht voll Heil, voll ewger Wonne,
Froher, als der Stral der Sonne,
Der im ersten Morgen graut,
Wenn sein Roth das Feld bethaut!
Deine Wunder auszubreiten,
Hemmet die Natur den Lauf.
Unerschaffen geht den Zeiten
Neu der Stern aus Jacob auf.

Durch das Heer der lichten Sterne,
Das in unbegränzter Ferne
Ehrfurchtsvoll um ihn sich dreht,
Herrschet seine Majestät.
In noch nie gehörten Kreisen
Oeffnet ieder Stern den Mund,
Und ein Kreis thut andern Kreisen
Jauchzend seinen Aufgang kund.

Aller Himmel Freudenchöre
Rufen: Seele, komm und höre,
Nicht umsonst tönt Gottes Zelt
Von der Harmonie der Welt.
Dieser Stern, der Gottheit Flamme,
Seele, stralt für dich herfür.
Dir geht er von Jacobs Stamme
Herrlich aus, und leuchtet dir!

Stark vom Glauben sieht die Seele
Durch die Schätten dieser Höhle,
Wo der Kummer einsam weint,
Ihren Gott, der ihr erscheint.
Von den Wohnungen der Fülle,
Von dem Meere jener Ruh,
Fließen ihr in heilger Stille
Ströme milder Hoffnung zu.

Kömmst

Kömmst du von des Seirs Gründen,
Von den Klüften scheuer Hinden,
Zions König, in der Nacht,
Groß an Stärke, reich an Pracht?
Steigst du von des Carmels Höhen
Schön, vom Morgen frisch bethaut,
Deine Sulamith zu sehen,
Deine Freundinn, deine Braut?

Seele, welch ein süß Entzücken
Will dich unsrer Welt entrücken?
Schon hat dich kein Erdball mehr,
Schon umringt dich Gottes Heer.
Wo der Engel Harfen klingen,
Ueber aller Sonnen Bahn,
Hebt die Lieb auf starken Schwingen
Dich zu deinem Freund hinan.

Ach, wo ist er, den ich liebe?
Kehrt zurück, entflammte Triebe!
Seele, der dich liebt, ist hier,
Seine Liebe bringt ihn dir.
Such ihn in der armen Krippen,
In der sterblichen Natur.
Gott! hier schweigen meine Lippen,
Und die Thränen reden nur.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Trauerrede
auf die sel. Madem. R ***

Hochgeehrteste Anwesende!

Man darf nur einige Erfahrung besitzen, wenn man sich überzeugen will, daß diejenigen Tugenden nicht immer die grösseften sind, welche das meiste Aufsehen machen, und am meisten bewundert werden. Dem großen Haufen der Menschen ist eine solche Widerspennstigkeit, oder wenigstens eine solche Trägheit, angebohren, so oft sie die rühmlichen Eigenschaften Anderer erheben sollen, daß uns allein aus dieser Ursache die Verdienste verdächtig werden müssen, die wir mit zu viel Lobsprüchen überhäuft sehen. Der Ruhm bey den Menschen muß wohl nicht die wahre Belohnung der Tugendhaften seyn, weil die Vorsehung sie ihnen so selten ertheilet. Sie leben im Verborgnen, weil sie zu furchtsam sind, sich einer Welt aufzudringen, die sich durch ihre Größe beleidigt findet. Sie werden nur von einigen Wenigen gekannt, und von den Uebrigen oft mit gleichgültigen, oft mit gehässigen, Augen angesehen. Ihre Stille, in der sie sich vor den müßigen Blicken der Boshaften und Leichtsinnigen zu verbergen suchen, ist oft nicht

nicht fähig, sie zu beschützen. Sie glauben, daß man sie verachtet, und rächen sich an ihrer Bescheidenheit, als ob Bescheidenheit Hochmuth wäre. Der Himmel, welcher sie besser kennet, entzieht sie endlich der Erde, weil er seine Tugend nicht länger verachten lassen will. Nun beschäfftigen sich die Eitelkeit und die Neubegierde mit ihrer Leiche so sehr, daß sie keine Zeit haben, an ihre Tugend zu denken. Nur einige wenige Freunde der Wahrheit, welche sich grämen, daß die Verdienste keinen andern Lohn haben sollen, als den Lohn der Unnützen, reden von ihnen. Hier und da sieht man einige gleichgültige Zähren, womit der Leichtsinn den Tod einer Tugend bedauren will, welche er in ihrem Leben nicht werth geachtet hat, sie anzusehen; hier und da hört man einige kaltsinnige Klagen, einige matte Lobsprüche, welche den Verdiensten nur dann ertheilt zu werden pflegen, wenn man nicht mehr fähig ist, sie zu kränken. Endlich werden die Tugendhaften begraben, und vergessen. Die Zähren des Leichtsinns, der Gewohnheit und der Verstellung hören so bald auf, als sie entstanden. Ihr Gedächtniß lebt nur noch in einigen edlen Seelen, deren Anzahl zu klein ist, als daß sie dasselbe in einer Welt ausbreiten könnten, wo Laster und falsche Verdienste schon seit langer Zeit der Herrschaft gewohnt sind.

Das ist das Schicksal, welches die Tugend gemeiniglich hat, allerseits hochgeschätzte Anwesende! Sollte es auch wohl das Schicksal derjenigen Tu-

gend seyn können, deren Verlust diese ansehnliche Versammlung veranlasset hat? Wir bedauren insgesammt den Tod unserer liebenswürdigen N***; den frühzeitigen Verlust einer Person, die in ihrem Leben ein zwar unbekanntes, aber sehr nachahmungswürdiges, Muster der Tugenden gewesen ist, und welche wir wenigstens nicht ohne den Lohn sterben lassen wollen, den ihre Bescheidenheit in ihrem Leben nicht angenommen hat.

Sie haben sich insgesammt in dieser Absicht hier eingefunden, hochgeschätzte Anwesende! Keine unedlere Ursache versammlet sie, als der rühmliche Eifer für das Gedächtniß einer verdienstvollen Person, und für die Beruhigung schmerzlichbetrübter Leidtragenden, deren Betrübniß sie dadurch lindern wollen, daß sie dasselbe mit ihnen theilen. Ich würde Sie beleidigen, hochgeehrteste Anwesende, wenn ich nicht das Vertrauen zu Ihnen hätte, daß Sie mich mit Ihrer Aufmerksamkeit nicht verlassen werden, da ich itzt die Ehre habe, Sie an einige Tugenden unsrer seligen N*** zu erinnern. Sie haben zu viel wahre Hochachtung für dieselbe, als daß sie mir diese traurige Pflicht nicht durch Ihren Beyfall, und vielleicht auch durch einige mitleidige Zähren, erleichtern helfen sollten.

Die Vorsehung hatte unsre N*** dazu bestimmt, daß Sie die Tugend in den Augen Aller, welche fähig seyn würden, es zu bemerken, so reizend und liebenswerth zeigen sollte, als sie wirklich

lich ist; und sie ließ dieselbe von Aeltern gebohren werden, die sich eines so kostbaren Geschenks vollkommen würdig zu machen suchten. Sie bewahrten es mit der zärtlichsten Sorgfalt, und vergaßen niemals, wozu es Ihnen anvertraut war. Sie suchten in ihrem Geist sehr zeitig alle die großen Tugenden auszubilden, die in ihm verborgen lagen; und ihr zärtlicher Eifer verließ sich hierbey so wenig auf sich selbst, daß er es sich für keine Schande hielt, die Unterstützung einer aufrichtigen Freundinn anzunehmen, deren Einsicht und Tugend er kannte. Diejenigen unter Ihnen, hochgeschätzte Anwesende, welche das Glück gehabt haben, unsere Selige genau zu kennen, und welche noch bey den letzten merkwürdigen Auftritten ihres Lebens Zuschauer gewesen sind, werden sich hier nicht ohne Wehmuth an die Zärtlichkeit erinnern, mit welcher sie eine so wichtige Wohlthat zu preisen nicht müde ward. Die Thränen einer trostlosen Mutter mögen hier an meiner statt sagen, wie sehr Sie die kindliche Dankbarkeit gerührt hat, durch welche Sie alle ihre mütterlichen Sorgen für mehr, als belohnt, hielt. Unsere Selige freute sich an dem Ende Ihrer Tage, daß Sie nun bald Ihrem verklärten Vater und Ihrer würdigen Freundinn vor dem Angesichte Gottes und seiner Kinder in himmlischen Umarmungen danksagen, und die Früchte ihrer Sorgfalt mit ihnen theilen sollte. Nur einer solchen Sorgfalt, welche den Dank der Ewigkeit verdient, mußte ein Geist anvertraut werden, der so vortrefflich war, als der Geist unserer R***.

Der Himmel hatte ihn mit allen den Fähigkeiten ausgerüstet, welche er den Geistern der Sterblichen nur selten mittheilet, weil sie sehr selten zu den rühmlichen Endzwecken angewandt werden, wozu er sie mittheilt. Sie hätte den niedrigsten Stand edel gemacht, wenn sie darinn gebohren worden wäre; Sie würde dem höchsten Stande Ehre gebracht haben, Sie würde ihm ein Muster der Tugenden gewesen seyn, wenn die Vorsehung es gewollt hätte. Ihr Geist, welcher zu allem fähig war, was gut und rühmlich ist, konnte seine vortreffliche Eigenschaft niemals verläugnen, so oft er etwas unternahm. Er erhob sich zuweilen, mit dem Glück eines großen Geistes, weit über die Vollkommenheiten seines Geschlechts. Er prüfte nur erst seine Kräfte. Eine aufmerksamere und erkenntlichere Zeit, als die unsrige ist, hätte ihn aus diesen Versuchen erkannt, und zu belohnen gewußt. Sie hätte ihn, wenn sein Lauf vom Schicksal nicht unterbrochen wäre, zu Unternehmungen aufgemunter, welche die Bewundrung von mehr, als einer, Nachwelt gewesen seyn würden. Allein der Himmel hielt ihn zu werth, als daß er seine Größe vielen hätte bekannt werden lassen. Diese göttliche Seele war auch selbst so bescheiden, daß sie ihr Geschlecht niemals vergaß, ob sie gleich berechtigt schien, es zu vergessen. Sie ließ sich zu den Verrichtungen herunter, zu welchen auch geringere Fähigkeiten zureichend gewesen wären; und Sie verwaltete sie mit einer Art, zu welcher geringere Fähigkeiten nicht zureichend gewesen wären.

Ein

Ein solcher Geist war würdig, nur zur Ehre des Geistes zu leben, welcher der Vater der Vollkommenheiten ist. Unsere Selige verehrte denselben mit einer Aufrichtigkeit, welche nur durch die wahre Ueberzeugung von seiner göttlichen Hoheit in uns hervorgebracht werden kann. Von Ihren Büchern, dem liebsten Theil dessen, was Sie besaß, machten diejenigen die größte Anzahl aus, welche von der rechten Verehrung des höchsten Wesens und den Pflichten der Religion handeln. Sie hatte dieselben mit einem Geschmack ausgesucht, welcher sattsam zeigte, daß Sie von dem Unendlichen nicht anders dachte, als er will, daß seine Sterblichen von ihm denken sollen. Mit der Betrachtung seiner Wohlthaten, mit der Bewundrung seiner Größe und Werke, brachte Sie die meisten Ihrer einsamen heiligen Stunden zu. Sie suchte ihren Verstand nur deswegen vollkommen zu machen, damit Sie ihn dem Herrn heiligen könnte. Auf die Weise bereitete Sie sich sehr zeitig zu dem Geschäffte der Ewigkeit, in welchem Sie itzt die unendlichen Jahrhunderte zubringt, die Ihr in der Freude des Himmels zu so viel Tagen werden.

Aus dieser Quelle, welche die einzige ist, woraus die wahre Tugend herfließt, hochgeschätzte Anwesende, flossen auch alle die Tugenden, welche wir an unsrer seligen R*** bewundern, und, wenn wir können, nachahmen wollen. Eine Seele, die ihres Ursprungs gewiß ist, und die sich keinen geringern Gegenstand ihrer ganzen Liebe wählt, als den Ewigen, dessen allmächtiger Odem sie gebildet

 hat,

hat, überläßt sich alsdann nur solchen Empfindungen, die Ihres göttlichen Ursprungs, und Ihres eben so göttlichen Entzwecks, würdig sind. So war Ihre Seele! So war deine Seele, bald vollkommen gewordne R***; so war deine liebenswürdige, nunmehr verherrlichte, Seele, so lange sie der Himmel in dem schönen Kleide ihres Körpers den Augen deiner Freunde gönnen wollte!

Nichts macht die Menschen ihrer Herkunft so würdig, als die Menschenliebe. In welche rührende Beschreibungen könnte ich mich hier einlassen, wenn ich unsere R *** nur auf dieser Seite zeigen wollte. Ihr Herz empfand das Glück, geliebt zu werden, so sehr, daß es seiner Liebe Alle diejenigen theilhaftig zu machen suchte, die derselben nur einigermaßen fähig waren. Sie betrachtete das Schicksal Anderer, als Ihr eignes. Eine unglückliche Unschuld, eine leidende Tugend, ein verlaßnes Elend, fanden bey Ihr allemal wenigstens Mitleiden; und das finden sie doch so selten! fanden bey Ihr, so oft Sie konnte, eine sichre Hülfe; und die finden sie doch fast niemals! Sie suchte die Tage Ihrer Freunde zu Tagen der Zufriedenheit zu machen. Sie verstand diese Kunst sehr wohl, und bis an die letzten Stunden Ihres schönen Lebens ist Ihre Sorge für das Vergnügen der Ihrigen nicht müde geworden.

Ich würde Sie zu wehmüthig machen, hochgeschätzte Anwesende, wenn ich hier die Zärtlichkeit abschilderte, durch welche Sie Ihre nun beraubte Mutter zur fröhlichsten und glückseligsten unter allen

Müttern

Müttern machte, welche sich über alle Ihre Geschwister ausbreitete, und deren Andenken itzt insonderheit die Seele Einer Schwester zu einer Seele voll Trauren macht, weil das Schicksal ihre Hälfte von ihr gerissen hat.

Nirgends haben die Verdienste mehr wahre Hochachtung gefunden, als bey Ihr. Sie wußte sie zu unterscheiden, wo Sie sie antraf, und Sie wünschte oft so glücklich zu seyn, daß Sie dieselben belohnen könnte. Die Verdienste schätzten sich aber durch den Beyfall einer Person für belohnt genug, welche so fähig und so würdig war, sie zu beurtheilen.

Weit erhaben über die Begriffe des großen Haufens, über seine Wünsche, und über seine Ehre, suchte Ihre großmüthige Seele keine andre Belohnung, als die süsse Zufriedenheit einer vollbrachten Pflicht, an deren Seite die Tugend so muthig dem Ziele zueilet, von welchem tausend Hindernisse sie entfernen wollen. Weder die Eitelkeit ihres Geschlechts und ihrer Jahre, noch die Gefahr, welche die Tugend von dem Unverstande des Volks fast immer zu befürchten hat, konnte Sie bewegen, den Weg zu verlassen, der allein verdiente, von Ihr betreten zu werden. Sie gieng denselben mit der Standhaftigkeit eines edlen Herzens, welches einen jeden Beyfall verachten darf, der weniger zuverlässig ist, als das Wohlgefallen dessen, der die Welt richtet.

Was soll ich Ihnen, hochgeschätzte Anwesende, für eine Abbildung von Ihrer Bescheidenheit ma-

chen, mit welcher Sie, als mit einer heiligen Macht, den Glanz Ihrer Tugenden vor den Augen der Menge verbarg? Warum waren dieselben nicht muthig genug, sich den Sterblichen zu zeigen, welche so wenig geneigt sind, sie zu suchen? Sie würden in der liebenswürdigen Gestalt eines schönen Körpers, und in den feinsten Zügen, welche Unschuld und Freundlichkeit einem Gesichte mittheilen können, gewiß gefallen, sie würden alle Herzen zu ihren Verehren gemacht haben. Vielleicht würden sie sich itzt vereinen, Sie zu beklagen, und Ihr Gedächtniß unsterblich zu machen. Vielleicht auch = = = doch Sie würde uns ein unvollkommneres Muster seyn, wenn Sie uns nicht auch durch Ihre Bescheidenheit ein Beyspiel derjenigen Tugend geben könnte, die unter allen vielleicht die schwerste ist.

Das Lob und die Bewundrung ist keine schwache Versuchung für einen Geist, der es sich zutrauen darf, daß er sie verdienen kann. Unsre bescheidne R*** überwand dieselbe. Sie war mit der Erfüllung Ihrer Pflicht so sehr beschäfftigt, daß Sie nicht einmal an die Ehre dachte, welche derselben auf dem Fuß hätte nachfolgen müssen, wenn wir Sterblichen sie immer dem Verdienste zu geben gewohnt wären. Niemals hat man auf Ihren Wangen die Freude und die stolze Selbstzufriedenheit erblickt, welche die Lobsprüche so leicht hervorzulocken pflegen. Niemals haben sich Ihre Augen mit einer falschen Demuth niedergeschlagen, welche nur deswegen die Lobeserhebungen verbittet, weil sie größre wünscht. Aber wir haben in Ihrem

Gesichte

Gesichte wohl eine bescheidne Röthe aufblühen sehen, wenn ein gerechtes Lob Sie überraschte. Sie suchte dasselbe nie; Sie fand es zuweilen, und betrachtete es immer als ein Geschenk Ihrer Freunde, das Sie noch erst verdienen wollte. Soll nun das der Lohn für ihre Bescheidenheit seyn, daß wir das Gedächtniß Ihrer Tugend sterben lassen? Was ist denn die Belohnung des Hochmuths?

Doch ich muß vor allen den reizenden Bildern, unter welchen sich mir Ihre Tugenden vorstellen, vorübereilen hochgeschätzte Anwesende! Der Himmel hat uns dieselben nur gewiesen; diese Tugenden sind uns entrissen. Sehen Sie dieselben nur noch in den entscheidenden Stunden, wo oft die größte Tugend schwach zu werden scheint, weil diese Stunden die letzten sind, die ihre Belohnung verzögern.

Ich muß Ihnen hier unsre R*** auf dem Krankenbette zeigen. Die langen Schmerzen haben aus Ihrem Gesichte noch nicht alle die Züge vertilgen können, in welchen sich die Heiterkeit und Sanftmuth Ihrer Seele abzuzeichnen pflegten. Ihr Körper leidet; er leidet Martern, die er schon lange mit sich herumgetragen hat, und die ihm eher nicht, ihn zu verlassen, Hoffnung machen, als mit dem Leben. Die Seele, welche so viel Ursache hatte, ihren Körper zu lieben, leidet mit ihm. Aber sie leidet mit der Großmuth der Tugend; sie leidet mit der Geduld einer Seele, die sich durch die Religion zu stärken weis, und sich entschließt, dem Herrn alle ihre künftigen Tage aufzuopfern, sowohl diejenigen, die er ihr schenken will, als diejenigen, die

er

er aus weisen Absichten verkürzt. An Ihrem Bette steht eine Mutter, auf deren Wangen der Gram jene seine traurigen Züge schon eingräbt, deren Spuren keine künftigen Zeiten so leicht auslöschen werden: Sie sieht mit einer stummen Furcht das Schicksal schon voraus, das sie itzt mit diesen ihren mütterlichen Zähren beweinet, deren Vorstellung meine leidende Seele nicht aushalten kann. An Ihrem Bette steht eine Schwester, welche sich ihrer Betrübniß, die ihr zu stark wird, überläßt, und in ihren Klagen ihre Wollust findet; eine andre Schwester, welche ihre Schmerzen mit einer tiefen Angst in sich verschließen will, um ihrer Geliebten den Kummer über ihre Wehmuth zu ersparen; Freunde, welche das Mitleid und die Liebe hergeführet hat, ihre leidenden Freunde zu trösten, und die itzt selber Trost suchen, ihr Angesicht wegwenden, die Thränen heimlich auszuschütten, die sich desto stärker hervordrängen, je mehr die Seele sich anstrengt, sie zurückzuhalten. Alles ist betrübt, alles klaget, alles erwartet mit banger Angst das für sie so traurige Ende dieser langen Quaal. Nur Sie allein, nur die großmüthige Seele der Kranken ist getrost, nur Sie allein läßt keine andern Klagen hören, als die zärtliche Klage, daß Sie Ihren Freunden so viel Bekümmerniß verursacht. Sie leidet Ihre Schmerzen standhaft, und der geringste Aufschub derselben ist genug, Sie aufzuheitern. Sie bittet Ihre Freunde, Sie dem Willen der Vorsehung zu überlassen, und nach Ihrem Tode Sie dadurch zu ehren, daß sie ihre Thränen um

Sie

Sie mäßigen. Mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit dankt Sie iedem unter ihnen für seine Liebe, und für die Sorgfalt, womit er Sie am Ausgang Ihres Lebens unterstützen will. Sie gedenket noch der Armen mit einem edlen Mitleiden, und schätzt sich für belohnt genug, wenn gleich auch das Gebet derselben Ihre Jahre nicht verlängern sollte. Mit der Gelassenheit einer ruhigen Unschuld, sieht Sie dem Ende Ihrer Tage entgegen, welches sich immer nähert. Der Tod kömmt; aber er kömmt zu Ihr, als ein erwarteter Freund, dessen Ankunft nicht schrecklich ist. Sie stirbt; und Ihre Werke folgen Ihr nach.

Vier und zwanzig Jahre waren wohl nicht das Alter, welches eine solche Tugend verdiente, wenn anders wir Sterblichen fähig sind, ihren Lohn zu bestimmen. Warum gefiel es dem Himmel nicht, Sie uns noch länger zu gönnen? Warum ließ er Sie nicht noch ein Herz glücklich machen, welches in Ihrem Besitz ein Glück gefunden hätte, das weit über seine Wünsche und Hoffnungen erhaben gewesen wäre? Konnte er denn kein Herz finden, das sich Ihrer würdig zu machen gewußt hätte? Weswegen durfte Sie uns nicht Erben Ihrer Tugend geben, die uns dereinst über Ihren Verlust einigermaßen getröstet hätten?

Vergebliche Wünsche! Vergebliche Fragen! Die Vorsehung beschloß ein anders. Sie stirbt!

Der Himmel weis zu wohl, wie viel er Ihnen entzieht, hochgeschätzte Leidtragende, als daß er von den Thränen, die Sie um unsre selige R***

ver-

vergießen, eine einzige misbilligen sollte. Erinnern Sie sich an Ihre letzte Bitte: Ehren Sie mich nach meinem Tode dadurch, daß Sie nicht zu sehr um mich weinen. Ihre sterbende Seele war so groß, daß sie einen solchen Wunsch thun konnte; sollte Ihre Seele, hochgeschätzte Leidtragende, nicht auch groß genug seyn, ihn zu erfüllen?

Gott, welcher Traurigkeit und Freude unter den Sterblichen austheilt, wie er will, stärke Sie zu dem Kampfe, in welchen er Sie nicht deswegen geführt hat, damit Sie überwunden werden? Er beruhige Sie durch ein Gefühl der Freude, deren Genuß die Selige nun über alles das tröstet, was seine väterliche Weisheit Sie hier hat leiden lassen; deren Genuß Sie itzt die heiligen Lobgesänge lehret, in welchen Sie ihm danksagt, daß er Sie so bald vollkommen gemacht hat. Er rufe die Freude in Ihre Herzen wieder zurück, und vergelte Ihnen Ihre Traurigkeit mit Wonne.

Mit diesen Gedanken lassen Sie uns die geliebte Leiche unsrer R*** an ihre Ruhestätte bringen. Wir wollen insgesammt, hochgeschätzte Anwesende, mit dem festen Vorsatz aus einander gehen, das Angedenken unsrer seligen R*** allemal lebhaft in uns zu erhalten. Nein, das soll nicht der Lohn eines so bescheidnen Verdienstes seyn, daß wir es vergessen. Ihr Gedächtniß soll gesegnet bleiben, und Ihrer Tugend wollen wir nachahmen.

Elegie

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Elegie an Herr U.

Bald werd ich dich, o Gegend, wiedersehen,
In der ich einst das erste Licht erblickt.
Ich irre bald auf jenen steilen Höhen,
Die nun der Lenz mit neuen Farben schmückt.
Sey mir gegrüßt, o Land, das mich erzeuget,
Sey mir gegrüßt, geliebte Einsamkeit.
Bald wird der Wald, der ietzt noch traurig schweiget,
Von Liedern laut der Zärtlichkeit geweiht.
Dann komm, mein U..! du riefst in unsre Felder
Die Grazien, der Gegend unbekannt;
Wie schüchtern sahn sie nicht die stummen Wälder,
Und den noch nie betretnen Regniz Strand?
Dann komm! der Wald soll froh von Liedern klingen;
Ich stimme selbst mit schwachen Tönen ein.
Du suchest kühn Horazen nachzusingen,
Du singst beherzt, gleich ihm, von Lieb und Wein.
Ich, den kein Schwung zum Helicon geführet,
Seh schwindelnd nur, nacheifrungsvoll, nach dir.
Die Nachwelt wird noch durch dein Lied gerühret;
Mein Grab umschließt einst meinen Ruhm mit mir.
O Einsamkeit, die ich voll Ehrfurcht grüße,
Komm, hülle mich in deine Schatten ein!
Wenn ich in dir mich vor der Welt verschließe,
So leb ich dann der Freundschaft nur allein.

O könnt

O könnt ich stets in stillen Wäldern leben
Von Ehrsucht frey, vom eitlen Volk entfernt,
In Wüsten, wo die Seele sich erheben,
Und, frey vom Zwang, sich selbst empfinden lernt!
Der Wälder Nacht, und heiligöde Stille
Ist jener gleich, die meine Brust erfüllt.
Es sey die Nacht, in der ich mich verhülle,
Elysium! von dir ein Schattenbild.
Die Stille zeugt die göttlichsten Gedanken,
Es fühlt sich selbst der stolzgewordne Sinn.
Es flieht der Geist des Erdballs enge Schranken,
Und schwinget sich zu seinem Ursprung hin.
Empfanget mich, ihr Schauervollen Schatten,
Und wenn ich einst mein Leben durchgedacht,
So sollt ihr noch der Asche Ruh verstatten.
Empfanget mich, verdoppelt eure Nacht.
Die Muse treibt aus dem geweihten Haine
Von meinem Grab Neugierige zurück.
Verbergt den Rest der ruhenden Gebeine
Der Sterblichen unheiliglichem Blick.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ode an den Herrn W**

Wenn nun des Jünglinges Herz nicht einsam mehr empfindet,
Noch ungetröstet klagt,
Und die Geliebte, die er für sich geschaffen findet,
Nun Mann zu sagen, das erste mal wagt:

Wenn sie begeisterter spricht, und ihre heitre Wange
Sich höher färbt und brennt,
Und sie, durch Amorn befreyt vom jungfräulichen Zwange,
Den neuen Namen schon hundert mal nennt:

Und sie ihr sittsames Haupt an seine Brust verstecket,
Geheimer roth zu seyn,
Und, was die Stimme versagt, durch Blicke mehr entdecket,
Die Lieb und Wünschen und Hoffen zerstreun:

Wenn er ihr klopfendes Herz empfindet, und ihr Beben
An seiner vollen Brust:
Wie ist dem Glücklichen dann! Welch neu elysisch Leben
Fühlt er, und welch unbesingbare Lust!

Ihm gieng der lachende Lenz sonst ungefühlt vorüber;
Nun sieht er ihn erst blühn,
Hört das verliebte Gespräch des lauten Walds nun lieber,
Verstehts, und alles ist Frühling um ihn.

Ein dreymal glücklicher Mann! Er lebt nicht mehr vergebens.
O jauchzt der Liebe zu!
Er dankt der Liebe sein Glück, und den Genuß des Lebens.
O Liebe, Liebe, wie mächtig bist du!

Er jauchzt: Nun ist sie erseufzt! Ihr Reiz und ihre Jugend,
Ihr edles Herz ist mein!
Wer ist der Glückliche? Freund, du bists! du wolltest Tugend.
Und wie viel Tugend ist heute nicht dein?



Die

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Gewalt der Liebe,
eine Cantate.

Das Fest geht an! Es tönen schon
Die Lieder und das Spiel.
Und mächtig herrscht ein ieder Ton
In iede Brust Gefühl.

Es tönt der muthige Gesang
Hoch durch den ganzen Saal,
Wie der, der vom Olymp erklang
Beym göttervollen Mahl.

Denn was hier tönet, tönt von Dir,
Cytherens Königinn,
Dich, Göttinn Liebe, singen wir,
Der Herzen Siegerinn!

Wer ist der Einsame, der Freunden, die ihm gleichen,
Sich aus den Armen stielt, und ihre Scherze flieht,
Und unter jenen finstern Sträuchen
Tiefsinnig irrt, wo auch die Sonne nicht ihn sieht?
Sein ernsthaft Auge klagt, und stillentfallne Zähren
Verkündigen sein tiefempfundnes Leid;
Und Seufzern kann er nicht, ihm zu entfliehen, wehren,
Ob er dem Herzen gleich gebeut.

Sein ungehorsam Herz gehorcht nur dir, o Liebe;
Dein Trieb verschlingt in ihm die andern schlechtern Triebe,
Nur du bist sein Gesetz, sein ganz Gefühl ist dein.
Er segnet dich und deine Leiden,
Entsaget ohne Reu den Scherzen und den Freuden,
Und will gern traurig seyn.
Wenn die, für die allein sein ganzes Herz empfindet,
Und außer der er nichts begehrt,
Wenn die Geliebte nur den stillen Wunsch erhört,
Ihn ihrer Liebe würdig findet,
Und ihre Zweifel überwindet,
Wenn ihm ihr Blick nur Liebe spricht,
Wie glücklich ist er nicht!

Die Liebe verkündigt euch, zärtliche Herzen,
Ein sanft Gefühl noch nie empfundner Schmerzen,
Und mit Entzücken lohnt sie euch.
Wenn Augen voll Liebe sich zärtlich begegnen,
Und Beide sich, daß sie sich fanden, segnen.
Was ist denn euren Freuden gleich?
Nur eine der Zärtlichkeit heilige Stunde,
Ein Kuß, ein Wort aus dem geliebten Munde,
Ist euch mehr, als ein Königreich.
Die Liebe verkündigt euch, zärtliche Herzen,
Ein sanft Gefühl noch nie empfundner Schmerzen,
Und mit Entzücken lohnt sie euch.

Und

Und wenn zuletzt der große Tag erscheint,
Und Seelen, die sich zugehören,
O Liebe, durch dein Band vereint;
Was kann denn ihre Freuden stören?
Was fehlt dem Leben wohl, dem nicht dein Glücke fehlt?
Nun schleichen ferner nicht die ungenützten Stunden
Verdrießlich um sie her, vom Ekel nur empfunden,
Der ihre trägen Schritte zählt.
Sie suchen sich nicht mehr; sie haben sich gefunden.
Sie sind auf ewig nun verbunden,
Und ungenützt und unempfunden
Verschwindet ihnen nicht ein einzger Augenblick.
Denn ieder, der entflieht, ist Glück.

Dich hat der Himmel dem Leben
Zur besten Gefährtinn gegeben,
Beglück, o Liebe, jede Brust!
Vergilt den Deinigen nun die hingeseufzten Tage,
Und iede stille Klage,
Mit tausendfacher Lust!
Dich hat der Himmel dem Leben
Zur besten Gefährtinn gegeben,
Beglück, o Liebe, jede Brust!



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ode an Herr G**

Sie sind entflohn, die unzufriednen Klagen,
Die tiefe Schwermuth, mein Tyrann.
Die Sorgen dürfen sich an meine Brust nicht wagen,
Und stille Freude lacht mich an.

Ich segne dich mit meinem ganzen Herzen,
O Liebe! Lange war es dein.
Viel Freuden gabst du mir, viel; aber mehr noch Schmerzen!
Nun sind auch deine Freuden mein.

Sie sammlen sich in einer langen Reihe
Mit iedem Morgen rings um Dich.
Es ist in ihrer Hand Belohnung für die Treue,
Und unaussprechlichs Glück für mich.

Oft kehrt zu mir in der Betrachtung Stunden
Ein Bild der alten Zeit zurück,
Die ich in Einsamkeit durchseufzt. Sie ist verschwunden!
Gedoppelt fühl ich nun mein Glück.

So

So glücklich war, mein G**, auch dein Leben;
Ach leider war es so, mein Freund!
Nun aber hast du schon, dem Kummer übergeben,
Viel bange Monate durchweint.

Denn Sie entschlief. Wer nennet deine Leiden,
Als sich ihr werthes Auge schloß,
Das Aug, aus dem in dich ein Ueberfluß der Freuden
Mit iedem Lächeln sich ergoß?

Vor ihm entflohn aus deiner Brust die Sorgen,
Der trübste Tag entwölkte sich.
Wie aber ist dir itzt ein ieder deiner Morgen,
So einsam, schwarz, und fürchterlich!

Umsonst entfliehn mit schnellem Flug die Tage,
(Ach, iedem Glücklichen zu früh!)
Du zeichnest ieglichen mit einer neuen Klage,
Und deine Wehmuth zählet sie.

Und nie wirst du der tiefen Schwermuth müde,
Die dir kein Freund erleichtern kann.
Der Stillstand deines Grams ist nur ein falscher Friede,
Und kündigt lauter Aufruhr an.

Freund, im Genuß der Freuden meiner Liebe
Seh ich dich Thränenvoll vor mir,
Und ehre deinen Schmerz, und fühl ihn, weil ich liebe,
Und weil ich glücklich bin, mit dir.

Sie ist es werth, daß mit getreuen Zähren
Noch deine Seele sie beweint.
Mein freundschaftlicher Schmerz soll mit dem deinen währen
Ich liebte sie, und war ihr Freund.



* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

An Herrn von St**.

Nach der Ode des Horaz:

Quid bellicoſus Cantaber, et Scythes etc.

St**, warum itzt das glänzende Feld an der kriegriſchen Donau
Unter dem ſtreifenden Ungar entflieht,
Oder der eiſengeharniſchte Reuter, der wilde Pandure,
Zu der Jablunka Gebirge ſich drängt;

Was geheim in der Seele der große Friedrich beſchließet,
Wenn er vor Legionen ſich ſtellt,
Die, wie ein ſchweres Gewitter am langſamdonnernden Himmel,
Schrecklich und dunkel zum Schlachtfelde ziehn;

St**, dieß laß uns nicht forſchen. Wir brauchen zur Freude des Lebens
Oeſterreichs Schwerdt nicht, nicht Galliens Heer.
Ach! wie entflieht uns ſo ſchnell die leichte heitere Jugend,
Mit ihr die Freude, die Liebe, der Scherz!

Phöbe lachet nicht immer mit hellem Gesicht aus den Wolken,

Immer nicht lacht uns der blühende Lenz.

Wird nicht die Locke schon grau? Laß dann die Sorge dem König,

Und uns die Freude, den Freund, und den Wein.

Warum wollen wir nicht in laubichten Lindengewölben,

Oder hier unter dem Ulmenbaum ruhn?

Uns mit Rosen bekränzen, und mit der Burgundischen Traube,

Weil wir noch leben, die Herzen erfreun?

Vor dem berauschenden Nektar entfliehen die nagenden Sorgen,

Auch die verhaßte Melancholey flieht.

Kühl uns, o Knabe, den Wein in diesem silbernen Brunnen,

Welcher von schallenden Felsen sich gießt!



Lagosiade,

oder

die Jagd ohne Jagd.

Ein scherzhaftes Heldengedicht.

Bella, horrida bella
Et Tibrim multo spumantem sanguine cerno.

Virgil.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Lagosiade.

Erster Gesang.

Singe, Muse, die Abendtheuer, und das seltsame Jagdglück eines edlen **Yorkschirers**, welcher mit fliegenden Füßen einen schnellen Rammler überhohlte; ihn in den Fluß jagte, und mit einer herkulischen Keule seine Nase zerschmetterte, daß sein unwilliger Schatten zu den finstern Reichen des **Pluto** hinabflog, und sein leckeres Wildpret auf einer fröhlichen Tafel den Jäger belohnte.

Sage zuerst, o Muse, denn dir ist nichts verborgen, wer gab diesem edlen Jünglinge den großen Gedanken ins Herz, die weiten **Riddagshäusischen** Felder zu durchirren, die unwirthbaren Gebirge zu besteigen, und dem Hasen in sein verborgenstes Lager nachzuspüren? Wer machte ihm zuerst die schmeichelhafte Hoffnung, ohne dem Donner der Jagd, oder die blutdürstige Meütte, ihn erlegen zu können?

Phöbe

Phöbe war es, welche den brittischen Jüngling im süßen Schlummer erblickte, als sie von ihrem silbernen Wagen auf die stolzen Zinnen des **Carolinum** herunterschaute. Seine Miene gefiel ihr, und die blühende Wange des **Endymion** hatte sie ehmals nicht stärker gereizet, als dieser liebenswürdige wilde Jäger, welcher sie schon auf den brittischen Inseln verehrte, und das fürchterliche Jagdgeschrey anzuheben wußte, daß die umliegenden Berge und Thäler erschallten. Sie stieg sogleich zu den Altänen des Musensitzes herunter, nahte sich seinem Lager, und indem sie ihn, schamhafterröthend, geküßt, sagte sie: Schlafe sanft, edler Jüngling, schlafe sanft! Kein fürchterlicher Traum müsse dich beunruhigen; kein altes Weib müsse dich küssen wollen, noch ein finnichter Kerl mit einer großen gebährenden Nase dir erscheinen. Falle nicht herunter vom Thurm, und ertrinke nicht im schilfichten See! Ich, **Phöbe-Diana**, habe dich zu meinem Liebling erkohren. Und wie sollte ich es nicht thun, da du oft mit verliebten Augen zu ganzen Stunden auf meinem Antlitz gehangen, und deine keusche Liebe niemanden gewidmet hast, als mir. Darum sollen auch immer die süßesten Träume dein Lager umflattern. Ueber zwölffußbreite Graben sollst du hinwegspringen, oder alle deine Gefährten im Laufe zurücklassen.

lassen. Tausendmal hintereinander soll der Federball von deinen Schlägen durch die Luft fliegen, und ein achtfaches **Entrechas** soll dich über den Boden erheben. Du sollst auf dem **Bucephalus** sitzen, unerschrocken, unbeweglich, ob er sich gleich wie ein Elephant in die Luft hebt, seinen Speckhals krümmt, und hintenausstreicht, und wiehert. Du sollst den hitzigen **Schwan** galloppieren, daß seine Augen funkeln, und sein Schweif fliegt wie Feuerflammen; du sollst auf ihm sitzen, wie eine Kerze, wenn er sich levirt; der entzückte Bereuter soll rufen: ah bon! und das Reithaus soll wiederschallen: ah bon! Aber noch grössere Freuden warten auf dich! Freuden, die nicht Träume seyn sollen, sondern die ich wahr machen will, dich zu großen Thaten zu ermuntern. Ehe noch die Sonne ihr Haupt in die westlichen Fluten getaucht hat; eh noch die Tänzerinn ihre Schminke abgewischt haben wird; und ehe noch die schamhaften Nymphen des **Violengäßchen**, oder der **Fröseustraße** aus ihren wohlriechenden Cabinettern unter dem Dache, oder nah am Hünerhause, heraustreten, und die einsamen Kirchhöfe und dunklen Gäßgen besuchen, ihren Schleyer zurückschlagen, und das Feuer ihrer Augen verdoppeln, einen von Gold schimmernden Tänzer, oder Sänger, zu verführen, oder, wenn alles umsonst ist, das Schilderhaus eines

eines nicht ekeln Kriegsmanns mit ihm zu theilen*; ehe alles dieses geschehn wird, sollst du schon einen Hasen erlegt haben, und als ein Halbgott verehrt und bewundert da sitzen, und lachen und jauchzen, daß die Gallerien zusammenlaufen, und **Rips**, **Pantalon**, und **Bellone**, und **Girl** mit weitem Rachen dazwischen bellen, und den liederreichen Nachtwächter aus seiner besten Cadanz bringen sollen. Folge deiner Bestimmung, und verlaß dich auf meine Versprechen! Daß es dir aber nicht an einem Gefährten und Zeugen deiner erhabnen Thaten mangele, will ich dir einen **Achates** erwecken, dich zu begleiten. Dieses ist **Zelindor**, welcher oft das einsame Gebirge, und die stillen Einöden darinn, besucht, oder am murmelnden Feldbach, und an den anmuthigen Ufern der **Riddagshäusischen** Teiche herumwandelt, Gedanken zu sammeln, die ihn verewigen sollen. Dieser soll dich verewigen; ich will seinen Busen entflammen, dich zu singen, und dein Ruhm soll dauren, so lange noch ein Federhut um das **Carolinum** herumflattert, und

* (Beleidgender Anblick! welcher oft gemacht hat, daß ich mein jungfräuliches Gesicht mit dem Schleyer der Wolken bedeckt!)

und Steinschnallen schimmern, Degenbänder glänzen, und die Köpfe der Stutzer mit Taubenflügeln herumfliegen.

Also sagte sie, und stieg wieder auf ihren silbernen Wagen, und ließ den Jüngling in der angenehmen Hoffnung seines Glücks. Er erwachte, stand auf, und vergaß bald unter den Geschäfften des Vormittags seine Hoffnung und seinen glücklichen Traum.

* *

Lagosiade.

Zweyter Gesang.

Die festliche Mittagsstunde war itzt vorübergegangen. Vierzig hungrige Mägen waren gefüllt, und vierzig blühende Jünglinge stiegen auf einmal von ihren künstlich geflochtnen Rohrstühlen auf, und vertheilten sich in Banden, oder einzeln, jeder, wohin ihn seine Neigung, oder Wahl, leitete, die langen Stunden zu verkürzen; entweder auf einer grünen Tafel an elfenbeinernen Kugeln der Bewegung verborgne Gesetze auszuspähen, oder auf dem anmuthigen Walle, und in den langen Aleen die ersten Frühlingslüfte zu athmen. Ei-

nige unterhielten sich von den Abendtheuern der letzten Mummerey, und giengen mit Anschlägen zu künftigen Verkleidungen schwanger; Andre übten sich mit dem elastischen Federball, schwammen in künstlichen Tänzen dahin, oder kämpften mit blinkenden Rappieren gegen einander; noch Andre, ernster und melancholischer, gesellten sich zu dem **Römer** und **Britten**, und unterhielten sich mit ihnen von Weisheit und Tugend. **Hektor** aber, so hieß der brittische Jüngling, wandte sich zu seinem oftmaligen Gefährten, und sprach: Laß uns den reinen Frühlingshimmel trinken, **Zelindor**, und die dumpfichte Stadt verlassen! Siehe, die trockenen Wiesen winken uns zu sich, schon ist die Lerche zurückgekommen, und die Frösche fühlen den herannahenden Lenz, und fangen an, aus ihrem langen Winterschlaf zu erwachen. Sieh, wie stralet die Sonne, wie locket das Feld! Laß uns eilen, damit dieser herrliche Tag nicht ungenossen vorbeyflieh.

Also sprach er, und ergriff seinen knotichten Dornstock, welcher an einem Pfeiler gelehnt stand, und Beide giengen mit eilenden Schritten tief in das Feld. Mitten im Felde liegt ein kleines anmuthiges Gebirge, mit zackigten Tannen und Kiefern bekrönt, welche weit in die Ebne schauen, und den wandernden Ortolan hieherlocken, der hier oft-

mals

mals vorüberstreicht, und gefangen und gemästet wird, gleich den Kriegsgefangnen eines **Cariben**, oder **Jerquoisen**, der nach Menschenblut dürstet. In des Landmannes Munde heißt dieses Gebirge der **Nußberg**, aber in der Sprache der Götter wird er der **Berg der Betrachtung**, oder die **poetische Klause**, genannt. Durch ihn führet ein krummes verwachsenes Thal, eine melancholische Einöde, rund umher mit rauhen steilen Felsen umgeben, von denen nur einige wilde Gesträuche traurig und malerisch herabhängen, und sich unten in einem klaren See spiegeln, welcher in alten Zeiten verwünscht worden, und von Feyen und Wassernixen bewohnt wird, die an seinen Ufern oft ihre goldgelben Haare kämmen, und oftmals tief aus seinen Gründen ihre Klagelieder erschallen lassen. In diesem Thale haben seit undenklichen Zeiten die Kaninchen ihre Wohnungen angerichtet; es ist eine Freystatt der Feldhüner, und die Zuflucht der Füchse und des geizigen Dachses. Der brittische Jüngling stand itzt hoch auf dem Felsen, schaute herab in das Thal, und hob ein Jagdgeschrey an, daß die Felsen erschallten. Als er hinabstieg ins Thal, kam ihm **Diana** entgegen mit einer leichten Flinte auf den Schultern, und einem Hund an der Seite. Ihr Haar flog in den Wind, und ein weißer Federhut schmückte die trotzige Stirn. Gleich

einer **Spartanischen** Jungfrau, oder der **Thrazischen Harpalice**, wenn sie die feurigen Rosse müde jagt, und auf ihrer Flucht den schnellen **Hebous** überhohlt; oder gleich einer Amazoninn, die mit dem Morgen nach dem Lager fährt, Herzen zu erobern, und die jungen Fähndriche zur Verzweiflung zu bringen. Hast du nicht, hub sie an, eine von meinen Gefährtinnen gesehen, die dort unten im Thal irgendwo meiner wartet, und indem ich hier den Kaninchen nachgehe, oder Hasen aufsuche, unterdeß Operarien lernt, und den Bergen, gleich einer andern **Echo**, die Seufzer eines **Tamerlans** und **Bajazeths** wiedersagt? Also **Diana;** ihr gab der Jüngling zur Antwort: Ich habe deine Gefährtinn nicht gesehn, noch ihre Triller gehört, o du, wie soll ich dich nennen, edles Fräulein, wo du nicht eine der Nymphen oder Göttinnen bist, welche so oft den Dichtern erscheinen. Glücklich seyst du auf deiner Jagd, aber wie glücklich wär ich, wenn mir erlaubt wäre, dir zu folgen, und mit dir die Ehre der Jagd zu theilen! Mir auch haben die Götter die Augen geschärft, um in die Ferne zu sehn, und mir Geschicklichkeit gegeben, das donnernde Feuerrohr glücklich zu führen. Das wahre Jagdgeschrey wohnt in meiner Kehle, davon sind die Gefilde Brittaniens Zeugen. Warum muß ich auf deutschem Boden meinen

Muth

Muth zurückhalten, und die edle Beschäfftigung verlernen, ohne die mancher **Lord** vor langer Weile sich aufhängen würde!

Dieses sagte der Jüngling, und die Göttinn versetzte lächelnd: Folge mir nach, das Glück ist uns vielleicht nicht ungünstig! Alsobald folgte der Jüngling ihr nach, und stieg hinter ihr her. Als sie ganz aus dem Gebirge gekommen, kehrte die Göttinn sich um, und sprach: Siehe dort unten fließt in den Wiesen ein Bach, nahe dich seinen Ufern, und sey glücklich! Also sagte sie, und ihre Rosenwangen glühten schöner; ihre Haare hauchten einen ambrosialischen Geruch aus, sie gieng, als eine wahre Göttinn, einher, und verschwand. Also geht eine Theaterschöne in einer süssen Atmosphäre wohlriechender Wasser dahin; sie läßt einen langen Schweif von Lavandegerüchen nach sich, und ihr Schnupftuch verkündigt durch eine halbe Gasse die Göttinn. **Hektor** staunte und wandte traurig sich um; er sah seinen Freund von fern hinter sich herkommen, welcher in tiefen Gedanken gewandelt, und nichts von der Erscheinung dieser Göttinn gesehn. **Hektor** aber gieng tiefsinnig vor sich fort, und verschloß das Gesicht stillschweigend in seinen Busen.

* *

Lagosiade.

Dritter Gesang.

Beide giengen indeß vorwärts in den weiten Gefilden nach einem sanftrauschenden Bach zu, der in unzähligen Krümmungen, gleich dem **Mäander** der Fabel, sich durch das Feld schlängelte, und beynahe zu seinem ersten Ursprunge zurückkehrte. Vom Regen- und Schneewasser taumelnd, strömte er itzt schäumend dahin; die unterwaschenen Wurzeln der bejahrten Weiden lagen entblößt da, und seine Wellen drohten zusehends die alten Ufer zu verlassen, und über die zagenden Wiesen zu rauschen. **Hektor** maß schon mit seinen Augen die Breite der Flut, und suchte den Ort aus, von welchem er mit einem kühnen Anlauf über den Graben zu setzen gedachte; als plötzlich ein munterer Rammler dicht am Fluß vor ihm aufsprang, und so, wie er oftmals gewohnt gewesen, über den Bach hüpfen, und mit einer schnellen Flucht seinen Feinden entgehn wollte. Aber das gräßliche Jagdgeschrey, welches **Hektor** im Augenblick anhob, erschreckte ihn so sehr, daß ihn seine Kräfte verließen; er sprang zu kurz, und

plumpte

plumpte vom jähen Ufer zurück in die schäumenden Fluten. Neunmal versuchte der flüchtige Rammler das Ufer zu ersteigen, neunmal aber fiel er zurück, und badete seinen schneeweißen Bauch in dem reißenden Strom. Aechzend sah er die Wiesen, vom goldnen Tage bestralt, und die wilden Rasenbänke, wo er mit seinen Freunden zu scherzen gewohnt gewesen, und seinen Buhlschaften nachhieng. Als er zum zehntenmal seine Kräfte versuchen wollte, seufzte er also zu den Nymphen des Bachs: O ihr **Najaden**, die ihr oft meinen Sprüngen zugesehn, wenn ich an euren Ufern der schönsten Häsinn geschmeichelt; verlasset mich itzt nicht mit eurer Hülfe, da ich mich zu euch in den Schutz begeben habe. Helft mir das Ufer erreichen, und meinen blutdürstigen Feinden entgehn! Also sprach er bey sich; seine Seufzer aber wurden vom leichten Winde verweht, und drangen nicht zu den Ohren der **Najaden**. Die schwarze Todesangst hielt ihm darauf ihren gorgonischen Schild vor, er sahe den scheußlichen Kopf der **Medusa**; was sollte er thun? er gab seine Hoffnungen auf, suchte seine letzte schwache Zuflucht in der Verzweiflung, und kehrte sich mitten in den Wellen um, seinen Feinden, als ein Held, entgegen zu gehn, und seinen schönen Tod durch Wunden zu beschleunigen. Im Augenblick ward sei-

ne Seele über gemeine Seelen furchtsamer Hasen erhoben; seine Miene ward edel und schrecklich, und sein Gesicht drohte wie das Gesicht eines Löwen. So schwamm er herüber, und meynte sein Leben zu retten, aber indem hob **Hektor** seinen herkulischen Arm auf, mit einer Keule bewaffnet, die Drachen zerquetscht hätte. Die knotichte Keule fiel wie ein Donnerkeil auf die Nase des Rammlers, er schrie; Blut färbte die schönen Glieder, und er senkte seyn Haupt, gleich einer purpurnen Blume vom Pflugschaar durchschnitten, oder wie Mohnköpfe vom schwachen Halse, herabhangen, wenn sie der stürmische Regen belastet. **Hektor** zog ihn heraus aus dem Strom, und legte ihn zu seinen Füßen; die **Najaden**, durch das Geschrey erschreckt, flohen aus ihren Wohnungen im Schilf, und der Flußgott hob sein moosigtes Haupt hervor, und murrte und schalt, da er Blut sah. Wie ein großmüthiger Löwe, wenn er unvermuthet auf einen unbewaffneten Mann stößt, der im Walde wandelte, und seinen Gedanken nachhieng, oder in ein lehrreiches Buch vergraben war; er reißt ihn zu Boden, aber sobald er ihn todt liegen sieht, schämt er sich seines unwürdigen Sieges, schüttelt die zottigte Mähne, und geht unwillig nach seiner Höle zurück. Also stand **Hektor** über der Leiche des Hasen, unzufrieden und finster, und brach bald in

folgen-

folgende Klagen aus: Armer Rammler! Wie unedel bist du gefallen! Erschlagen, gleich einem gekraustem Pudel, oder kurzohrigtem Spitz, der unter einem unehrlichen Knüttel dahingesunken, und dessen Leichnam auf den Misthaufen geworfen, oder von der reißenden **Oker** verschwemmt wird. O wie stolz wollt ich seyn, wenn ich dich mit bellenden Hunden verfolgt, in den Fluß gejagt, und dich von ihnen zerreißen gesehn, oder wenn wenigstens achtzig Schritt weit mein Donner dich eingehohlt, und dein Gehirn mit Schrotkörnern gefüllt hätte. Schade! Schade, daß du also gefallen!

Er sprachs, und wandte sich weg und wollte sein Wildpret den Habichten zur Speise lassen, die schon über dem Gebirge herumschwebten, als **Zelindor** ihn also anredte: Edler Jüngling, traure nicht über das Schicksal des Rammlers, und laß eine falsche Großmuth dich nicht verleiten, einen Braten den Habichten und Füchsen zu überlassen, der mit allem Rechte deiner Tafel gehört. Schöner wird dir kein Hase geschmeckt haben, als dieser, den du beynah durch ein Wunder erlegt; und ein **Punsch** könnte nie besser angebracht werden, als bey dem Feste, das du dieser Jagd zu Ehren deinen Freunden anrichten wirst. Also **Zelindor**, und **Hektor** billigte seine Rede. Alsobald nahm

 er

er sein zweyschneidiges Messer, trennte seine Rocktasche entzwey, daß ein Abgrund sich aufthat, welcher ein Reh hätte beherbergen können. Der Hase stürzte kopflangs hinunter, und ward mit stillem Triumph nach der Stadt getragen, und den Händen des lächelnden Kochs überliefert, der sein Eingeweide herausnahm, ihm seinen Balg abzog, und ein großes Feuer anrichtete, des Gaumens eines Engelländers ihn würdig zu machen.

Indessen hatten sich die Flügel des Pantomimenhauses eröffnet; Reifröcke und besetzte Kleider zu Fuß, in Kutschen und Sänften strömten, hinein; als **Hektor** mit einem Regen von Silber sich den Weg zu der hellen Versammlung der graugepuderten Götter und Göttinnen eröffnete, und seine Freunde aufsuchte, welche dem Feste beywohnen sollten, das indessen auf seinen Zimmern veranstaltet wurde.



* *

Lagosiade.

Vierter Gesang.

Schon waren die letzten Befehle zu Aufhebung der Hölle gegeben. Die Feuerflammen auf Leinwand wurden zusammengewickelt; der **Styx** und der **Acheron** vom Silberflor, welche mit ihrem Brausen so viel Lärmen gemacht, wurden wieder in den Kasten gelegt, und die **Furie** zog itzo ihre mit Flittern besetzten Tanzschuhe aus, und legte ihre ledernen ausgestopften Schlangen weg, die in ihren Händen zu zischen geschienen. Die schöne Welt gieng auseinander, zufrieden und unzufrieden, so wie die Seufzer verstanden, und die Blicke glücklich angebracht worden. Schöne Augen hatten geliebäugelt, und Herzen hatten geblutet; Küsse waren unter dem Fächer oder dem Muffe verschickt, Ehmänner waren betrogen, und alte Muhmen durch freundliches Lächeln bestochen worden. Alles gieng mit großen Hoffnungen nach Hause, als **Hektor** gleichfalls mit seinen Freunden das parfumirte Zimmer betrat, und an einer Tafel sich niederließ, auf der das erjagte Wildpret unter allen Speisen hervorstach. Bald fuhr ein großes Schlacht-

Schlachtmesser durch den zartgespickten Rücken des Hasen, der Jüngling zerstückte seine Gebeine, und sandte jedem seiner Freunde ein wohlschmeckendes Stück zum Zeichen seiner Gewogenheit. Als sich Alle gesättigt, ward nach brittischer Gewohnheit ein prächtiges Porzellangefäß auf den Tisch gesetzt, tief und weit gleich einem Becken, welches einen ganzen See, oder die anmuthge **Alster** verschluckt. Es war mit mancherley Blumen geschmückt, und oben auf seinem Deckel lag ein junger **Bachus**, halb mit Weinreben bedeckt, freundlich und lächelnd, und schien zum Trunk einzuladen. Zwölfe von den güldenen Aepfeln welche ehmals in den **Hespeoischen** Gärten durch einen Drachen bewahrt wurden, sprützten ihren aromatischen Saft auf einen hellglänzenden Zuckerfelsen, der nach und nach in einen See von Citronensafte hinabschmolz. Als der geistvolle **Arrak**, welchen die braunen Mohren, in ihren weiten Reißfeldern beauen, hinzugethan war, stürzte aus dem Schwanenhalse eines kupfernen Kessels ein siedendes Meer unaufhörlich und wild, gleich der rauchenden **Lava**, welche von dem Gipfel des donnernden **Aetna** zu den **parthenopischen** Feldern herabfließt. Ein durchdringender berauschender Dampf stieg empor; und füllte das ganze Zimmer mit Weyhrauch. Drauf schloß sich die ganze Gesellschaft in einem weiten feyerlichen Kreyse um

die

die dämpfende Schaale herum. Ueber ihnen schwebte die Freude, der unschuldige Scherz; das freye Gelächter gieng oft um die Tafel herum, und man ward nicht müde die abentheuerliche Geschichte der unweidmännischen Jagd zu hören, die Felder und Gegenden wurden beschrieben, und die merkwürdige Käule gezeugt, welche eine so seltsame That vollführet.

Unterdeß füllte der edle brittische Jüngling einen großen Becher mit dem rauchenden Nektar, hielt ihn empor, und indem er den hohen Mond ansah, sprach er also: O du, **Phöbe-Diana**, Zierde der Gestirne, Göttin der Jagd, Dank sey dir, daß du mich heute diesen Fang thun lassen, der vielleicht noch niemals in Deutschland erhört worden, und selbst auf den Inseln Brittanniens Verwunderung erwecken wird. Dir nur habe ichs zu danken, daß ich das Lager eines schnellen Rammlers gefunden, ihn in den Fluß gejagt und sein wohlschmeckendes Wildpret erbeutet. Die du mir erschienst, schön wie die schlanke **Thalesteis**, welche zuerst durch ihre Blicke meine Wangen mit Schamröthe gefärbt, die du mit gütiger Hand meine Schritte bis zu dem Schlachtfelde geleitet, und einen Theil deines Versprechens erfüllt hast, erfülle nun auch die andre Hälfte, und laß diese Begebenheit durch die Zeit

nicht

nicht verlöscht, sondern durch einen kühnen Gesang in dem Tempel der Ewigkeit aufbehalten werden.

Also sprach er, und **Diana** erfüllte seine Bitte. Ihr Einfluß begeisterte die Brust des **Zelindor**, sich dem harmonischen Klavier, oder dem bezaubernden Umgange des brittischen Homers zu entziehn, und das Abentheuer eines so edlen Weidmanns zu singen.

Glücklicher Jüngling, glücklicher ich, wofern meine Lieder etwas vermögen; frey vom Zwange des Reims, und der römischen Füße, aber vielleicht auch aller Schönheit eines heroischen Liedes beraubet. Laß das sterbliche Lied untergehn, dein Werth bleibt ewig in unsern Herzen, so lange der Name der edelsten Stiftung über die Meere gehört wird.



* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Die Klugheit der Jugend.

Das Chor der Jünglinge und Mädchen.

Zusammen.

Die große betrügliche Welt hält uns für ehrliche Thoren,
Die alles das sagen, was ihnen gefällt.
Doch wir, wir haben schon längst der Kindheit Einfalt verloren,
Und heucheln so künstlich, als immer die Welt.

Das Chor der Jünglinge.

Wir preisen euch in euern Scherzen,
O Mädgen, und der Liebe Schmerzen
Singt unser Lied; denn unsre Herzen
Bezaubert euer Angesicht:
Doch sollten wir euch frey gestehen,
Wir würden euren Reiz verschmähen,
Wenn wir uns nicht vergöttert sähen?
So ehrlich sind wir nicht.

Das Chor der Mädchen.

Wir geben euch für eure Lieder
Ein Lob voll schöner Hoffnung wieder,
Und so gefällig, als für Brüder,
Für euch zu seyn, ist unsre Pflicht.
Doch, wenn wir sanft die Hände drücken,
Gestehn wir denn, daß wir beglücken,
Um recht viel Sklaven zu erblicken?
So ehrlich sind wir nicht.

Zusam-

Zusammen.

Nein, nein, sie betrügt sich, die Welt, wenn sie selbst mit sich zufrieden,
Nur sich zur Verstellung für fähig erklärt.
Nein, nein, dieß glückliche Loos ist auch der Jugend beschieden;
Sonst würde die Welt in der Nachwelt entehrt.

Der erste Jüngling.

Laurette läßt sichs nicht verdriessen,
Ihr zaubrendes Portrait zu küssen,
Und will zum Ueberflusse wissen,
Was man von ihrer Schönheit spricht.
Ich heuchle. Soll ich ihr wohl sagen,
Daß alle Kenner sie beklagen,
Sie wisse sich nicht wohl zu tragen?
So ehrlich bin ich nicht.

Das erste Mädchen.

Allindor pflegt zu ganzen Tagen
Mit meinem Lobe mich zu plagen,
Und will mich zwingen, ihm zu sagen,
Er sey der Stutzer größtes Licht.
Wie? Sag ich ihm, damit er büße,
Daß alles ihm gezwungen ließe,
Und wär er auch nur halb so süsse?
So ehrlich bin ich nicht.

Der andere Jüngling.

Lucinde denket nicht mit Blicken,
Nein, durch Verstand mich zu entzücken,
Und giebt mir von des Aethers Drücken,
Und den Monaden, Unterricht.
Statt ihre Weisheit wohl zu fassen,
Lern ich, die Philosophinn hassen:
Doch sollt ich sie das merken lassen?
So ehrlich bin ich nicht.

Das

Das andere Mädchen.

Du denkst, Crispin, uns zu gefallen,
Kann nur dein Mund von Dingen lallen,
Die unsrer Wirthschaft heimgefallen;
Dein Mund, der so viel Einfalt spricht.
Du sprichst: Und alle Mädchen lachen.
Soll ich dich denn behutsam machen,
Selbst für dein Ansehn mehr zu wachen?
So ehrlich bin ich nicht.

Der dritte Jüngling.

Schlau weis Selinde Zärtlichkeiten,
Die sonst bey Mädchen nichts bedeuten,
Bey mir aus Liebe herzuleiten,
Die Kranz und Trauung schon verspricht.
Soll ich ihr noch die Moden lehren?
Und durch mein Plaudern, ihr zu Ehren,
Mein stilles Glück bey Chloren stören?
So ehrlich bin ich nicht.

Das dritte Mädchen.

Schlau dachte Stax: „Aristens Händen
„Will ich Neärens Herz entwenden;
„Ein schöner Ring soll sie verblenden.
Schon sang er sich sein Lobgedicht.
Den schönen Ring schenk't ich Aristen,
Doch sollt ich, Staxen zu entrüsten,
Ihm sagen, wie wir uns da küßten?
So ehrlich bin ich nicht.

Zusammen.

Wir, wir sind nicht ehrlich genug, uns selbst die Quelle zum Leiden,
Und tadelnd einander beschwerlich zu seyn,
Doch bist du heiter, wie wir, bist du die Mutter der Freuden,
Komm, Ehrlichkeit, eilends, und singe mit drein.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Briefe.

I.

Das ist wahr, mein liebster Freund, Sie sind so viel Gold werth, als sie schwer sind. Sie erhalten meine Correspondenz auch noch, wenn Sie krank sind. Wenn ich Ihre Briefe nicht hätte, so würde ich manchmal der Melancholie sehr nahe seyn. Denn ohne dieselben wäre ich von dem Witze völlig geschieden. Da würde es Herr * * ganz anders machen, und wenn ihm auch nur einen Tag lang der Kopf weh thäte, so würde er die erste Woche sein Stillschweigen damit entschuldigen, daß er es voraus gemerkt; die andre damit, daß er es darinnen gehabt; und die dritte Woche damit, daß es ihn so scharf angegriffen hätte, und daß er noch matt davon wäre. Zwar was sage ich? Der ist ja schon so weit gekommen, daß er keinen Vorwand mehr sucht, die Vergessenheit zu bemänteln, in die seine Freunde bey ihm fallen.

Aber es ist mir leid, mein liebster Freund, daß Sie die Narren, oder Ihr Fieber, so mitgenommen haben, wie mir mein Bote gesagt hat. Armer Mann! Muß denn dieses Ungeziefer den Witz überall verfolgen, und, wenn sie ihn auf keine andere Art zu hemmen wissen, sich wenigstens alle Mühe geben, so thöricht zu seyn, daß die witzigen Köpfe vor Verdruß das Fieber kriegen? Ist es gleich

gleich keine gefährliche Krankheit: So ist es doch gewiß keine angenehme Sache,

Wenn man, von Gärten und von Wiesen,
Die uns oft freundlich angelacht,
Wenn, durch der Erde grüne Pracht,
Der neue Geist zur Freud erwacht,
In seine Stube nur verwiesen,
Betrübt sitzt und Kalender macht;
Und, will man muntre Scherze wagen,
Der Mund zu matt ist, sie zu sagen;
Ja, wenn der Sommer gleich um unsre Fenster spielt,
Im Bette selbst den Winter fühlt.

Ich bedaure Sie aufrichtig, und ich werde beynahe auf unsern Doktor böse, daß er Ihnen Ihr Fieber nicht besser vom Halse schafft, und Sie ein Recidiv bekommen läßt,

Daß er, den man doch aller Orten
Für einen Bändiger der Krankheit schon erkannt,
Mit seinen langen Zauberworten
Zu keinem jungen Herrn dein Fieber schon verbannt.

Auch das ist eine Folge Ihrer Krankheit, die ich bedaure, daß die Mäuse, wie Sie schreiben, das Exemplar von Ihrem Jünglinge angefressen haben, das Sie mir zugedacht hatten. Es ist wunderbar genug, daß auch die Thiere den Witz verfolgen, und ich halte sie für Abgeschickte von dem Herrn**.

Jedoch, er mag auch Mäuse schicken,
Um deinen Jüngling zu zerstücken,
Und der verdienten Ewigkeit

Den Witz von dir schlau zu entrücken;
Es wird dem guten Herrn nicht glücken!
Der Witz wird sie in ihren Bäuchen drücken,
Und endlich werden sie sogar davon ersticken.
Ja, kömmts auf die Vergessenheit:
So ist mir mehr vor ihm, als deinen Werken, leid:
Denn, Himmel! welcher Unterscheid!
Er schreibet trocken, du schreibst munter,
Und ein Chrysipp geht allezeit
Weit ehr, als ein Tibullus, unter.

Machen Sie nur, liebster Freund, daß Sie Wort halten, und mich noch diesen Sommer besuchen können. Ich lasse mich keine Mühe dauern, mir meine verdrießliche Arbeit vom Halse zu schaffen, damit ich ganz mein bin, wenn Sie bey mir sind. Ich sitze bis auf den Abend unter den trockensten Folianten vergraben, damit Sie so wenig, als möglich, von denselben bey mir antreffen.

Freund, hör einmal das Abentheuer an!
Als jüngst auf meinem Tisch die trocknen Bücher lagen,
Die sich zusammen wohl vertragen,
Lag auch von dem Journal, zu dem du beygetragen,
Von ungefähr ein Monat aufgeschlagen;
Freund, höre nur das Abentheuer an!
Als ich, so sehr ich nur den Witz verläugnen kan,
Ihn zu verläugnen schon begann:
So zog doch unser Witz noch die verstohlnen Blicke
Von seinen Nachbarn oft zurücke.
Freund, höre nur! Schnell nahm ich wahr,
Daß durch der Nachbarschaft Gefahr
Die Monatsschrift erschrocken war:
Denn erst erblaßte sie, zuletzt verlosch sie gar.

Nein,

Nein, nein, liebster Freund, ehe Sie kommen, sollen alle diese dem Witz so gefährlichen Werke, weggepackt seyn. Ich bin beständig

Ihr

getreuer

N.

II.

Mein liebster * *,

Wie ein Dictator sich gebrüstet,
Wenn ihn, belorbert und gerüstet,
Der Könige Gespann im Siegeswagen zog,
Und ein Triumph! Triumph! von aller Lippen flog;
Wie stolz ein Baron ward, wenn ihn kein Marquis störte,
Und ein Parterre zu Paris,
Sobald er sich auf dem Theater wies,
Und kaum von seiner Kunst das Vierthel sehen ließ,
Die Allmacht seiner Worte pries,
Und ihn bald durch Geklatsch, und bald durch Thränen, ehrte;
Wie Forcinelli sich erfreut,
Wenn in Meropen uns die Zaubertöne rühren,
Und in der Kehle sich verlieren,
Und unsre Seelen uns entführen,
Wenn man entzückt Encora schreyt;
Und wie ein Dichter auf den Gassen,
An den man vor Verwundrung schon,
Als an den erstgebohrnen Sohn
Des Phöbus Schreiben abgelassen,
Vor Freuden über sich sich bläht,
Und stolz und aufgerichtet geht,
Wenn man einander stößt: Seht! Seht! das ist er! Seht!

So mäßigte gleich eine schnelle Freude
Die Macht von meinem Leide,
Die über mich bey S * * * * kam,
Als ich von euch mit Küssen Abschied nahm;
So, sag ich, mäßigte gleich eine schnelle Freude
Die Macht von meinem Leide,
Als euer freundschaftlichs, einhelliges Geschrey
Das Lebewohl! das, von Verstellung frey,
Mir mehr, als je ein Lob der ganzen Welt, bedeutet,
Noch bis nach P * * mich begleitet.

Selbst, da ich es nicht mehr gehört habe, ist es nicht verloren gegangen, und ein Reuter, der mich auf meinem lahmen Pferde gleich hinter B ** einholte, war doch wenigstens dazu gut, daß er mir es noch berichten konnte. Nun habe ich mich wieder erholt; nun kann ich es in meiner Einsamkeit wieder ein halbes Jahr geduldig aushalten. Denn ich habe mir wieder einen Vorrath von Freuden eingesammlet. Und wer weiß? So gut wie ich Sie insgesammt ganz unerwartet mit meinen Umarmungen überrascht habe: So gut kann auch Einer von Ihnen mich einmal, ehe ich es denke, überfallen. Können Sie mir nicht einige Hoffnung dazu machen? Sie müssen, liebster Freund, wenn Sie auch nicht können. Denn ich merke wohl, daß ich immer eine solche Hoffnung nöthig haben werde, wenn ich Ihre Abwesenheit nur einigermassen ertragen soll. Wie wäre es möglich, daß nicht die Erinnerung des Vergnügens, das ich bey Ihnen wieder genossen habe, mich zugleich erfreuen und niederschlagen sollte? Doch ich will diesen Gedanken

danken nicht nachhängen. Leben Sie wohl, und umarmen Sie alle unsere Freunde.

A.

III.

Mein liebster Freund.

So wenig ich auch Zeit habe; so muß ich mich doch bey Ihnen für den fröhlichen Tag bedanken, den mir unser Bote überbracht hat, wie er ihn allezeit zu überbringen pflegt, wenn Sie anders an mich schreiben.

Gleichwie ein Freund, den so, wie mich,
Der Himmel seiner C * * Küssen,
Und seinem G * * * entrissen,
Von dem die Freude zwar, doch der Geschmack nicht wich,
In seiner Clause still nach Zeitvertreibe jaget,
Gezwungen Arbeit liebt, und, von der Unruh voll,
Der er doch niemals ganz entsaget,
Vom ersten Morgen an, sobald der Himmel taget,
Bis ihn um Mitternacht der Schlaf ins Bette jaget,
Bald mit sich Verse redt, bald seine Bücher fraget,
Damit auf kurze Zeit die Schwermuth, die ihn plaget,
Nur in der Asche glimmen soll;
Doch wenn ihn jähling sein Orest
In seiner Schwermuth überfallen,
Das angefangne Werk unausgeschrieben läßt,
Er läßt ihm nur sein Herz entgegen wallen,
Wirft seine Feder hin, läßt Bücher Bücher seyn,
Entsagt dem Dichter jetzt, und bleibt der Freund allein:

 So,

So, Freund, entschlag ich mich auch aller meiner
Sorgen,
Und denke: Geht, lebt wohl bis Morgen!
Sobald dein Bote nur in meine Stube tritt.
Könnt ich dann wohl an Pflichten denken,
Arbeiten, oder auch mich kränken?
Er bringt mir ja was bessers mit;
Er bringt mir lauter Freude mit.

Aber das können Sie mir nicht zumuthen, daß meine Dankbarkeit gegen Sie sich eher, als des Abends, zeigen sollte. Ich muß Sie ja den Tag lang erst genießen, und Ihre Briefe lesen, und wieder lesen. Sie setzen sich ja auch nicht hin, an mich zu schreiben, wenn Sie mit Ihren Freunden bey einem Glas Wein den guten Brauch der Alten mitmachen. Wenn Sie meine Gesundheit trinken, so will ich mir wohl ein paar Zeilen von Ihrem Briefe an mich abbrechen lassen; aber die Entschuldigung der Arbeiten soll nicht gelten. Daß Sie noch so oft an mich schreiben, als Sie thun, das muß ich unter Ihre guten Werke rechnen.

O ja! du reichst gewiß an mich.
Mein Freund, zur Unzeit schämst du dich.
Für wen fast stündlich Freunde leben,
Die jeden Tag von ihm den Freuden übergeben;
Und wer von seiner heitern Zeit
Der ewig langen Einsamkeit
Zum Wechsel nur zuweilen Stunden weicht;
Wer, wenn er selbst nicht will, nie braucht allein
zu bleiben,
Und oft mit einem Freund zu Schmidten sich
verirrt.
Wo Bachus dann der dritte wird;

Was

Was sollte der viel schreiben?
Der kann die Zeit sich glücklicher vertreiben.
Doch wer mit Freunden anders nicht,
Als nur in den Gedanken, spricht,
Im Winkel melancholisch sitzet,
Arbeitsam seine Zeit, nie zum Vergnügen, nützet,
Und der, droht ihm ein Ueberdruß,
Die alte Zeit zurücke rufen muß,
Der muß, die Zeit sich zu vertreiben,
So oft er kann, an Freunde schreiben.

Ich rechne es mir gar nicht als ein Verdienst an, daß ich Ihnen oft so lange Briefe schicke. Was sollte ich lieber thun, als mit Ihnen schwatzen? Denn rufe ich mir die alte Zeit zurück, die uns, wenn wir bey einander waren, so geschwind und so vergnügt dahin gieng. Ach, wie gern wäre ich, statt des Briefes, bey Ihnen!

Verfühlte, glückliche Minuten,
Da wir im Arm der Freundschaft ruhten!
Verfühlte, glückliche Minuten,
Wo seyd ihr hin?
So seufz ich oft, wenn ich mit schwerem Herzen,
Der Freuden satt, vertraut mit meinen Schmerzen,
Mit mir nur in Gesellschaft bin.

Ich muß abbrechen; ich möchte mich sonst gar zu traurig machen.

A.



* *

IV.

Ich habe Ihnen mehr, als einmal, gesagt, und geschrieben, daß alle Tage, da ich Briefe von Ihnen empfange, für mich heitre Tage sind. Aber nun, mein lieber ***, muß ich Sie auf einmal daran erinnern, wie traurig die Zurückkunft des Boten für mich ist, wenn er leer kömmt.

Es naht, indem ich registriere,
Dein Bote kaum sich meiner Thüre,
Den mein gewisses Ohr schon an dem Schritte kennt:
So wach ich auf von den Geschäfften,
Die meinen Rest von Witz zerfoltern und entkräften.
Die Trägheit weicht, ich bin behend.
Die Stirn entreißet sich den Falten,
In deren Winter sie ein Lärm voll Einsamkeit,
Und Schwermuth und Verdruß erhalten.
Sie lächelt, als verjüngt, zu deinem Brief bereit.
Die Seele hofft das Leere nun zu füllen,
Das immer in ihr bleibt, und ihren Durst zu stillen.
Ich schrey: Gebt her! Gebt her! Von Sehnsucht ganz entbrannt,
Fahr ich ihm geizig nach der Hand,
Die mir zu langsam scheint, mir deinen Brief zu geben.
Doch, sinkt die Hoffnung hin, die mächtig in mich drang,
Und nimmt sein Wort der Stirn das neue Leben;
Ich bringe das mal nichts: So reuet mich mein Gang.
Ich schleiche, vom Verdruß und Gram und Leid umgeben,
Die mir mit schwerem Fluch um meine Runzeln schweben,
Der Höhle wieder zu, aus der ich eilig sprang;
Und hier wird mir die Zeit von neuem lang.

Wenn

Wenn Sie es nur selbst sehen sollten; ich weis, Sie könnten es nicht übers Herz bringen, mir nicht zu schreiben. Indessen kehre ich mich nicht daran, und schreibe Ihnen, so oft der Bote geht. Heute will ich Ihnen zur Strafe nichts weiter schreiben, als wie unrecht Sie daran thun, wenn Sie mir durch die Ankunft des Botens, der ohne einem Brief von Ihnen kommt, eine vergebliche Freude machen. Ich hätte große Lust, Ihnen noch den Bogen voll zu schreiben. Aber wenn man drey Briefe wegschickt, und keine Antwort kriegt: So geht einem endlich auch die Materie ab. Ich könnte Ihnen zwar viel von meiner Freundschaft sagen; aber was sagte ich Ihnen da Neues?

Ihr zärtlicher
A.

* *

V.

Mein allerliebster Freund,

So angenehm und unvermuthet Sie Herr Sch** überrascht haben mag, eben so angenehm und unvermuthet hat mich Ihr heutiger Brief überrascht, welchen mir Herr ** sogleich mit der Post überschickt hat, ohne unsern Schneckenboten zu erwarten, wofür ich ihm tausend Dank weis. Meine Freude, die bisher durch die vielen traurigen Nachrichten, welche ich aus L. = = erhalten, niedergeschlagen und betäubt war, ist dadurch allzulebhaft ermun-

ermuntert, und meine Freundschaft allzusehr in Athem gesetzt worden, als daß ich nicht gleich itzt, da ich kaum Ihren Brief ausgelesen und wiedergelesen habe, mir einen vergnügten Abend machen, und mit Ihnen schwatzen sollte. Sie beschreiben sich mir, wie Ihnen beym Empfange meines letzten Briefs kurz vor Ihrer Abreise aus L** zu Muthe gewesen, sehr reizend und zärlich. Ich wollte wünschen, daß ich es Ihnen eben so schön sagen könnte, wie niedergeschlagen mich die Nachricht gemacht hat, daß Sie L** bereits verlassen hätten. Ich hatte schon alle Anstalten, die mir möglich waren, gemacht, Sie vor Ihrer Abreise mit aller meiner Freundschaft zu überfallen, und ich hatte Ihnen nur deswegen noch nichts davon geschrieben, weil Ihre Freude unerwartet seyn sollte.

Wie zärtlich träumte nicht mein Geist! * * * * * *
Er träumte sich die alten goldnen Zeiten,
Da wir noch nicht der Sorgen bange Beuten,
Die uns aus Quaalen itzt in neue Quaalen leiten,
Nie den Geschmack, den uns die Dichtkunst gab, bereuten,
Und unsrer edlen Herzen freuten,
Und täglich fühlten, was sich selber leben heißt.
Mein Geist durchzählte schon die glücklichen Minuten,
Die, jenen frohen Tagen gleich,
Wo wir, uns selbst genug, an Zärtlichkeiten reich,
Vom Wein vor Gram geschützt, in Arm der Freundschaft ruhten,
Von denen mir ein ieder Augenblick
Mehr, als ein Säculum, das mir von dem Geschick
Auch Sklaven ohne Zahl gebückt erbitten wollten,
Als eine Chilias von Jahren voller Glück,
Im Reichthum durchgelebt, gegolten,

Mein

Mein Geist durchzählte sie, die diesen Tagen gleich,
Wo wir, durch Freundschaft mehr als reich,
Nicht einmal unser Schicksal scholten,
Mir itzo wieder werden sollten.

Ich stellte mir die Freude schon vor, welche ich dabey zu empfinden hoffte, wenn Sie die Augen so weit, als damals, aufsperren würden, da ich Sie mit meinen Umarmungen, deren Sie sich nicht versahen, so bestürzt, und zwar so freudigbestürzt machte. Ich trat schon in Ihr Zimmer, und hieng schon zu Viertelstunden an Ihrem Halse, und konnte Ihrer Umarmungen nicht müde werden. Sie wissen selbst am besten, wie sehr ich Sie liebe, und Ihre Gedanken werden mich Ihnen in dieser Stellung besser abzubilden wissen, als es aller meiner Poesie möglich ist. — — —

— — — So weit war ich vor ungefähr acht Tagen gekommen, und die verdrießlichsten Hindernisse haben mir nachher nicht erlaubt, meinen Brief fertig zu machen. Aber nun fängt es mir an auf dem Gewissen zu liegen, daß ich einen so lieben Freund so lange auf einen Brief von mir soll warten lassen. Länger kann ich ohnmöglich Anstand nehmen, und sollte mir der Bote den Brief auch mitten in einer Periode abfordern. Wenn alles sagen, was man fühlt und auszudrücken wünscht, allein einen vollständigen Brief schreiben heißt: So werden Sie ohnedieß niemals einen vollständigen von mir erhalten, und wenn er auch gleich zu einer actenmäßigen Größe anwüchse. Ob ich solcher-

solchergestalt den Brief eine Seite eher oder später schließe, das wird gleichviel seyn. Es wird doch allezeit noch viel übrigbleiben, das ich Ihnen noch gern gesagt haben möchte.

Ich will nun in meiner angefangenen Materie nur gleich fortfahren, und kommen, so weit ich kann, sollte auch der Eingang zum Uebrigen, wie ein Riesenkopf auf einen Zwergsleib, passen. Ich hatte Ihnen die Freude beschrieben, die mir mein eingebildeter Besuch bey Ihnen verursacht. Ich bin dabey ein Schwätzer gewesen. Denn wer sollte es bey so angenehmen Bildern nicht werden? Ich muß Ihnen mich nun auch abbilden, wie ich ausgesehen, da ich die unvermuthete Nachricht erhielt, daß Sie in die weite Welt gereist wären. Denn ob Sie in H*** oder in Madrid sind; für mich ist das beynahe einerley. Ich habe eben so wenig Hoffnung Sie wiederzusehen, als ich haben würde, wenn Sie als ein Crusoe, auf eine unbekannte Insel geworfen worden, oder, als ein Missionarius, nach Grönland oder Malebarien gegangen wären.

So stutzt kein Wandersmann, wenn ihm bey heitrer Luft
Kaum eine ferne Wolke dräuet,
Und wenn er sich zum Voraus der kostbarn Stunden freuet,
Die in der nahen Stadt ein Freund ihm prophezeyet,
Wenn ihn ein Donnerschlag, der seine Lust zerstreuet,
Schnell aus den süssen Träumen ruft,
Und bey ihm niederstürzt, eh aus entlegnen Höhen
Er ihn den Weg herab zur Erde suchen sehen:

So

So starr stand Niobe, als ihr die kalte Hand,
In der das träge Blut gerann, schlich, stockt und
stand,
Zu schwer ward, sie zu bangen Schlägen
Nach ihrer Brust hin zu bewegen,
Ihr Fuß im Schritte sank, im Aechzen noch ihr Mund
Unschließbar ward, und ewig offen stund:
Als ich, da ich die Nachricht hörte,
Daß L** nun auch dich entbehrte.
Der Schmerz, der meine Brust empörte,
Erlaubte mir noch kaum ein halbverschlucktes Wort.
Ach, rief ich, G***! Dann flossen treue Zähren,
Ich wandte mich hinweg, die freundschaftlichen Zähren,
Die Freunde deiner Art zu Zeugen nur begehren,
Nicht Niedrigen, die sich der Menschheit Vorrecht
wehren,
Zu zeigen, und sie zu entehren,
Ach! seufzt ich, er ist fort!

Wie gern wollte ich Ihrem Briefe in der Beantwortung Schritt für Schritt folgen. Aber es ist mir unmöglich. Es wird dunkel, und der Bote will den Brief noch heute Abend haben, weil er morgen mit Anbruch des Tages abgeht. Sie sind nun eben so verlassen von Freunden, und in Ihrer volkreichen Stadt eben so einsam, als ich, mein liebster Freund! Lassen Sie uns Einsiedler einander nicht verlassen; lassen Sie uns oft schreiben. Unsern übrigen Freunden können wir es nicht verdenken, wenn sie uns nicht so oft Briefe schicken, als wir sie wünschen. Ich bin beständig

Ihr Zärtlicher
A.

An

An Herrn Rittmeister von S**

Nach der Ode des Horaz:

Icci, beatis nunc Arabum invides
Gazis; etc.

Du waffnest dich, o junger Held,
Mit deiner Ahnen Speer;
Und ziehst hin in den dunklen Streit
Des Siegers Adlern nach.

O! rüste nicht den holden Blick
Mit Finsterniß und Tod;
Und schmiede nicht mein Vaterland
In neue Ketten ein!

Wer weis, wo von der Mauer dich
Ein braunes Mädchen sieht,
Das kläglich nach dem Vater weint,
Den du gefangen führst.

Ihr mächtig Aug' entwaffnet dich;
Du siehst dich zärtlich um,
Und schließest Frieden, welchen kaum
Dein Heldenmuth verwünscht.



Ein Lobgesang,

nach dem Englischen des Thomsons.

Alles dieses, allmächtiger Vater, dieß wechselnde Ganze
Ist nur der veränderte Gott. Der Kreislauf des Jahres
Ist von dir voll. Es wandelt in dem gefälligen Frühling
Deine Schönheit daher, und deine Zärtlichkeit, Vater,
Deine Liebe. Rings um uns her erröthen die Felder;
Rundum ertönen die Berge; der Wald lacht; die sanftere Luft ist
Balsam; und ieglicher Sinn und iegliches Herz ist Freude!
Dann erscheint deine Herrlichkeit, in den Monden des Sommers,
Stralend mit Licht und mit Hitze. Dann schießt deine mächtige Sonne
Volle Reife durchs schwellende Jahr. Dann spricht deine Stimme
Oft im schrecklichen Donner, und oft um die Dämmerung des Morgens,
Um den tiefen Mittag, und um den sinkenden Abend,
Gleich vernehmlich, an Haynen und Bächen in lispelnden Lüften.
Deine Güte stralet im Herbst unbegränzet, und breitet
Ein gemeinschaftlich, großes Gastmahl für alles, was lebt, aus.
Schrecklich bist du im Winter! In Wolken und Stürme gekleidet,
Und mit Wettern umringt, die über Wetter sich wälzen!
Majestätische Finsterniß! Auf des Wirbelwinds Flügeln
Hoch emporgetragen, gebeutst du der schweigenden Erde,
Anzubeten, und beugst die Natur durch dein nördliches Stürmen!

Unbegreifflicher Zirkel! O was für Einsicht und Weisheit,
Was für göttliche Macht, stralt, tief empfunden, aus ihnen!
Nur ein einfach Gefolge, das doch so voll Anmuth gemischt ist,
Mit so gefälliger Kunst, solcher Schönheit und Güte verbunden!
Schatten, die sich unmerklich so sanft in Schatten verlieren!
Alles, zu einem harmonischen Ganzen sich immer so bildend,
Daß, wie sie einander sich folgen, sie immer bezaubern.
Aber oft wandelt der Mensch mit staunenden Blicken vernunftlos,
Unbewußt, merket nicht dich, und sieht die mächtige Hand nicht,
Welche, beständig geschäfftig, die stillen Sphären herum wälzt,
Im verborgenen Abgrunde wirkt, und aus ihm in Dünsten
Allen herrlichen Reichthum, womit sich der Lenz schmückt, hervortreibt;
Von der Sonne den flammenden Tag uns senkrecht herabwirft;
Jedes Geschöpfe speiset; die Ungewitter daherjagt,
Und, wenn auf der Erde der holde Wechsel erneut wird,
Jegliche Feder des Lebens mit eigner Entzückung entzündet.

Hör es, Natur! Es verbind iedwede lebende Seele
Unter dem räumigen Tempel des Himmels, sie alle verbinden
Sich in Anbetung, und mit heiliger Inbrunst erhebe
Sich ein allgemeiner Gesang zum Throne der Gottheit.
Hauchet, ihr lauten, kühlen Lüfte, hauchet Ihm sanfte,
Dessen Odem in eurer Kehle hauchet. O redet
Von Ihm im einsamen Dunkel, wo über den hangenden Felsen

Die

Die erhabne Fichte mit ihrem kaum schwankenden Wipfel
Ueber den braunen Schatten, ein heiligs Entsetzen verbreitet.
Ihr auch, deren kühnere Töne, weit um euch vernommen,
Die erschrockene Welt erschüttern, erhebet gen Himmel
Euren ungestümen Gesang empor, und verkündigt
Den, auf dessen Befehl, durch dessen Odem ihr raset.
Stimmet sein Lob, ihr Quellen, und ihr, ihr zitternden Bäche,
Daß ichs begeistert vernehme, wenn ich betrachtend herumgeh.
Reißende, tiefe Ströme, die ihr euch gewaltig daherstürzt;
Sanftre Flüsse, die ihr die labyrinthischen Wasser
Durch die Thäler leitet, und du, majestätisches Weltmeer,
Selber eine geheime Welt voll Wunder! Erschallet
Dessen erstaunliches Lob, der mit gewaltigrer Stimme
Bald euch zu brüllen gebietet, bald eurem Brüllen, zu schweigen.
Wälzet sanft in vermischten Wolken, ihr Kräuter, und Frucht, und Blumen,
Euren Weihrauch zu Ihm, dessen Sonn euch den hohen Geschmack giebt,
Dessen Hauch euch besamt, und dessen Pinsel euch malet.
Neiget euch, Wälder, vor Ihm, und wallet Ihm, Erndten, und hauchet
Euren stillen Gesang in das Herz des jauchzenden Schnitters,
Wenn er unter dem fröhlichen Monde zu Hause zurückkehrt.
Die ihr am Himmel wachet, indem im Schlafe die Erde,
Ihrer unbewußt, liegt, o schüttet die sanftesten Stralen,
Ihr Gestirne, herab, indem auf der silbernen Leyer

Eure Engel unter dem schimmernden Himmel lobsingen.
Große Quelle des Tags! du bestes Bildniß, hiernieden,
Deines Schöpfers, o du, die von Welten zu Welten weit um sich
Unaufhörlich des Lebens erhaltenden Ocean ausgießt,
Schreibe Sein Lob auf die ganze Natur mit ieglichem Strale.
Prächtig rollet der Donner; sey still, anbetender Erdkreis,
Da von Wolke zu Wolke das feyernde Loblied zurückkehrt.
Blöket es wieder, ihr Hügel, und ihr, bewahrt diese Töne,
Moosigte Felsen! Erhebt das tief antwortende Brüllen,
O ihr Thäler! denn Er, der große Hirt, führet den Zepter,
Und sein Reich ohne Leiden wird in der Zukunft erscheinen.
Wachet insgesammt auf, ihr wäldertragenden Ebnen,
Und ein unendliches Loblied berste von allen Gehölzen.
Wenn der ruhlose Tag ermüdet dahin stirbet, und mit sich
Die ertönende Welt in Schlaf legt, dann, süssester Vogel,
Süsse Philomele, bezaubre die horchenden Schatten,
Unterweise die schweigende Nacht im Preise des Schöpfers.
Ihr vor allen, für welche das ganze Gebiete der Schöpfung
Lächelt, zugleich das Haupt, das Herz, und die Zunge von allen!
Krönet den großen Hymnus! In allen wimmelnden Städten
Fügt, versammlete Menschen, zur tiefen, donnernden Orgel
Die weit tönende Stimme, die durch den schwellenden Baß oft

Hell

Hell in feyerlichen Pausen hervorbricht! Erhebt euch,
Da vereinigte Flammen, eine die andre, verstärken,
Mit in eins verbundener heißer Andacht gen Himmel.
Oder, wofern ihr lieber die Schatten des Feldes erwählet,
Und in jedem geheiligten Hayn einen Tempel der Gottheit
Findet: So lasset des Hirten Flöte, das Lied der Jungfrau,
Den begeisternden Seraph, mit ihm die Leyer des Dichters
Immer den Gott der Jahrszeiten singen, so wie sie vorbeyfliehn.
Wenigstens ich, wofern ich das Lieblingsthema vergesse,
Wenn entweder die Blüthe blüht, wenn vom Strale des Sommers
Sich die Ebne röthet, wenn der begeisternde Herbst glüht,
Oder im schwarzwerdenden Osten der Winter herauf steigt:
So erstumme die Zunge, die Phantasie male nicht weiter,
Und mein Herz, der Freude gestorben, vergesse zu schlagen!

Wenn in die entlegenste Gegend der grünenden Erde
Mich mein Schicksal verwiese, in ferne barbarische Länder,
Und an Flüsse, die nie in Gesängen der Muse genannt sind,
Wo zuerst die Sonne die indischen Berge vergüldet,
Oder die fernen atlantischen Inseln ihr sinkender Stral färbt;
Wollt ich nicht mich entsetzen! Weil Gott, überall gegenwärtig,
Allenthalben gefühlt wird, in leeren Wüsten nicht minder,
Als in vollen Städten. Und muß nicht Freude da wohnen,
Wo die Gottheit beseelend über die Wesen sich breitet?

Wenn auch endlich die ernsthafte', große Stunde mir winket,
Und den mystischen Flug zu künftigen Welten beflügelt,
Will ich freudig gehorchen! Mit neuen Kräften dort oben
Die stets wachsenden Wunder singen! denn nirgends hin kann ich
Gehn, wo die allgemeine Liebe nicht rund um mich lächelt,
Sie, die jene Kreise mit allen Söhnen derselben
Insgesammt trägt, und aus dem scheinbaren Uebel das Gute
Immer herausführt, aus diesem das Beßre, und immer das Beßre,
Im unendlichen Fortgang. — Allein, ich verliere
Mich in Ihm, ich verlier in dem unaussprechlichen Licht mich.
Komm denn, beredtes Schweigen, und denke das Lob des Erhabnen!



Ver=

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Schriften.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Drittes Stück.

Viertes

Viertes Stück.

Fünftes Stück.

Sechstes Stück.

